

Industrie und Handlung.

Die Industrie von Menorca schränkt sich fast ganz auf die ersten unentbehrlichsten Handwerke ein, so daß sie für den Handel beynahe keinen einzigen Artikel liefern kann. Man hat zwar in letzterer Hinsicht hier und da die Salzfabrikation angeführt; allein auch hierbey pflegt die Natur das Beste zu thun. Eine Menge kleiner durch die Wellen ausgehöhlter Felsenbecken werden von Weibern und Kindern mit Seewasser angefüllt; ein einziger Tag reicht zur KrySTALLISATION vollkommen hin.

Was den Handel von Menorca anlangt, so ist er wenigstens in Ansehung der Ausfuhr gleichfalls von keiner Bedeutsamkeit.

felt. Eine kleine Quantität Käse, etwas Welle, etwas Honig, Wachs, Salz und Wein, alles zusammen höchstens 410,000 französische Livres werth, macht in der Regel das Ganze aus. Dagegen aber eüfste die Einfuhr leicht auf das Doppelte anzuschlagen seyn; was bey dieser Lage des Adirbaues und der Viehzucht, bey diesem Mangel an Tadelken und Manufakturen sehr erklärlich ist.

Hauptartikel sind: Weizen, Oel, Rinde und Schafvieh, Leinwand, Tücher, Branntwein, Tabak, Seidspulver, Zucker, Kaffee, Eisen und Marinebedürfnisse überhaupt. Man führt, wie sehr dieser Passivhandel, diese nachtheilige Bilanz Menorca erschöpfen muß, obgleich die Garnison ziemlich ansehnliche Summen in Umlauf bringt. Wirklich steht auch diese Insel an Wohlstand Mallorca außerordentlich nach.

Indessen bietet dennoch theils der Boden, theils die marinatische Lage von Menorca,

den Einwohnern eine Menge bisher unbekannter Hülfquellen dar. Der Boden z. B. ist zu dem Anbaue der Baumwolle, des Glases, des Haufes, des Tabaks, des Safrans, außerordentlich geschikt. Man hat Ueberflus an essizniellen Pflanzen, an Quadersteinen, an Schiefer und Marmor. Endlich verspricht die bessere Pflege der Oliven, die sorgfältigere Oel- und Salzfabrikation, die ausgedehntere Wein- und Obstbaumzucht, ja selbst der vermehrte Gemüsebau der Insel eine Menge Artikel, deren Ausfuhr die Einfuhr decken kann.

Aber noch nicht genug, auch die markantische Lage von Menorca ist in dieser Hinsicht äußerst vortheilhaft. Die fischreichen Küsten, wo es unter andern Sardellen und Sprotten im Ueberflus giebt, der vorreffliche Hafen, das große schöne Peñalareth, der Ruf der Mahener in allen Operationen des Schiffbaues, endlich ihr kühner unternehmen

der Ma'rosengeist selbst; alles bietet ihnen eine Menge einträglicher Hülfquellen dar.

Wie vorthellhaft z. B. die Lage von Menorca für maritime Unternehmungen sey, hat sich besonders w. hrend der letzten englischen Besitznahme gezeigt. Damals konnten nämlich die Menorcauer unter englischer Flagge fahren, und so bereicherten sie sich, theils durch die Kaperey, theils durch die Schiffsahrt nach neutralen Häfen, theils durch den Schleichhandel nach Spanien und Frankreich außerordentlich.

Aber wie sehr hat sich das Alles verändert, seitdem Menorca wieder zurückgegeben worden ist! Der Handel ist jetzt so unbedeutend, daß d-r Seezoll kaum zur halben Besoldung der Hafenbeamten hinreicht! Doch nur den Frieden, nur die Vollenbung oder die Wiederherstellung unentbehrlicher Anlagen, z. B. des Lazareths und der Werfte; vor al-

ten Dingen aber völlige Handelsfreiheit; und
Menorca wird in kurzer Zeit der Central-
punkt unzähliger Frachtschiffe, eine Haupt-
niederlage des Mittelmeers und eine der ein-
träglichsten Besitzungen sein!

Die Engländer in Menorca.

1798 — 1802.

Der Besitz von Menorca war von jeher sehr die Engländer, in allen ihren Kriegen mit Frankreich und Spanien, von großer Wichtigkeit. Es war ein Hafen, wo sie ihre Flotten ausbessern, verproviantiren und überwindern lassen konnten; ein Seeposten, von dem aus sie die südspanischen und südfranzösischen Küsten beherrschten; ein Centralpunkt aller ihrer maritimen, militärischen Kräfte im Mittelmeer. Dieß war besonders zu Ende des Jahres 1798 der Fall, wo der ganze Operationsplan der Allirten, für die doppelte Wichtigkeit einer solchen Besitzung entschied. Die Engländer rechneten zu diesem Ende eine

besondres Expedition nach Menorca aus, setzten sich mit leichter Mühe in den Besitz der Insel, und behaupteten sich bis zum Frieden von Amiens darin. Hier sind einige Details darüber, die man als Zusätze zu den bereits bekannten Nachrichten ansehen kann.

Die Engländer landeten am 17. November in der Cala Molins, einer kleinen nicht mit von Notho befreundlichen Bucht, also an dem unbequemsten Landungspunkte von ganz Menorca überhaupt; sie mußten durch ein enges, für die Artillerie höchst beschwerliches Thal marschiren, das rund herum mit Bergen eingeschlossen ist; sie mochten kaum dreitausend Mann stark, also um die Hälfte schwächer als die Spanier seyn; gleichwohl fanden sie so gut als gar keinen Widerstand, bemächtigten sich der Hauptposten mit der größten Bequemlichkeit, und nahmen in wenigen Tagen durch Capitulation, von Mahon und der ganzen Insel ohne Schwertstreich Besitz. Man muß indessen wohl bemerken,

daß die Anhänglichkeit der Menorcaner an Spanien sehr gering, die Vorliebe für die Engländer desto größer, und der Vortheil der Insulaner mit dem Interesse der neuen Herrscher aufs genaueste verbunden war.

Bey der ansehnlichen Garnison, bey dem vermehrten Zufluß von Fremden u. s. w., schienen nämlich die Menorcaner alle ihre Produkte zu hohen Preisen ab; unter der fürchterlichen englischen Flagge trieben sie ferner eine sehr einträgliche Kaperey und Schiffsahrt; unter der neuen Regierung genossen sie endlich der vollkommensten Handelsfreyheit. Mit einem Worte, nie hatte noch so viel Wohlstand, so viel Thätigkeit, so viel Handelsgeist in Menorca geherrscht.

Auf der andern Seite benutzten aber auch die Engländer die militärisch, marinarchischen Vortheile dieser Position außerordentlich. Sie alarmirten die feindlichen Küsten, nahmen alle spanischen und französischen Kaufahrer weg, versammelten hier ihre Truppen

zur Expedition nach Aegypten, und beherrschten von Menorca aus östlich und westlich das Mittelmeer *).

Doch endlich ward der Friede von Amiens geschlossen, und die Zurückgabe der Insel auf den 25. May 1802 festgesetzt. Die Engländer behielten demnach volle sechs Wochen zu ihren Anstalten übrig, und benutzten diese Zeit zur Plünderung des Aresenals u. s. w. mit ihrer gewohnten Thätigkeit. Als ihnen nun kurz vor Ablauf des Termins, die nahe Ankunft des Generalscapitains der Balearen angekündigt ward, entschuldigten sie sich mit dem Mangel an bestimmten Befehlen, suchten die Uebergabe hinaus zu schieben, und fuhren inzwischen mit Plündern, Verkaufen und Einschiffen fort. So brachten sie z. B. selbst die ganze spanische Artillerie, ja sogar alle vorhandene Munition an Bord. Sie

*) Was in dieser Hinsicht ehemals Menorca war, sieht nun sehr Malta, wiewohl unter etwas veränderten Umständen ab.

konnten dieß auch um so leichter thun, da gleich vom Anfang an, kein spanischer Comissär vorhanden gewesen war.

Unterdessen hatte der Generalcaptain von diesem tractatwidrigen Betragen Nachricht erhalten, wiederholte die Aufforderung zur Uebergabe, erhielt aber auch diesmal nur eine ausweichende Antwort zurück. Unmuthig schickte er seinen Adjutanten zum dritten Male ab, und nun erst bekam er die Erlaubniß, bey Ciudadela zu landen, wohin er denn auch ohne Verzug abzugehen beschloß.

Zu diesem Ende schiffte er sich auf einem Schesbede ein, die sonst als Paketboot zwischen Palma und Barcelona dient, nahm höchstens vierhundert Mann mit sich, die er auf sechs kleine Küstefahrer vertheilen ließ, und segelte vor lauter Eile sogar ohne Bedeckung ab, obgleich die Ueberfaher, der Algerer wegen, damals nichts weniger als sicher war. Er ward hierüber sehr bitter getadelt, allein er that dennoch im Grunde sehr wohl

daran. Schon hatte sich nämlich ein Gerücht verbreitet, daß die Uebergabe der Insel aufgeschoben sey. Der Generalcaptain glaubte, die Politik der Engländer zu durchschauen, und hielt es daher fürs Bessre, mit der größten Eile zu Werke zu gehn *).

Bei seiner Ankunft zu Ciudadela, ward er von dem englischen Brigadier Moncrief mit den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen empfangen, wobei er ein sonderbares Compliment zu hören bekam. — „Ich übergebe Ihnen die Schlüssel der Stadt“ — sagte nämlich der Engländer in ganz abscheulichem Französisch zu ihm. — „Ich hoffe, es wird das letzte Mal seyn, weil Spanien künftig sein Inneres besser kennen wird.“ — Die spanischen

*) Wie richtig er die Sache beurtheilt hatte, zeigte sich bald. Es war wirklich von neuen Verhaltungsbefehlen die Rede gewesen; mehrere englische Officiere sprachen ganz laut davon. Hätte der Generalcaptain nur noch vierzehn Tage gewartet, so hätte die Uebergabe wohl nicht statt gehabt.

Truppen besetzten nun die Posten von Eludabala; die englischen aber zogen sich nach Mahon zurück. Am folgenden Tage ward auch dieser Platz übergeben, die Artillerie nach einer lebhaften Discussion wieder ausgeliefert, und auf diese Art endlich die ganze Insel geräumt. Wirklich segelte die englische, aus zwey Linien Schiffen, Neben bis acht Fregatten u. s. w., bestehende Escadre, am 25. Juny vor der Abthe von Mahon ab.

Die Menorcaner trauerten, und fanden in den ersten Verfügungen des Generalcapitains doppelten Grund dazu. — Kraft des dreizehnten Artikels des Friedenstractats, war ihnen nämlich freye Disposition über ihr Eigenthum und ungestörter Genuß desselben auf volle drey Jahre zugesagt. Der Generalcaptain verweigerte dies, und verbot nicht nur die Verschiffung aller vorhandenen englischen Waaren, sondern verlangte sogar auch die Auslieferung aller der Artikel, die, wie z. B. Schießpulver, Tabak u. s. w., in Spa-

den Monopole des Königs sind. Die Ver-
sicherung, die Erbitterung der Insulaner war
allgemein. Auf Vorstellung des französischen
General-Consuls indessen, ward der Befehl
wieder zurückgenommen, und es blieb bey den
Punkten des Traktats. Doch trat von die-
sem Augenblicke an ein fast gänzlicher Still-
stand im Handel und in der Schifffahrt ein.

Vertheidigung von Menorca.

Die Küsten von Menorca bieten allerdings eine Menge großer und kleiner Landungsplätze dar; allein das Vordringen wird durch die Beschaffenheit des Terrains außerordentlich erschwert. Überall nämlich muß der Feind durch Schluchten und Hohlwege marschiren; überall trifft er nichts als Berg und Thal, oder mit Mauern durchschnittene Flächen an; endlich kann er Mahon nur auf einer einzigen Hauptstraße erreichen, da die Seiten-Communicationen für ein Armeecorps durchaus unpassierbar sind.

Diese topographischen Verhältnisse zeigen uns auf den ersten Blick, das hier zu wählende Vertheidigungs-System. Man muß —

einen Postenkrieg führen, so daß dem Feinde jeder Fußbreit Landes streitig gemacht wird. Hierzu bedarf es aber einer Centralposition, aus der man sich beim ersten Signale nach allen Richtungen hinbewegen kann. Diese Position wird im Mittelpunkte der Insel, auf dem Monte Toro, zu Fererías, Mercedel und Alayor zu nehmen seyn: ohne daß jedoch der Monte Agathe ganz vernachlässigt werden darf. Es versteht sich übrigens von selbst, daß diese Hauptposition, durch mehrere Telegraphenlinien, mit der ganzen Insel in Verbindung gesetzt werden muß.

So sehr sich indessen auch dieses Vertheilungssystem empfehlen mag; so scheint man spanischer Seits dennoch ganz entgegen gesetzter Meinung zu seyn. Der größte Theil der Besatzung und sämtliche Kriegesvorräthe, sind nämlich zu Mahon concentrirt, die übrigen Stützpunkte sehr schwach, der Monte Toro und Agathe gar nicht besetzt. Bis un-

zweckmäßig aber diese Vertheilung sey, hat man abermals noch ganz kürzlich gesehen.

In Ciudadela ward Vormittags um elf Uhr eine Escadre signalisirt, die eine Landung vorzuhaben schien. Nachdrlich glangen sogleich Ordonnauzen nach Mahon ab, kamen aber bey der großen Entfernung erst Abends um fünf Uhr daselbst an. Nochten die Truppen nun noch so schnell marschiren, sie konnten Ciudadela doch erst um zwey Uhr Morgens erreichen, also nachdem der Feind bereits im Besitze der wichtigsten Posten war. Zum Glück hatte jene Escadre nur eine Demonstration gemacht.

Dies alles scheint jedoch die Spanier nicht belehrt zu haben. Sie fahren fort, Mahon als Hauptpunkt zu betrachten, und geben dem Feinde gewissermaßen allen übrigen Preis. Daher ist z. B. der Hafen von Mahon durch sehr gute Batterien gedeckt, während man die Festungswerke von Ciudadela und Fornels gänzlich verfallen läßt; daher

liegen von der 5,190 Mann starken Garnison fast 4,500 allein in Mahon, während in Ciudadela höchstens 400, in Fornels und auf andern Punkten nur 50 oder 25, nur 10 oder 5 Mann befindlich sind.

Das ganze Corps ist aus 4,600 Mann Infanterie, 500 Mann Artillerie und 90 Dragonern (blos zum Ordonanzdienst) zusammengesetzt. Die Truppen sind im Ganzen brav, nur schade, daß so manche Compagnie fast ganz aus Verbrechern oder Vagabunden gebildet worden ist. Der jetzige Generalcapitain (1807) wird als ein guter Kriegsmann gerühmt; nur schade, daß er die Truppen zu wenig in den größern Vertheidigungs-Manövern üben läßt. Die Regierung endlich hat die Insel in den neuesten Zeiten mit allen Kriegsbedürfnissen, besonders mit Munition, sehr überflüssig versehen; nur schade, daß sie die Verwaltung des Ganzen so schlechthaste organisiert, und die einzelnen Oberbefehlenden durch

durchaus unabhängig von einander, folglich zu ewigen Gegnern gemacht hat.

Ist es nun zu verwundern, wenn es den Truppen an gehöriger Disciplin und wahrem militärischen Geiste, der Administration an Einheit, Kraft und Ständigkeit fehlt? Und läßt sich wohl, im Falle einer abermaligen englischen Landung, etwas anders erwarten, als was die Geschichte lehrt?

Sittliche Bemerkungen.

So sehr sich im Ganzen Menorcaner und Massorcaner immer gleichen mögen, so findet man dennoch bey genauerer Betrachtung, wohl hier und da eine kleine Verschiedenheit. Der Menorcaner ist etwas weißer, besonders das weibliche Geschlecht, das überdem größere Hülle hat; man erkennt offenbar das englisch-französische Blut. Eben so wird man die Verbindung mit diesen Nationen in der Kleidung gewahr; besonders in der Männertracht, indem die Weiber auch hier dem Insu-

larischen Costüme, wenigstens öffentlich treu geblieben sind.

Dies ist der mallorcanische Rebozillo, wozu man hier noch einen zweyten fügt. Letzterer muß von rothem Tuche und mit gelbem Bande eingefäßt seyn. Bey Bäuerinnen wird die Schleife des Rebozillo mit einer Art Corcarde von Band oder Leder verziert; auch gehört ein großer runder Mannshut, mit einem langen flatternden Sammetbande dazu. Die übrigen Kleidungsstücke der hiesigen Weiber sind bey den höhern Ständen das spanische Corset und die Basquinna; bey den andern ein kurzer großblumiger, in lauter Flecke Falten gelegter Rock, eine kleine, catunene, ganz schmal zusammengepreßte Schürze, und ein straffes, steifes Fischbein-Corset. Der Luxus der Mallorcanerinnen mit gelbe-

am Ketten, Medaillons u. s. w., ist hier un-
bekannt.

Die Sprache der Menorcaner weicht
in keinem wesentlichen Stücke von den mallor-
canischen Patois ab; ist jedoch mit sehr viel
nationalisirten englischen Wörtern vermischet.
Ueberhaupt pflegen die meisten Einwohner
englisch, französisch und spanisch zu verstehen,
wenn sie es auch nicht zu sprechen im Stande
sind. Alle Schiffer und Kaufleute indes-
sen, ja selbst gemeine Matrosen und Hafen-
arbeiter, drücken sich gewöhnlich sehr fertig
darin aus. In dieser Hinsicht haben also die
Menorcaner ungleich größere Fortschritte, als
ihre Nachbarn gemacht.

Dafür stehen sie aber den Mallorcanern
in Ansehung des Charakters außerordentlich
nach. Sie sind lebhafter, geschmeidiger, höf-
licher, aber sie haben bey weitem nicht so viel

Entmüthigkeit, Biederkeit und Gastfreundschaft. Ränklich, jähzornig, rachfüchtig, freischend in der Noth, aufgeblasen im Glück, scheinen sie dem gemüthlichen, soliden Mallorcaner gerade entgegengesetzt. Der Adeltliche steht auf den Kaufmann und Schiffer, und dieser auf den Handwerker und Bäuer mit Verachtung herab; während jeder der letztern sich für vornehmer hält.

Nichts charakterisirt jedoch die Menorcaner am meisten; als ihre Indolenz. Daher ihre Gelassenheit, bey den politischen Veränderungen ihres Vaterlandes; daher die Abneigung vor jeder Unternehmung, die beschwerlich scheint; daher endlich die phlegmatische Gemüthlichkeit, die man selbst in ihren Volksvergnügungen bemerkt. Uebrigens halten auch die Menorcaner ihre Insel für den schönsten und glücklichsten Erdenpunkt; während ihnen

Malloreca u. s. w. als der traurigste Aufenthalt erscheint.

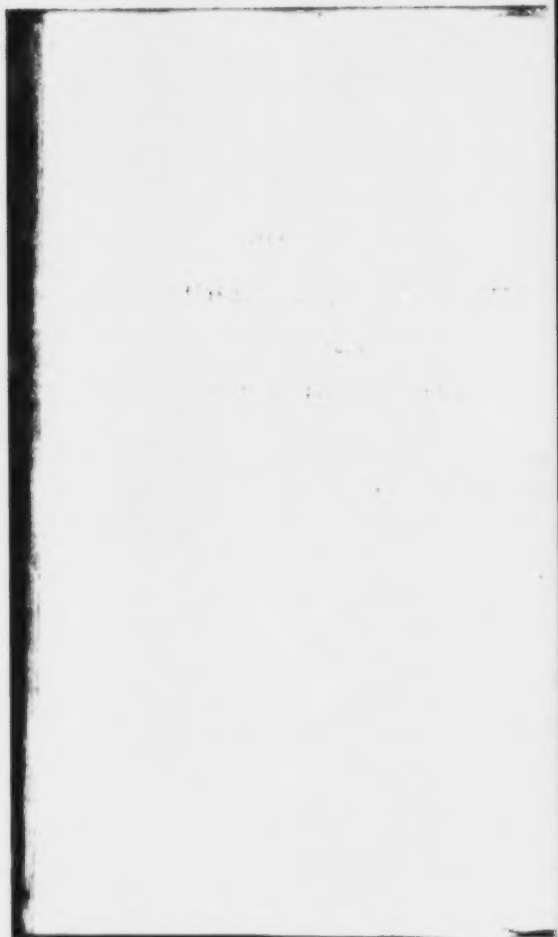
Auf ihre Cultur: Fortschritte hat die Verbindung mit den Engländern und Franzosen nur wenig Einfluß gehabt; fast alles dürfte bloß in äußern Veränderungen und Vortheilen, z. B. Kleidung, Bauart, Anlage von Gemüsegärten, Verbesserung der Schiffswerste und dergleichen bestehen. Was aber die geistige Bildung anlangt, so ist es wirklich zum Erstaunen, daß man, die Sprachen ausgenommen, nur wenig oder gar keine Spuren davon bemerkt.

Dritter Abschnitt.

Die Pitheusischen Inseln

nebst

Allgemeinen historischen Bemerkungen.



Allgemeine Umriffe.

Südwestlich von den Balearen, und nur in geringer Entfernung vom spanischen Continent, liegen die drey Pitiusen, Iviza, Formentera und Conejera, letztere noch mit zwey kleinen Inselpunkten (El Bosque und El Esparto) umringt. Die größte und bekannteste ist Iviza, wir machen daher den Anfang damit.

Iviza.

Iviza unter $7^{\circ} 38' 12''$ östl. Länge von Cadix, und $38^{\circ} 43' 16''$ nördl. Breite, bildet ein Fünfeck, ist vom Cap Denia, auf der valencianischen Küste, 16 große Meilen, und vom Cap Tenes in Afrika 46 entfernt, hat

stehen spanische Leguas in der Länge und 35 in der größten Breite, ist hoch, gebirgig und holzreich, und wird bey einer Bevölkerung von 12,300 Seelen in fünf Distrikte (Quartones) getheilt. Diese sind unter dem Namen: Plano de la Villa, Sta. Eulalia, Balanzat, Pormany und las Salinas bekannt.

Der erste Distrikt, Plano de la Villa, ist der Hauptdistrikt, so wie Iruja die einzige vorhandene Stadt, und zugleich der Hauptort der ganzen Insel ist. Dieser Distrikt hat einen Umfang von 1½ Leguas und eine Bevölkerung von 3500 Seelen, wovon 2600 auf Stadt und Vorstadt, 900 auf zerstreute Weilerorten zu rechnen sind.

Die Stadt selbst ist am südlichsten Ende des Distrikts erbaut, und wegen ihres hohen Alters berühmt. Sie wird durch ein kleines, auf einer Anhöhe liegendes Castell vertheidigt, das die südliche, östliche und nördliche Seite des Strandes bestreicht. Bemerkenswerth

scheint, daß sie zwar sieben Kirchen, aber nur ein einziges Kloster besitzt; und daß sie mit Palma und Mahon verglichen, äußerst angenehme Umgebungen hat.

Der Hafen ist groß, bequem und bey einem vortreflichen Ankergrunde vor allen Bünden, blos mit Ausnahme eines kleinen Sährichs, ganz vollkommen geschützt. Desto mehr muß man bedauern, daß er aus bloßer Nachlässigkeit von Jahr zu Jahr mehr verborsten wird. Alle fremden Schiffe nämlich, die hier Salz abholen, werfen ungehindert ihren Ballast hinein. Würde dies abgestellt, würde der Hafen wieder gereinigt, würde er noch überdem vielleicht erweitert, so würde es einer der besten in ganzen Mittelmeere seyn.

Wir gehen nun zu den übrigen Distrikten fort, von denen der Hauptdistrikt umgeben ist. Hier haben wir also zweyten den Quarton Sta. Eulalia, mit einem Umfang von vier Leguas, und einer Bevölkerung von 4000 Seelen, in 700 Meilen von der

strent. Jüdy Kirchen und jüdy Wirthshäuser geben an beyden Enden des Distrikts sehr passende Vereinigungspunkte ab.

Wir kommen dann drittens in den Quarton Salomjat, dessen Umfang auf 3 Leguas; wie die Bevölkerung auf 27,000 Seelen angegeben wird. Auch hier ist alles in Weirreyen zerstreut, und hat eine Kirche im Mittelpunkt. Der zu diesem Distrikte gehörige kleine Hafen ist unter dem Namen Puerto Salomjat bekannt. — Wir treten viertens in den Quarton Poormang mit vier Leguas Umfang, 2000 Seelen und 450 Weirreyen; wir schließen endlich mit dem fünften Distrikte las Salinas, der bey einem Umfange von 2 Leguas 900 Einwohner in 200 Weirreyen (Caserías) hat.

In der Küste verfolgt, steigt die erste Dörfler bey dem Cap Andrus an, so wie der letzte bey dem Hafen von Iruja endigt. Außer dem Hafen von Iruja in Salado, ist auch der Puerto magno, oder de San An-

tonio im Nordwest bemerkenswerth, doch nur im Sommer für Schiffe von jeder Größe gut. Im Winter geräth es nur kleinen Fährzugen in der Nähe des Strandes zu Stroh, weil er dann den heftigen Noth- und Nordwest-Stürmen ausgesetzt ist.

Formentera.

Südlich von Ibiza, und nur durch einen sehr schmalen Canal davon getrennt, liegt unter $7^{\circ} 35' 27''$ östl. Länge von Cadix, und $38^{\circ} 40' 30''$ nördl. Breite, die Insel Formentera, mit mehreren kleinen nur auf Seekarten verzeichneten Inseln umringt. Die Länge von Formentera wird auf 1 Leguas, die Breite abwechselnd auf 1, auf 1 Leguas, bald gar nur auf einen Dächsenfuß geschätzt; die Bevölkerung soll sich auf 1200 Seelen belaufen, alles in Weizen vorthell. Uebelschick ist die Insel nur mäßig hoch, bietet fast keine Höhen dar, und hat 4 bis 5 Meilen

plätze, die aber nur für kleine Fahrzeuge brauchbar sind.

La Conejera.

Nördlich von Juija liegen die Conejeras, drey Inseln, von denen man meistens nur die größte, La Conejera grande anfährt, und die übrigen beiden, El Bosque und El Esparto, mit Zeilischweigen übergeht. Die größte hat 14 geogr. Meile im Umfange, die zweyte und dritte ist ohngefähr halb so groß. Alle drey sind unbewohnt, und werden bloß dann und wann, doch nur in Friedenszeiten, als Weideplätze benützt. In Kriegeszeiten geben sie, besonders la Conejera grande, ziemlich bequeme Ruhepunkte für die herumschwärmenden Caper ab, wäre es auch nur, um frisches Wasser einzunehmen, einen halben oder ganzen Tag am Lande zuzubringen, etwas Geflügel zu schießen, und vergleichen mehr.

Clima, Boden, Ackerbau.

Das Klima der iberussischen Inseln, und namentlich von Iviza, ist eben so schön als das von Valencia; ja es scheint sogar durch das Meer noch etwas sanfter zu werden, und ist nur bey heftigem und anhaltenden Solano, das heißt, höchst selten unangenehm. Auffallend scheint es, daß auf ganz Iviza durchs aus kein giftiges Thier als einheimisch gefunden wird, daß sogar keines von dieser Art, wenn es dahin versetzt worden ist, lange am Leben bleibt. Die Ursachen hiervon dürften indessen doch wohl nicht im Klima, sondern vielmehr im Boden u. s. w. zu suchen seyn. Doch genug hiervon.

Der Boden von Jüja und Formentera ist äußerst fruchtbar, und zu dem Anbau aller Produkte des südlichen Spaniens, besonders aber des Oelbaums, geschikt. Die Einwohner sind indessen ziemlich gleichgültig dabey. Sie bauen nämlich nur den kleinsten Theil ihrer Ländereyen, und nur nach einer ohngefähren Berechnung ihres Bedarfes an; sie haben sich auf den Gewinn von etwas Weizen, Oel und Wein, etwas Hauf und Glas, Gemüse und Früchte*) eingeschränkt; sie erben dabey vom Vater auf den Sohn ihre alte fehlerhafte Methode unverändert fort. Zufrieden mit dem natürlichen Reichtume ihrer Insel und dem gewöhnlichen Ertrage ihrer Pflanzungen widerstreben sie jeder, auch der heilsamen Verbesserung.

Daher

*) Der Wein, die Kastanien, die Feigen, die Mandeln von Jüja sind sehr geschätzt.

Daher die Indolenz, mit der sie die Einführung des Seiden- und Baumwollenbaues aufnahmen, so viele Vortheile er auch versprach; daher die Hartnäckigkeit, mit der sie bey ihren eizenden Weins- und Olivenpressen verharrten, obgleich wenigstens die Hälfte das bey verloren geht. Wahr ist indessen auch, daß ihnen diese Indolenz beynahe zur andern Natur geworden ist, weil es ihnen in frühern Zeiten an aller Aufmunterung gebrach, und die Produkten-Ausfuhr gänzlich verboten war.

Mit derselben Gleichgültigkeit betreiben sie daher auch alle übrigen Theile der Oeconomie; auch hier muß die Natur fast Alles allein für sie thun. Großes und kleines Rindvieh z. B. giebt es freylich bey der Vortreflichkeit der Weiden noch immer genug; die Anzahl des Zugviehs hingegen steht in keinem Verhältniß damit. Deplâu

fig noch die Bemerkung, daß auf sämtlichen
Vucousen an Bildpyrex *) Ueberfluth ist, eben
so wie die Küsten fast durchgängig äußerst
fischreich sind.

*) Auf Formentera trifft man unter andern sehr
schöne Fasanen an.

Industrie und Handlung.

Was Industrie und Handlung betrifft, so sind die Einwohner der Pitcairnischen Inseln, selbst gegen die Menorkaner zurück. So ist z. B. auf Oveja schon lange kein einziger Töpfer mehr zu finden; so hat Formentera keinen Zimmermann und dergleichen mehr. Selbst die Thunfischerei ist eingegangen, weil kein Einwohner mehr die Methode kennt, und sie gleichwohl nicht von den Valencianern lernen will. Die Schifffahrt ist noch das Einzige, was von den Insulanern mit einiger Thätigkeit betrieben wird. Wirklich fahren sie auch beständig, zum Theil mit ihre eigenen Schiffe, zwischen der Küste und den In-

sehn hin und her; auch sind sie allgemein als brave und geschickte Seeleute bekannt.

Ein anderer Industriezweig, bey dem aber freylich die Natur das Meiste zu thun pflegt, ist die Salzfabrication. Dergleichen natürliche Salinen werden auf Iwiza drey, zehn, auf Formentera vier gezählt. Die ersten mögen jährlich an 20 bis 25,000 Modins *) liefern, die andern kaum das Viertheil davon. Man hat rothes und weißes Salz, es ist aber im Grunde von einer Qualität. Die Farbe kommt nämlich blos von dem Boden der Salinen her. Indessen wird jenes häufiger von den nordeuropäischen Schiffen, dieses vorzugsweise von den levantischen abgeholt.

Dies führt uns auf den Handel der ulyanischen Inseln, soviel sich nämlich daraus sagen läßt. Salz ist ein Hauptartikel der Ausfuhr, nur gewinnen freylich die Ein-

*) Der Modin hat 24 Fanegas oder 600 Pfund.

wohner selbst, das Wenigste dabey. Der König hat sich nämlich dieses Handels allein bemächtigt, kauft den Robin höchstens für zwölf Realen ein, und verkauft ihn wieder an die Fremden für den fünffachen Preis.

Außer dem Salze wird an die fremden Schiffe auch etwas Oel und Wein, so wie eine kleine Quantität Früchte und dergleichen zum Verproviantiren verkauft. Da nun jährlich an hundert Salzschiffe ankommen, macht dies doch im Ganzen etwas beträchtliches aus. Sonst führen einige speculirende Einwohner noch selbst etwas Oel nach Mallorca, etwas Schiffsbaumholz und Wolle nach Carthago und Afrika, endlich kleine Ladungen Mandeln, Melonen und Feigen nach der Küste, besonders nach Valencia aus. — In Ansehung der Einfuhr pflegt man fast alle künstliche Bedürfnisse, theils von der Küste, theils von den Balearen, zu beziehen.

Sittliche Bemerkungen.

Die Einwohner der Philippinischen Inseln haben in ihrem Aeußern sehr viel Aehnlichkeit mit den Valencianern, nur daß sie weniger fleischig und etwas gelber sind. Ihre Kleidung hat nicht das Zierliche des valencianischen Landmanns; sie nähert sich vielmehr der spanischen Matrosentracht. Bey den Weibern g'lt es für eine große Schönheit, lange Haarflechten zu haben, wozu durchgehends ein gelber Rebojillo kommt. Da aber jene Flechten fast immer falsch, und folglich ziemlich theuer sind; so helfen sich arme Weiber auf eine sehr sonderbare Art. Sie binden sich nämlich einen Kuhschwanz dafür an.

Die Sprache der Einwohner von Jol: zu u. f. w., ist aus dem valencianischen, catalanischen und mallorcanischen Patois zusammengeſetzt, und mit einer Menge corrupter arabiſchen Wörter vermischt; ſie zeichnet ſich durch die vorherrſchenden Sutturalektöne aus. Das eigentliche Spaniſch pflegen unter den gemeinen Leuten nur Außerſt wenige zu verſtehn.

Der Charakter der Inſulaner verdient im Ganzen alles Lob. Es iſt ein gutmüthiges, rechtliches, aber freylich etwas barsches Matroſenvölkchen, das durchaus keine Umstände macht. In Anſehung der Cultur ſind ſie unter allen ihren Nachbarn unſtreitig am meiſten zurück, und ſcheinen aus dieſem Standpunkte betrachtet, in Wahrheit ein Volk des zwölften Jahrhunderts zu ſeyn.

Abriß der Geschichte der Balearischen
und Pityusischen Inseln.

Literarische Notizen.

Auch diese Inseln haben, wie fast alle spanischen Nebenzländer, ihre eigenen Historiker gehabt. Wir wollen dieselben nach der Reihe aufzählen, um wenigstens so vollständig als möglich zu seyn.

Juan Bautista Ventimelis von Mallorca, war der Erste, der im Jahre 1595 eine Geschichte dieser Insel in drey Bänden herausgab. Das Werk blieb aber Manuscript, und wird als solches in der Bibliothek der Capuziner zu Palma aufbewahrt. Der Verfasser fängt mit Erschaffung der Welt an, erläutert seinen Stoff in einem Meere von Digres-

sionen, und schreibt in dem barbarischen mallorcanischen Patois, das er jedoch häufig mit spanischen Ausdrücken durchspickt. Man verliert sehr viel Zeit bey der Lectüre dieses Werks, und wird durch keine neuen Nachrichten belohnt.

Im Jahre 1731 erschien eine Geschichte des sogenannten balearischen Königreichs von Juan Dameto, ebenfalls einem gebornen Mallorcaner, in einem Bande in Folio. Sie fängt mit der ersten Völklerung der Insel an, und geht bis zum Tode Jacobs II. fort. In dem ersten Buche findet man eine allgemeine Beschreibung der Balearen und Pitiusen, die aber äußerst fehlerhaft, und wegen der vielen Uebersetzungen obendrein höchst ekelhaft ist; das ganze übrige Werk hat es ausschließlich mit den Schicksalen von Mallorca zu thun. In dieser eigentlichen Geschichte zeigt der Verfasser sehr vertraute Bekanntschaft mit den gleichzeitigen Historikern, und eben so große Gleichsamkeit.

Sein Werk ward späterhin von Vincent Mur bis 1650 fortgesetzt. Dieser Gelehrte hatte das Archiv von Mallorca mit vieler Einsicht benützt, er bringe daher durchgängig eine Menge schätzbarer Nachrichten über die innere Verwaltung der Insel bey. Sein Styl indessen ist etwas schwülstig, auch sind zu viel mäßige Betrachtungen eingemischt.

Späterhin erschien von Dameto's Werke eine abermalige Fortsetzung, die bis auf Carl II. (1667) geht, und einen Gerónimo Alemany zum Verfasser hat. Sie ist in vier Bücher abgetheilt, kann aber blos für Mallorcaner wichtig seyn. Das erste Buch beschreibt die großen, von den Mallorcanern geleisteten Dienste, während der Unruhen in Catalonien. Das zweyte enthält eine sehr umständliche Erzählung von den Ereignissen des unglücklichen Pestjahres 1651. Das dritte beschäftigt sich ganz allein mit den Anmaßungen der Geistlichkeit, sich allen Abgaben zu

entzuehn. Das vierte endlich erzählt, wie nützlich die Mallorcaner Philipp IV. gewesen sind. Der Styl des Ganzen ist äußerst schlecht.

Im Jahre 1755 kam eine Art allgemeiner Geschichte von Mallorca, unter dem pomphaften Titel: *Glorias de Mallorca*, por D. Bonaventura Serra heraus. Es ist eine Reihe historischer Gasconaden, in einem Tone erzählt, den auch der geduldigste Leser nicht auszuhalten vermag.

Neben diesen eingebornen Historikern, haben sich auch noch zwey fremde an der Geschichte von Mallorca versucht. Der eine war der valencianische Canonicus Bernardo Gemes Melis, der im Jahre 1572 eine Geschichte Jacob I. in lateinischer Sprache herausgab. Der zweyte ist d'Hermillig, von dem 1771 eine Geschichte von Mallorca erschien, die aber nichts als eine Compilation aus Dameto und seinen Fortsetzern ist.

Menorca hat keinen einzigen inländischen Geschichtschreiber, dafür aber einen ausländischen, den Engländer Armstrong, der 1752 eine Geschichte und Beschreibung davon herausgab. So sehr dieser Schriftsteller in mehreren Hinsichten immer zu tadeln sein mag; so hat er dennoch hier und da sehr viele wichtige Bemerkungen gemacht *).

Ueber Iviza u. s. w. ist kein einziges spezielles Werk vorhanden, als eine anonyme handschriftliche Beschreibung vom Jahre 1620, die in dem Archive von Iviza aufgeführt wird. Sie ist aber höchst unverständlich geschrieben, und enthält keine Nachrichten von Wichtigkeit. Desto befriedigender ist das allgemeine Werk über die balearischen und pitrußischen Inseln, von Don Miguel Vargas, das im Jahre 1787 zu Madrid erschien.

*) Unsern Lindemann kennt also der Herausgeber nicht. §.

Man sieht aus diesen Angaben, daß Mallorca fünf einheimische und zwei fremde Historiker gehabt hat; daß Menorca von gar keinen Inländern und bloß von einem Ausländer beschrieben worden ist; daß die Pitagusen durchaus nur im Vorbeigehn berührt worden sind, und daß man erst vor zwanzig Jahren an eine allgemeine Geschichte und Beschreibung der ganzen Inselgruppe gedacht zu haben scheint.

Abriß der Geschichte der Balearischen
und Pitagaischen Inseln *).

I.

Vor Christi Geburt.

1. Die ältesten Namen dieser Inseln sind
sämmtlich phöniciſch; griechiſchen Ursprunges.
Es leidet daher keinen Zweifel, daß die Ba-
learen und Pitagaischen Inseln zuerst von jener Nation
bevölkert worden sind. Strabo beſtätigt die-
ſe Meinung. Ihm zu Folge wurden nach
dieſen Inseln von den Phoenicern und Rhodi-
ern, kurz nach der Eroberung von Troja,
Colonien abgeſchickt **).

*) Man vergeſſe nicht, daß der Verfaſſer für dieſen
Aufſatz allein verantwortlich iſt.

**) Strabo Lib. 14. Flor. Lib. 2. C. 16.

2. Die Carthager, die schon die Pitoufen besitzen, wollen sich auch der Balearen bemächtigen (663.); ihre Landungstruppen werden aber durch einen Steinhagel zum Weichen gebracht. Sie versuchen eine zweite Expedition von Sicilien aus, und sind noch glücklicher damit. Jetzt schlagen sie den Weg der Ueberredung ein. Zwei ihrer Generale, Himilco und Hanno, wissen die Einwohner zu gewinnen, und ihnen eine Herrschaft angenehm zu machen, die vorher unerträglich schien. Die Carthager fassen jetzt auf den Inseln Fuß, gründen zwei Städte, denen sie die Namen ihrer berühmtesten Feldherren belegen*), und werden von den Einwohnern sehr bereitwillig unterstützt.

3. Während der Kriege, die sie in Sicilien (406) führen, haben sie immer ein Corps dieser furchtbaren Schleuderer in ihrer Armee, und ziehen die größten Vortheile dar

*) Bago oder Bagon ließ Bagon, Hanno oder Hannon Jannon (Jama) erbauen.

von. Dies ist besonders der Fall in der Expedition gegen Dionysius von Syracus, in den Schlachten, die die gänzliche Eroberung von Sicilien zur Folge hatten, und in dem Kriege mit Pyrrhus, der Anfangs so furchtbar schien *).

4. Erster punischer Krieg. — Die Carthagener schlagen die Römer zur See (250), kommen im Triumphe nach Mallorca **), erwidern durch ihren Despotismus und werden von der Insel verjagt. Indessen gelingt es Hamilcar, die Beleidigten zu versöhnen, die vorliegenden Verbindungen werden wieder angeknüpft, und 300 Mallercanische Schleuderer segeln mit der Armee nach Sicilien.

5. Zweiter punischer Krieg. — Bei der Belagerung von Sagunt befanden sich 1200 Balearische Krieger. Sie folgten Hannibals Heere über die Pyrenäen und Alpen nach Italien,

*) Justin. Lib. 3.

**) Flor. Lib. 6. Cap. 4

lien, und theilten seine Siege am Ticinus, Trebia (214) u. s. w. *). Als sich aber in der Folge das Kriegsglück wendete, die Römer in Spanien einwirkten und Mallorca wegnehmen, entstehen unter den Balearenischen Inseln zwei Parteyen. Die Mallorcaner vereinigen sich mit den Römern und liefern ihnen ein Schlenderer-Corps; die Menorcaner bleiben die Freunde der Carthager, und verkaufen ihre Dienste wie gewöhnlich, für Sklavinnen und für Wein **).

6. Die Carthager müssen Spanien abtreten, die Mallorcaner werden von den siegreichen Römern vergessen, erhalten ihre ganze vorige Freiheit wieder, und beunruhigen nun als Seeräuber einen großen Theil des Mittelmeers. Die Römer schicken eine Flotte gegen sie ab, die der Consul Quintus Cecilius Metellus commandirt. Er erobert die Insel, gründet zwei Colonialstädte, Palma und

*) Polyb. Lib. 3.

**) Tit. Liv. Lib. 2. Dec. 2.

Pollenza, läßt 1000 römische Soldaten zurück, die er noch mit andern 1000 vom Continent vermischt, und erhält für diese glückliche Expedition, außer dem Triumph, den Dynamen Valeoricus *).

7. Von nun an sind die Insulaner ruhige treue Unterthanen der Republik, und dienen sehr zahlreich in ihren Armeen. Als Serterius sich der Insel Iulia bemächtigt, hofft er vergebens auf ihre Allianz. Sie vereinigen sich mit den Truppen des Senates, und leisten muthigen Widerstand. — Während der bürgerlichen Kriege blieben die Inseln in Vergessenheit, und theilen endlich unter Octavianus Augustus das Schicksal der ganzen römischen Welt **).

*) Flor., l. 3. c. 8.

**) Unter seiner Regierung schickten die Insulaner eine Deputation mit einer feierlichen Gabe nach Rom. Sie suchten nämlich um militärische Hilfe gegen die Continens-Scharen an, von denen die Galt auf der Insel Conara verwüdet ward.

Abriß der Geschichte der Balearenischen
und Pitagorischen Inseln.

Fortsetzung.

2.

Nach Christi Geburt.

8. Bis zur Regierung des schwachen Honorius, bietet die Balearenische Geschichte keine Merkwürdigkeit dar. Jetzt erscheinen die Vandalen, Alanen und Sueven (407), nachher die Westgothen in Spanien (419), bemächtigen sich die einzelnen Provinzen, und endlich auch der Balearen, bis diese Jahrhunderte darauf auch ihre Herrschaft ein Ende erreicht.

9. Neues arabisches Reich in Spanien (711). — Jetzt denken die Mauren auch an die Eroberung der Balearen. Die

ersten, Versuche wütheten, aber endlich stieg die arabische Tarschik (797). Die Inseln werden nun als maritime Posten benutzt, eine Menge balearischer Caperschiffe bedecken das Mittelmeer.

10. Carl der Große schickte eine Flotte gegen sie ab. Die Raubschiffe werden zerstört, die Inseln wieder erobert; doch leider nur für sehr kurze Zeit. Die Araber nehmen sie ein zweites Mal weg, haben zwar noch einen Haufen kühner Seemänner zu bekämpfen; bleiben aber zuletzt doch Meißter davon. Von hier aus unternehmen sie nunmehr die Eroberung von Barcelona (993), das sich auch endlich ergeben muß *).

11. Im folgenden Jahrhunderte keine Merkwürdigkeit. Die Inseln theilen die Unruhen und die Abwechselungen des arabischen Reichs. — Endlich erregen die maurischen

*) Zurita Lib. I. Cap. 3. p. 35. Lib. III. Cap. 10. Benimelis Lib. 2. Cap. 44.

Seeräubereien die allgemeine Unruhebreitung. Die Pisaner rüden eine Expedition dorthin aus (1106), nehmen Ischia weg und setzen sich sogar auf Mallorca fest *).

12. Unausgeglichene Kämpfe, als die Pisaner wieder vertrieben sind (1115). Jetzt erscheint der Graf von Barcelona, Den Ramon Berenger der Dritte, erobert Palma, und nimmt den größten Theil der Insel ein. — Als er jedoch eilig in seine Staaten zurückkehren muß, vertraut er die Insel den Kreuzern an. Diese geben sie den Mauren für Geld zurück, wahrscheinlich eine Folge der egoistischen Handelspolitik. Die vorigen Seeräuberzettel, die blühenden Landungen auf den Küsten machen die Araber immer mehr verhasst.

13. Endlich fällt der König von Aragon, Jakob I, den Entschluß, diesen schändlichen Straußzettel einzeln zu thun. Er versam-

*) Domene Lib. I. Fol. 177. 178.

melte ein ziemlich zahlreiches Heer (1229), schickte sich damit in dem kleinen catalanischen Hafen Sa'en ein, streifte nach Mallorca, und bewerkstelligte seine Landung, trotz dem heftigsten Widerstande der Kraber, mit großer Unerischrockenheit. Jetzt folgen eine Reihe Gefechte, denn von beiden Theilen wird mit Hartnäckigkeit gekämpft. Doch endlich muß das muthig vertheidigte Palma den Christen die Thore öfnen, die übrigen Theile der Insel werden gleichfalls erobert, die Mauren schiffen sich fast alle nach Africa ein, und Jaceb I. theilt die verlassenen Ländercyen unter seine Heerführer aus *).

*) Zurita Lib. III. Cap. 8 et 9. Mariana Lib. XII. Cap. 14. Mut. Lib. I. Cap. I. Damerio Lib. XI. Fol. 248 et 261.

Abriß der Geschichte der Balearischen
und sicypusischen Inseln.

F o r s e t z u n g .

14. Mallorca wird von außen und innen bedroht. Der König von Sizilien macht Zuredungen zu einem Einfall; die zurückgebliebenen Mauren empören sich (1332). Jacob I. ist daher in beständiger Thätigkeit. — Lehnstreitigkeiten wegen der Souveränität des balearischen Königreichs (1344); Jacob behauptet jedoch seine Rechte, und wird von den Inselanern sehr kräftig unterstützt. Späterhin will er einen Kreuzzug nach Palästina unternehmen, wozu Mallorca an 5000 Mann nebst drei großen Schiffen hergibt (1369);

allein es bleibt bei dem bloßen Anstalten-
zu *).

15. Jacob I. stirbt (1273), und theilt
seine Länder unter seine beiden Söhne Don
Pedro und Don Jayme II. aus. Jener er-
hält den größten Theil des Continents (Ar-
ragón. Reich); dieser den Ueberrest nebst den
Balearen und Pityusen für sich. Jacob II.
erkennt seinen Bruder als Lehnsherrn an, ob-
er gleich, dem väterlichen Testamente zu Folge,
als unabhängiger König anzusehen. Pe-
tro (III), mit dieser Unterwerfung nicht zu-
frieden, denkt auf die Eroberung des baleari-
schen Königreichs (1285), wird aber während
der Zurüstungen vom Tode überrascht. Sein
Sohn Alfons (III) führt indessen den Plan
seines Vaters aus, erobert die sämtlichen
Inseln (1286) (Menorca nur nach dem
hartnäckigsten Widerstande der auf dem Berge
St. Agathe verschanzten Mauren) und er-

*) Mut. Lib. I. Cap. 2. 3 et 4. Zurita Lib.
VII. Cap. 6 et 7.

klärt den Catholicismus für die einzige das selbst geltende Religion.

16. Jacob II. war seiner Staaten verlustig, und ist sogar im Begriffe völlig darauf Verzicht zu leisten, als ihn der frühzeitige Tod Alphons III. plötzlich von seinem Throne befreit. Er wird von dessen Nachfolger durch Vermittlung mehrerer mächtiger Fürsten wieder eingesetzt (1311), muß diesen jedoch als Lehnsherren anerkennen, und regiert nunmehr ruhig bis an seinen Tod. Ihn folgt sein Sohn Sancho, der ebenfalls in ungestörtem Besitze bleibt; bis er 1327 das balearische Königreich seinem Vetter hinterläßt. Dasselbe ist auch mit diesem und dem folgenden Könige der Fall, obgleich die Aragonische Linie die mallorcanische immer zu drücken sucht.

17. Jetzt bestreift der mutige kriegerische Peter IV. den aragonischen Thron, findet bald eine Gelegenheit mit Jacob (dem Lehnen) von Mallorca zu brechen, nimmt ihm seinen kleinen Distrikt auf dem Continent weg,

geht nach Mallorca hinüber, schlägt seine Truppen, und bemächtigt sich der Insel (1245), und mit ihr des ganzen balearischen Königreichs. Jacob der Letzte versucht mit französischer Hilfe die Wiederoberung, verliert aber das Leben dabei. Die Balearen und Pitousen hören auf ein selbstständiges Königreich zu seyn, und werden definitiv mit dem aragonesischen vereinigt *).

*) Mut. Lib. 5 et 6. Benimelia Lib. 3. Cap. 60. 72 et 82.

18. Von nun an nehmen die Insulaner an allen Kriegen der aragonischen Könige Theil. — Expedition gegen die Genueser (1351). — Handel mit Peter dem Genuesen von Castilien. — Die Mallorcaner spielen eine bedeutende Rolle dabei, erschöpfen sich aber außerordentlich. Bloß in dem castilischen Kriege allein, opfern sie nicht weniger als 140 große Schiffe auf *).

Abriß der Geschichte der Balearenischen und Pitagorischen Inseln.

19. Plan des Königs von Neapel aus der mallorcanischen Linie, seine vaterländischen Staaten wieder zu erobern. Günstige Um-

*) Mus. Lib. 2. Cap. 8 et 10.

stände, da Castilien in Verwirrung, Aragon mit Frankreich in Streitigkeit war. Alles wird jedoch vereitelt, da dieser unternehmende Fürst plötzlich mit Tode abgeht *) (1375). Ungefähr aus dieser Zeit schreibt sich die alte berühmte balearische Uhr (auf dem Rathhause zu Palma) her **). Die Judenverfolgung in Spanien wird auch in Mallorca wiederholt *** (1391). Bey der Pest, die ganz Valencia und Catalonien verheert, flüchtet der König Johann nach Mallorca, und geht ein Jahr nach seiner Ankunft daselbst mit Tode ab (1396).

20. Aragonische Kreuzzüge gegen die Algierer (1398). — Die Mallorcaner liefern 35 Schiffe dazu, und machen beträchtliche

*) Mut. Lib. 6. Cap. 22. 23 et 24. Zurita Lib. 9. Cap. 32 et 38. Mariana Lib. 16. Cap. 10.

**) Mut. Lib. 7. Cap. 1.

***) Mut. Lib. 7. Cap. 4.

Beute dabey *). — Zehnjährige Unfruchtbarkeit (1394 — 1404) und traurige Folgen davon, da die Einfuhr nur unbedeutend ist. — Die vorübergehenden Kriege hatten Mallorca zu sehr erschöpft, die wachsende Macht der Barbaren, ihr um sich greifender Handel, ihre beständigen Einfälle vollenden den Ruin des sonst so blühenden balearischen Königreichs. Hierzu kommen noch innere Zwistigkeiten wegen des neuen Souverains; bis endlich der Infant von Castilien als Regent anerkannt wird **).

21. Neue Streitigkeiten zwischen dem Adel und den Bauern, größtentheils durch das Elend der letztern veranlaßt. Der Adel war steuerfrei, die Bauern erlagen unter der zu großen Last. Sie bilden eine Ligue, die den bedeutenden Namen: Germania erhält,

*) Zurita Lib. X. Cap. 62.

**) Enimelia Cap. 90.

und die Gewaltthatigkeiten nehmen ihren Anfang. Die adeliche Parthey erhält eine ansehnliche Verstärkung, indem der König Truppen abschießt. Dennoch dauern die Unruhen drei Jahr lang fort, und sind mit vielen Verwüstungen verknüpft.

22. Kaum sind sie beendigt, so nehmen die Mallorcaner wieder an den Streitigkeiten des spanischen Continents, und den daraus entstehenden Kriegen Theil (1465 — 1472). Auf dieses Elend folgt eine schreckliche Pest, die durch einen Levantefahrer auf die Insel kam. Mit der Thronbesetzung Ferdinand des Catholischen (1475), sangen neue Kriege an, zu denen Mallorca abermals sehr viel Schiffe und Mannschaft liefern muß (1479 — 1483). Unter seinem Nachfolger endlich brachen wieder die Zwistigkeiten zwischen dem Adel und den Bauern aus. Beide Partheien griffen zu den Waffen, das Blut floss in Strömen, Mal-

lorca ist der Schauplatz der größten Gewalt,
aller Art. In diesem Bürgerkriege wird Al-
cudia der Hauptposten der adelichen Parthey,
die endlich den Sieg behält *).

*) Mut. Lib. V.

Abriß der Geschichte der Balearischen und Pitagorischen Inseln.

S c h l u s s .

23. Neglerung Carls I. von Spanien. — Häufige Einfälle der Barbaren, so daß der Zustand der Inseln äußerst traurig ist. — Der unternehmende Barbarossa wagt sogar einen Hauptangriff auf Menorca; und faßt auf dieser Insel festen Fuß *). — Carls Expedition gegen Algier wird auf Mallorca vorbereitet (1542), der unglückliche Ausgang derselben giebt die Insel der ganzen Wuth ihrer Feltude Preis. Indessen werden die Angriffe

*) M u t. X. Cap. 2.

griffe der Kiglerer muthig. zurückgeschlagen, so zahlreich auch ihre Landungsversuche sind.

24. Die Inselaner nehmen an allen Kriegen in Italien, Spanien und Portugal Theil. Indessen verschwinden ihre Gesichte unter den großen Massen der politischen Welt: Hungersnoth und Krankheiten suchen die Insel zu verschiedenen Zeiten heim. Am schrecklichsten war die Pest von 1652 und 1653. Sie wurde die Ursache einer neuen Hungersnoth, die wieder mehrere Jahre anhielt. Als endlich die Insel wieder einiges Wohlstandes, und selbst des Friedens, von außen genoss, brachen Streitsigkeiten zwischen der Regierung und der Geistlichkeit aus (1665), wodurch die Parteysucht neues Spiel erhielt.

25. Spanischer Successionskrieg. — Die balearischen und ilyrischen Inseln werden von der österreichisch: englischen Flotte sehr leicht erobert (1705) namentlich wird Mallorca und Menorca besetzt. — Als aber die französischen Truppen wieder siegreich werden, und der

Herzog von Devold die Allirten beg. Alman
ja schlägt (1707), kommen mit Valencia
auch die Inseln in seine Gewalt. Es war
der Chevalier Asfeld, der mit einem Corps
von 30,000 Mann Besitz davon nahm. Auch
damal leisteten die Insulaner nur wenig oder
gar keinen Widerstand.

26. Allein schon in dem folgenden Jah-
re (1708) nehmen die Engländer Menorca
weg, machen es zu einer furchtbaren Depo-
sition, erhalten den stieblichen Besitz davon
durch den Traktat von Utrecht (1713), se-
hen sich aber beg dem Ausbruche des sieben-
jährigen Krieges (1756) von den Franzosen
unter dem Herzog von Richelieu angegriffen,
und können nur kurze Zeit Widerstand thun.
Mit der Einnahme des Forts St. Felipe,
kommt die Insel unter französische Gewalt.

27. Pariser Friede (1762). Die Eng-
länder erhalten Menorca zurück, und bleiben
im ungestörten Besitze bis 1782. Hier wird
Mahon von einer französisch spanischen Ar-

meer, unter dem Herzog von Crillon erobert; worauf die Insel im Frieden von 1763 bey Spanien bleibt.

28. Im Jahre 1798 nehmen sie jedoch die Engländer abwärts ein, benutzen sie während des ganzen Krieges außerordentlich, geben sie aber im Frieden von Amiens (1802) an Spanien zurück. — Die Verhältnisse von Mallorca u. f. w. waren in diesem ganzen Jahrhunderte nur wenig verändert worden.

Historische Bemerkungen.

So kurz, so mangelhaft vielleicht die obige Skizze seyn mag; so bietet sie dennoch reichen Stoff zu interessanten Bemerkungen dar. Wie sehn die Balearen zuerst als Theil des carthagischen, des römischen, des westgothischen, des maurischen Reichs; dann als selbstständigen Staat von eigenen Königen beherrscht; endlich als Provinz der spanischen Monarchie. Die erste Periode zeigt sie uns ziemlich blühend, die zweyte im höchsten Flor, die dritte im allmählichen Verfall. Einige Bemerkungen über den Gang des Ganzen werden nicht unpassend seyn.

Phöniciern und Griechen, die ersten Colonisten der Inseln, waren ein mercantilisches

Volk; sie verpflanzten den Handels- und Schifffahrtsg Geist ihres Vaterlandes hierher. Die Carthager, die folgenden Beherrscher, gaben als eigener großer Handelsstaat, dieser insularischen Thätigkeit neuen Schwung; die Römer, die nachher kamen, unterhielten sie wenigstens aus Staatsklugheit; die Westgothen, die diese verdrängten, unterdrückten den Handel wenigstens nicht; die Mauren endlich öfneten ihm neue Wege auf der Küste von Africa.

Jetzt wurden die Inseln durch die Eroberung Jacobs I. ein selbstständiges Reich, und näherten sich der Periode ihres höchsten Glors. Eine ganze Colonie von Catalanern verbreitete überall Thätigkeit. Der Ackerbau nahm zu, der Handel gewann an Umfang, die Schifffahrt erstreckte sich über die meisten Häfen des Mittelmeers. Damals hörte die Vorstadt von Palma erst bey dem Casfel von Detver auf, und die Häuser der Hauptstadt selbst, zogen sich bis an den Strand hinab.

Jede adeliche Familie rißte eine Galeere aus; blos von Palma allein wurden über 300 Schiffe gezählet, und das ganze Ufer der Rhet war mit Werften und Magazinen bedeckt. Die meisten Barbaren mußten den Königen von Mallorca zinsbar seyn; und die Insulaner häuften immer mehr Reichthümer auf; der asiatische und africanische Handel fanden hier einen Vereinigungspunkt, und alle benachbarten Länder einen von den Hauptmärkten der damaligen Handelswelt.

So ward das Königreich Mallorca ein Theil der spanischen Monarchie, und sank allmählig wieder von seiner Höhe herab. Die unaufhörlichen Kriege, die Vertreibung der Mauren, die Einfälle der Barbaren, die Epidemien, alles verminderte die Bevölkerung und den Wohlstand. Nun kamen die Fortschritte der Portugiesen, die Entdeckung von Amerika, kurz der ganz veränderte Handelsgang hinzu; nun brachen Unruhen im Innern, Pest und Hungersnoth aus; nun ward Spanien selbst

von allen Seiten bedrängt, und zuletzt außer-
ordentlich geschwächt. — Wie konnte das
Schicksal der Inseln anders, wie konnten die
Fortschritte der Cultur wohl größer, wie
konnte der Zustand der Einwohner glücklicher
seyn?

Alterthümer.

Wir nehmen hier am besten mit Armstrong drey Classen an. Erstens: Alterthümer aus der ältesten Zeit. Zweitens, römische Alterthümer. Drittens, maurische Alterthümer. Wir wollen sie sämmtlich nach der Reihe durchgehen.

Alterthümer aus der ältesten Zeit.

Hier lernen wir vor allen Dingen die sogenannten Heidenaltäre kennen, Altars de Gentils im mallorcanischen Patois. Einer der größten, zwey geographische Meilen südöst von Alaior, ist bey Armstrong beschriftet, und wie Grosier St. Sauveur versichert, mit vieler Genauigkeit.

Man denke sich einen runden Platz, der mit einer aus großen platten Steinen be-

henden Mauer umgeben ist, und ohngefähr 200 Ruthen im Durchmesser haben mag. In der Mitte desselben erhebt sich ein großer conischer Steinhaufen, der bey 30 Ruthen Durchmesser, fast eben so viel in der Höhe hat, und aus unbehauenen Steinen, ohne allen Mörtel aufgethürmt ist.

Unten am Fuße desselben, und zwar auf der Südseite, befindet sich eine Hohlung, in die man mit gedäktem Leibe hineingehen kann. Rund um das Ganze läuft ein drey Fuß breiter Weg, worauf man ganz bequem bis zur Spitze hinaufsteigt. Diese Spitze selbst bildet eine kleine Terrasse, wo eine Gruppe von 7 bis 8 Personen, ganz bequem bey einander stehen kann. Man hat hier südwärts eine ausgebreitete Aussicht auf das Meer, so wie ost- west; und nordwärts auf die Insel überhaupt.

In einiger Entfernung von dieser Steinpyramide, wiewohl noch in dem eingeschlossenen Plage selbst, wird man eine Art von

Altar gewährt. Er besteht aus zwey großen viereckigen Steinen, wovon der eine perpendicular in der Erde steht, und der zweyte horizontal darüber liegt *). Der oberste ist 16 Fuß lang, 7 Fuß breit und 20 Zoll dick. Der unterste scheint dieselbe Länge, Breite und Dicke zu haben, ist aber zum Theil in den Boden hineingedrückt. Keiner von beeyden bietet die geringste Spur von einer Inschrift oder Verzierung dar. Es versteht sich übrigens von selbst, daß zu diesem Altar irgend eine Treppe oder ein Gerüst hinauf geführt haben muß. Wirklich wird auch das erstere durch mehrere noch vorhandene Steine am wahrscheinlichsten gemacht.

Aber welchen Zweck hat man sich wohl bey jenen Steinpyramiden, und diesen Altären vorgesetzt gehabt? Die Steinpyramiden waren vielleicht zu Denkmälern für berühmte Männer bestimmt. Nach Diodorus Siculus häuften ja die Einwohner der Balearen im-

*) Er hat die Figur eines T.

mer eine Menge Steine über den Gräbern ihrer Verwandten auf. Vielleicht wurden aber auch dieselben Pyramiden, zu gleicher Zeit als Wächthürme, als Atalapas gebraucht, wie man sie wirklich noch jetzt mit einem arabischen Worte zu nennen pflegt. Die Höhe am Fuße gab einen passenden Aufenthalt für die Wächter ab. — Was die Kistde anlangt, so befanden sie sich am natürlichsten in der Nähe der Grabmäler, und waren zu Sühnopfern u. s. w. bestimmt.

Ein anderes Monument des großen Alterschums scheint die Wasserleitung von Tenne nach Pokryja zu seyn. Eben so sind auch hier und da Ruinen von trocknen Mauern vorhanden, deren Erbauung unbezweifelt in die ältesten Zeiten zu setzen ist. Dergleichen Mauern sind bey den Insulanern unter den Namen: *Clapere de Gegaug*, bekannt, wahrscheinlich weil sie aus ungehauenen Steinen bloßen bestehn.

W i t t e r t h ü m e r.

B e o b a c h t u n g e n .

Römische Witterthümer.

Wir schicken hier eine Hauptbemerkung voraus. Es ist auffallend, daß von öffentlichen Gebäuden, als Tempeln, Grabmälern u. s. w., so gut als gar keine Ruinen vorhanden sind; während man dennoch Statuen und dergleichen, auch Inschriften und Medaillen, in ziemlicher Menge gefunden hat. Wir wollen nun alles nach der Reihe, und zwar Insel für Insel durchgehen.

M a l l o r c a.

Statuen u. dergl. — In der Gegend von Pollença *) ein ziemlich gut erhaltener

*) Die Stelle ist noch heute so Lage, unter dem Namen Colonia bekannt.

Kopf, der zu einer Stelle des Metellus gehört zu haben scheint. — In andern Orten; ein kleiner Hercules; ein Wein und ein Jüngling von gigantischer Größe und sehr sorgfältiger Arbeit; eine stehende Mannesfigur; ein kleiner Stier; Aischenskrüge; Thronen-Kronen; Deggelbeiß-Lampen, sämtlich von Thon. — Alles ist in Privatbibliotheken zu Palma zu sehen.

Inskriptionen. — Es sind nur zwei bekannt, deren Richtigkeit überdem noch nicht zu zweifeln ist. Man findet sie in dem oben erwähnten Werke von Vargas, der sie aus einer Abhandlung eines Herrn Serra, über die Antiquitäten der Insel, genommen hat. Herr Serra hat mehrere Stellen darin ausgefüllt; doch bleibt das Ganze immer noch unvollständig. Es fragt sich z. B. ob die Inskriptionen auch wirklich auf Mallorca gefunden worden sind? Wie haben daher den Raum zu etwas Bestimmtem euf.

Medaillen. In großem Ueberflus, Bemerkenswerth sind besonders die von Metellus, die von M. Balbus, Hostilius, Sacerua, Decius, die von Augustus mit der Palme, die von Gordianus Afric., von der Domitia, der Pulcheria u. s. w. — Zu Savagny hat man ohngefähr 500, theils goldene, theils silberne Münzen gefunden, die eine vollständige Culte von Galba bis Honorius enthalten. — Beiläufig die Bemerkung: daß auch einige mit unbekannten Umschriften versehen sind, die man für celestische Münzen hält. — Alles in Privatkabinetten.

M e n o r c a.

Statuen u. dergl. — Mehrere bronzene Statuen von ägyptischen, griechischen und römischen Gottheiten, Isis, Apis, Osiris, Diana, Amor, Fortuna, doch keine von sehr vorzüglicher Arbeit. Das meiste davon ist nach England, Frankreich und Spanien gekommen. Die schönsten Stücke besonders be-

finden sich unzweifelhaft in Privatsammlungen von London und Madrid. — Eine Menge Aschenkürge, Thronen, Urnen, Begräbnis-Lampen u. s. w., alle von röthlichem Thon, aber nur einige mit römischen Buchstaben oder Inschriften.

Inschriften. — In ziemlichlicher Anzahl, aber fast alle unleserlich. — Man sehe hierüber Astruc nach.

Medaillen. — In außerordentlich großer Anzahl. — Phönizische, Carthagische, Macedonische, z. B. von den Königen Philipp, Alexander und Pyrrhus. Griechische aus dem nördlichen Spanien, griechische von Samos, Ephesus, Athen u. s. w., römische aus gallischen und spanischen Colonien, z. B. Nismes, Marseille, Tarragona u. s. w., endlich von beynahe allen Kaisern, Kaiserinnen u. s. w. des römischen Reichs bis zum sechsten Jahrhundert hinauf.

Selten hierunter sind die von Galba, Clodius Albinus, Gordianus Africanus, Quin-

ellius, Aurelianus und Severina, Helena, Gemahlin von Constantius Chlorus, Ektia Glaukilla, erste Gemahlin Theodosius des Großen, u. dergl. mehr. — Mehrere von den Kaiser- und Colonial-Medaillen haben noch ein Doppelzeichen, z. B. D. D. P. D. u. s. w. — Im Ganzen sind ziemlich viel Gold- und Silbermünzen darunter, die meisten aber, besonders von Constantin und seinen Söhnen, sind von Erz.

Gewöhnlich und gewiß mit Recht, schreibt man diesen großen Ueberfluß folgenden Umständen zu. Die Insel war zum Handel zwischen dem Orient und Occident; so wie zwischen Spanien, Italien und Africa, wegen ihrer Lage ganz vorzüglich geschikt. Es wanderten ferner zu Anfange des fünften Jahrhunderts eine Menge spanischer Familien von dem Continente ein, und brachten, da sie sich vor den Sueven, Vandalen u. s. w. flüchteten, ansehnliche Capitale mit. Letzteres wird auch durch einen Brief des damaligen Bischofs

schofs von Menorca (13. Febr. 423) vollkommen bestätigt.

Außer diesen Medaillen hat man auch eine große Menge römischer M. von verschiedener Größe und Schwere gefunden, und hieraus mit Recht geschlossen, daß sie zu verschiedenen Zeit geschlagen worden sind. Eben so hat man mehrere Medaillons, jedoch meistens nur aus neuern Zeiten entdeckt. Der älteste ist von der Kaiserin Elia, mit der Inschrift: *Tulia Augusta, genitrix orbis*, und ward zu Sevilla geschlagen, während diese Stadt Colonia Romula hieß.

Verdäufß noch etwas über eine ataganische Münze, die man ebenfalls auf Menorca gefunden hat. Sie ist von Erz, und ward, allem Anschein nach, zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts ausgeprägt. Auf der Schrifte sieht man einen Kopf, der ein wenig links geneigt ist, und eine offene ausgezackte Krone trägt. Um das Ganze ist ein Kreis gezogen, und die Aufschrift: *Alphon-*
III.

aus rex gesicht. Auf der Rückseite befindet sich ein Wappenschild mit dem aragonischen Diagonalkreuz.

Auf andern Medaillen dieser Art, ist der Kopf gerade gesicht. Man glaubt, daß sie sämmtlich von Alfons III. herrühren, der sie im Jahre 1236 oder 1237 schlagen ließ, als er nach Vertreibung der Mauren, Herr von Menorca geworden war. — Ein großer Theil der sämmtlichen auf Menorca gefundenen Medaillen befindet sich in den Cabinetten von Spanien, England und Frankreich. Einige werden jedoch auch in Privatsammlungen zu Mahon aufbewahrt. Kaiser-Medaillen, besonders von den spätern Zeiten, gräbt man noch immer sehr häufig aus.

Maurische Alterthümer.

Mallorca.

Ueberreste von Gebäuden, die ziemlich gut erhalten sind. Zu Esfabla ein ganzes Landhaus, das ehemals der Sommerpallast

eines maurischen Häufes gewesen seyn soll. — Ueber dem Kloster St. Margarito zu Palma eine arabische Ueberschrift, die aber durchaus unleserlich ist. — Eine rhämerne Urne bey den Redemptoristen. — Sehr viel silberne Münzen, die aber meistens eingeschmolzen worden sind.

Menorca.

Die Ruinen der maurischen Festung auf dem Monte St. Agatha. — Ueber der Pforte des einen Thurms eine Inschrift, die aber fast gänzlich verwischt ist. — Fast im Mittelpunkte von Mahon die Ruinen eines alten maurischen Thores; vorn an der Straße (Ravalle vicille) sehr viel silberne Münzen, die wie die aus Mallorca gefundenen eingeschmolzen worden sind. — Ueberhaupt hat man aus Fanatismus und aus Habsucht, fast alle Ueberbleibsel des alten maurischen Glanzes zerstört. — Derlaßung erwähnen wir noch

einer alten aragonischen Inschrift, an dem östlichsten Ende der Cathedralkirche von Mahon. Sie hat gothische Buchstaben, und bestimmt die Erhebung der Insel mit Genauigkeit.

XVI. . . . Februarii

Anno Dni MCCLXXXVI.

Po. Presa. La. Yla. De. Menorca

R. n. a. m.

Nos. Bon. Rey. D'Arago.

S c h l u ß.

Das sind die Balearenischen und Sici-
lischen Inseln, denen dies nun zu schließende Werk
gewidmet gewesen ist. Als Resultat hat sich
ergezeigt, daß Mallorca der insularische Haupt-
punkt sey, wo die Sausheit des Klimas,
und die Schönheit der Natur, wo die Frucht-
barkeit des Bodens und die Gastfreundschaft
der Einwohner, die meisten Genüsse, die meh-
ren Vortheile verspricht. Oft hat sich der
deutsche Herausgeber auf diese glückliche In-
sel versetzt, und vielleicht hat mancher Leser
seine geheimen Wünsche getheilt.

Sollte es denn wirklich nicht möglich
seyn, mit einer auserlesenen Anzahl Freunde,
und lassen wir die Freundinnen nicht weg, aus
dem zertretenen Norden auf dieses ruhige El-
land zu fliehen? Der Ueberfluß an unbekant-

ten Völkern, die Leichtigkeit ein kleines Capital auf Grundstücke anzulegen, die mögliche Verbesserung des Ackerbaues; wie viel Fingerzeige zu einer nützlichen Ansiedelung! Bey Protestanten freylich macht die Religion einige Schwierigkeit; indessen ist der Augenblick nicht fern, wo auch dieses Hinderniß für immer gehoben seyn wird.

Schöner lieblicher Traum, mit Weib und Kind, mit Freunden und Verwandten hier Ruhe und Glück zu finden! Ein mildes Klima, wo eine Jahreszeit in die andere fast unmerklich übergeht; eine freigebige Natur, die den müßigsten Fleiß sehr reichlich belohnt; alle Bedürfnisse, alle Gendärte des südlichen Lebens im Ueberfluß, und Gebirge und Meer im unvergänglichen Herrlichkeit! Schöner, lieber Traum, mit Weib und Kind, mit Freunden und Verwandten hierher zu ziehn; und nichts von den wilden Kriegshorden des unglücklichen Vaterlandes, nichts von dem Uebermuth des Siegers, dem Drucke der

Tyrannen, den Schrecknissen barbarischer Eroberungsjucht — Nichts von allem dem in unserm jüdtischen Insulardien Paradies!

Aber auch Du Unglücklicher, der Du Dir eine einsame Welt erschaffen, und nur mit Deinen Erinnerungen leben willst; auch Du findest auf Mallorca einen Zufluchtsort! Hier auf einem dieser heiligen Berge, kannst Du Dir einen Tempel der Ruhe und der Betrachtung erbauen! Hier kannst Du der Macht des Tyrannen lachen, und sehn, wie der Adler auf seinem Felsensitze, sehn! Unter Dir wogt's und schäumt's; der Himmel ist Nacht, der Ocean stürmt daher, die Erde erbebt. — Aber Dich umfließt himmlische Ruhe und Klarheit, und Deine Blüthenbäume glänzen im Morgenroth, und Deine Vögel begrüßen den Sonnenstrahl, und Deine Gebrüde streben mit liebenden Händerten in den blauen Aether hinein. — O hinauf! hinauf zu Deinen Höhen; ich entsicke des Lebens elendem Gaukelspiel! Ich will mich dem Himmlischen nahen, ich will allem entsagen, nur dem nicht, was ewig ist.

Anzeiger.

Dem Herrn Professor Fischer wird hiedurch
Michaelis, Neffe noch bey mir erscheinen:

Neue

Reisen durch das südliche Frankreich,
frey nach Willm bearbeitet

von

C. A. Fischer.

2 Bände in 2.

Es ist aus dem großen und kostbaren Originale
nur das aufgenommen worden, was allgemei-
nes Interesse haben kann. Das Ganze wird für
die Besitzer der eigenen, mit verdienten Beyfall
ausgenommenen, und bereits ins Englische, Schwe-
dische etc. übersetzten Reisen des H. F. auch unter
folgendem Titel zu haben seyn:

C. A. Fischer's

Reisen durch das südliche Frankreich,

dritter und vierter Theil,

Zusätze und Verbesserungen zu den
zwey ersten enthaltend.

Ich brauche dem Publico nicht zu versichern,
daß, obiges Werk eine sehr angenehme und beleh-
rende, in den traurigen Wintermonaten doppelt
willkommne Lektüre abgeben wird.

Heinrich Gräff.

Neue

Neue Schriften

welche

bey Heinrich Gräff in Leipzig verlegt oder in
Commission zu haben sind,

Die mit einem * bezeichneten, sind Commissions-
Artikel.

* D'Alembert an Friedrich II. über die Theilung
Poblen. Eine erfüllte Prophezeiung von einem Aus-
gezeichneten und Zeitgenossen der ersten beyden Sächsi-
schen Regierungen in Pohlen. 2. 1 Thlr.

Dauers, J. C. A., Alexander Selkirk's sonder-
bare Schicksale in Afrika. 2. 1 Thlr. 24 Gr.

Dasselbe Buch unter dem Titel:

Alexander Selkirk's sonderbare Schicksale zu
Wasser und zu Lande. Zur Erleichterung des geogra-
phischen Unterrichts für die Jugend der mittlern
Stände und zum Selbstunterricht, 2^{ter} Theil, welcher
Afrika enthält.

NB. Der 3te Theil, welcher unter der Presse ist, ent-
hält Selkirk's sonderbare Schicksale in Polynesien.

Becker, Dr. G. W., über Pollutionen und die nützlich-
sten Mittel dagegen. Mit einem Kupfer. 2. gebunden.
2 Gr.

* Dessen Rathgeber vor, bey und nach dem Verschlaf
oder fahliche Anweisung den Verschlaf so auszuheben,
daß der Gesundheit kein Nachtheil zugefügt, und die
Vermehrung des Geschlechts durch schöne, gesunde und
starke Kinder befördert wird. Nebst einem Anhange,
worinnen die Geheimnisse des Geschlechts und der Zeug-
ung des Menschen erklärt sind, auch einer Nachricht,
die Erfindung eines Schaamgürtels zur Heilung des
männlichen Unvermögens betreffend. Haster, wiederum

sehr vermehrte Auflage, wodurch jeder Nachdruck der
vier ersten Auflagen unbrauchbar gemacht wird. 2.
16 Gr

Becker, Dr. C. W., Geheimnisse des weiblichen Ge-
schlechtes, seine Krankheiten und die Mittel dagegen.
1 Thlr.

• Beitrag zur Geschichte des Krieges in Preußen,
Schlesien und Pohlen in den Jahren 1806 und 1807.
Von dem Verfasser der Schrift: Vertraute Briefe
über die innern Verhältnisse am Preussischen Hofe
herausgegeben. 2r, 3r und 4r Theil. Der 5te Theil
ist unter der Presse und erscheint in 3 bis 4 Wochen.
Mit Kupfern und Planen. gr. 8. NB. Ist mit den
vertrauten Briefen 3r, 4r und 5r Bd. gleichen Inhalts.

Beschreibung der Dardanellen, durch einen freunds-
chaftlichen Brief aus Constaninopel mitgetheilt. Mit
einer in Kupfer gestochenen und illuminirten perspekti-
vischen Ansicht in den Canal der Dardanellen und
Charte des Canals zwischen Europa und Asien 2c. 8.
8 Gr.

Briefe, gesammelte, herausgegeben von Julie. 2r, 3r
und 4r Bd. Mit Kupfern. 8. 4 Thlr.

Briefe, nützliche, auf alle fast erdenkliche Fälle, nach
den Erfordernissen des gegenwärtigen Zeitalters einge-
richtet, 2c. Ein Handbuch zum Selbstunterricht für die
müßlern und niedern Stände. Fünfte, neubearbeitete
Ausg. 8. NB. Ist mit Claudius Briefsteller gleichen
Inhalts. 18 Gr.

Briefe, vertraute, über Deutschlands innere Staatsver-
hältnisse, seit dem Tode Friedrichs II. Ein Seiten-
stück zu den vertrauten Briefen über die innern Ver-
hältnisse am Preuß. Hofe 2c. gr. 8.
Dieselben fl. 8.

• Briefe, vertraute, über die innern Verhältnisse am
Preuß. Hofe seit dem Tode Friedrichs II. 3r, 4r
und 5r Bd. gr. 8.

Auf englisch Druckpapier 6 Thlr. 12 Gr. alle 5 Theile
10 Thlr. 12 Gr.

Auf median Druckpapier 5 Thlr. 8 Gr. alle 5 Theile
9 Thlr.

Auf Reinf. Schreib 4 Thlr. alle 5 Theile. 6 Thlr. 12 Gr.

Auf Druckpapier 3 Thlr. 4 Gr. alle 5 Theile 5 Thlr.
NB. Der 6te Band erscheint in 3 bis 4 Wochen, nebst
Kupfern und Planen zum 2ten Bande gehörig.

- Charakteristik Friedrich Wilhelm III. und der bedeutendsten Personen an seinem Hofe. Gesammelt und bekannt gemacht von R. W. Aus dem Französischen übersezt. 8. 1 Thlr.

Claudius, G. E., allgemeiner Briefsteller, nebst einer kurzen Anweisung zu den nöthigen schriftlichen Aufträgen für das gemeinebürgerliche Geschäftsleben. 2. Ein Handbuch zum Selbstunterricht für die mittlern und niedern Stände. Fünfte durchaus verbesserte und vollständigere Auflage. 8. 18 Gr.

Cölln, Fr. von, Gedanken über die Aufhebung der Erbunterthänigkeit in Schlesien. Beplage zu den Neuen Gewerbränden. gr. 8. 6 Gr.

- Erörterung, umständliche, der Fragen: Was wird Preußen, nach der Natur des Bedürfnisses von Europa zu urtheilen, in Zukunft seyn? und wie kann Deutsche land überhaupt wieder unabhängig, mächtig und blühend werden, als es je war? 10 Gr.

Feldzug, der, der Franzosen und alliirten nordischen Völker 2c. 2. Band, in gr. 4. mit sämtlichen Plänen und den wichtigsten Gegenden des Kriegstheaters, illum. In demselben Format mit sämtlichen Plänen und den Gegenden des Kriegstheaters schwarz. In gr. 8. mit sämtlichen Kupfern illum. In gr. 8. mit schwarzen Kupfern. In gr. 8. mit den Plänen und ohne den Gegenden.

Fehler, Dr. J. M., Alonso, oder der Wanderer nach Mexicoverrat. Aus Don Barcos Papieren. 2 Thle. Mit Kupfern. gr. 8. 3 Thlr.

- Feuerbrände, Neue. Marginalien zu der Schrift: Verbrante Briefe über die innern Verhältnisse am Preussischen Hofe, seit dem Tode Friedrichs II. Von demselben Verfasser herausgegeben. 16 bis 36 Hft. 3te Auflage. Mit Kupfern und in allegorischen und historischen Kupfer Umschlagen. gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr. Derselben 66 bis 176 Hft, oder 27 Bd. 36 bis 66 Bd. 26. gr. 8. 7 Thlr. 8 Gr. Alle 37 Hefte 11 Thlr. 8 Gr.

Figuren zu Eulicks Lehrbuch der Geometrie. Nebst einer Anweisung, dieselben, so wie das Lehrbuch selbst, richtig zu gebrauchen, von M. Lindner. gr. Fol. 1 Thlr.

Fischer, Dr. E. M., Gemälde von Valencia, 37 Thel. 2. Auf Register Schreibpap. 1 Thlr. Dasselbe auf Druckpap. 16 Gr.

Gebanten über die Wiederherstellung des Gleichgewichts in Europa, zur Begründung eines dauerhafteren Friedens, als bisher möglich gewesen. Von einem Staatsmanne. 8. 8. broch. 6 Gr.

Geschichte der Belagerung und Einnahme von Danzig. Mit dem Portrait des Grafen von Kalkeuth und einem Plan von Danzig. 8. broch. 1 Thlr.

Grewenitz, v., Unterricht zur Kenntniß der vorzüglichsten und wichtigsten Abweichungen der gesetzlichen Vorschriften des Code Napoleon von den in den jetzt abgetretenen Provinzen, und zwar sowohl den deutschen als polnischen bisher gültig gewesen. gr. 8. 12 Gr.

Hagedorn, W., Abhandlung über den Bruch des Schenkeleinhalbes. Nebst einer neuen Methode, denselben leicht und sicher zu heilen. Mit 2 Kupfern. gr. 8. 16 Gr.

Handwörterbuch, deutsches, für die Geschäftsführung, den Umgang und die Lesart. (Von M. E. F. L. W....) Zwey Bände in drey Theilen. gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Hildebrandts, C., neuer Kinderfreund 16 Bändchen. Mit Kupf. 8.

Hinke, V. A. W. von, Beschreibung der Affaire bey Halle zwischen den französischen und einem preussischen Reserve-Corps, den 17. October 1806. Nebst einem Plane der Stadt und Gegend von Halle und drey Veduten. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Hochheimer, M. E. F. A., Gemische Farbenlehre, oder ausführlicher Unterricht von Vereining der Farben zu allen Arten der Malerey, 4r Theil. Mit Holzschnitten. 8. 1 Thlr.

Jacquin Hortus Vindobonensis, Fasc. IV. Royal fol.

Intelligenzblatt zu den neuen Feuerbränden. Marginalien zu der Schrift: Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am Preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II. 11. 12 und 13. Bd. jeder enthält 46 Nummern, 1. Num. Kupfer und Veduten. gr. 4. (wird fortgesetzt.) Jeder Band 2 Thlr. 12 Gr.

NB. Der Pränumerationspreis von 1 Thlr. pro Band gilt so lange, bis der Band complett ist; dann tritt der Pränumerationspreis von 1 Thlr. 12 Gr. und endlich der Ladenpreis von 2 Thlr. 12 Gr. pro Band ein.

Kriegsszenen seit dem October 1806. Geschichte des
Angriffs, der Belagerung und Uebergabe von Glogau.
Herausgegeben von E. J. Bentomig. 16 und 26 Hft.
8. brochirt. 12 Gr.

Krug, J. Fr. Adolph, Ausführliche Anweisung, die
hochdeutsche Sprache recht sprechen, lesen und recht
schreiben zu lehren; nach seiner an der Bürgerschule in
Leipzig betriebenen Lehrart. gr. 8. 20 Gr.

Kunhardt, M. H., Anti-Stolberg; oder Versuch die
Rechte der Vernunft gegen Friedrich Leopold Grafen
von Stolberg, in Beziehung auf dessen Geschichte der
Religion Jesu Christi, zu behaupten. gr. 8. 12 Gr.

Lesebuch, Neues französisch-diplomatisches, oder Samm-
lung französischer Original-Aussätze, über diplomatische
politische Gegenstände der neuesten Zeit. Ein unent-
behrliches Hülfsmittel zur gründlichen Erlernung des
höheren französischen Sprachstils. Enthaltend eine
vollständige Sammlung aller Briefe, Noten, Procla-
mationen, Rathschlüssen u. s. w. des Kaisers Na-
poleon's des Großen, nach der Zeitfolge 1796 bis
1807 geordnet, und mit historischen Bemerkungen be-
gleitet. Herausgegeben von Dr. C. A. Fischer. gr. 8.
2 Thlr. 4 Gr.

Lindner, M. Fr. W., Ueber die historisch-genetische
Methode. Ein Beitrag zur Verbesserung und Verein-
sachung der Erziehung. 8. 6 Gr.

Maximen, Bemerkungen und Prophezeiungen aus
den Werken Friedrichs II. Königs von Preußen,
nicht geachtet von seinen Nachfolgern. Mit Bemerkungen
und Anwendungen von einem Verehrer des großen Kö-
nigs. 8.

Nachgedanken über das ABC, Buch von einem Spi-
ritus Asper. Mit Holzschnitten und Noten. Ein Le-
sebuch für alle die buchhabiren können. 2 Thlr. 2.

Pächter, der, Karl Friedrich Sabia. Ein merkwür-
diges Opfer der Ungerechtigkeit im preussischen Staate.
Nebst einem Schreiben an Friedr. Wilh. III. und Be-
merkungen über den Preussischen Goldbeck, Kabinetts-
rath Dörme u. s. w. 8. 1 Thlr.

Pegolesi's, H., Wochenchrift für Menschenbildung
in Gesellschaft seiner Freunde herausgegeben. 12 Hft.
gr. 8. 1 Thlr. 2 Gr.

Derselben 21. Bd. gr. 8. 1 Thlr. 2 Gr.

oder Kinderfreund und Lehrer. Ein Lehr- und Lesebuch für die Jugend jüdischer Nation und für jeden Liebhaber der hebräischen Sprache. Von Moses Bülowsohn, Lehrer an der jüdischen Haupt- und Realschule zu Dessau, 12 Theil. 8. 14 Gr.

Für Protestantismus und protestantische Geistlichkeit, eine Zeitschrift in monatlichen Heften. 12 Hefte. gr. 8.

Sauveur, Grafet St., Reise durch die Balearischen und Pitagorischen Inseln in den Jahren 1802 bis 1805. Frey nach dem Französischen bearbeitet von C. A. Fischer. 2. Auf Regit. Schrbp. 1 Thlr.

Auf ord. Druck. 16 Gr.

NB. Ist mit Küchers Gemälde von Valencia 32 Theil gleichen Inhalts.

Schwabers, Dr. J. L., Vorleseblätter zum Zeichnen für Schulen und Handwerker, vorzüglich mit Rücksicht auf richtige Entzifferung und Zeichnung architektonischer Gegenstände in geometrischen und perspektivischen Klassen: besonders der Säulenordnungen und ihrer zweckmäßigen Anwendungen in der schönen Baukunst und andern Künsten und Gewerben. 16 Hefte. Mit 7 Kupfern. in gr. 4. und 5 Bogen Text Querfol. 1 Thlr. 6 Gr.

ספר מורע לבני בית אדער קינדערפֿרײַנד און לעהרער.
חיון אֶחָד-אֶחָד לַעֲבוֹד מִדָּא וְהַעֲבֹד וְיִתְעַד
כְּמִתָּן אֶחָד מִדָּא וְעַן לִבְהַאֲבֹר דְּעַר הַעֲבֹדָא
שְׂבֻחָא מִקָּדַשׁ מִשָּׁה בֵּן לֵאמֹר כִּי אֲנִי
מִיִּבְרָאֵהוּ דְּעַל מִיִּבְרָאֵהוּ דְּעַל מִיִּבְרָאֵהוּ
Gr. 14. מחור.

Tagebuch der Blockade der Festung Stralsund und deren Folgen, geführt von einem unterrichteten Augenzeugen bis zum 9ten April 1807. Nebst einem neuen Grundriß der Stadt und Festung. 8. 12 Gr.

Tissot's Heimlichkeiten des weiblichen Geschlechts. Neue ganz umgearbeitete und für unser Zeitalter brauchbar gemachte Auflage von Dr. G. B. Becker. 8. Auch unter dem Titel: Dr. G. B. Becker, Geheimnisse des weiblichen Geschlechts, seine Krankheiten und die Mittel dagegen. 1 Thlr.

NB. Für die respektiven (נאָפֿאָה) Nachdrucker dient zur Nachricht, daß ihrer Industrie begegnet werden wird, wie sich gebührt.

Ueber den mit Unrecht verfolgten Eschabel. Von ei-
nem Patrioten. 8. 8. brochirt 4 Gr.

Universallexicon für die gesammten Handlungswis-
senchaften; enthält: die Staats- und Privat-Hand-
lungswissenschaft in allen ihren Theilen, die Naturae-
schichte, Künste, Gewerbe, Geradenie, Statistik in
Beziehung auf den deutschen Reichthum; in Al-
phabet. Ordnung. Von Mos. Israel. Nach dessen
Tode von Dr. Clemenius, Jr. Heusinger und
Dr. Casp. Jöling. 12. Bd. gr. 4.

• Volkermann, M. E., sichere und gründliche Anwei-
sung, Schreibkubern zu appetiren. 8. 4 Gr.

Vollbeding, M. J. E., Praktisches Lehrbuch zur Bil-
dung eines richtigen, mündlichen und schriftlichen Aus-
druckes der Gedanken, zum Gebrauch für Schulen.
Dritte verbesserte Auflage. 8. 16 Gr.

Weber, Dr. F. B., über den Zustand der Landwirth-
schaft in den preussischen Staaten, und ihrer Reformen.
8. 16 Gr.

• Wien und Berlin in Parallele. Nebst Bemerkun-
gen auf der Reise von Berlin nach Wien durch Schle-
sien, mit besonderer Hinsicht auf den Feldzug 1807 u.
Ein Seitenstück zu der Schrift: Vertraute Briefe über
die innern Verhältnisse am Preuss. Hofe. Mit Kup-
fern von Penzel und 4 Holzschnitten von Gubin, inclu-
sive des Umschlages und 3 illuminierten Blättern von
Geißler. gr. 8. Auf Velinpapier 4 Thlr. auf Schreibp.
3 Thlr. 8 Gr. auf Druckpapier 3 Thlr.

Dasselbe Buch in fl. 8. mit 2 Kupfern 1 Thlr. 12 Gr.

Livres François.

• d'Alembert à Frédéric II. sur le demembre-
ment de la Pologne. Prediction accomplie d'un
contemporain témoin oculaire des deux premiers
gouvernements Saxons en Pologne 8. 1 Thlr.

Collection générale et complète de Lettres Pro-
clamations, Discours, Messages etc. etc. de
Napoleon le Grand, Empereur des français,
Roi d'Italie, Protecteur de la confédération du

Rhin, etc. etc. Rédigées d'après le *Moniteur* etc. classées suivant l'ordre du tems (1796 — 1807) et accompagnées de notes historiques, publiée pr. Chr. A. Fischer. On trouvera à la fin un recueil choisi de pièces officielles, rapports, discours etc. de M. M. Talleyrand, Cretet, Champagny, Chaptal, Fouché, Marbois, etc. gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Colonie, la, de Robimon. Lecture intéressante et instructive pour la jeunesse. pr. Ch. Hildebrandt, Traduite de l'Allemand pr. S. H. Catel, Avec figures. 8. 1 Thlr.

• Lettres confidentielles sur les relations intérieures de la Cour de Prusse depuis la mort de Frédéric II. T. I, II et III. 8. 4 Thlr.

Robinson, le nouveau, Livre de lecture pour les Enfants pr. J. H. Campe, continué pr. C. Hildebrandt; trad. de l'Allemand pr. S. H. Catel, Avec figures. 8. 1 Thlr.

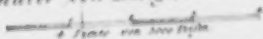
• Recueil de traits caractéristiques pour servir à l'histoire de Frédéric Guillaume III. et de plusieurs personnages marquants de sa cour. Tirés de Lettres et de conversations familières et publiées pr. M. W. *** 8. 1 Thlr.

• Tisons d'Hercule, ou Fragments pour servir de supplément et de suite aux Lettres confidentielles sur les relations intérieures de la Cour de Prusse depuis la mort de Frédéric II. Cahier I — XII. Avec figures. gr. 8. 9 Thlr.

• Vienne et Berlin, mis en Parallele. Observations faites dans un voyage de Berlin à Vienne par la Silésie. Ouvrage qui sert de supplément aux Lettres confidentielles sur les Relations intérieures de la cour de Prusse depuis la mort de Frédéric II. par F. de C—n. Enrichi de deux gravures en taille douce pr. Penzel, de quatre gravures en bois pr. Gubitz et de trois estampes enluminées pr. Geisler. gr. 8. broché. 2 Thlr. 24 Gr.



Charte
des Thuler von Baren, Cantons de Chaux-de-Fonds.



Vergreisen

herausgegeben

von

Christian August Fischer.

Zweiter Theil.

Nach einer Karte.

Leipzig,

bei Johann Friedrich Hartnoch.

1804.

46-2 1012



Meinem

ehem unvergesslichen Freunde

Christian von Beck,

Buchhändler, Kassenverwalter im Departement
der auswärtigen Angelegenheiten u. s. w.
zu St. Petersburg.

Zum Zeichen

meiner innigsten Ergebenheit und Dankbarkeit.



An die Leser!

Unter den großen Werken, die das Leben und den Ehrgeiz eines Schriftstellers beschäftigen könnten, verdiente gewiß auch ein Gemälde von den Gebirgen Europas, in sittlicher, pictoresker und wissenschaftlicher Hinsicht, die größte Aufmerksamkeit. Sollte es auch nicht durchaus auf eigene Reisen, eigene Beobachtungen, eigene Aufzeichnungen gegründet werden können, so würde es dennoch, bey der kritischen Benützung der vielen bereits vorhandenen Materialien, ein Werk von allgemeinem Interesse seyn.

Seit mehreren Jahren hatte der Unterzeichnete diese vielleicht zu kühne Idee mit groß

fer Liebe verfolgt; plötzlich sieht er sich durch gebieterische Verhältnisse gezwungen, für immer darauf Verzicht zu thun. Einzelne interessante Partien waren das einzige, was er noch zu vollenden vermochte, und diese sind es, die man unter obigem Titel zu einem Ganzen vereinigt hat.

Der erste Theil dieser Bergreisen enthält demnach die interessantesten Partien aus den Pyrenäen, besonders aus den Central-Pyrenäen, die in jeder Hinsicht die wichtigsten sind. Alles, was seit d'Arct bis auf Hamond's neuestes Werk darüber geschrieben worden ist; alles hat der Verfasser hier benutzt, verglichen und zusammen gestellt. Wo es möglich war, z. B. bey den West-Pyrenäen, hat er eigene Beobachtungen hinzugefügt, und am Ende die allgemeinen wissenschaftlichen Resultate, nach ihren einzelnen Rubriken, sorgfältig aufgeführt. Möchte das Ganze für

den Kenner nicht ganz unbefriedigend, möchte es besonders für den künftigen Orogaphen nicht ganz unbrauchbar seyn!

Wie gern würde der Verfasser seine geschätzten Hefnungen vergessen, könnte er irgend einen größern und glücklichern Schriftsteller zu jenem vollständigen Gemälde bezeichnen, wovon oben die Rede gewesen ist! Willig würde er ihm die Palme überlassen, die er selbst, wie wohl vergebens, zu erringen gesucht hat.

Dresden,
am 29. Aug. 1803.

Fischer.

Nachschrift des Verlegers.

Der zw. Theil dieses Werkes, der, wo möglich, noch in diesem Jahre erscheinen soll, wird die Beschreibung der Seelapen

enthalten, die der Verfasser so eben zu berei-
ten druckt.

Leipzig,
im Februar 1804.

Inhalt.

Einleitung. 0.3

Erstes Kapitel.

Bordeaux — Landes — Die Facens, der Charakter und ihre Lebensweise — Tanzengänger und Landesfräule — Vergnügungen — Ansichten von Bayonne und den Pyrenäen. 10

Zweytes Kapitel.

Kaiser zu Vindobona — Beginn französisch-französischer Krieg — Details darüber — Erster Feldzug von 1793 — Zweiter Feldzug — Erster Einmarsch der französischen Truppen nach Spanien durch das Biscayaner Thal — Fortschritte derselben bis zum Basler Friedensschluss — Allgemeine Bemerkungen über diesen Krieg. 20

Drittes Kapitel.

Vallee d'Alpe — Waldungen — Fästen — Exploitation — Details darüber — Gängeires — Zuhrewege — Stromketten — Fische — Mannichfaltige Operationen und Anlagen — Allgemeine Bemerkungen. „ „ „ „ „ 37

Viertes Kapitel.

Vallee d'Olan — Einwohner — Eigentlichkeiten der Encenerung des Gränzvertrages mit den Cantonen — Montagne de tres Serous — Winterstürme und Congeres — Anekdoten — Pau und seine Annehmlichkeiten. „ „ „ „ 38

Fünftes Kapitel.

Einwohner im westlichen Theile der Kette — Verschiedenheiten derselben — Bearner und Gasquen — Ursprung — Kleidung — Charakter — Sitten — Sprache. „ „ „ 46

Sechstes Kapitel.

Weg von Pau nach Tarbes — Details über Tarbes — Weg nach Lourdes — Thal von Argestes — Plaine von Luz — Umständliche Details

über diese Gegenden und die Litten der Einwoh-
ner — Ankunft im Vareges. ' ' C. 32

Siebentes Kapitel.

Vareges — Lage — Klima — Quellen — Va-
relation — Mésourgen — Umliegende Gegen-
den — Einwohner und ihre Vertheilg. ' ' 54

Achtes Kapitel.

Pic de Lenren — Pic de Lgdré — Vallée de Liens —
Lac de Lascrougouz nebst noch zwölf kleinen —
Nigüe Cluse — Degradationen. ' ' 61

Neuntes Kapitel.

Tourmatet und dessen Gipfel — Vallée de Cam-
pan — Grip — St. Marie — Vorsteden Cam-
pan — Grotte de Medour, und Prioux de St.
Paul — Vagnères Merkwürdigkeiten — Ex-
cursionen — Allgemeine Bemerkungen über das
Campanerthal. ' ' 66

Zehntes Kapitel.

Pic du Midi — Pic du Midi de Vigorre — Mon-
tagne de Teu — Lac d'Encet — Gipfel —
Ansichten — La Pourquette — Hirten und
ihre Lebensart. ' ' 77

Fünftes Kapitel.

Weg nach St. Maurice und Cauteretz — Details
über die Bäder an beiden Orten — Mischbe-
hälter — Zugvögel; Jagd in den Herbämona-
sen, besonders Taubenjagd. C. 84

Zwölftes Kapitel.

Reise nach der Walle de Head über Sedres — Bes-
 chreibungen des Bodens und der Produkte —
 Merkwürdige Insekten und Faunen — L'Ethio-
 pe — Ela — Fragments — Eintritt in die
 Walle — La Pyrethra — Capelle de Notre Da-
 me de Head — Port de la Canau — L'Oute
 de Head. * * * * *

Dreizehntes Kapitel.

Biershäuserland — La Pourquette — Ansichten —
 Baiee d'Aure — Leuconer Thau — Port de
 Neg — Port de Clarisse — Unterirdische Gat-
 terie — Baiee d'Arbouf. " " " " 28

Vierzehntes Kapitel.

Reise nach dem Fort d'Or — Valley de Esbo —
 See Tecueto — Anzeichen eines Ungewitters —
 Zug des Eipingo — Ceth de la Waque — Fort

t'Do — Gefahren des Hexabsteigens — Ab-
see d'Alles — Venasques. 104

Fünfzehntes Kapitel.

Weg durch den Port von Graubenz in das Lächer-
ner Thal — Spanisches Hospizium — Fens
Blanca — Französisches Hospizium — Wagne-
res de Luchen — Cogots — Betrachtungen. 118

Sechzehntes Kapitel.

Reise nach der Matibetta — Zwi chenthat — Ab-
hang — Gipfel — Quellen der Garonne —
Batterie d'Aras — Bataee Reigne Zelline —
Portuäon — Uebergang nach Frankreich. . 119

Siebzehntes Kapitel.

Reise nach Savornie — Amphitheater — Pont de
Reige — Herrlicher Anblick des Ganzen — In-
neres der Klöster — Reise nach der Rolandkre-
tzeche, erster Versuch — Spanische Dieren
und Fleischhändler — Abendbitterung. . 123

Achzehntes Kapitel.

Reise nach der Rolandkreche, zweiter Ver-
such — Vergamphitheater — Erklärung des

großen Felsenwand — Die Felsche selbst —

Ausichten — Rückweg, ... 137

Neunzehntes Kapitel.

Erste Reise auf den Mont Perdu — Talles

d'Etaubé — Vegetation — Schäfer und Schürer

Händler — Verabichtungen — Zerkleinerung

des Stieres — Ansicht des gegenüberliegenden

Mont Perdu — Botanische Merkwürdigkeiten —

Plan zur weitem Zerkleinerung — Weg nach

der Baïsse de Douze — Unmöglichkeit die Reise

fortzusetzen — Rückweg durch den Fort de Pl

nebe — Schreckliche Nacht am Fuße des Gebir

ges. 143

Zwanzigstes Kapitel.

Geplanter Versuch, den Mont Perdu zu beste

gen — Gefahren des Stierens und Stierens —

Zufälle — Nachregeln — Erreichung des ober

sten Felsenrandes — Anblick des Mont Perdu

in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit — Un

möglichkeit, den Gipfel zu erklimmen — Rück

kehr in das Thal von Chaudé — Einige Nach

richten von dem dritten gelungenen Versuche

und den dabei gemachten Beobachtungen. . . 159

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Oryctognostische Bemerkungen — Dem Hengstgebirgsarten — Granit — Deren Bruchtheile — Verbindung — Lagerung — Kryallformen — Vermischung — Thengebirge — Deren Bruchtheile — Kalkgebirge — Deren Bruchtheile — Marmor — Kalkspath — Gemeiner Kalkstein — Mercol — Organische Fragmente — Allgemeine Bemerkungen über die Uebergänge dieser Gebirgsarten und die Degradation der Pyrenäen. S. 169

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Physikalische Bemerkungen — Höhe der vornehmsten Berge — Eiszone — Hauptbäcker — Gaves — Seen — Dunes — Laminen und deren Verschiedenheit — Teichs und Betrachtungen. 183

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Gebirgs-Vegetation — Allgemeine Grundsätze — Anwendung auf die Pyrenäen — Stufenweise Abnahme des vegetabilischen Lebens — Entliche Begrenzung desselben — Teichs — Animalisches Leben und dessen verschiedene Formen —

Bemerkungen darüber — Einheiten — Um-
ständliche Details über die Säen und Pflanz-
Waldmenschen. S. 196

Schluss. 211

Bergreisen.

Erster Theil,

welcher

die Pyrenäen

enthält.

Erster Theil.

A



E i n l e i t u n g.

In Osten vom Mittelmeer, in Westen vom Ocean begrenzt, ziehen sich zwischen Spanien und Frankreich, in einer Länge von fast fünfzig, und einer Breite von fast vierzehnteutschen Meilen, jene großen majestätischen Gebirge hin, die man unter dem Namen Pyrenäen kennt. Sie sind aus mehreren parallelen Bergreihen zusammengesetzt, die sich in Norden und Süden stufenweis übereinander erheben, und endlich in einen hohen schmalen Kamm ausgehen, der zugleich die physische und politische Gränze beyder Reiche abgiebt.

Um die Uebersicht dieser großen Gebirgskette zu erleichtern, hat man dieselbe in drey Theile — Ost:Pyrenäen — Central:

Pyrenäen — und West-Pyrenäen —
eingetheilt, die man auf der französischen so-
wohl, als auf der spanischen Seite, durch
eigene Gränzhäler zu bestimmen gesucht hat.
Wiewohl sich nun allerdings verschiedenes ge-
gen diese Eintheilung einwenden ließe, so
scheint sie dennoch verläßlich, und in Erwart-
ung einer genaueren Bestimmung, noch im-
mer die passendste und bequemste zu seyn.

So rechnet man also die Ost-Pyre-
näen vom Mittelmeere an, auf der fran-
zösischen Seite bis zur Vallée de Luchon,
auf der spanischen bis zum Val de Aran
hinauf; so läßt man die Central-Pyre-
näen auf der französischen Seite, von
der Vallée de Luchon, bis zur Vallée d'Ossau;
auf der spanischen von Val de Aran bis
Val de Rhene gehn; so hat man endlich die
Gränzen der West-Pyrenäen auf der
französischen Seite von der Vallée
d'Ossau; auf der spanischen von dem Val
de Rhene bis an den Ocean bestimmt.

Die beyden höchsten Gipfel der ganzen Kette, sind in Osten die Maladetta, in Westen der Montperdu, wovon jener 1738, dieser 1763 alte französische Toisen über die Meeresfläche erhaben ist. Der höchste Theil des eigentlichen Kammes läuft in einer Strecke von etwa 40000 Toisen von der Wignemale *) bis zur Maladetta hin.

Auf beyden Seiten der Kette, auf der französischen sowohl, als auf der spanischen, werden nun eine Menge Thäler gezählt, die jedoch immer nur von Norden nach Süden streichen, und sich also in den Ebenen Frankreichs und Spaniens einander entgegenzusetzen öfnen. Da, wo sie sich in den Zwischenräumen des hohen Gebirgskammes mit einander verbinden, entstehen die sogenannten Ports, oder Puertos, **) das ist Ge-

*) 1722 Toisen über der Meeresfläche.

**) Jenes der spanische, dieses der französische Name.

Birgspässe, die in dem Mittelpunkte der Kette am schwierigsten, an den beyden Enden derselben gegen das Meer zu, am zugänglichsten sind. Es werden deren zusammen in der ganzen Kette, fast an hundert, und in den N. P. Pyrenäen allein, an fünf und siebenzig gezählt.

Unter erstern verdienen die drey großen Hauptpassagen von St. Jean de Luz nach Irun, von St. Jean Pied de Port nach Roncevaux, *) und von Bontou nach den Junauera, **) besondere Aufmerksamkeit; unter letztern sind acht und zwanzig, die man bequem zu Pferde, und sieben, die man mit Wagen, ja sogar mit Canonen passieren kann.

Noch verdient bemerkt zu werden: Einmal, daß die A. hänge auf der französischen Seite weit künster als auf der spanischen

*) In den W. A. Pyrénées.

**) In den W. A. Pyrénées.

find. Zweitens, daß auf der letztern der
Granit weit öfter entblößt, und weniger kalk-
und thonartige Materie auf die Versubstanzen
gehäuft ist. Drittens, daß dasselbe in
Ansehung der beyden Endpunkte an den bey-
den Meeren statt findet, so daß man gegen
das Mittelmeer den Granit immer entblößt,
gegen den Ocean nichts als Kalkgebirge sieht.

Von welcher Seite man sich auch den
Pyrenäen nähern möge — und man kann sie
schon zwanzig Meilen davon erkennen — über-
all stellen sie sich dem Auge als eine ungeheure
Masse heher, starrer, zackichter Gipfel
dar, die bald weiß, bald schwarz, bald dun-
kelblau, gelblicht, oder rosenroth erscheinen,
je nachdem man sie bey klarem oder bedecktem
Himmel in halbem oder ganzem, in mattem
oder starkem Lichte, des Morgens, Mittags
oder Abends sieht.

Will man die einzelnen Theile der Kette
im Detail betrachten, so geben für die An-
sicht der Ost-Pyrenäen, Cete und Sigun

rad; der Central-Pyrenäen, Tarbes und Lurcia; der West-Pyrenäen, Bayonne und Juntarrabia, vortrefliche Standpunkte ab. Will man die Ost- und West-Pyrenäen vom Meere aus betrachten, so wird es am besten bey dem Fort St. Ems und St. Jean de Luz, ungefähr eine Seemeile vom Lande geschehn.

Hier wird man diese ungeheure Scheidewand zwischen Norden und Süden, mit ihren hohen jachlichten Gipfeln, mit ihren starrenden wild aufgethürmten Terrassen, in ihrer ganzen Majestät erblicken; hier wird man sich zu allen jenen heiligen Empfindungen erheben fühlen, wozu der Anblick des Größten und Herrlichsten, was diese Erde darbieten vermag — Gebirge, Meer und Himmel in eins verschmolzen — das führende Herz begeistern kann.

Das sind die Pyrenäen, deren interessanteste Partzien man aus dem vorliegenden

Werke kennen lernen soll. Verschiden haben wir uns nach unsern Kräften auf jene Fragmente eingeschränkt; ein vollständiges Gemälde mag größer, und — glücklich dazu Schriftstellern vorbehalten seyn.

Erstes Kapitel.

Inhalt.

Verbeaux — Pontreux — Die Passant, die Charente
und ihre Schifffahrt — Saint-Martin und von
Verbeaux — Die Jünger — Die Jünger von Ver-
beaux und den Pyrenäen.

Man verläßt das öppige Verbeaux, und
die reizenden Ufer der gelblichten Charente,
um auf dem geraden Wege über Langon,
Mont-Martin u. s. w. nach Daxonne zu
gehn. Bald hat sich nun die frische grüne
Landschaft in eine kahle desolirte Ebene ver-
wandelt, und alles kündigt den Anfang der
sogenannten Landes an.

Man hat diese gedürrte wüsten Lan-
den schon aus mehreren Reisebeschreibungen
kennen gelernt; man weiß, daß sie von Mar-
ten nach Züen, über dreißig Meilen in der

Länge, und von Ofen nach Ofen fünfzehn bis zwanzig in der Reihe haben; und man erinnert sich endlich, daß sie, trotz ihrer Unfreundlichkeit, dennoch hier und da, mit einigen Dörfern und Flecken, so wie mit mehreren großen Anpflanzungen von Bäumen, Tannen, Kieferndünen u. s. w. bedeckt sind.

Was indessen die Ansaartheit des Reisenden am meisten auf sich zieht, das sind die Landbauern, oder *Parvins*, wie man sie in derbeut zu nennen pflegt. Hier sind die Nachrichten eines Agerzuges, *) wodurch man diese Hottentotten von Frankreich etwas näher kennen lernen wird.

Sie hatten etwas an unserm Wagen zerbrochen — sagt er — und setzten in der Nähe bey einem *Parvin* ein. Eine elende, halb mit Stroh, halb mit Baumrinden gedachte Umhülle, ein vieredriges Schutzhäutgedächtniß, wo kein Tisch, kein Stuhl, kein

*) Das Verzeichniß dieser Bergzöge.

Bette *) u. s. w., sondern bloß ein ungeheures Ermin zu sehen war; da haben sie die Wohnung unseres henetten Bauersmannes, den man, wohl zu merken, noch für ziemlich wohlhabend hielt.

Als wir eintraten, war der Hausherr eben aus dem Walde zurück gekommen, und hatte sich auf ein Schaaffell vor das Feuer gesetzt; die Frau war beschäftigt, eine segemannste Cruchade **) zu bereiten, und eine der ältern Töchter hing etwas Wäsche vor dem Camine auf. Ein Knabe band Bündel von Maisstroh mit Kleie für die Ochsen zusammen, und eine alte Großmutter machte Anstalt ein kleines Kind zu füttern, das in seinem Dournae *** neben dem Feuer stand.

*) Sie schlafen auf dem Heuboden, oder auf Schaaffellen.

**) Ein Teig von Mais oder Hirse, der in der Küche geknetet, und mit etwas darauf gerastem Erde gebacken wird.

**) Ein hebes enges Zedden, inwendig mit einem Leinen verklebt, das sich nach Belieben höher und niedriger stellen läßt.

So wie wir in die Thür traten, richtete sich der Hausherr auf, kam uns entgegen, bot uns die Hand, und hieß uns willkommen seyn. — „Geda, Margarethe!“ — rief er der Tochter in seinem Patots zu — „Geschwind bring den Herren ein Glas frische Ziegenmisch!“ — Zu gleicher Zeit nahm er einige Schraffelle von der Wand, breitete sie vor dem Feuer aus, und warf einen großen Strauch Thymian in das Camin — „Segen Sie sich, meine Herren!“ — fuhr er fort — „Es ist kalt und hier haben Sie Platz genug!“

Die Ziegenmisch kam an, und zu gleicher Zeit ein großer Kase, wie einem noch größern Brode von Weiz und Hirsenmehl. — „Nun, langen Sie zu!“ — sagte der Hausherr — „Es ist frisch! — Sie dürfen nicht lange seyn!“ — Unterdessen brachte Herr R — s Bedienter eine Kasse Taback und eine Flasch Cognac, Brantwein herbey. — „Ja freylich!“ — fuhr unser Paterus fort — „Wer solche Delicateffen hat!“ — Wir boten

ihm augenblicklich davon an, und man kann denken, ob er sich lange bitten ließ.

„Hören Sie!“ — sagte er zu Herrn L. nachdem er einige herzhafte Züge gethan hatte — „Sie sind mein Mann! — Verwiß uns wahrhaftig, ich muß es gestehn! — Hören Sie, wenn Sie einen Handel mit mir machen wollten — Meiner Treue! — Nun, Sie sollen zufrieden seyn!“

„Sehen Sie einmal die Fässer da!“ — indem er auf eine Reihe Droytonnen wies, die unter der kleinen Bodentreppe aufgestellt waren — „Extra gut! — Ich sage es Ihnen — Und ich liefere sie bis Bordeaux frank und frey — Ohne einen Sou — Verlassen Sie sich darauf! — Nun, mein Herr! Was sagen Sie dazu?“

Herr L., der wirklich von Zeit zu Zeit sehr große Quantitäten Droy verschifste, aber in diesem Augenblicke keinen Handel schließen konnte, mußte unserm ehrlichen Varenz zwar

diesmal für sein Anerbieten danken, ließ ihm aber mit Vergnügen seine Adresse zurück.

„Nun für ein andermal denn?“ — war die Antwort des treuzerzigen Bauersmanns — „Hörst du's, Sibylle? — indem er sich zu seiner Frau wandte — „Der Herr da will mein Abochimer seyn! — Nun wie's Gott gefällt! — Gute Waare — Gutes Geld! — Betrügen ist meine Sache nicht! — Verlassen Sie sich darauf!“

Mit diesen Worten reichte er Herrn L. die Hand, nahm das kleine runde Varet ab, das die Parens statt einer Mütze tragen, und trank das Glas bis auf ein Drittheil aus. — „Hier, Sibylle!“ — sagte er, indem er es seiner Frau hingab — „Auf die Gesandtheit des Herrn Kaufmanns! — Und glückliches Wiedersehen!“

Um noch einige andere Eigenthümlichkeiten dieser Parens zu beschreiben, fährt jener Augenzeug: *) folgendermaßen fort:

*) Der Besitzer dieses Bergstels.

Als wie am andern Mittag Saint-Evree verließen — sind seine Worte — erblickten wir in der Ferne einige seltsame, neun bis zehn Fuß hohe Gestalten, die wie zweibeinige Pferde aussahen. Man sagte uns endlich, daß es Hirten auf Stelzen wären, deren sie sich des sumphigen Bodens wegen all gemein zu bedienen pflegen.

Um uns diese Riesen näher kennen zu lernen, rief sie Herr L. in ihrem Patois an. Kaum hatten sie es gehört, als sie sich in Bewegung setzten, und mit unglaublicher Schnelligkeit zu uns herüber kamen. Herr L. machte uns dabey auf ihre ungeheuern, fünfzehn Fuß langen Stäbe aufmerksam, vermittlest deren sie über Gräben setzen, die oft kein Pferd überspringen kann.

Als sie jetzt näher gekommen waren, hatten wir die beste Gelegenheit, ihren sonderbaren Anzug zu besehen. Der eine trug eine Art Dolman, aus Schaffeln gemacht, eine rothe Weste, gelbe Beinkleider, und das gewöhnliche

wöhnliche platte Bauernhose. Dazu kamen Camaschen von Laumersellen, hier Caraus's genannt, die mit rothem Bande zusammengeführt waren, doch so, daß der vordere Theil des Fußes, vom Knöchel an, völlig unbedeckt blieb. Der Parcus hielt übrigens eine mit Wein gefüllte Kledisflasche, oder Colabase in der Hand, und schien der Herr des andern, oder der Eigentümer der Herde zu seyn.

Der zweyte trug eine Mütze von grobem weißgrauen Tuche, die einer großen papiernen Mütze glich. Er hatte einen braunen Mantel mit einem ausgezackten Kragen umgeschlagen, doch so, daß man eine rothe Weste, ein paar gelblichte Drinkleider, und ein Paar schmutzige baumwollene Camaschen, darunter hervorstechen sah.

In der einen Hand trug er seinen langen Stock mit Eisen beschlagen, in der andern eine blecherne Pfanne, an der ein Bündel geräucherter Sordellen hing. Auf der Brust hatte er ein großes flaches Messer und Hirt-

Leiter Thed.

sen-Brod, auf dem Rücken seine Flinte, und seinen Weinkrug befestigt. Beyde Parens waren übrigens zwey kleine mager, ausgerocknete Menschenkinder, die mit ihren struppichten Haaren und schwarzbraunen Gesichtern, ziemlich confideirt aussahen.

Als wir uns besonders über die auffallende Equipage des lehtern verwunderten, hörten wir, daß es der eigentliche Schaafhirt sey, der immer dreyßig, bis vierzig Tage nach einander, mehrere Stunden weit von seinem Dorfe, auf der Weide zu bleiben pflegt, weshalb er also jedesmal mit seiner ganzen Wirthschaft versehen ist.

Daß man indessen doch ja nicht glaube, als fehle es diesen armen Parens an Fröhlichkeit, oder Lebensgenuß. Man trete nur des Sonntags in ihre Cantinen, oder Schenken, und man wird sehen, wie lustig es bey ihnen herzugehen pflegt. Die Alten zechen oder spielen, die Jungen tanzen die Panverrückte, welches die französische Bolero ist; dies

se werfen nach dem Ziele; jene wetteifern in Castos Morales auf ihren Stelzen; mit einem Worte, alles trägt den Character der südlichen Lebendigkeit. —

So durchfliegt man die Landes, bis man endlich drey Lieuen von Bayonne wieder in eine klüßende Landschaft tritt, und zwischen schönen Gärten und niedlichen Wohnungen eine bufsüchtige Anzshle erreicht. Möglich scheint der Vorhang aufzurollen, und lähn und groß thürmen sich die düßern starrenden Massen der Pyrenäen gegen den Himmel empor.

Nicht ohne Schauder kann man diese ungeheuren Gebirge, gleich einer unübersteiglichen Felsenwand, vor sich sehn; aber bald senkt sich der Blick auf ihre sanften grünen Abhänge, und auf das nette freundliche Bayonne herab, das hart am Fuße des Gebirges, und längst eines glänzenden Stromes, zwischen lauter Bäumen und Schiffen zu liegen scheint.

Zweytes Kapitel.

Inhalt.

Waller de Vaygorry — Zeyter spanisch - französischer Krieg — Details darüber — Erster Zeyzug von 1793. — Zweyter Zeyzug — Erster Einmarsch der französischen Truppen nach Spanien durch das Vaytaner Thal. — Fernere Fortschritte derselben bis zum Waller Friedensschluß — Allgemeine Bemerkungen über diesen Krieg.

Wir übergehn die Merkwürdigkeiten von Vayonne, die bereits an einem andern Orte umständlich beschrieben worden sind, um so gleich eine der interessantesten Parthien in der Nachbarschaft, das reizende Thal von Vaygorry zu besuchen.

Wer die sanften Schönheiten der Pyrenäen, wer die Frischeit der niedern Thäler, den Reichthum ihrer mannichfaltigen Vegetation, gleich am Eingange der großen Gebirgskette, kennen lernen will, der muß das

Thal von Bangorrry sehn. Zwar werden die Spuren des letzten Krieges (1793—1795) in diesen zerstörten Bergwerken, Schmelzöfen, u. s. w. noch mehrere Jahre sichtbar seyn; aber selbst diese Ruinen — man vergißt sie leicht bey dem Anblick jener üppigen Fruchtbarkeit.

Wir haben von dem letzten spanisch-französischen Kriege gesprochen, dessen elementarischer Schauplatz *) — was die West-Pyrenäen anlangt — bloß auf diesen Terrain von St. Jean de Luz, bis St. Jean Pied de Port — beschränkt war. Hier sind einige neue Details darüber, die man vielleicht nicht ohne Interesse lesen wird.

*) Eigentlich sollte die ganze Verteidigungslinie in einer Länge von fast 200,000 franz. Lizen vom Meer an bis zur Bucht d'Arcan gehn. Da aber die hohen Thäler weder mit Artillerie noch Cavallerie zu besetzen sind, so begnügte man sich von beiden Theilen, die Ports und Glets bis zur Landung zu besetzen; um die ganze Macht in der Nähe des Meeres zu concentriren, wo der Spielraum größer war.

! Bey dem Anfange der Feindseligkeiten im März 1793 waren die Franzosen höchstens 8000 Mann, die Spanier an 30,000 stark, jenen fehlte es, so zu sagen, an allem; diese waren mit Kriegsbedürfnissen im Ueberflusse versehen; jene konnten sich kaum zusammenziehen, so hatten diese schon die höchsten Pässe besetzt; jene waren kaum im Stande einzelne Punkte zu vertheidigen; diese drangen bereits auf allen Seiten vor; fast der ganze erste Feldzug ward daher von den Spaniern mit entscheidendem Glücke geführt.

Aber als endlich die französische Armee bey der eifrig betriebenen Conscriptien, von Tage zu Tage, wohl fünfmal stärker geworden war; als sich bey den energischen Maassregeln des Sicherheits-Ausschusses, der Enthusiasmus, oder die Verzweiflung aller Gemüther bemächtigt hatten; da fieng der Sieg an sich auf einmal für die Franzosen zu entscheiden; die Spanier wurden auf allen Punkten zurückgetrieben, und sahen nun ihre eige-

ne Gränze von einem überlegenen Feinde bedroht.

Es war zu Anfange Mays 1794. als endlich der erste Einfall, und zwar in das Bazyaner Thal von den französischen Generalen beschlossen ward. Drey Colonnen sollten sich der Hauptpafagen, der Colé de Verdun, Jépeguy und Maya bemächtigen, die vierte aber das Thal von Roncevaux bedrohn, um die Aufmerksamkeit der Spanier dahin zu ziehen. Der ganze Plan ward vortreflich ausgeführt, und in weniger als zwölf Stunden waren sämtliche feindliche Positionen forgiert.

Die Spanier beschlossen jetzt das Thal von Baztan bis aufs äußerste zu vertheidigen, so sehr auch der bisherige General en Chef, der einsichtsvolle Don Luis Venetura Caro, seinem Hofe zu andern Maafregeln, und namentlich zu einer festen Stellung in den Gebirgen, rieth. Allein weit entfernt dieselben zu billigen, bestand das Ca-

binet von Madrid nur desto hartnäckiger auf jenem fehlerhaften Vertheidigungsplan. Eine Folge davon war, daß Caro seinen Abschied nahm, und den fernern Fortschritten der Franzosen nichts mehr im Wege stand.

Die spanische Armee, die schon auf 20,000 Mann zusammengeschmolzen war, ward nun in aller Eile, durch einen Haufen undisciplinirter, mit Gewalt aufgezwungene Bauern recrutirt, von denen der größte Theil schon in den ersten Wochen wieder die Fahnen verließ. Ueberall fehlte es an kriegerischem Geiste, an Enthusiasmus, an Subordination, und Zuchtlichkeit. Wenig Offiziere verstanden den Dienst, noch weniger waren an die Beschwerlichkeiten eines Feldzuges gewöhnt. Das Lager war mit feilen Birnen, Mönchen und Priestern angefüllt, und die alte Energie der spanischen Heere schien auf immer verschwunden zu seyn.

Kein Wunder, daß man daher die Franzosen in kurzer Zeit die ganze Linie durchdres-

hen, und die Provinzen Guipuscoa, Biscaya, und Ober-Navarra erobert sah. Schon schienen sie selbst zu Anfange des Jahres 1795 Castilien zu bedrohen, als den Feindseligkeiten, durch den theuer erkauften Frieden von Basel, plötzlich ein Ende gemacht ward.

Das ist die Skizze eines Krieges, den wir von französischer Seite unter den ungünstigsten Umständen anfangen, und dennoch aufs glorreichste endigen sahn. Im ersten Feldzuge gänzlicher Mangel an den nöthigsten Kriegsbedürfnissen, und ein fünfmal überlegener Feind; im zweyten eine übermäßig starke Armee von 60,000 Mann, der es aber unaufhörlich an Brod und Fourage fehlt; zu Anfang des dritten endlich eine furchtbare Epidemie, die in weniger als drey Monaten funfzehntausend Mann wegrast — was würde bey allen diesen Unfällen aus einer andern Armee ohne jenen Enthusiasmus geworden seyn?

Doch hinweg von diesem Schauplatz der
Verführung! wir eilen das pittoreske Thal
von Aspe kennen zu lernen, das uns Scenen
einer friedlichen Industrie darbieten wird.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Faïsses d'Aspe — Waldungen — Mästen-Exploitation —
Detaills darüber — Glisettes — Fuhrwege —
Eisenbahnen — Kasse — Mannichfaltige Opera-
tionen und Anlagen — Allgemeine Bemerkungen.

Man erreicht die schöne, ihrer Weiden und Waldungen wegen bekannte Vallée d'Aspe, am besten von Bayonne aus, über Navarrenx und Oleron. Auch unabhängig von ihren pittoresken Gegenden, würde sie schon wegen der merkwürdigen Mästen-Exploitation, in den Wäldern von Haus und de Pact, eines Besuches werth seyn.

Hier sind einige Details über diese interessanten Operationen, wober jedoch zu bemerken ist, daß die Arbeiten in den letzten zehn Jahren, aus Mangel an Fonds und Stämmen, größtentheils liegen geblieben sind. Im

mer verdienen indessen jene Anlagen und Manoeuvres, als Zeugen eines genialischen Mechanismus, die größte Aufmerksamkeit.

Um aber dieselben vollkommen würdigen zu können, muß man wissen, daß sich jene Tannenwälder auf äußerst steilen Berggipfeln und Bergabhängen befanden; daß man die gehauenen Stämme bis zu dem ziemlich entfernten Flossplaze zu transportiren gezwungen war; daß das Flößen selbst nur auf einem wilden Gebirgsstrome geschehen konnte, daß man mit einem Worte überall eine große, wilde und mächtige Natur zu bekämpfen fand. Welche Reihe von mannichfaltigen Anlagen und Manoeuvres dabey erfordert wurde, wird nun hinlänglich aus folgenden Details zu ersieht seyn.

Was zuerst den Weg vom Fällplaze bis zum Flossplaze anlangt, so war er in zwey Theile getheilt; das heißt, man unterschied den höchsten und steilsten, wo man die Stämme nur durch Menschenhände fortbringen

konnte, und den niedrigeren und bequemern, wo man sie auf Wogen fortzuschaffen im Stande war. Beide Anlagen hatten große Schwierigkeiten, von beiden wird daher eine umständliche Beschreibung gewiss willkommen seyn.

Bei dem ersten Wege, das heißt vom Fallplage bis zum Fuhrplage hin, kam es demnach vor allen Dingen auf eine sogenannte Glissoire an. Dieses war ein Regensbette, ein Rinnen, eine schmale aufhüfige Gelsenrinne, wie man es nennen will, worin mit diesen, immer sechs Fuß weit von einander entfernten Querbalken, eine hölzerne Unterlage, gleichsam in Form einer Leiter angebracht ward. Dabey verfiel es sich von selbst, daß eine solche Glissoire von allem Gesärbüchse gereinigt, und mit vieler Sorgfalt, besonders in der Nähe des Mastendepots, gewählt werden mußte.

Wenn nun ein Mast auf diesem Wege heruntergeschafft werden sollte, so ward er an jedem Ende mit einem starken Tause versehen.

Das Tau am obern oder dünnen Ende diente zum Anhalten; das am untern oder dicken zum Herunterziehen. Jenes ward nun von einem, dieses von fünf bis sechs Arbeitern dirigirt; außerdem wurden zum Fortziehen und Richten des Rasses selbst, je nachdem die Glissoire lang oder kurz war, noch zu beiden Seiten derselben, zwanzig bis dreißig Arbeiter gestellt.

Hierbey versteht es sich von selbst: Einmal, daß der Arbeiter, der den Rast oben anhalten sollte, einen Point d'appui haben mußte. Dieses besetzte gewöhnlich ein Baumstod zu seyn, von dem er sein Tau allmählig ablaufen ließ, und den er, so wie der Rast tiefer rückte, immer mit einem tiefen vertauschte.

Man begreift zweitens, daß die Arbeiter, die am untern Ende zogen, es immer zu zweien, und übereinstimmend mit dem Nachlassen des obern Endes thaten, weshalb auch gewisse Zeichen verabredet waren.

Es versteht sich endlich drittens, daß die zu beiden Seiten der *Chapite* postirten Arbeiter dem Masse beständig folgen mußten, um bey einer entsprechenden Stodung sogleich mit ihren Hebeln, Ketten u. s. w. bey der Hand zu seyn.

Nicht immer gieng indessen jene Operation so glückselig, und so glücklich von staten, als es so eben beschrieben worden ist. Oft fehlte es an Baumstüben, die zu den nöthigen Anhaltspunkten dienen konnten; noch öfter waren (die Heiserinnen) so steil und abschüssig, daß sich häufig, wohl fünf bis sechs Tausen in der Länge, keine hölzerne Unterlage anbringen ließ.

In solchen Fällen mußte man sich helfen, so gut es möglich war. Die Tausen mußten an Felsenspitzen besetzt, die schwierigsten Stellen gesprengt, die Arbeiter verdoppelt werden u. s. w., gleichwohl gieng es bey dem Manoeuvre selbst nicht immer ganz ohne Unglücksfälle ab.

Es fuhren 3. D. die Massen bey einem zu abfchüssigen Gliseire bisweilen mit sehr hoher Schnelligkeit herunter, daß sie die Haimmaue zerprengten, eine kreisförmige Bewegung annahmen, in mehrere Stücken zerfielen, oder sechzehn bis achtzehn Fuß tief in die Erde schlugen u. s. w. wobei mancher Arbeiter verwundet ward.

Das von dem ersten Wege, (vom Zälpplache bis zum Fuhrplache) geht jetzt von dem zweiten, (vom Fuhrplache bis zum Zirkelplach) ist schon Anlegung mit nicht geringern Schwierigkeiten verbunden war, hin.

Man denke sich Abhänge von 12—1700 Fuß Höhe, voller Winkel, Ungleichheiten, Regenbetten, Abgründe und Felsenstrümpfe, wo dennoch ein Fahrweg von zwölf Fuß Breite, und dritthalb bis dreitausend Toisen Länge nöthig war. Man denke sich die Mühe, einen solchen Terrain zu applaniren, und die Kunst, dennoch den verhältnißmäßigen Abhang dabey zu beobachten! Wieviel Felsenma-

mußten gesprengt, wie viel Abgründe ausgefüllt, wie viel hundert Tausend des Weges oft in senkrechte Felsenwände einsehauen, wie viel gleichsam schwebende Brücken aufgeführt werden!

Alles das galt besonders von dem Wege, wege aus dem Thale von Isaur, nach dem Stosplatze von Atlas, der ein ewiges Denkmal von dem Genie und den Kenntnissen seines Erbauers Leroi *) bleiben wird.

Was den Transport der Massen auf diesen Wegen selbst anlangt, so fanden eine Menge sehr künstlich ausgedachter Operationen dabei Statt, die ohne Kupfer kaum verständlich seyn dürften, die man aber in dem eben angeführten Werke weitläufig beschreiben finden kann.

*) *Mémoires sur les travaux, qui ont rapport à l'exploitation de la Nation dans les Pyrénées; par Leroi. Paris 1776. 4.* Mit einem Kupfer. Hierbei, da dieses 1801 sein schon gewertenes Werk zu beugen wünschte, konnte sich ein Exemplar des H. Friedrich Gräff in Leipzig holen.

Es wurden zum Beispiel Wagen von einer ganz besondern Gestalt dabey gebraucht, wodurch das Auf- und Abladen außerordentlich erleichtert ward; so hatte man eine Menge Maschinen und Hülfsmitel, theils zum Aufheben, theils zum Befestigen der Kisten, theils zur Direction und zur Sicherheit beim Untersinken aufgetrocknete u. d. m.

Was nun endlich die dritte Hauptoperation, oder das Füllen der Kisten betrifft, so kam es dabey vor allen Dingen auf die Beschaffenheit des dazu bestimmten Gehirzstammes, des sogenannten *Save d'Ole* an.

Dieser Saft, aus dem man die Kisten in den Abour, und so nach Cayenne brachte, war ursprünglich nichts als ein weißer Gehirzsaft, der selbst beim Zerschneiden höchstens zwei bis drei Maß Wasser hatte, und zwischen 25-30 Maß becken zusammenbrach, in einem ungleichen, äußerst abgese-

gen, mit lauter Eisenstücken angefüllten
Vorte ließ.

Wie viel Arbeiten, um einen solchen
Strom für Hundert Fuß hoch, und vierzehn
Fuß breite Röhre schärfen zu machen; bald sein
schmales Vordere um zwölf, zu fünfzehn Fuß zu
erweitern; bald, wenn es der Klappen we-
gen nicht anders möglich war, die ganze Waf-
fermaße fünfzig und sechzig Zeilen weit in ein
anderes Vordere zu leiten; und bey allen diesen
mannichfaltigen Operationen noch auf eine
Tiefe von wenigstens $4\frac{1}{2}$ Fuß, so wie auf die
unvermeidlichen Krümmungen, auf die höf-
gen Passagen über die Röhrenmündung, und
auf das erforderliche Gefälle bedacht zu seyn!
Man lese die Details dieser hydrotechnischen
Arbeiten bey Ferris, um sich zu überzeugen,
daß dem Genie alles möglich ist.

Nicht weniger Aufmerksamkeit verdienen
die Röhren selbst, deren Einrichtung ganz auf
die Natur eines solchen Stromes berechnet
war.

Um dieselben zusammen zu sehen, hatte man bey Atas ein eigenes Dassin von 300 Fuß Länge, 100 Fuß Breite und 3 Fuß Tiefe gegraben, das durch einen 200 Toisen langen, 20 Fuß breiten und 3 Fuß tiefen Canal mit jenem Gaxe oder Vergastre zusammen hing. Sehr künstlich waren die Details der Zusammenfügung, der Direktion, mit einem Worte, des ganzen Flößsystemes ausgedacht. Leider können sie aber ohne Kupfer nicht beschrieben werden, daher auf jenes, oben angeführte Werk von Leroy verwiesen werden muß.

Das ist die Skizze einer Holzexploitation, die man in allen ihren Theilen nicht ohne Bewunderung betrachten kann. Die mannichfaltigen Anlagen auf dem Flößplatze, an Hütten für die Arbeiter, an Schmieden, Magazinen u. s. w.; die künstlichen Canals mit ihren Geräthen, die prachtvollen Fahrwege mit ihren am Ende befindlichen Magazinen, Schuppen, Ställen u. s. w.; die Gebäude

und Hafins bey den sogenannten Ports ober
Eisplätzen; die Tausende von Arbeitern, die
von der Spitze des Gebirgs, bis nach Aas
hinab, in unaufhörlicher Thätigkeit waren —
alles bildete eine große lebendige Halbcolonie,
die selbst in ihrem jetzigen Verfall noch die
Aufmerksamkeit jedes Reisenden verdient.

Viertes Kapitel.

Inhalt.

Vallee d'Ossau — Einwohner — Freistädte bei der Erneuerung des Schuttagvertrages mit den Cantonen — Montagne de tres Secours — Winterstürme und Conyers — Insekten — Bau und seine Annehmlichkeiten.

Aus der Vallee d'Ossau kommt man in das Thal von Osau, das nach dem von Vayson das lieblichste und fruchtbarste in der ganzen westlichen Kette ist. Felder und Wiesen, Wein- und Obstplantagen wechseln hier in der buntesten Mannichfaltigkeit ab, und zeigen die ganze Frischeit, Schönheit und Lebendigkeit einer südlichen Bergvegetation.

Noch interessanter sind die Einwohner dieses Thales, die sogenannten Osalais, in

deren Sitten man die schönsten Völker des patriarchalischen Idyllenlebens wieder zu finden glaubt. Wie einfach, und dennoch wie erhaben, sind zum Beispiel die Feiertlichkeiten, mit denen der alte Gränzvertrag mit den Einwohnern des spanischen Val de Canfran jährlich am ersten August erneuert wird?

Mit Einbruch der Dämmerung kommen beyde Gemeinden, auf einer eigends dazu bestimmten, mit Bäumen umgebenen Wiese zusammen, die durch die Kreuze, welche die Gränzen bezeichnen, in zwey gleiche Theile getheilt ist. Anfangs nähern sich nur die beyderseitigen Jurats oder Richter einander, ohne daß dabey ein Wort gesprochen wird. Die Osauer halten ihre Piquen in die Höhe, die Canfraner legen die ihrigen in der Quere darauf. Dieses giebt eine symbolische Vorstellung des neuen Friedensschlusses ab, wobey sich die ganze Versammlung auf die Knie wirft.

Aber in dem Augenblicke, wo sich die Jurats die Hände geben, eilen auch die bey-

den. Gemeinden in frohem Getümmel auf ein-
ander zu — „Poh avant! — Poh
avant!“ *) erhebt es jezt auf aller Munde,
und alle schütteln einander die Hände, und
umarmen sich.

Rund um die Biefe werden nun große
Kienäste angezündet, die Oßauer bringen ihre
Schinken, die Canfraner ihre Weinschlänche
herbey, und alles sezt sich zu einem fröhlichen
Bundesmahl hin. Nachher werden noch die
dren weißen, von den Oßauern zu liefernden
Kühe, in Prozeßion herbeugeführt, bis end-
lich das Ganze mit einem festlichen Tanze be-
schlossen wird.

In der Nachbarschaft dieser berühmten
Grenzweise liegt der sogenannte Dren-Schwe-
sterberg oder Montagne de tres Se-
rrou, wie er* in der Landesprache heißt.
Hier hat man eine entzückende Aussicht auf die
ganze Thalgegend und den erhabensten Theil
der westlichen Kette, deren höchste Gipfel man

*) Freude von nun an! Freude von nun an!

hier deutlich unterscheiden kann. In gleicher Zeit kann man auch die Höhle von Larnus mit ihren schönen Stalactiten besuchen, wo nach der Meinung der Thalbewohner der große Noland begraben liegen soll u. s. w.

Schade, daß dieses liebliche, romantische Thal von Oñan, trotz seiner verhältnißmäßig niedrigen Lage, dennoch von den härtesten Wintern heimgesucht wird! Am schrecklichsten sind denn die sogenannten Bergerkane, die, ohne die mindesten Anzeichen, oft bei dem heitersten Himmel, gleichsam aus den Felsenhöhlen hervortreten und jene furchtbaren Windlawinen bilden, die man hier Congor'es zu nennen pflegt.

Wehe dem Muthstheertrüber, wehe dem Reisenden, der von einem solchen Orkane überfallen wird! Und wenn es am hellen Mittag wäre, in einem Augenblicke ist es völlig Nacht um ihn. In eine undurchdringliche Schneemasse eingehüllt, und aller seiner Sinne be-

renkt, kann er dem Tode dann nur durch ein Wunder entgehen.

Kein Winter, wo man nicht wenigstens einige solche Unfälle zählt, die oft mit sehr erschütternden Umständen begleitet sind! So war zum Beyspiel im Jahre 1789 der zwölfjährige Sohn eines armen Holzhauers aus Pradella in einem benachbarten Dorfe gewesen, als er auf dem Rückwege, kurz vor Sonnenuntergang, von einem solchen Orkane überfallen ward. Kaum ist die Luft ein wenig dünne geworden, so macht sich der Vater auf, um ihn wo möglich noch zu retten, findet ihn aber erst nach mehreren Stunden mühsamen Suchens völlig im Schnee erstickt. Jetzt nimmt er den Leichnam auf seine Schultern, trägt ihn nach Hause, und wirft ihn mit barbarischer Zärtlichkeit der erschrockenen Mutter vor die Füße hin — „Da hast du deinen Sohn!“ —

Vor einigen Jahren war ein Einwohner aus demselben Dorfe zu einer Kindtaufe nach

Arcoes geritten, bey welcher Gelegenheit denn wader getrunken worden war. Als er um neun Uhr Abends, bey dem heitersten Wetter, zurückreiten will, wird er, kaum eine Viertelfunde vom Dorfe, von einem solchen Orkane überfallen, und läßt wie gewöhnlich das Leben dabey ein.

Drey Tage vergehn, ehe man, trotz allem Suchen, die mindeste Spur von ihm entdecken kann. Endlich wird man sein Pferd unbeweglich auf einer Anhöhe gewahr; kommt hinzu, und findet den Leichnam, neben dem das treue Thier ruhig stehen geblieben war. Auf diese Art hatte es sechs und siebenzig Stunden, bey einer Kälte von drey und zwanzig Grad, ohne Futter und ohne die mindeste Bedeckung, unter freyem Himmel zugebracht.

Beyspiele von ähnlichen Unglücksfällen würden indessen noch häufiger seyn, sänden nicht selbst bey diesen Orkanen noch einige Grade der Stärke und Schwäche, besonders im Anfange, statt. So gelingt es denn zu:

Wissen einem muthigen Banderer, oder Mault-
thiertreiber, sich in ein benachbartes Dorf zu
retten, zumal wenn er noch die Signalfangen
am Bege erkennen, oder das dann gewöhn-
liche Glockengeläute hören kann. Aber nur
eine Minute länger, und seine Rettung wird
unmöglich seyn.

Das ist das Thal von Oßau, von dessen
Bergen man in die herrlichen Ebenen des ehe-
maligen Bearn, voll des mannichfaltigsten
Anbaues, hinuntersteigt.

Die meiste Aufmerksamkeit zieht hier so-
gleich das niedliche Städtchen Pau, mit et-
wa 9000 Einwohnern, auf sich, das äußerst
reizend, und wie in einem großen herrlichen
Garten, hart am Gave liegt. Da die Luft
von Pau gesund, und das Klima verhältnisse-
mäßig sehr mild *) ist; da die Lebensmittel
äußerst wohlfeil, und die Einwohner eben so

*) Auf dem benachbarten Hügel von Metz und
Duranon wird vortreflicher Wein gebaut; auch
ist Pau wegen seiner herrlichen Pflaumen berühmt.

gutmüthig als gefellig find, fo hat diefes niede-
liche Städtchen von jeher den Ruf eines fehr
angenehmen Aufenthaltes gehabt.

Fünftes Capitel.

Inhalt.

Einwohner im westlichen Theile der Pyrenäen — Verschiedenheiten derselben — Gasconer und Basconen — Ursprung — Kleidung — Character — Sitten — Sprache.

Von Pau aus kann man über Tarbes gerade nach den Central-Pyrenäen gehen; ehe wir aber den westlichen Theil der Kette verlassen, noch ein Paar Worte von den Einwohnern, die in Ansehung ihres Ursprunges und ihres Characters, in Ansehung ihrer physischen und moralischen Formen, gleichsam zwey verschiedene Völker ausmachen, und trotz ihrer Nachbarschaft einander völlig fremd geblieben sind. Es ist die Rede von den Gasconern und den Basconen, die man aus folgenden Details genauer kennen lernen wird.

Die Bearner stammen von den alten Galliern ab, und kommen schon in den ältesten Historikern unter dem Namen Venarni vor. Sie pflegen in der Regel nur von mittlerer Größe, und mehr nervös, als muskulös zu seyn; am meisten zeichnen sie sich durch ihre geistreichen Physiognomien und eine ihnen ganz eigenthümliche Lebendigkeit der Züge aus.

Ihre Kleidung ist äußerst simpel, und besteht im Sommer und Winter nur aus braunen Luchhosen, einer Ärmelweste von demselben Zeuge, einem Paar Camaschen von Luch oder Leder, und dem gewöhnlichen Bearner Barett. Letzteres wird halb auf dem einen Ohre getragen, und ist als ein charakteristisches National-Kleidungsstück anzusehn.

Was den Character der Bearner anlangt, so ist es eine äußerst feine, schlane, misstrauische, interessirte Menschenklasse, ohne daß jedoch die alte Freiheitsliebe ihrer Vorfahren völlig bey ihnen erloschen ist. Immer spei

während, immer auf ihren Vortheil bedacht, gegen jedermann verschlossen, und nach Verfinden zu jeder Rolle geschickt, äußerst reizbar, um jeder Kleinigkeit willen zu einem Prozesse bereit, rachsüchtige unversöhnliche Feinde endlich — das sind die Grundzüge des bearnischen Characters, der indessen bey einzelnen Individuen sehr gemildert und sehr liebenswürdig ist.

Der Bearner liebt die Arbeit, und ist in beständiger Thätigkeit, selbst seine meisten Vergnügungen bestehen in Leibesübungen, worunter das Ringen eine der ersten ist. Seine Sprache, die ein Gemisch von celtischen, lateinischen und spanischen Wörtern zu seyn scheint, wird als ausdrucksvoll, majestätisch und kräftig gelobt. Sie ist indessen bloß als ein Patois zu betrachten, das neben dem eigentlichen französischen — wiewohl freylich vorzugsweise — gesprochen wird.

Ganz das Widerspiel von den Bearnern sind ihre Nachbarn die Basques, die man
am

am richtigsten für Nachkommen der alten Cantabrer hält. Alles ist bey diesen größer, stärker, edler und kräftiger; alles bis auf ihre freyere — man möchte sagen — genialische Kleidung. — trägt den Character einer originalen, durch keine Vermischungen entarteten Nation.

In der That, wer diese riesenhaften Vasquen mit ihren blauen Monteras, *) kurzen fliegenden Scharlach-Weßchen, schwarzen Sammt-Beinkleidern, Sandalen ähnlichen Hausschuhen u. s. w. vor sich sieht, der glaubt auf einmal in die Zeiten des grauen, contabrischen Alterthums versetzt zu seyn.

Alles athmet bey den Vasquen Adel, Größe, Erhabenheit und Edelmuth. Ihr Herz ist auf ihren Lippen; Verstellung, Verräthercy sind ihnen unbekannt; sanft wie Kinder, wenn man sie als Freunde behandelt; Löwen, wenn man sie durch Drohungen be-

*) Hohe spitze Zuckmügen.

stimmen will; enthusiastisch für ihr Volk, ihr Vaterland, ihre alten Beschäftigungen; stolz auf ihre Verfassung, eiferfüchtig auf ihre Freiheit und unbezwingliche Feinde jeder Neuerung.

In ihren Sitten hat sich demnach auch die alte patriarchalische Einfachheit der ersten gesellschaftlichen Verhältnisse erhalten; in ihren Sitten ist keine der mannichfaltigen Modificationen zu bemerken, die die Vermischung der Nationen, die Veränderung politischer Verhältnisse, und die Fortschritte der Geistes- culture hervorzubringen pflegen. Die moralischen Formen der Basquen sind eben so rein und unvermischt geblieben, als ihre physischen, und die ganze Nation scheint nicht sowohl aus successiven, als aus einer einzigen, immer verjüngten Generation zu bestehen.

In dieser Einheit, zu dieser Stätigkeit, zu dieser Energie ihrer moralischen Formen, trägt unstreitig ihre ganz originelle, aus sich

selbst gebildet: Sprache bey, die mit keiner übrigen die mindeste Aehnlichkeit hat; und äußerst reich, äußerst materiell, äußerst ausdrucksvoll, aber doch immer nur auf den kleinen Kreis der alten ursprünglichen Nationalbegriffe eingeschränkt ist.

Doch genug, um die Aufmerksamkeit der Leser auf dieses interessante Volk zu lenken; um so mehr, da uns ein geschvoller Schriftsteller *) ein größeres und wahrscheinlich vollständiges Werk darüber versprochen hat.

*) Der ältere Herr von Humboldt.

Sechstes Kapitel.

Inhalt.

Weg von Pau nach Tarbes — Details über Tarbes —
Weg nach Lourdes — Thal von Argelès — Thäler
von Luz — Unsäuliche Details über diese Gegende
den und die Sitten des Einwohner — Ankunft in
Narçez.

Um den Centraltheil der Kette zu erreichen,
muß man, wie gesagt, von Pau nach Tar-
bes gehn. Man macht diese fünf Posten
durch eine entzückende, eben so trefflich ange-
baute, als stark bevölkerte Landschaft, bis
man endlich jene Hauptstadt des ehemaligen
Bigorre erreicht.

Tarbes ist äußerst vortreflich an beiden
Ufern des Aour gelegen, die wieder durch
mehrere Brücken verbunden sind. Wenig
Häuser pflegen über zwei Stock, viele nur

einen hoch zu seyn, zeichnen sich aber sämmtlich durch Solidität und Nettigkeit aus. Man merkt wohl, daß man sich in der Nähe eines reichen Gebirges befindet, da man überall Marmor, Schiefer u. s. w. verschwendet sieht. Uebrigens ist Tarbes wegen seiner gesunden Luft, seiner vortreflichen wohlfeilen Lebensmittel, seiner schönen Gegenden und seiner gutmüthigen gesellschaftlichen Einwohner, ein äußerst angenehmer Aufenthalt.

So wie man Tarbes verläßt, fängt man an allmählig hinaufzusteigen, bis man endlich durch liebliche pittoreske Gegenden nach Lourdes kommt, welches am Eingange eines schmalen Gebirgspasses liegt, der gleichsam der Schlüssel zu den Central-Pyrenäen ist. Hier werden die Formen der Natur auf einmal größer und kühner, und alles kündigt die Nähe des Hochgebirges an.

Von Lourdes aus läuft nun der Weg in einem engen wilden, pittoresken Thale, oder vielmehr Felsenschlunde fort, bis er sich end-

Nach in die Vallee von Argeles öfnet, deren Anblick eben so überraschend als angenehm ist. Mit Erstaunen findet man nämlich in diesem lieblichen, von den Nordstürmen geschützten Thale noch einmal alle Schönheiten einer südlischen Natur, selbst den Feigenbaum und die Reben wieder, von denen man nun auf immer Abschied nehmen muß.

So nähert man sich Pierrefite, wo sich die Vallee d'Argeles in zwei enge Seitenthäler theilt. Das zur Rechten führt nach Cauteretz, wovon wir in der Folge sprechen werden; das zur Linken nach Luz, von wo aus man die Vallee de Bastan und Varezès erreicht. Den letzteren wird hier die Reise seyn.

In der That ist es eines der schönsten Thäler, die nur in den Pyrenäen zu finden sind. Zwischen zwei schwindelnd hohen Felsenwänden ist nämlich ein Gebirgskreuz emporwacht, zu dessen Seiten der schmale Fluß in den Thälern gehauet, und mehr

wah's von einem Ufer an das andere, auf kühnen Felsendogen hinber geführt ist.

Man wundert wie in einem Grade, zwischen den dünnen wülbewachsenen Felsenmassen fort, ohne mehr als einen schmalen fast unmerklichen Streifen von dem Himmel zu sehn. Endlich steigt man zu dem kleinen, über einem Abgrunde hängenden Dörfchen Vicos hinan, von wo aus der Weg in die sogenannte Pläne von Luz herunterführt. Die ganze Straße von Pierriche aus soll über drey Millionen Livres gekostet haben.

Wenn man in die Pläne von Luz getreten ist, wird man durch den Anblick ihrer schönen Wiesen, blühenden Feeder und kleiner niedlicher Wohnungen auf das angenehmste überrascht. Man sieht das nette freundliche Städtchen Luz zwischen Baumgruppen vor sich liegen, und hat von hier aus nur noch eine kurze Reise nach Vercors, wohin man das enge Thal von Vastin einschlagen muß.

Siebentes Capitel.

Inhalt.

Dareget — Lage — Klima — Quellen — Felsfah-
ren — Reisen — Umliegende Gegenden —
Einwohner und ihre Sitten.

Dareget — das wegen seiner warmen
Wälder so berühmte Dareget — ist eigent-
lich nichts als ein unbedeutender Flecken von
etwa fünfzig Häusern, der am linken Ufer des
Vaslan liegt. Das Thal ist hier so enge, daß
die Häuser auf der einen Seite an die Felsen
gelehnt, auf der andern halb über den Vaslan
aufgehängt sind.

Da Dareget 666 Toisen über die Meer-
essfläche erhaben, den strengsten Wintern,
und besonders häufigen Lawinen ausgesetzt ist,
so wird es eigentlich nur in der Vadesaisun.

das heißt: vom Mai bis September beweht. *) Aber auch selbst im Winter pflegt die Luft von Varese so kalt zu seyn, daß man es fast nie ohne Camisette anhalten kann; zumal wenn man einige Tage nach einander sehr warm gekleidet hat.

Was die Quellen von Varese anlangt, so sind ihre Heilkräfte bey den hartnäckigsten Rheumatismen, Gichtweira, Hautausschlägen, zurückgebliebenen Urstein nach schweren Verwundungen u. s. w., durch eine mehr als hundertjährige Erfahrung zur Gänge erprobt. **) Von allen Zeiten strömen daher auch in den Monaten Mai bis September

*) Im Anfang Octobers gehen dann die Einwohner in die niedrigen Thäler nach Lugano, Cesano u. s. w., herunter, während in Varese nur ein einziger Mann, gewöhnlich ein alter Soldat, als Wächter bleibt.

**) Die chemischen Bestandtheile dieser Mineralwasser sind Schwefelwasser, Natrium und Thonsalz, mit etwas Kalk- und Eisen-Erde vermischet. Die kälteste Quelle ist von 39° Reaumur, die schwächste von 67° R.

Kronk herbei, so daß man alldenn in Petro-
grad fast alle Sprachen von Europa sprechen
kann.

Nur schade, daß die zehn Thier, wenn
unter drei Deutsche weder die requirirten
noch die reinlichsten oder heitersten sind, wie
denn überhaupt die ganze Vordemstellung, befein-
dets was die Erhaltung der Quallen und die
Vertheilung derselben betrifft, sehr große Ver-
besserung bedarf.

„Sous une voûte étouffante,

On pond et balle en peurs un lot jaunâtre et dur,
Des sautes d'un riche recouvert d'un vice noir,
Fréquence à gros bouillens, une vaine fulgurante,
Qui couchent dans le marbre, ou sur la pierre creusée,
Y élève un type dur, Larmoyant, et pur.

Débar, des l'acte malade,
C'est là, qu'un thermomètre en main,
Tout malade, en guère, en l'induit,
En fait de suite, en l'induit,
C'est, j'ai, servir, au vif, au vif,
Ou malade, au grand, au vif,
C'est l'ennemi d'un malade,
Et puis à la chaleur du bain,
L'acte l'acte, en l'acte l'acte.

Ce pouvoir à l'acte, qu'un vif en ces lieux.

Basile.

Dieser große Zusammenfluß von Fremden macht aber auch Dargatz zu einem der theuersten Dörfer, die man wählen kann, zumal da hier Alles, was etwas Geldes und ziemlich gute Jetteln ausgemacht, größt theils fünfzehn bis zwanzig herben geißelt werden muß. Zwölf Tiers sind es daher das wenigste, was man für einen Überschuß annehmen darf; im übrigen wird man mit der Deckschlagung u. s. w. ziemlich zu thun haben.

Was die gesellschaftlichen Anstalten von Dargatz anlangt, so sind sie bey so vielen wirklichen Kranken stetig eingebrannt. Das Spiel müßte die Hauptsache seyn; nichts desto wird des Sonntags ein kleiner Ball angestellt. Diese interessanter sind die Spazierrgänge eben: und unterhalb Dargatz, wo das Thal um vieles leichter ist; führt die größten Parthien nach den benachbarten Göttingen, Die de Kettery, Die du midi de Dargatz u. s. w., die man aus den folgenden Kapiteln kennen lernen wird.

Ein ganz eigenes Interesse aber gewährt das Studium der Einwohner, besonders ihrer alten Geseze, die wider die gewöhnliche Erfahrung dem weiblichen Geschlechte äußerst günstig sind. So muß zum Beyspiel jeder Verbrecher, der sich zu einem Weibe rettet, begnadigt werden; so wird jeder Mann, der seine Frau thätlich mißhandelt, am Leibe gestraft; so kann bey einem Ehebruche nur der Verföhrer zur Rechenschaft gezogen werden u. s. w. Immer dürfte es der Mühe lohnen, bis auf den Ursprung dieser auffallenden Geseze bey den Einwohnern von Vigorre zurück zu gehen.

Viertes Kapitel.

Inhalt.

Pic de Leirey — Pic de Létis — Vallée de Liens —
Lac de Lacougnou, nebst noch zwölf kleinen — Nigun
Cuisse — Digradinaoan.

Eine interessante Parthie von Bareges aus ist die Reise nach dem Pic de Leirey, oder Pic d'Aire, wie er in der verborrenen Moikeausprache heißt, dessen Höhe zu 610 Tois. ber Bareges, und 1271 Tois. ber der Neeresflche angegeben wird. Er ist auserst leicht und bequem zu besteigen, zumal wenn man von der Vallée de Liens aus die gewöhnlichen Holzwege einschlagt.

Wer wenigstens etwas von den höhern Pyrenäen sehen, wer die Schferkonomie und die majestätischen Ansichten dieser Gebirge wenigstens in einer mittlern Region kennen

lehnen will, der lasse sich die Reise nach dem Pic de Leprey empfohlen seyn.

Was die mineralogische Beschaffenheit des Pic anlangt, so besteht er aus dichten grauschwärzlichen Thonschiefermassen, die aufserst eisenhaltig und hier und da mit langen, perpendicularen Scheiben von Aftersgranit untermischt sind. Der Gipfel zeigt zwey hohe Niguisen, die aus derselben Masse bestehen.

Dem Pic de Leprey gegenüber und nur durch die Vallee de Lieng davon getrennt, befindet sich der Pic de Lybets, die sogenannte Piquette, der zwar etwas niedriger, aber wegen seiner schönen Edderkrystalle und mehrerer seltener Pflanzen merkwürdig ist.

Man bestiegt ihn, indem man die Vallee de Lieng durchschneidet, die selbst in dieser Höhe noch ziemlich fruchtbar ist und eine Menge schöner Weiden hat. Im Hintergrunde derselben sieht man ein Amphitheater — eine

segensreiche Quelle — von Variatiblen, in dessen Mitte sich ein kleiner See befindet, der einen artigen Wasserfall macht.

Mehrere Einwohner dieses Thales beschäftigen sich mit einem ganz andern Nahrungsgegenstande, mit der — Hundezucht. Es ist jene schöne, wolfsähnliche Gebirgsrace, die man vergebens zur höheren Gattung abrichtet, und die größten und stärksten wohl zu 500 Livres verkauft.

Vom Pic de Lydte steigt man auf der östlichen Seite in ein andres Thal hinab, wo sich auf der Spitze eines der niedrigeren Berge der merkwürdige Lac de Tascougeuz — oder nach der verderbten Aussprache Lac de Tascoubous befindet, der 500 Toisen über Bareges, und 1166 über die Meeresebene erhaben ist. Sein Bassin besteht aus Granit, der Umfang desselben wird zu 500 Toisen, die Tiefe zu 2–3 Toisen, bestimmt. Das Wasser dieses Sees ist äußerst klar und rein.

und man findet Fossilien, Wasserfalamanen
und eine ungeheure Menge Fische darin.

Rings umher erheben sich pittoreske wild-
bewachsene Granitfelsen, auf denen Schiefer-
massen ruhen, die zum Theil, besonders auf
der östlichen und südlichen Seite, im Zustande
der Verwitterung sind. Auf einem derselben,
etwa 200 Toisen über dem Thale, kann man
das Ganze mit einem Blicke übersehn.

Hier ist es auch, wo man zu den zwölf
kleinen Seen gelangt, deren Wasser sich in
den eben beschriebenen Lac de Lascouz, und
aus diesem in einer Cascade, als Bergstrom
durch das Thal ergießt. Alle diese Seen ha-
ben trichterartige Mündungen, und sind mit hor-
hen wildbewachsenen Felsen umgeben, die meist-
stens in schräge Felsen auszuheben. Nirgend ent-
deckt man Spuren der Zerstörung, überall
Zeichen einer ältlichen, ihrer Auflösung ent-
gegenarbeitenden Natur.

Noch sichtbar ist diese Degradation in
einem kleinen Nebenthale, Nigae Cluse

genannt *). Hier steht man gleichsam zwischen den Trümmern einer zerstörten Welt, hier sieht man nichts als Bilder der Vernichtung, und des Todes vor sich — Und du läßt stolz, elender himsfälliger Erdensohn? Und du vergiffest, daß dein Leben, und deins Geschlechts, der Schatten eines flüchtigen Augenblicks ist?

*) Wegen des Himmels, darin beschützter Sohn ohne Bezug.

Neuntes Kapitel.

Inhalt.

Tourmalet und dessen Gipfel — Vallée de Campan —
Grip — St. Marie. — Vorsteden Campan —
Grotte de Mebour, und Ruinen de St. Paul —
Bagneres Partwürdigkeiten — Excursionen. — All-
gemeine Bemerkungen über das Campanerthal.

Eine noch interessantere Partie von Varese aus ist die Reise nach dem Tourmalet, den das Vassaner Thal (wo Varese liegt) von dem Campaner scheidet und 1162 Toisen über die Meeressfläche erhaben ist. Zwar kann er freylich nicht mit Maulthierren bestiegen werden, und bietet überhaupt auf seiner westlichen Seite nichts als Ruinen und einige schlechte Weiden dar; aber die Passagen über den Gipfel in das schöne Campaner Thal, und die eben so mannichfaltigen als pittoresken Ansichten der östlichen Seite, ma-

chen diese Bergreise dennoch zu einer der interessantesten, die man von Barèges aus unternehmen kann.

Ehe man indessen den östlichen Abhang hinunter zu steigen anfängt, lohnt es wohl der Mühe, die wilden, bizarren, gothischen Formen des aus Schiefermassen bestehenden Gipfels zu betrachten, der die Idee einer ungeheuren zerstörten Giganten-Festung erzeugt.

Rings umher von höhern Gebirgen, wie in einen Kessel eingeschlossen, sieht man nichts als starrende Spitzen, aufgethürmte Gerschiebe, in einander gestürzte Felsenwände, schroffe mit Schnee bedeckte Abhänge und Schlünde vor sich. Man erinnert sich der Geistergeschichten, die die Thalbewohner von diesem Gipfel erzählen, und denkt, trotz aller Philosophie, mit unwillkürlichem Schauer daran.

Aber wie entzückend ist auch die Ueberraschung, wenn man nun den östlichen Abhang wieder hinabzusteigen anfängt! Trisch

und lieblich schließt sich der junge Nasen an das letzte leicht Schneefeld an, und eine wärmere Lust weht mit allen Düften des Frühlings aus dem blühenden Thale herauf. Schon kann man die Glocken der weidenden Herden, das Gebell der wachsamten Hunde, den Gesang der einsamen Schäfer hören. Fröhlich steigt man endlich den letzten Absatz des Berges, die sogenannte Escalotte, neben dem hier entspringenden Abour, und zwischen zerstreuten Fennenhütten, *) in beständigem Zickzack hinab.

So erreicht man jetzt das Dörfchen Grip, hart am Fuße des Tourmolet, und tritt nun in das schöne, vier Lieuen lange, und eine Viertel-Lieue breite **) Campanerthal.

Sanft schlängelt sich der klare Abour durch die blühende Landschaft hin, und freundlich blicken die weißen Dörfer aus dem

*) Sie werden Tramesalques genannt, weil sie an den Krümmungen eines kleinen Eizbaches liegen, der sich hier in den Abour ergießt.

**) In der größten Breite nämlich.

frischen buschichten Grün hervor. Schöne Herden sind auf den üppigen Wiesen zerstreut, Blumengärten fassen die lieblichen Wonnungen, Obstpflanzungen die herrlichen Heiden ein. In bunten Gruppen sieht man die fleißigen Einwohner bey ihrer Arbeit vertheilt; Scene auf Scene friedlicher ländlicher Thätigkeit — wohin man blickt, alles kündigt Segen und Ueberfluß, Wohlstand und Zufriedenheit an.

Von Grip kommt man, längs der schönen buschichten Ufer des Adours, nach einem zweyten niedlichen Dorfe, St. Marie genannt. Hier sieht man fast in allen Höfen jene sonderbaren Resendächer, die vorzüglich zum Schutz der Heerden bey zu großer Hitze angelegt sind. Sie bestehen aus Rasenstäcken, die von Baumstämmen oder Steinpfosten getragen werden, und halten Hitze und Feuchtigkeit vortreflich ab.

Hinter St. Marie fängt das schöne Thal an immer breiter zu werden, und man

wandert zwischen den herrlichsten Ansichten, besonders auf der rechten Seite des Glacis, bis nach dem niedlichen Flecken Campan fort, der gerade im Mittelpunkte des Thales liegt. Hier findet man schon einen kleinen Anfang von städtischem Luxus, z. B. Kramläden, Wermacher u. s. w., ja selbst eine Art Kaffeehaus, wo die Zeitungen indessen in der Regel einige Monate alt sind. Der ganze Flecken gefällt durch seine Reinlichkeit, die auch hier eine Folge des Wohlstandes ist.

Was die ehemals so berühmte Grotte von Campan betrifft, so verdient sie jetzt wenig oder gar keine Aufmerksamkeit, indem die schönen Stalactiten sämmtlich daraus weggeschafft worden sind. Dafür kann man aber die schöne Grotte de Medour mit ihren herrlichen Quellen besuchen, auch mag Landschaftsmalern die romantische Präfäre de St. Paul, am Abhange eines benachbarten Gebirgs, als ein bequemer Standpunkt

zur Aufnahme von Campan und seiner schönen Umgebungen empfohlen seyn.

Sald nachher erreicht man Vagnères, das zum Unterschiede von einem andern, im Luchoner Thale befindlichen gleichnamigen Bade, eigentlich Vagnères de Bigorre genannt wird; und in einer entzückenden Landschaft liegt.

Vagnères, dieser so sehr und mit so vielem Rechte berühmte Badeort, ist ein äußerst liebliches Städtchen, das fast lautter nette, und mehrere sogar prächtige Häuser hat. Eine Menge kleiner, ~~den~~ hindurch fließenden Adour abgewonnener Kanäle, erhalten die Reinlichkeit des Städtchens, und verbreiten im Sommer eine sehr angenehme Kühle darinn.

Was die Mineralquellen von Vagnères betrifft, so sind die Bestandtheile derselben Gyps und Kalkerde, Efsomer- und Seesalz. Man zählt ihrer dreißig zusammen, die nur in Ansehung der Temperatur verschieden sind,

so daß man Bäder von 47 Grad Reaumur und von 23 Gr. R. nehmen kann. Im Allgemeinen werden ihre Heilkräfte besonders bey Rheumatismen, Geschwüren u. s. w. gerühmt, doch ist gewiß, daß sie den übrigen Pyrenden-Bädern, besonders denen von Vareges, in medicinischer Hinsicht, um vieles nachstehn.

Gleichwohl pfl egten sie von jeher die kurbuchtesten, und im eigentlichen Sinne die Mostebäder von Frankreich zu seyn. Hier strömte vor der Revolution in den Monaten May bis September die größte und glänzendste Gesellschaft zusammen, hier — doch wir lassen lieber einen Augenzeugen, den Dichter Lesmierre sprechen.

Là paroit le guerrier blessé dans les combats,
Par de longues douleurs rattaché du trépas;
Il trempe un bas-tôdile en une eau fécurable,
Non comme dans le Sûix, pour être lavable,
Mais pour couir encore, où le peül l'attend.
Je vois auprès de lui Lise se lamenter,
Rose décolorée et qui vient languissante,
Resteur dans le sein de cette eau bienfaisante;
Un hipocondre Anglois de son syleu consumé,

Un livide Espagnol par la bile enflamé,
Le chanolin amaigri scandale du chapitre,
Les vaporeux titrés, les vaporeux sans titre,
Ne croyez pas : pourtant que la source des bains
Ne prodigue ses flots qu'à d'infirmes humains :
Toujours le plus plaintif n'est pas le plus malade,
Il est des maux d'emprunt, des langueurs de pa-
rades :

Un peuple féminin que Sénac fatigué,
Exprès pour s'en défaire aux bains a relégué,
D'autres vont d'habitude à cette eau salutaire,
Humecter tous les ans leur chef visionnaire ;
Plus d'un oisif y vient guérir son ennui,
Sans s'inger au secret d'en préserver autrui,
Toutefois au milieu de ces fous aquatiques,
Sont esprits amusés, charmantes lunatiques,
Qui malades par air, faites pour le plaisir,
Se départent souvent du projet de languir,
Un nouveau Cétadon a suivi la bergère :
Cécile en éléguant un mal anniversaire,
Et pour fuir par femestre un importun marl,
Dans l'onde, autre Syrinx, a cherché cet ahl,
C'est souvent l'amitié sensible avec courage,
Qui sert le cacochyme et se met du voyage,

.....
Là, par vanité même, on se croit tous égaux :
Tout est comie ou baron : le bourgeois de la veille-
Sont de ces noms flatteurs chatouiller son oreille.
Mais les mêmes secours, qu'ensemble on a cher-
chés,

Sont les plus doux liens des esprits rapprochés,
On s'unit aussi-tôt et sans préliminaires :
Le besoin rend égaux, les infirmités font frères,

L'aimable liberté vers ces autres pierreux,
 Sous des habits flottans se promène avec eux,
 L'espérance y piroit d'un air encore timide,
 Et c'est là qu'Esculape est sans barbe et sans ride.

In der That war Vagnères in der
 Vidéfaßen ein äußerst reizender Aufenthalt,
 und die Natur und die Einwohner hatten als
 les mögliche dafür gethan. Man fand hier
 eine vorzügliche Luft, und eine beständige
 Frühlingstemperatur, die besten mannichfal-
 tigsten Lebensmittel, und eine entzückende
 Gegend rings um das Städtchen her.

Man hatte reinliche Häuser, bequeme
 Wohnungen, gute Kaffeehäuser, wohlverse-
 hene Kabinets der Lektüre, ein Bauzshall,
 eine sehr schöne Promenade le Coustou ge-
 nannt, ja sogar ein artiges Schauspielhaus.
 Mit einem Worte, man fand in Vagnères
 alle Refourzen einer großen Stadt, und alle
 Annehmlichkeiten eines reizenden Landaufent-
 haltes vereinigt, sobald man sie zu bezahlen
 im Stande war.

Noch befinden sich sowohl in , als um Vagneres einige Merkwürdigkeiten , die der Fremde nicht unbesehen lassen muß. Dahin gehören z. B. einige antike Altäre mit Inschriften , die fast jeder Einwohner nachweisen kann , und die botanischen und mineralogischen Seltenheiten eines benachbarten Berges , *Pene de l'Herpise* genannt. Ueberhaupt bietet die ganze Gegend von Vagneres eine Menge der interessantesten Erzeugnisse dar.

Und hiermit schließen wir die skizzierte Beschreibung jenes reizenden Campanerthales , das — um mit Ramond zu reden — bereits den Stand der Ruhe erreicht zu haben scheint , dem alle Thäler der Pyrenäen und Alpen , des Caucasus und der Andes entgegenstreben. Die Gebirge sind zurückgewichen , die Abhänge sanfter geworden. Keine Lawinen , keine fortrückenden Gletscher , keine zerstörenden

den Vergessene. Der Kampf der Natur ist
geendigt, und sie steht in ruhiger Schönheit
da!

Zehntes Kapitel.

Inhalt.

Pic du Midi — Pic du Midi de Bigorre — Montagne de Tau — Lac d'Oncet — Gipfel — Ansichten — La Fontaine — Fichten und ihre Lebensart.

Bekanntlich haben sich die Einwohner fast jedes beträchtlichen Pyrenäenthales irgend einen Gipfel der benachbarten Gebirge zu ihrem Pic du Midi oder Mittagshorn *) gewählt, den sie nicht nur als den höchsten Berg ihrer Gegend, sondern auch als den der ganzen Kette ansehen.

Unter diesen Pic ist nun auch der Pic du Midi de Bigorre einer der berühmtesten, zumal da er, der benachbarten Ebene wegen, um vieles größer und majestätischer er-

*) Weit ihnen die ganze Kette mit täglich tiefer.

scheint. Fast niemand steigt Varnes oder Vagneres zu verlassen, ohne diesen schönen Berg bestiegen zu haben, dessen Gipfel man ohne die mindeste Unbequemlichkeit, in beständigem Sitzack, ersteigen kann. Die Höhe desselben über der Meeresfläche wird nach den besten Beobachtungen zu 1506 Toisen bestimmt, woraus sich ergibt, daß er nur 237 Toisen niedriger, als die höchsten Gipfel des Kammer ist.

Man besteigt ihn am leichtesten von Varnes aus, wo die Erhebung nur 844 Toisen beträgt *), und kommt zuerst auf die sogenannte Montagne de Lau, **), die mit ihrem üppigen Grün und ihren zahllosen Schieferhöhlen einen sehr angenehmen Eindruck macht. Allmählich aber saugen die Gänge an kleiner und seltener zu werden, und bald erkennt man an den rankenden Nidobons

*) Von Vagneres aus hat man 1734 T. zu steigen.

**) Montagne bedeutet in den Pyrenäen, was in der Schweiz Nix genannt wird, einen Wilderstap.

bron mit seinen karmesinrothen Blüthen, daß man eine Höhe von acht bis neunhundert Toisen über der Meeresfläche erstiegen hat.

Durch ein ziemlich hohes Thal kommt man nun bey dem schönen wehrreichen Lac d'Onzet an, wo die Natur auf einmal wieder groß, schön und herrlich erscheint. Rund umher hohe Felsen, die sich links in heitere Thäler lösen, und mitten inne der klare spiegelhelle See, mit kleinen schwimmenden Inseln von Schnee bedeckt.

Jetzt hat man von den letzten Heerden, und Sennhöuten Abschied genommen, noch eine kleine Stunde auf einem einsamen, mit der *Daphne Encorum* eingefassten Fußsteige, und man hat den Gipfel erreicht, und sieht eine neue glänzende Welt vor sich. Hier das ganze Vigorre, das ganze Vearn, selbst einen Theil von Languedoc bis fast zum Meere hinab; dort die ganze Centralkette mit allen ihren Abzügen, mit allen ihren Gipfeln, bis

zur höchsten Spitze des Kammes, zum Montverdu hinauf.

Was den Gipfel selbst anlangt, so ist er aus vielschiefeln, drei bis acht Zoll dicken, fast perpendicular gegen einander gestellten Schiefertafeln zusammengesetzt, unter denen man die *Silene Acaulis* und die *Geranium* *Verum* in der nächsten Nähe sieht.

Hier war es, wo im Jahre 1773 ein junger Offizier, Namens St. Amant, bei dem Nachsehen eines Fasses, in den Abgrund stürzte, aber ohne den mindesten Schaden wieder herausgezogen ward: weil ihn vermuthlich Finte und Lärtsche im Fallen aufhielt. Hier war es ferner, wo sich im Sommer 1783 die beiden berühmten Geometer, Vidal und Reboul aus Toulouse, fast vier Wochen lang mit physischen und geodätischen Operationen beschäftigten, deren Resultate man unten in einem besondern Kapitel kennen lernen wird.

Wenn

Wenn man den Gipfel des Mittagsbergs verläßt, um den Rückweg anzutreten, muß man noch die sogenannte *Hourquette*, oder *Creche de Cinz Cents* besichn. Dieses ist eine kleine etwa 100 Toisen breite Terrasse, wo der Weg von *Barres* mit dem von *Vagnères* zusammen fließt und dann auf einem Fußsteige vollends nach dem Gipfel führt.

Hier war es, wo im Jahre 1748 *Planchade*, einer der berühmtesten Astronomen von Languedoc, in einem Alter von siebenzig Jahren, neben seinem Quadranten verschied. Seine letzten Worte — erzählten seine Jünger, in deren Armen er starb — waren auf das Thal gerichtet, und seine letzten Worte der Ausruf: — „O Gott, wie schön!“ — Von hier aus steigt man übrigens in einer kleinen Stunde schon wieder zu dem ersten Geaden herab, wo man die Schäferökonomie der Pyrenäen in allen ihren Theilen kennen lernen kann.

Am meisten wird man sich indessen mit dem Hirten selbst beschäftigen, die, was den Charakter anlangt, unendlich weit über die Alpenhirten erhoben sind. Ihre ruhige Würde, ihre energische Thätigkeit, ihr hoher Muth, ihre ganz romantisch-erhabene Stimmung, alles wird den Vorbesitzer sehr sein, alles dem Philosophen wichtig seyn.

Der Hirt der Pyrenäen ist der Sohn eines südlichen Himmels, seine Organisation trägt den Charakter einer kraftvollern, vollendtern Natur; aber sein Kreis ist nicht so sanft, als der des Alpenhirten, seine Arbeit nicht mit gänzlichem Leben beiehet.

Zur Unruhezeit auf den Sommerweiden, zur Unruhezeit in den Winterhütten verbannt, dort in beständigem Kriege mit feindlichen Gränznachbarn, hier allen Schrecknissen der Elemente ausgesetzt, des mageren Heubens, von gefährlichen Wunden unaussprechlich mit Armut und Mangel kampfend, in jeder Lage tapferkeit, in jeder Noth sich selbst überlassen,

aber auch unumschränkt Herr seiner Herrin
und seines Willens — Es mußte er ja
nen heißen, großen, strengen und feinen Cha-
rakter erhalten, der immer Achtung und nicht
selten Bewunderung erregt.

Nähernd ist die Tischgesellschaft, die sie
an der Kälte und Schale, ihre einzigen
Freunde, ihre einzigen Geliebten zeigen,
von denen sie geliebt und verstanden werden,
deren Neigungen und Wünsche ihnen wie die
ihren bekannt sind. — „Ja!“ — sagte
auch ein solcher Zeiger zu Namen — „das
Ist der Offenbarung ausgenommen, werde
ich zwischen unsern Dingen und uns fast gar
keinen Unterschied gemacht!“ — Gewiß ist
wenigstens, daß eine Vertraulichkeit, und
wenn ich so sagen darf, eine Geselligkeit zwi-
schen ihnen herrsche, die man selbst in dem
Alpen in diesem Grade nicht wieder finden
wird.

Elftes Kapitel

Inhalt.

Weg nach St. Sauveur und Camerac — Detail über
die Dächer an beiden Seiten — Rückordnungen —
Innengebiet — Jagd in den Herdmanntal, desweil
Taubensied.

Eine vierte interessante Partie von Doreges
aus ist die Reise nach St. Sauveur und
Camerac, wohin man über Luz und Pier-
refite ganz bequem in einem Vormittage kom-
men kann.

Was zuerst St. Sauveur anlangt, so
ist es ein kleines, heiteres, nördliches Dorf-
chen, von etwa fünf und zwanzig Häusern
und 100 Einwohnern, das in einem äußerst
lieblichen, munden und ziemlich freien Seitens-
thale liegt, wo man nichts von Lawinen zu
fürchten hat. Die Wohnungen und die Dächer

sind nett und reinlich, die Lebensmittel gut und wohlfeil, die Einwohner ein äußerst braver, gutmüthiger Menschenschlag.

Das Wasser ist von dem zu Tarbes bloß durch die schwächere Dosis seiner Bestandtheile verschieden, und wird daher vor diesem, und zum Anfange der Cur, mit vielem Nutzen gebraucht, zumal wenn man sich erst allmählig an die Gebirgsluft gewöhnen will. Der höchste Grad der Temperatur ist 32° Reaumur. *)

Eben so reizend und wegen der Aussicht auf die höchsten Gipfel, besonders den 1723 Toisen erhabenen *Bigne mate*, fast noch pittoresker gelegen, ist der kleine, von noch nicht völlig 200 Einwohnern bewohnte, aber äußerst nette und niedliche Flecken *Cauteretz*. Das Wasser ist mit dem von *St. Sauveur*

*) *Précis d'observations sur les Principes minéraux des eaux thermales des Hautes-Pyrénées, et spécialement de celles de Saint-Sauveur, par Fabas, à Tarbes 1798.*

saß rinerken, nur daß der Grad der Temperatur zu 44° R. steigt.

Da die heiligen Bäder alle vom Orte entfernt sind, so giebt es hier eine eigene Classe sogenannter Krankenträger, von denen man sich theils in Sänften, theils auch nur bloß auf den Schultern dahin tragen läßt. Nichts sonderbarer für den Fremden, als diese ewigen, zum Theil wirklich possierlichen Caravannen, die von früh bis Abends unaufhörlich bey ihm vorüber ziehn. Lauterey ist übrigens der Badeort, wohin die meisten Spanier zu kommen pflegen, weshalb es hier auch etwas theurer als in St. Sauveur ist.

Auf den benachbarten Bergen giebt es eine Menge Zennereyen, in deren Nähe man auch die Milchschälder der hiesigen Hirten kennen lernen kann. Die Einrichtung derselben ist eben so nützlich als einfach, und dürfte auch in andern Gegenden ohne viel Umstände nachzuahmen seyn.

Es werden nämlich quer über die Thäler, etwa 2–3 Fuß von einander, zwei kleine Steinwälle aufgeführt, in denen man jedoch zum Durchfließen des Wassers einige Oefnungen läßt. In dieses Viereck werden nun die Milchbehälter gestellt und über das Ganze große Schieferplatten gelegt. Auf diese Art befindet sich die Milch in einer Temperatur, die fast an den Gefrierpunkt gränzt, so daß man sie mehrere Tage völlig frisch erhalten kann.

Eine weit interessantere Merkwürdigkeit von Caunterez ist die Zugvögel-Jagd in den Herbstmonaten, die gewöhnlich vom ersten bis zum funfzehnten October zu dauern pflegt. Nicht als ob sie Caunterez eigenthümlich wäre, denn sie findet längs der ganzen Pyrenäenkette statt, sondern nur, weil sie hier mit besondrer Geschicklichkeit und mit besonderem Glücke ausgeübt wird.

Die Zugvögel, die hier ihren Weg durch die Gebirgsschluchten nehmen, um nach Süd

den zu jagen, sind Wacheln, Trecken, Schnepfen, Hinken, Kraniche, Eidechsen u. s. w., und zwar in so großer Menge, daß oft die Luft davon verdunstet wird. Die scharren werden theils geschossen, theils mit Netzen gefangen, und geben keinen ganz unbedeutenden Handelszweig mit dem entfernteren Thakern ab.

Am merkwürdigsten und am ergiebigsten indessen ist die Taubenjagd jener Species nämlich, die man unter den Namen *Columba* *denas* und *Columba* *speciosa* kennt. Um dieser nämlich habhaft zu werden, pflegt man längs den Schluchten, immer eine Viereckige aus einander, sogenannte Trepieds aufzurichten, welches 60–80 Fuß hohe, in Treppenförmigkeit gestellte Nischenklämme sind, auf deren Spitze eine Taube angelegt wird. In dieser Taube hält sich ein Mann verborgen, der mit einer Menge leichter weißbemalter Trecken, ohngefähr in Form einer Salbette, versehen ist.

Die Tauben kommen an, um durch die Schlucht zu ziehen; plötzlich wirft der erste Wächter eines von seinen Bretchen in die Luft. Die Tauben, die dieses für einen Schuß halten, fliegen geschwind herunter, und drängen sich auf allen Seiten tief in die Schlucht hinein, wo man sie durch Locktrauben allmählig bis in die Nähe der aufgespannten Netze zu ziehen weiß.

Aber kaum haben sie diese fatale Gränze berührt, so hebt das Schrezen, Schirpen und Wüthen der Jäger von allen Seiten an; der ganze Haufen wird unter das Netz getrieben, das ebdliche Gatter fällt herunter, und man findet oft zehn bis funfzehn tausend Stück darin.

Das ist das Interessante Canterey, wohin man auch von Luz aus, wenn man das Steigen nicht scheut, geradesweges über die Berge gehn, und sich den Umweg über Pienrsie ersparen kann.

Zwölftes Kapitel.

Inhalt.

Reise nach der Baie de Pras über Gedres — Verhältnisse
beiden Seiten des Bodens und der Produkte — Merk-
würdige Insekten und Pflanzen — L'Écluse —
Ela — Prigacres — Eingang in die Baiee —
La Pineda — Capelle de Notre Dame de Pras —
Port de la Canou — L'Oue de Pras.

Man verläßt Dareses, um über Luz ein en-
ges Thal hinauf zu steigen, das nach Gedres
führt. Hart am Eingange desselben sieht man
die Trümmer einer alten Feste, Tours de
Sainte-Marie genannt, und hier ist der Stand-
punkt, von dem aus man die schöne Plaine
von Luz überschauen muß.

Mit Bewunderung erblickt man hier in
einem Raume, den der Schatten eines ein-
zigen Felsens bedeckt, die mannichfaltigsten
Ansichten der Natur, nach ihrer stufenweisen

climatischen Veränderung. Die kleinste Verschiedenheit in der Lage, in der Höhe, in der Neigung, in der Trockenheit oder Feuchtigkeit des Terrains scheint hier ganze Grade der Breite zu betragen, selbst wenn die Entfernung nur Viertelmeilen beträgt.

So kommt z. B. in *Caspi* noch *Mais*, in dem benachbarten *Esquize* nur bloß *Weizen* fort; so ist das Wiesenland in *Serre* noch warm und trocken; in *Villeneuve* wird es plötzlich kalt und feucht. Am unverbarmsten aber sind hier die Thäler und Gebirgspflanzen mit einander vermischt. So steigt die *Scilla umbellata* bis zu den Ufern des *Daflan* heraus, um neben der *Gentiana verna*, dem *Silbocodium* und der *Gentiana acaulis* zu blühen, die von den Felsen heruntergefliegen sind.

Man wandert weiter, läßt das niedliche *St. Sauveur* mit seinen buschichten Umgebungen zur rechten Hand liegen, und schlägt den Weg nach dem sogenannten *Riou Neu*,

hier ziemlich engen Seitenschlucht mit einem Wiesbache, ein. In den Felsen dieses Thales ist besonders die Succession von Kalk- und Hornstein bemerkenswerth, worinn auch Zeolith, wüßlicher sowohl, als strahliger und blättricher gefunden wird.

Die *Krabis alpina*, der *Dianthus alpinus*, und das *Sisymbrium Pyrenaic.* bekleiden die halbverwitterte Felsenwand. Die Felsenschlucht wird nun immer rauh und enger, bis sie sich endlich in eine schmale Felsenfliege, die sogenannte Echelle verliert, die über und über mit *Verbascum Wilsoni* tapezirt ist.

So erreicht man das Dörfchen Sia, wo die Natur wieder etwas sanfter, die Vegetation schöner und kräftiger wird. Die üppigen Wiesen sind mit Nußbäumen beschattet, die hohen Ufer des Gave mit Eichengebüsch eingefast, und von den hohen Felsen winkt der *Cornus aucuparia* und *Respinus avelan-* hier herab.

Nicht weit von den Häusern des Dorfes
 heuet befindet sich ein schöner Wasserfall, Cascade de Lartigue genannt, den man am schönsten von der hohen, alten, dick mit Epheu bewachsenen Brücke sehen kann. Zu beider Seiten desselben ist alles mit Pflanzen bedeckt, eine herrliche vegetabilische Gebirgswelt, die den Botaniker mit Entzücken erfüllt. *) Hinter Liza öffnet sich endlich der Weg in ein hohes Thal, das auf allen Seiten mit den höchsten Regionen der Pyrenäen zusammen hängt.

So erreicht man das kleine niedliche Pragnères, wo alle Weiden, Felder und Wiesen mit tausenden von Gebirgsvögeln bedeckt sind; steigt über die sogenannte Carre de Ben, welches ein kleiner buschichter Hügel ist, und tritt herauf in das Vassin von Ge-

*) B. D. *Sedum hibernicum*; *Helleborum viride*; *Coronilla emerus*; *Ribes alpinum*; *Orob. sylvaric.* und *Orob. pyrenae.*; *Digitalis lutea*; *Stachys alpina*; mehrere Species des *Hieracium*; *Agrostis alba* u. s. w.

Dres, wo die Natur plötzlich in ihren größten erhabensten Formen erscheint. Man sieht den Coumelle mit seinem zackichten Gipfel und seinen grünenden Abhängen; man erblickt den Warbete mit allen seinen Epigen, Seitenwänden und Schneefelbern, und steigt mitten unter diesen großen melancholischen Ansichten endlich vollends nach Gedres hinab.

Von Gedres ist es, wo sich jenes große, unter dem Namen Vallee de Heas bekannte Seitenthal öffnet, und dann bis zum Kamme der Pyrenäen erhebt. Anfangs, bis über den obern Theil des Dorfes, Gedres deßus hinaus, kommt man noch durch Wiesen, Gebüsch und seltene Baumplantagen, aber bald nachher muß man mühsam über eine Menge aufgeschäufelter Granitgestebe klettern, die unter dem Namen le Caes, in der Landessprache la Pyreda bekannt sind, und unter denen man oft vierzig bis hundert Stöße zu finden pflegt. So erreicht man endlich das Dorf

den Heas, das mit seiner Kapelle in einem tiefen Thale verbergen liegt.

Diese, der sogenannten heiligen Jungfrau geweihte Kapelle, ist als das eigentliche Centrum der Pörmäen anzusehn. Jährlich an Mariä Himmelfahrtstage strömen nämlich tausende von Wallfahrern hier zusammen, bringen Geschenke an Lammern, Bauwerkzeugen, Heiligenscheiben u. s. w., um Indulgenzen dafür zu erhalten, und feiern bey dieser Gelegenheit ein stöhliches Vergnügen.

Der ganze Unterschied, den die Revolution hierinn gemacht hat, schränkt sich bloß auf die Eigenthümer des Indulgenzenmagazins ein. Die Kapelle, die ehemahls Kapuzinern gehörte, ist nämlich von einem Privatmanne gekauft worden, der jenen geistlichen Handel jetzt für seine Rechnung führen läßt, ohne daß die gläubige Menge den mindesten Anstoß daran zu nehmen scheint.

So wie man diese Kapelle verläßt, und das Thal von Heas weiter hinauf steigt; sieht man es endlich in ein Amphitheater endigen, das auf allen drey Seiten mit hohen Bergen umgeben ist, unter denen der höchste der Troumouße, allein den ganzen Hintergrund ausfüllt. Diese Berge scheinen anfangs sämmtlich unzugänglich zu seyn, geht man aber der Quelle des kleinen, unter dem Namen Eau de Mailhet bekannten Biesbaches nach, so entdeckt man eine Passage, den sogenannten Port de la Canau, die in das spanische Thal Vielsa, französisch Drouffe, führt.

Hier ist es, wo man am Ausgange einer finstern, gefährlichen Felsenschlucht, plötzlich auf eine freye Terrasse tritt, von der man eine der schönsten Ausichten in der ganzen Pyrenäenkette hat. An siebenzehn hundert Toisen nämlich über das Meer erheben, kann man hier das ganze große, wohl zwey Lienen im Umfange haltende Amphitheater von Heas

Heas *), nebst allen benachbarten Gebirgen und deren Abflusungen, mit einem Blicke übersehn. Alles ist klar und heiter, alles liegt in sanftem Glanze und stiller Freundlichkeit vor einem da. Unzählige Heerden, wie weiße Pünktchen erscheinend, weiden ruhig an den grünenden Abhängen, und hoch in die blaue Luft hinein thürmen sich die klaren Gletscher des Marboré empor. Künstler, die ihr uns die Schönheiten der Pyrenäen durch den Pinsel wieder geben wollte, erklimmt den Port von Canau, und ihr werdet begeistert seyn!

*) In der Landesprache L'oule de Heas genannt.

Dreizehntes Kapitel.

Inhalt.

Bierthälerland — La Hourquette — Ansichten — Vallée d'Aure — Couronné Thal — Port de Pras — Port de Clacids — Unterirdische Gallerie — Vallée d'Arbouis.

Alle bisher beschriebenen Reisen sind eigentlich nur als Excursionen von Tarages aus anzusehen. Von nun an aber werden wir unsere Leser in entferntere Gegenden führen; von nun an werden wir sie die merkwürdigen Thäler, die höchsten Gebirge des Centraltheiles kennen lehren. Der Anfang werde mit dem sogenannten Bierthälerlande, zwischen dem ehemahligen Bigorre und dem Thale der Garonne gemacht!

Man verläßt Tarages, und schlägt den oben beschriebenen Weg über den Tourmalet

ein. So wie man aber, am östlichen Abhänge desselben, die ersten Hütten erreicht, schlägt man sich rechts, läßt das anmuthige Dörfchen Grip in der Tiefe liegen, durchschneidet das öde, aber mit wildebewachsenen Bergen eingefasste Becken von Paillole, und erreicht endlich den Gipfel des Berges Hourquette d'Arreou, auch Hourquette d'Aure genannt.

So wie man sich dem schmalen Kanale, ober der Glissoire zum Herunterschaffen der Fichten nähert; kann man das ganze schöne Thal von Aure, mit allen seinen Dörfern und Baumpflanzungen, Heerden und Seenhütten, Wiesen und Feldern deutlich vor sich sehn; während man rechts und links die hohen Pics der benachbarten Kette, wie magische Riesengestalten, in blauer Ferne erblickt.

Von hier aus führt ein steiler geschlängelter Pfad, im Schatten dichter Fichtenwälder, nach dem niedlichen Städtchen Arreou

hinab, das äußerst pittoresk, zwischen lauter Bäumen und Felsen, an der klaren seilschnellen Nefte liegt.

Etwas unterhalb und etwas von Nereen ist der Eingang des Couroner Thaies, das gleichsam nur einen Zweig der Walle d' Aure abgiebt. Anfangs zeigt es nichts als eine kleinliche, zwischen hohen melancholischen Felsenwänden zusammengedrängte Landschaft, durch welche die Nefte strömt. Aber plötzlich treten die Gebirge zurück, und man erblickt eine unermessliche Ebene, die im Schmucke der üppigsten Fruchtbarkeit lacht; und im Hintergrunde mit hohen, auf einander gehürmten Felsen, den mittlern Abflüssen der Centrakette, eingefaßt ist.

Schon schmeichelt man sich, zwischen ihrem Vassin, leicht und sanft nach Spanien hinüber wandern zu können; plötzlich tritt das Mitiagohorn von Genes dazwischen, und läßt zu beyden Seiten seines schroffen Fußes,

nur zwey enge Schluchten offen, die man als die einzigen Pässe dieser Gegend ansieht.

Der zur Rechten wird Port de Pez, der zur Linken Port de Clarvide genannt; beyde sind den größten Theil des Jahres mit Schnee versperrt, beyde unaufhörlich von Stürmen umbraut, und aus beyden brechen zuweilen heftige Veraschins hervor, denen man nach ihrer Vereinigung den Hauptnamen Nestle gegeben hat.

Im Port de Pez wurde, vor ohngefähr vierzig Jahren, ein unterirdischer Weg nach dem jenseitigen spanischen Thale von Gijou angefangen, der hier allerdings einige Erwähnung verdient. Um nämlich die vortreflichen Fichtenstämme jenes Thales zu einem eben so bequemen als einträglichen Schleichhandel benutzen zu können, waren einige speculative Köpfe auf den Gedanken gekommen, den Berg in seiner mittleren Höhe zu durchgraben, und auf diese Art eine unterir-

Bische Gallerie anzulegen, die gerade auf jenseit
Wälder stieß.

Allerdings würde die Ausführung dieses
ungeheuren Projektes, nicht nur für die Un-
ternnehmer, sondern auch für das ganze Lou-
roner- und Aurenthal äußerst vortheilhaft ge-
wesen seyn; leider aber mußte man die Ar-
beit aus Mangel an Gelde liegen lassen, so
daß bloß zweyhundert Fuß in der Länge,
dreßzig Fuß in der Breite, und zwey und
zwanzig in der Höhe fertig geworden sind.
Uebrigens verdient bemerkt zu werden, daß
dieser Weg in einen äußerst harten Thonschie-
fer gearbeitet ist, dessen Lager beynahe senk-
recht steht.

Aus der Thalle de Louron kommt man
unter äußerst pittoresken Ansichten, und über
die Petite Soude in das Thal von Arbois,
das äußerst reizende Parthien hat. Am Ein-
gange desselben, der Petite Soude beynahe
gegenüber, und ganz mit Bergen umgeben,

liegt der Fleden Os, von dessen merkwürdigem Port im folgenden Capitel gehandelt werden soll.

Vierzehntes Kapitel.

Inhalt.

Reise nach dem Fort V'Or — Vallée de l'Or — Les
Corneils — Anblick eines Hagruens — Tod
des Hingis — Laib de la Paque — Fort V'Or —
Gräbern des Herabstürgens — Vallée V'Allet —
Comasquet.

Von dem traurigen Trichter, in dessen Mit-
telpunkte man den Fledern Oo verlißt, zieht
sich gegen Süden ein enges Thal empor, das
zwar eigentlich nur eine Fortsetzung der Vallée
d'Arbouß ist, von nun an aber den Namen
Vallée de l'Or annimmt. Durch lieblich
wilde Gegenden steigt man nun immer auf-
wärts, bis man endlich bey dem romanti-
schen, mit hohen buschichten Felsen umgeben
nen Lac de Seculejo ankommt, der einen
prächtigen Wasserfall von 300 Fuß Höhe an-
nimmt.

Esse schön beschriebt Namand *) die Anzeichen eines Ungewitters, wie er sie in der Nähe dieses Sees beobachtet hat. — „Die Natur“ — sagt er — „schmeckt hier nicht jene stille Ruhe, die die Verfüßigern schöner Tage ist. So heuert der Himmel lichte, verborg er dennoch Stürme und Ungez witter in seinem Schooße. Wir heßigen Eiskien schlägt der Schwind auf die Ohere fläche des Sees, peitschte die Wellen gegen den Eiskendamm, rauschte über das hohe Gies am Ufer, und über die Gestrände an den nördlichen Klippen hin. In großem ente fährten Lichte, in leiser zitternder Bewegung, lagen die heßen Berge und die starrenden Um gebungen des Sees da; unruhig eilten die Vögel, sich in den Spalten der Eiskien zu verbergen, und eine geheime Ahnung des na

*) Im neunten Kapitel eines bekannten Werkes, Dasjenige, Stürme und Ungez witter, und wissen es gut als neu gezeichnet werden.

den Ungewitters erfüllte die ganze Natur." —

Au der östlichen Seite des Sees findet man einen ziemlich bequemen Fußsteig, der oberhalb des großen Wasserfalls verläuft, bis an den Fuß des Espingo führt. Die Gegend ist öde und mit zerstreuten Heidekrautbüschen bedeckt, zwischen denen man noch sehr kleine Eern bemerkt. Hier und da springt indessen ein wenig kürzer Gras hervor, welches sich auch im Winter findet. Noch nur einige Wochen lang, ein Schäfer mit einer kleinen Herde hier aufzuhalten pflegt.

So wie man die besten kleinen Eern hinter sich hat, steigt man gerade gegen den Espingo heraus, der mit seinen drei höchsten eisigen Gesteinen schon lange im Hintergrunde sichtbar gewesen ist. Die Passage geht zwischen dem mühlern und dem weißlichen Farn durch, und würde ohne die Steinmauer, die die Schleichhändler auf den Felsenhöfen aufgeführt, kaum zu finden

fern. Indessen ist sie immer eine der beschwerlichsten, die man nennen kann.

So nähert man sich den Geyfeln, und plötzlich ist man in die ewige Cammergion versetzt, aus der sich ein großer glänzender Glitzer in die klare Luft erhebt. Diese Stelle ist unter dem Namen *Cerro de la Vaque* bekannt, und rühmt an die Winterwälder von Island. Nach einigen Schritten, der Furt ist erkliegen, und man hat die spanische Schanze erreicht.

Doch nicht weiter bedauerlich ist der Felsenpfad, der von in das spanische Thal von Añes herabsteigt, und dessen Gefahren man am besten aus Ramon's Erzählung kennen lernen kann.

Die Hürden hatten und die Steinhaufen — sind keine Worte — die einzigen Spuren, die hier der Versuch von einem Durchzuge zurückließen kann; und deshalb hatten wir zu jedem unsern Schritt hinzuzusetzen. Bald oder hätten diese Wegweiser sah

oder bald wurden sie vielleicht von unserm Führer verschluckt. Wenigstens war er zweifelhaft und setzte uns dadurch allerdings den größten Gefahren aus.

Ueber eine Stunde hatte er uns bereits an einem graufenden Abhange voller Geshiesbe, Spalten und Zacken, immer in schräger Linie hingeführt, als endlich ein braver Simon aus Voreges auf das Wüßliche unsers Marktes aufmerksam ward. Ihm schien ein solcher Weg unmöglich die gewöhnliche Straße nach Nios zu seyn, und muthig entschloß er sich einen andern aufzusuchen, der vielleicht an dem Fuße des Felsens zu finden war.

Er klettert hinab, bald ist er weit von uns entfernt, aber bald sehen wir ihn auch in großer Unentschlossenheit am Rande eines fast perpendicularen Felsensüßels stehen. Wir rufen ihm zu, wir zittern, wir glähen, wir sind außer uns — endlich hat er glücklich den Abgrund erreicht. Schon glauben wir ihn

aufser Gefahr, plötzlich sehen wir ihn umzuwenden auf das angränzende Schneefeld blicken, jetzt umkehren, jetzt wieder vorwärts schreiten, bis er endlich den Abgang aufzugeben, und wieder zu uns heraufzuklimmen gezwungen ist.

Wir fahren fort an dem Abhange hinzuklettern, plötzlich stehen wir am Rande eines senkrechten Abgrundes, der wenigstens fünf hundert Fuß tief ist. Dennoch entschließen wir uns über seine drey Absätze, wiewohl nicht ohne Lebensgefahr, bald in Felsenpalästen, bald in Regenbetten, bald neben Gießbächen herunter zu klettern, und kommen auf diese Art endlich im Thale von Astos an. Mit Entzücken begrüßten wir hier die ersten Spuren des Lebens und der Fruchtbarkeit, die wir gleichsam an dem Schooße einer jungfräulichen Natur wieder hervorkommen sahen.“ —

Tiefer und tiefer senkt sich nun der Weg, neben einem tosenden Gebirgsstrome in die

Bälber hinab, bis man endlich am Ziele eines vierzehnstündigen Marsches, den kleinen aragonesischen Flecken Benasquez erreicht, der nur nach einer solchen Reise einiges Interesse haben kann. Von hier aus kann man durch den Port von Benasquez wieder nach Frankreich und zwar in das Thal von Lúchon geht.

Fünfzehntes Kapitel.

Inhalt.

Weg durch den Port von Venasquez in das Lückene-
thal — Spanisches Hospizium — Peña blanca —
Italienisches Hospizium — Sagneres de Luzon —
Cagots — Betrachtungen.

Man verläßt Venasquez und kommt durch traurige nackte Thäler an den Fuß der sogenannten Peña blanca, die man ersteigen soll. Auf dem ersten Abfalle derselben befindet sich das spanische Hospizium, eine große von losen Steinen erbaute Halle, bey der man aber an kein Alpenhospiz denken muß. Ein großer Feuerheerd, eine steinerne Estrade, die längs den Wänden hintäuft, und einige grobe Nahrungsmittel, die der Wirth oft sehr spärlich austheilt, ist alles, was man darinn finden kann.

So wie man das Hospizium hinter sich hat, kängt man an die Peña blanca hinauf zu steigen und wird bald durch die herrlichsten Gebirgsansichten belohnt, worunter jene von der Maladetta eine der erhabensten und mannichfaltigsten ist. Noch einigen Stunden hat man endlich den Port von Venadquez erreicht, der eigentlich nichts als eine ungeheure Felsenpalte ist, durch die man auf einem, in Richtung angelegten Wege, mühsam über den steilen Gebirgskamm klettern muß.

Desto bequemer steigt man aber auch nachher zu dem französischen Hospizium hinab, das still und freundlich, von hohen Buchen beschattet, auf einem kleinen Rasenplatze liegt. Es ist ungleich besser eingerichtet als das spanische, wie denn auch eine Herde dabey gehalten wird; nur sieht man den großen spanischen Feuerheerd ungern mit einem kleinen französischen Camine vertauscht.

Vom Hospizium an wird der Abhang immer sanfter, bis man durch ein ziemlich einfaches

Stemmig Thal vollends nach St. Mammet
herunter fließt, das durch die Benfische
Zuht: und Lefur, Fabrik bekannt ist. Hier
in der Mitte des eigentlichen Lächerer Thales
sieht man das herrliche Baden von Bogneres
mit allen seinen schönen Wärdern, Aufbaum-
pflanzungen, Feidern und Obsteven deutlich
vor sich liegen, und so erreicht man den nä-
sten Flecken gleiches Namens, *) der wegen
seiner Bäder häufig besucht zu werden pflegt.

In tiefen Gegenden und überhaupt in dem ganzen Lachener Thale: ist es, wo man jene unglückliche Menschenklasse findet, **)

*) Zum Unterchiede von dem oben betrachteten Tage-
nietes wird er eigens als *Daguerres* des Lösses
genannt. Die Schichttheile des hiesigen Mineral-
nietes sind Schwerkieser, Quarzgeritz, Merzeng,
etwas Elbsand und ein höchstens mineralischer
Kalk. Die Temperatur ist von 51 — 52° Reaum., mit
wenig Feuchtigkeit.

7) Doch nicht ausschließlich, wie man es geglaubt haben, da man sie auch in den Thälern von Comin-
ges, Vigorre, Vercors und Navarre, so wohl in der
ersten Schizone im Lepidosternum-Juvénile antrifft.
Hgl. Reife durch das weisse Brant-
zeig und dem Hain, von C. H. Ziemer S. 106.

die man unter dem Namen Cagots kennt, und die man nicht ohne Mitleid betrachten kann.

Schwer liegt der Fluch der Natur, noch schwerer der Druck des Geizes auf ihnen. Ihre körperliche Gestalt erinnert an die Crotunen der Alpen, ihr bürgerliches Loos an die indischen Parias. Von den schenlichsten Krankheiten verzehrt, als eine ehrlose Caste betrachtet, auf ein einziges Handwerk *) eingeschränkt, und aller übrigen Rechte, aller übrigen Vortheile der Gesellschaft beraubt, scheinen sie zu allen Leiden des menschlichen Lebens verdammt zu seyn.

Aber wo stammen diese Unglücklichen her? Durch welches grausams Schicksal sind sie so herabgewürdigt worden? — Ihr Ursprung ist ungewiß, doch pflegt man sie mit vieler Wahrscheinlichkeit für Nachkommen der alten Weissgoten anzusehen. Als Bekenner des Arrianismus waren sie in ältern Zeiten mit

*) Das Zimmerhandwerk.

dem Kirchenhorne belegt, und demnach aller bürgerlichen Rechte beraubt. Dieser politisch-religiöse Druck wirkte natürlich auf das Physische zurück; und diese allem Elend preisgegebene, völlig isolirte Classe dekadete sich immer mehr, und floßte immer mehr Abscheu ein.

Noch hat die Zeit, noch hat die fortschreitende Humanität diesen nur wenig vermindern können, und immer noch wird jede Verbindung mit dieser unglücklichen Menschenglasse als eine unauslöschliche Schande angesehen.

Alles das konnte indessen den edeln Raymond nicht verhindern, einige dieser Familien näher kennen zu lernen. Er besuchte ihre einsamen, entfernten Hütten, und vergoß Thränen bey dem Anblick eines Elendes, das unbeschreiblich ist.

„Mit Entsetzen — sagt er — erkannte ich hier die furchtbare Macht, die der Mensch über das Daseyn seiner Brüder haben kann; ich sah, auf welchen engen Kreis von Glück und Vervollkommenng er es einzuschrän-

ten, zu welchem Grade er es herabzuwürdigen im Stande ist; und schauernd stieß ich den Gedanken von mir, als könne mit diesem elenden Leben alles geendigt, und unser Wesen auf ewig vernichtet seyn!

O wer auf der Erde umherblickt, wer den Menschen mit seinen Handlungen und sein Leben mit seiner Bestimmung vergleicht; wer die nichtigen Gegenstände seiner Wünsche und seiner Beforgnisse, seiner Freuden und seiner Schmerzen kennt; wer mit Empörung bemerkt, nach welchen Regeln man ihn unterrichtet und täuscht, regiert und verurtheilt, was seine Freiheit, sein Wille, sein Daseyn, so vielen Eroberern, so vielen Gesetzgebern sind; wie man ihm die Spanne Erde zumißt, wie man ihm seine Tage zuzählt —

O wer sich mitten unter allen diesen Bedrückungen und Leiden zu keiner Zukunft erheben kann, wo der Gott, der schätzende Wesen zur Freude schuf, einst jedem noch sein Maas von Wahrheit und Glückseligkeit zutheilen

wird; wer nichts als Ungerechtigkeit, nichts
als Vernichtung in dieser Schöpfung sieht —
O wer könnte ein Herz im Busen tragen und
nicht seines eigenen Daseyns müde seyn?

Sechshebntes Kapitel.

Inhalt.

Reise nach der Maladetta — Zwiſchenthal — Abhang —
Gipfel — Quellen der Saconne — Coltre d' Aran —
Maller Artigue Zeilme — Porillon — Uebergang
nach Frankreich.

Um die Maladetta zu beſteigen, muß man wieder durch den Port von Venasquez, und über die Peña blanca gehn. Iſt man von dieſer auf der öſtlichen Seite herunter gekommen, ſo befindet man ſich in der Tiefe des Abgrundes, der ſie von der Maladetta trennt.

Man durchſchneidet dieſes öde, ſchauer- volle Becken voll aufgehäufter Felsenruinen, bis man endlich den erſten Abhang des hohen majestätischen Berges erreicht. Hier findet man die grauen Kalkſteinſchichten der Peña blanca in denſelben Lagen wieder — Der

weißes genug, daß sie ehemals mit dem Fuße der Maladetta zusammen gehangen hat und jenes Zwischenthal nur das Werk eines jetzt verheuten Stromes gewesen ist.

Eine Stunde ist man höher gestiegen, und plötzlich sieht man sich, wider alles Vermuthen, auf der Spitze eines isolirten Felsens, der durch ein zweites Thal von dem eigentlichen Berge abgeschnitten ist, wo man aber auch die Maladetta in ihrer ganzen furchtbaren Größe mit alln ihren Furchen, Trümmern, Gletschern und Zacken erblickt.

Ist man in dieses Thal hinunter gestiegen, so findet man es mit einer Menge Granit- und Marmor-Geschiebe angefüllt, unter und zwischen denen ein reißender Giesbach in tausend kleinen Armen hinsirömt. Von hier aus steigt man dann beynahe in gerader Linie zu den Gletschern hinauf, und schon kann man nichts als öde, halbverwitterte, schwärzliche Felsenmassen zwischen ungeheuren Schneefeldern vor sich sehn.

Die Vegetation hat aufgehört; nur an den Ufern eines kleinen, mitten in den Felsen verborgenen Sees, wird man noch Spuren eines üppigen Rasens und einige niedrige Fichsen gewahrt. — Noch einen Schritt — und man steht an dem Fuße der Gletscher; man ist in jenen hohen, heiligen Regionen angekommen, wo die Natur noch rein und unberührt ihrer eigenen Größe überlassen geblieben ist. Von hier aus klimmt man nunmehr ohne Schwierigkeit vollends bis zu dem Gipfel (1753 Tois. über der Meeresfläche) hinauf.

„Alles, was mich umgab — sagt Ramond in seiner Begeisterung — Alles, was mich umgab, flößte mir einen heiligen Schauer ein. Unter mir schwarze starrende Abgründe; über mir ein furchtbarer Himmel vom Sturm gepötscht; Luft und Erde vermischte ich mitten im Kampfe der Gewölke, die ich über dem Gipfel nach Norden stürzen sah.

Jetzt wogten sie aus der Tiefe wie ein schwellendes Meer herauf; jetzt rollten sie wieder in unermesslichen Wirbeln von dem Gipfel hinab; bald schoben sie sich gleich wallenden Bergen in ungeheuren Massen über einander her; bald stürmten sie wieder gleich den Fluthen des Oceans in mächtigen Wellen neben einander hin. Alle Bilder, alle Erinnerungen unseres kleintlichen Lebens waren in diesem Augenblicke rein aus meiner Seele verschwunden; ich glaubte über der Schöpfung zu schweben, und das Chaos auf den Wink der Allmacht sich entwickeln zu sehen.“

O wer nie Gebirge erster Größe bestiegen, wer nie die Natur in ihren majestätischen Formen, in ihren großen Geheimnissen, in ihren furchtbaren Wirkungen auf diesen heiligen Gipfeln beobachtet hat, seine Seele bleibt arm an den größten und erhabensten Ideen, deren sie fähig ist; arm an den reinsten und göttlichsten Genüssen, wodurch sich das erste Wesen der Schöpfung über die Thiere erhebt!

Um die Maladetta wieder herabzusteigen, muß man den östlichen Abhang wählen, der in ein grünes, von kleinen Giesbächen durchröthtes Thal hinunterfährt. Diese Giesbäche sind es, die man als die eigentlichen Quellen der Garonne ansehen muß.

Sie vereinigen sich in einem tiefen Felsenbecken, fließen eine Zeitlang unter der Erde weg, und kommen erst im Thale Artigue Lelaine wieder zum Vorschein, wo man fälschlich ihre Quellen zu sehen geglaubt hat.

Unterdessen hat man sie in jenem Thale, das man jetzt herabsteigt, immer um und neben sich, bis man sich zur Linken wendet, und die Vallee d' Aran, das erste katalonische Thal, erreicht.

Einer der ersten Gegenstände, den man bey dem Herabsteigen bemerkt, ist der große schöne See, der von dem ihn beherrschenden Felsenhorne Lac de Pomeron genannt wird. Sein Abfluß bildet einen zweyten kleinen See, der zuletzt als Giesbach in das Thal hinunter-

stürzt. Die ganze Gegend mit schwarzen nackten Felsen umgeben, und ungeheuren Gesteinen bedeckt, ist übrigens eine der ödesten und trübsigsten, die man in den Pyrenäen finden kann.

Aber nur noch einige Schritte, und die Marmorbüschel fangen an sich mit Moos zu bekleiden; einzelne Alpenrosen sprossen zwischen grünenden Spalten, zarte Gräser aus dem feuchten Sande hervor. Bald hat die lebendige Vegetation über das kalte, starrende Gestein die Oberhand gewonnen; tausend liebliche Kräuter fangen an den Boden zu schmücken, und man wandelt auf einem üppigen Rasen und zwischen sprossenden Bäumen volkends in das Thal Arigue Telline hinab.

Mit Entzücken ruht nun das Auge auf diesen grünenden Weiden, auf diesen friedlichen Schäferhütten, auf diesen schönen Getraidefeldern aus; das erschütterte Herz beruhigt sich wieder, und jede Empfindung löst sich in stille heilige Behmuth auf.

Hier ist es, wo die Garonne, die man oben verlassen hatte, in einer schönen Cascade wieder zum Vorschein kommt und sich etwas unterhalb Castelleon mit einem zweyten Arme vereinigt, dessen Quellen theils in den östlichen Bergen des Ports von Peyre blanche, theils auf den Gipfeln des Ports von Biele befindlich sind. Die Gegend, wo jener Zusammenschuß geschieht, ist äußerst pittoresk, und allerdings wohl einer Nebenreise werth.

Was nun die Rückreise in das Thal von Luchon anlangt, so kann sie auf verschiedenen Passagen, am bequemsten aber durch den sogenannten Portillon geschehn, der etwas oberhalb Dosofie befindlich ist. So wie man den Kamm erstiegen hat, sieht man das milde freundliche Thal von Luchon vor sich liegen, und wandert endlich zwischen üppigen Weiden und schönen Gebüschcn vollends nach St. Rammet hinab.

Siebzehntes Kapitel.

Inhalt.

Reise nach Savarnie — Amphitheater — Pont de Neige — Herrlicher Anblick des Ganzen — Inneres der Eisboie — Reise nach der Rolandabtei, erster Versuch — Spanische Hirten und Schleichhändler — Abendkudernung.

Wir führen nun unsere Leser von dem östlichen Ende des Centralscheitels wieder nach dem westlichen zurück. Stufenweis werden sie uns nun von Savarnie aus, bis auf den Gipfel des Mont Perdu begleiten, der das Ziel unserer bisherigen Reisen ist.

Man verläßt Vareges, um auf dem oben beschriebenen Wege über Luz, Sia, Pragneres und Gedres, nach dem Dörfchen Savarnie zu gehn. Von hier aus sind nun noch drei Viertelstunden bis zu dem berühmten Am-

Amphitheater und der sogenannten Schneerücke von Gavarnie. Beide gehören unstreitig unter die interessantesten Gegenstände, die man in diesem Theile der Pyrenäen sehen kann.

Was zuerst das Amphitheater anlangt, so zeigt es bey einem Durchmesser von wenigstens fünfzehnhundert Toisen, eine der größten und herrlichsten Gebirgsperpektiven, wie sie wohl leicht in der ganzen Kette nicht wieder anzutreffen ist. Ueber fünf bis sechs hohen terrassenartigen Reihen pittoresker, majestätischer Kalkgebirge, erhebt sich nämlich der unermessliche *Marboré* mit seinen unermeßlichen Gletschern und Felsenkaskaden gleich einer fernem, dem Chaos ähnlichen Welt, in die Hölken empor. Alles ist groß und kolossalisch, alles erfüllt die Seele mit dem Gefühle der Majestät und der überhabenden Allmacht!

Wendet man seine Blicke von dieser großen Perpektive wieder auf die niedrigen Felsenterrassen hin, so bemerkt man eine prächtige Grotte, die sich 1266 Fuß hoch mitten

zwischen einer Masse anderer Gletscher in den trichterförmigen Lufas, und zwar in ein glänzendes Schneegewölbe hinunterkürzt.

Jene Cascade ist es, die erst lange nachher wieder im Thale als Gave de Pau zum Vordringen kommt, und dieses Schneegewölbe wird von den Einwohnern, Pont de Neige, die Schneebücke genannt. Wer es wagen will, durch eine ihrer Spalten hindurchzufliegen, der wird sich durch den Anblick ihrer Schönheiten hülfslos befinnen.

Ein nettes zauberliches Dögenvergnügen — sagt Lamond, *) der sie zuerst besuchte — floß von den halb durchsichtigen Wänden herab, und bey jedem Schritte wehte uns der kältere Aethem des Winters an. Tosend schäumte die Cascade über ungeheure Schneebänke hin, und in jarten Blumen frey der Staudregen an dem glänzenden Gewölbe saß.

*) Voyages en Mont Perdu. S. 322. Man wird leicht bemerken, daß solche Stellen nie wirklich überlegt werden durften.

Rund um uns herrscht der Winter von Kamtschatka; zwanzig Schritte aufwärts, und wir waren unter dem Himmel von Afrika versetzt.“ —

In der westlichen Seite dieses Amphitheatres entdekt man einen Felsenpfad, auf welchem man nicht nur die niedrigen Gebirge ersteigen, sondern selbst bis an den Fuß des Warbert, und zu der Inseloberfläche kommen kann. Kamens war der erste Reisende, der diesen gefährlichen, eigentlich nur von Schleichhändlern gebrauchten Weg zu ersteigen wagte, wovon man seine umständliche Erzählung *) gewiß nicht ohne Vergnügen lesen wird.

„Mittag war verflohen — und seine Worte — als wir uns erst aus einem sanften Schneesohle, nachher über Schiefergeschieben, aus dem Grunde des Trichters zu erhe-

*) Im ersten Kapitel dieses Kapitels findet man die Beschreibung dieses Pfades, wie der Reisende ihn beschrieb, und die Bemerkungen, die er darüber machte.

erheben ansetzen. Bald hatten wir jene Höhe erreicht, wo die Schischkinder gewöhnlich auszurufen pflegen, und sahen nun nichts als das fleie, zerstückte Neuenbette vor uns, durch welches der einzige uns übrige Fußsteig den nackten starrenden Felsen hinan lief.

Hier war es, wo mich mein Führer zum letztenmale fragte, ob ich das Abenteuer zu bestehen, noch wirklich entschlossen sey? Hier war es, wo er mir auf meine vergebende Antwort, zum letztenmale Verzicht und Gefügigkeit im Annehmen empfahl! Schweigend stieg er nun vor mir her; schweigend folgte ich ihm nach; jeder nur mit sich beschäftigt, und jeder nur auf seine Sicherheit bedacht.

In der That war aber auch der Felsenweg, den wir erklimmen mußten, einer der gefährlichsten, die wir vorgefunden sind. Er bestand nämlich aus einem dünnblättrigen äußerst brüchigen Kalkstein, dessen nach sehr verschiedenen Graden streichende Schichten

Seite 129.

W, halb flücht, hervorstechende Stellen, halb große absonderliche U-förmige bilden, in denen man höchstens einen kleinen Spalt, oder einen unbedeutenden Vorsprung zum Ausfließen fand.

Um einen solchen Pfad hinanzufolgt, mußten wir dennoch eben so gelist als unerschrocken sein. Bald mußten wir und in geteilter Linie, fast wie auf einer Leiter, emporheben suchen, bald kletterten wir wieder in's Trockne, und bald schweben wir am Rande des graufesten Abgrundes hin; wir mußten wir auf einem schiefen Rücken von einer Felsenwand zur andern hinüber klettern; wir stiegen wir wieder über die schmalen Köpfe eines stehenden Felsenfalles weg; mit einem Worte, jeder Schritt mußte geahndet, jede, auch die kleinste Bewegung berechnet werden, die geringste Unachtsamkeit, die mindeste Abweichung, und wir stürzten unaufhaltsam in den Abgrund hinab.

Eine halbe Stunde waren wir auf dieſe Art immer bergauf gehend, endlich kamen wir bey dem obern Rande des Regenbundes, wo die Wälderſtöße hinunter ſtürzen, und am Fuße jenes prächtigen Abhangs an, der gerade zu den erſten Abhängen des Warbora' ſiehet. Hier ſahen wir ganz ſchöne Hirten mit ihren Herden, die eben auf dieſen Wohlthat der Cerrados genannten Weiden hinunterzogen, deren Benutzung ihnen von den ſpaniſchen Eigenthümern, gegen ein gewiſſes Pachtgeld, überlaſſen worden war.

In kleinen weidlichen Gruppen ſahen ſie nun mit allen ihren Viehe, mit allem ihren häuſlichen Eigenthum, wie ihrer ganzen Familie von den pinnelfen Bergen hinauf. Erſt die Schaafe, ſiehet hinter von einem Schifferbüſche mit ſchwarzen Hunde geführt, nachher die Kühe, ſiehet und endlich ſammengetrieben, hinter dieſen die bedächtigen Ziegen und die anſehnlichen Ziegen, mit

einem Haufen junger muthwilliger Maulthiere vermischet, endlich der Patriarch, der Schäfer mit seiner Familie selbst, Vater, Mutter und Tochter zu Pferde, die kleinen Kinder hinten darauf, die größeren und die erwachsenen zu Fuß.

Der Vater betrachtete den Zug der Heerde; die Mutter stülte den Säugling, der vorsichtig in einen Zipfel ihres weiten Schawlachmanteils gewickelt war; die fleißige Tochter spann. Der kleinere Knabe hatte den Kochkessel über den Kopf gestülpt, der größere war mit der Hinte, dem Schrothbeutel und dem Pulverherne versehen; der älteste endlich, in den der Vater das meiste Vertrauen zu setzen pflegt, trug den greßen mit einem rothen Kreuze versehenen Salzack, der für die Familie und für die Heerde so wichtig ist.

So zogen sie bey uns vorüber, eine stille friedliche Hirtenkolonie, mit allen Bildern der patriarchalischen Vergangenheit — So zogen sie bey uns vorüber, um sich auf dem

grünenden Wilderlapp zu lagern, während wir immer höher und höher zu einem abschüssigen Schutthale empor stiegen, das wir in gerader Linie vor uns sahn.

Zwanzig Schritte, und plötzlich stellte sich unsfern Rücken eine neue Erscheinung dar. Eine kahne gigantische Mannsgehalt, dessen dieser struppichter Bart mit seinen schwarzen krausen Haaren zusammenfloß. Seine breite dickbehaarte Brust war entblößt, seine Schultern waren nur halb mit einer braunen übergehängenen Weste bedeckt, seine verwideten Hüfte bloß mit Sandalen von rother Kuhhaut versehen.

Auf seinem Rücken trug er einen kleinen Sack, an dem zwei Fußseisen hingen, und aus seinem Gürtel ragte eine kleine Bergart hervor. In seiner rechten Hand hielt er einen starken mit Eisen beschlagenen Stachelstock, und quer über den Schultern hing ihm eine Klinte nebst Kugelbeutel und Puteverhorn herab. Rasch und kühn stieg er die

Helsen herunter, und setzte sich bey unserm Publikum sogleich in Wertheidigungsstand. — Wer war es? — Ein arragonischer Schleichhändler, der durch die Rolandsbresche gegangen war.

Vorsichtig beobachtete er anfangs jeden unserer Schritte, selbst dann noch, als er uns unterworfnet, und treulich auf sich zukommen sah. Endlich schien er uns jedoch für Freunde zu erkennen, ließ vollends herunter, und ließ sich in ein Gespräch mit uns ein. Wir erfuhren daß der Schnee in der Passage trage, und daß unser Mann ohne Schwierigkeit von der Dresche heruntergestiegen sey.

Wir verließen ihn, um denselben Felsenweg hinanzuklettern, den er herabgekommen war. Als wir uns am Ausgange des Schneethales befanden, that sich ein anderes, noch größerer, von mehreren Felsenreihen durchschnittenen Thal vor uns auf. In dem Augenblicke, wo wir dieses betraten, hörten und sahen wir in der Ferne eine Lawine fallen,

die donnernd über die ungeheuern Abflüsse des
Marbore' herabgeschürzt kam.

Am Eingange dieses hohen Thales war
es, wo ich die ungeheuern Eismassen des
Marbore' deutlich vor mir sah. Hier war es,
wo ich mich von dem Daseyn dieser Gletscher,
Eerneihes, oder Eerneihes genann
vollkommen überzeugete, und ihre nähere Un
tersuchung beschloß. Da sie indessen nicht,
als senkrecht abgesehnittene Seiten darboten,
auch überdem mit einer dicken Schneetruste
überzogen waren, mußte ich mich, aus Man
gel an Steigeisen und Stachelstöcken, für die
mal bloß auf die benachbarten unbedlichen Fels
sen einschränken, von wo aus man alle jene
Gletscher vollkommen zu übersehen im Stan
de war.

Unterdesseu stieg die Sonne an immer tie
fer zu sinken, und die Kälte in diesen hohen
Regionen nahm mit jeder Minute zu. So
ungeru ich mich von diesen herrlichen Gegen
ständen trennte, mußte ich doch zuletzt auf

ein Nachtlager bedachte fern. Ich lag also wieder zu jenen Hirten hinunter, fand ihre Hütte aber eben so klein, als schlacht vor der Kälte geschützt. Es schien mir daher am besten, meinen Weg nach Savornie fortzusetzen, meinen Führer hier zuhause zu lassen, und dann vollends noch bis nach Sedres zu gehn.

Der Abend war still und heiter, und die Gipfel des Montdore glänzten in sanftem Rosencroth. Jeder Schritt brachte mich dem Frühling näher, jeder Schritt führte mich tiefer in das wärmere Thal hinab. Edg kuschelte das Heu der frischgemähten Wiesen, schürte noch die blühenden Linden, durch deren Aeste das Mondlicht brach. Alles um mich her war still und ruhig, alles schien glücklich und zufrieden zu seyn. O süße süßliche Augenblicke voll hoher unbeschreiblicher Seligkeit! Ja ihr seyd der Vorharm eines schönen Lebens! Ja ihr seyd Abnungen aus jenem himmlischen Lande, dem das schmachtende Herz entgegenbläht!

Aufgezeichnetes Kapitel.

Inhalt.

Reise nach der Holandebefehle, zweiter Theil. —
Begrüßung — Aufnahme der großen Zeit-
rechnung — Die Gesetze — Nachrichten —
Rückzug —

Wir haben den unternehmenden Namond
in Gedröck verlassen, wir werden ihn nun
zum zweytenmale auf dem Wege nach der
Holandebefehle sehen.

Kaum war es sieben Uhr Morgens —
sind seine Worte — so befand ich mich schon
wieder zu Gavarie; zwey Stunden später,
und wir langten am Fuße des eben beschriebes
benen Regenbettes an *). Mit Stiegeisen
und Stachelstücken versehen, konnten wir es

*) Man erinnert sich, daß Namond einen Führer zu
Gavarie gesandt hatte, wo er ihn nunmehr wieder
sah.

hiemal etwas leichter bestiegen, und so hatten wir bald die spanische Schäferhütte erreicht. Hier wärmten wir uns an der milden Morgensonne, und nahmen ein frugales Genner-Brüßstück ein.

Ehe wir nunmehr höher stiegen, warf ich noch vorher meine Blicke auf das große Berg-Amphitheater, das ich jetzt in Säben deutlich vor mir sah. Ich erkannte die ungeheure Masse des *Marboré*, so wie die *Estazona*, die *Furchetta*, und das Horn von *Allanz*, die gleichsam stufenweis damit verbunden sind; ich bemerkte die großen horizontalen Kalkschichten jenes gigantischen Felsens, und die harte glänzende Schneekruste, die seine Gipfel bedeckt; ich sah endlich mit Verwunderung, auf den grünen Höhen der letzteren Berge, am Rande eines furchtbaren Abgrundes, eine spanische Herde zu seyn, und mit den Wolken zusammen zu fließen schien!

Doch jetzt war es Zeit die Reise fortzusetzen, und jenes abschüssige Schneethal zu ersteigen, an dessen oberm Ende man sieben schöne Gletscher oder Zernelthes erblickt, die alle gegen Norden gelegen sind. Wir hatten diesen Standpunkt ohngefähr gegen elf Uhr erreicht, und befanden uns nun gerade der hohen Felsenwand gegenüber, durch welche die Rolandsbrücke nach Spanien hinüberführt.

Um diese Felsenwand hinauf zu steigen, mußten wir ein Schneefeld erklimmen, dessen Neigungsmittel über 45 Grade betrug. Wir hatten hier die größte Vorsicht nöthig, um trotz unserer Steigeisen nicht auszugleiten, und um die Fußstapfen der Schleichhändler wieder zu finden, deren Weg sorgfältig um den höchstlichen, fast 60 Grad betragenden Abhang des Gletschers herumgeführt war. Nach vieler Mühe gelang es uns endlich den höchsten Rand jenes Schneefeldes zu erreich-

den, so daß wir uns oberhalb des Gletschers, und der Rolandsbresche gegenüber sahen.

Und diese Bresche? — Man denke sich eine ungeheure, zwischen drey und sechshundert Fuß hohe Felsenwand, die wie ein halber Mond gekrümmt ist, so daß sie ihre converse Seite gegen Frankreich lehrt. Man denke sich in dieser Felsenwand eine dreyhundert Fuß breite Oefnung, fast im Mittelpunkte des Halbkreises, die Roland, der Fabelnach, mit seinem Schwerdt hineingehauen haben soll, und man hat eine Vorstellung von der großen Felsenpassage, die bey den Bergbewohnern die Rolandsbresche heißt.

Gleichwohl ist sie bey weitem nicht so bequem zu passiren, als es vielleicht auf den ersten Anblick scheinen mag. Es befindet sich nämlich zwischen ihr und dem Rande des Schneefeldes ein trichterförmiger, dreyßig Fuß tiefer Graben, den man umgehen, und an dessen Ende man seitwärts zu der Oefnung empor klimmen muß. Nur auf diese Art

kann man die Gasse passieren, und die Brücke auch von der andern Seite besehen.

Hier erblickt man dann zuerst die beiden auslaufenden Hörner derselben, wovon jedes, und fast in gleicher Entfernung vom Haupthorn, mit einer fensterähnlichen Oefnung versehen ist. Man erblickt weiter die Spitzen dieser Hörner, ebenfalls in gleichen Entfernungen gegenüber, zwey hohe pyramidalische Berge, die gleichsam als die Außenwerke dieses großen Felsenpasses anzusehen sind. Man kann endlich auf der rechten Seite die Gipfel der Bigne male erkennen, während sich auf der linken der majestätische *Marboré* in seiner ganzen Herrlichkeit zeigt.

Noch größer und überraschender ist die unermessliche Aussicht nach den Ebenen von Arragonien hinab, bis nach Huesca und Saragoña hin. Thäler und Hügel, Flecken und Dörfer, alles liegt wie eine ausgebreitete Charte vor dem Beobachter da. Mit Entzücken ruht das Auge auf dieser gränzenden

Landschaft, während man rings um sich, in der Nähe der Fresse selbst, nichts als eine graufenvolle Bildniß voller nackten Felsen, und schreffer Abgründe sieht.

Lange hatte ich jene Landschaft, die in sanftem lieblichen Sonnenlichte vor mir lag, mit stillem Vergnügen betrachtet; endlich war es Zeit, wieder durch die Fresse zurückzu gehn, um mich den Gletschern zu nähern, deren genauere Untersuchung in meinem Plane lag. Nachdem ich dieselbe zu meiner Zufriedenheit vollendet hatte, nahm ich bey meinem gutmüthigen Schäfer ein frugales Mittagomahl oder vielmehr Vesperbrodt ein, und lehrte auf dem vorigen Wege, zwar äußerst ermüdet, aber mit großen und herzerhebenden Ideen erfüllt, nach Sedres zurück.

Neunzehntes Kapitel.

Inhalt.

Letzte Reise auf den Mont Perdu — Collee d'Eclaus
de — Vegetation — Eöäcker und Eöereichhände-
ter — Verathichtungen — Beöirigung des Glac-
iers — Ansicht des gegenüberliegenden Mont Per-
du — Veranlaöte Werkwürdigkeiten — Plan zur
weitem Beöirigung — Weg nach der Bauche de
Beuöe — Unmöglichkeit die Reise fortzusetzen —
Rückweg durch den Fent de Fineda — Eöreckliche
Nacht am Fuöe des Gebirges.

Wir nähern uns nunmehr dem Ziele unserer
Reise, dem höchsten Gipfel des Pyrenäen-
Kammes, mit einem Worte dem Mont
Perdu *). Lange hatten ihn selbst die
kühnsten Hirten und Jagdjäger nur dem Na-
men nach gekannt; bald diesen bald jenem

*) Von den französischen Kathedonern heißt es
Mount Vergne, von den spanischen: Las Tres
Morillas.

Opfer dafür angesehen, und nicht einmal den Zugang dazu gewußt. Auch hier war es dem unternehmenden *Ramond* *) vorbehalten, im Jahre 1797 die erste Bahn zu brechen, wie man aus seiner eigenen Erzählung mit Vergnügen ersieht wird.

„Wir verließen *Barège*“ — sind seine Worte — „glengen über das romantische *Gedres*, und stiegen den *Coumelle* auf einem ziemlich steilen, doch in Zickzack laufenden Wege hinauf. Hier beschloßen wir die Nacht in einer Eenhütte zuzubringen, um den andern Morgen zu unserer großen Reise desto geschickter zu seyn. Obwohl ich nun schon
zwey

*) *Voyages au Mont-Perdu, et dans la partie adjacente des Hautes — Pyrénées* Par L. *Ramond*. Paris 1801, 8. Pag. 20 ff. Kenner des *Drenginats* werden leicht bemerken, daß hier nichts weniger, als eine bloße Uebersetzung geliefert worden ist. Da es nämlich dem Herausgeber auf eine zusammenhängende lebendige Darstellung ankam; so mußten die wissenschaftlichen Details für jene, unzu-
sammenhängende Kapitel aufgepaßt werden, die diesen Resultaten gewidmet sind.

zwey Führer hatte, so nahm ich deren doch noch drey, nämlich einen Hartsjäger aus Heas, und zwey Sennar vom Coumelie an. Uebri- gens durfte ich mir das günstigste Wetter versprechen, da der Wind endlich aus Süden nach Norden *) herum gelaufen war.

Kaum grante demnach der Morgen, als wir uns aufmachten, um das Thal von Esclaus- bé zu erreichen, von wo aus mir der Mont Perdu am leichtesten zu besteigen schien. Hier konnten wir bereits den Gipfel, der einem ungeheuren, schrägabgestumpften Ke- gel gleichet, hoch über den unermesslichen Felsenwänden deutlich vor uns sehn. Sanft zitterten die ersten Strahlen der Sonne an seinem ewigen Schnee vorüber, bis zuletzt ein glänzendes Ros- senroth, in tausend lieblichen Tinten, über den ganzen gigantischen Dome schwamm.

*) Die Wolken, die der Südwind aus Spanien mitbringt, ziehen immer sehr hoch und hüllen die Gipfel ein; die Wolken, die der Nordwind aus Frankreich herüber führt, ziehen dagegen um vieles niedriger, und lassen die Gipfel völlig frey.

Es wandelten wir das hohe duftige Thal hinauf, wo die Vegetation noch immer frisch und lebendig war. Auf dem freundlichen Rasen blühten die *Carlina* und das *Eryngium alpinum*, und an den Felsenabfällen wuchs der *Sorbus aucuparia* neben der *Saxifraga corymbosa* empor.

Bald traten nun die Gipfel der Seizengebirge, rechts der *Piméné* und *Pic d'Alanz*, links die *Cols de Pineba*, gleichsam aus den Wolken hervor, während sich der Gipfel des *Mont Perdu* hinter einer hohen Gebirgswand verbarg. Noch eine halbe Stunde, und wir tangten am Fuße derselben, auf dem höchsten Punkte des Thaies, bey dem letzten Wechselsteine an.

Hier fanden wir zwey spanische Hirten, die diesen gepachtet hatten, und beschloffen wo möglich einige Einkünfte bey ihnen einzuziehen. Leider konnten sie uns aber nur sehr wenig Auskunft geben, denn alle ihre Kennt-

nisse schränkten sich bloß auf ihre Weideplätze ein.

Eben waren wir im Begriffe wieder aufzubrechen; plötzlich stieg von dem einen Felsen ein spanischer Schleichhändler herab. Er kam näher, er hört, wovon die Rede ist, und sogleich wird die Verathschlagung von neuem angeknüpft. In der That war er mit den geheimsten Passagen des Hochgebirges bekannt, und schien in jedem Betrachte unser Mann zu seyn. Alle Stimmen vereinigten sich endlich, man müsse durch den Port de Pineda nach dem Thale von Bielsa gehn, ob es gleich ein eben so großer als beschwerlicher Umweg war.

Aber während diese guten Leute mit einander darüber sprachen, hatte ich mir plötzlich einen ganz andern Reiseplan gemacht. Ich hatte nämlich bemerkt, daß der ungeheure Gletscher, an dessen Fuße wir uns befanden, gerade zu einer Presse führte, die dem Mont Perdu gegen über zu seyn schien; ich hatte

bemerkte, daß er noch völlig mit Schnee bedeckt, und also, trotz seiner starken Neigung, nicht unzugänglich war. Auf diesem Wege hoffte ich mein Ziel erreichen zu können, und diesen Weg schlug ich demnach meinen Gefährten als den nächsten und als den bequemsten vor.

Sie hören mich an, sie lächeln, sie schütteln die Köpfe, sie sprechen von der Unmöglichkeit, der Schleichhändler ist der einzige, der sich fogleich für meine Meinung erklärt. Aber als ich darauf bestehe, als ich ihnen den Weg über das Schneefeld zeige, als ich alles anbiete, ihnen Muth einzusößen, siege ich endlich glücklich über ihre Unentschlossenheit. Bald hat sich nun einer nach dem andern bestimmt, und schon eilt der muthige Schleichhändler den Felsenabhang hinan. Begeistert raffen wir uns auf und folgen ihm auf dem Fuße nach.

Noch waren die niedrigen Felsenabhänge mit Gras und Blumen bedeckt, eine junge fri-

sche Frühlingsvegetation, wo noch vor wenig Tagen Schnee und Eis gewesen zu seyn schien. Da sah man die *Silene acaulis*, *Cerleria sedoides*, *Potentilla frigida*, *Saxifraga stellaris* und *ajacifolia*, neben dem *Galium pyrenaicum*, *Ranunculus nivalis* und *Reseda sesamoides* blühen. Da traf man sogar noch die *Salix rosmarinifolia* und *herbacea* an. Bald aber hatten wir alle diese Pflanzen hinter uns gelassen, und die aus Granitgeschieben bestehende Einfassung des Gletschers erreicht. Noch zwey Schritte — und wir befanden uns auf dem Schneeabhange, der von dem Gletscher aus gerade herunterlief.

Der Schnee war ziemlich rauh, die Neigung unbedeutend, wir kletterten die ersten zehn Toisen mit eben so viel Leichtigkeit als Zuversicht hinauf. Aber bald war die Schneerinde glatter, der Abhang steiler geworden, und wir mußten bey jedem Schritte größern Gefahren entgegensehn. Endlich befanden wir uns auf einem spiegelglatten Eisabhange, der

ohne künstliche Stufen unersichtlich schien. Ich beschloß daher, meine Leute alle hinter einander marschiren zu lassen, und übernahm mit noch zwei andern selbst jene gefährlichen Treppen in das Eis zu hauen.

Gesagt, gethan — auch schien die erste Stunde alles nach Wunsch zu gehn. Der heißste Theil des Gletschers ward vermieden, der Weg in beständigem Zickzack angelegt, und auf diese Art eine Neigung von 35–40 Grad fast unmerklich gemacht.

Pöblich hören wir über uns um Hülfe schreien, und werden einen Menschen gewahr, der sich mit allen Zeichen des höchsten Schreckens an ein hervorragendes Felsenglück anzuklammern sucht. Wir erkennen ihn sogleich für unsern Schleichhändler, der sich ohne Peit, ohne Strigassen u. s. w., bloß mit seinem Stachelkote bewaffnet, hier hinauf gewagt hatte, und hören mit Entsetzen, daß er über 50 Felsen herunter geslitten ist. Er war wirklich nur durch ein Wunder gerettet wor-

den, und schien vor Ehrenfesseln fast außer sich zu sein.

Wir machten Halt; sein Hut, seine Weste, sein kleines Waarenröschchen, etwa 15—18 Franken an Werth, ward aufgesucht, und er setzte, wiewohl mit vieler Mühe, in unsere Nähe gebracht. Hier schenkte sich sein Entschien allen meinen übrigen Zuhörern mitgetheilt; ich hörte ich an ihrem beständigen Fragen nach der Neigung des Abhanges, die jetzt wohl 60 Grad betragen mochte, daß ihr voriger Muth völlig verschwunden war. Nicht lange darauf, so beschloßen sie einmüthig, den Abhang des Osterschens zu verlassen und den Weg über den Seitenfelsen zu versuchen, der ihnen um vieles zugänglicher schien.

Zweymal sehen sie an, zweymal sind sie gezwungen abzulaufen; endlich überzeugen sie sich von der Unmöglichkeit und fassen neues Vertrauen zu mir. Jetzt gelingt es mir, ihren Muth noch einmal zu beleben, die Reise

Wied fortgesetzt, und jeder fühlte sich begeistert
sich bald am Ziele zu sehn.

So stiegen wir fort, zwar bedächtig
und langsam, aber mit stiller, lebendiger
Freudigkeit. Eine halbe Stunde — und
schon können wir die Drefche mit ihrer unge-
heuren Riesenform deutlich vor uns sehen;
noch einige Tosen, und schon fühlen wir den
frischen Lufzug, der durch die gigantische Oef-
nung strömt. Endlich athemlos, in Schweiß
gebadet, und einer den andern verdrängend,
langen wir unter lautem Jubelgeschrey an
dem Eingange der Drefche an.

Aber wie groß war unser Erstaunen, ja
ich möchte sagen, unser Entsetzen, als wir
sahen eine neue Welt voll ungeheurer Abgrün-
de, Gletscher, Felsen vor uns sahn! Wir ha-
ten gehofft uns in der Nähe des Gipfels zu
befinden, und waren mehr als jemals davon
entfernt. Ein dumpfes Stillschweigen folgte
auf das erste Jubelgeschrey, und jeder sah dem
andern bekümmert und mühsam an.

Doch wer hätte diesem Schauspiel gegen-
über sich lange mit sich selbst beschäftigen kön-
nen? Bald hatten wir unsere Täuschung ver-
gessen; bald waren alle unsere Ideen auf den
Anblick des Mont Perdu beschränkt.

Groß und majestätisch trat er von Zeit zu
Zeit mit allen seinen ungeheuren Eichen, Elets-
schen und Schneefeldern aus den Wolken her-
vor; eine himmlische Götterburg, die sich den
Augen der Sterblichen enthält. Alles war
still und wunderbarlich, alles flößte das Gefühl
der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit ein. Das
Andenken an die bewohnte Erde war verschwun-
den, und die Seele verlor sich in dem Traum
men der unermeßlichen Ewigkeit.

Lange standen wir so schweigend und stau-
nend in diesem Anblick versunken, bis endlich
eine Herde von ein und dertzig Hirschen, die
neben diesen gigantischen Gegenständen klein
wie Mäuse erschienen, geschweift bey und
vorüber flog. Jetzt erwachten wir, jetzt frag-

In einer den andern, ob und wie manmehr der
Giebel verhehlt zu erklären sey!

Der Terrain wird unterleitet, die Höhe
mit den Augen gemessen, die Entfernung be-
rechnet, und bald dieser, bald jener Weg ge-
wählt. Endlich beschließen wir einstimmig,
in das tiefe Thal hinabzueilen, das zwi-
schen uns und dem Giebel deutlich war, und
von wo aus der Zugang zu diesem in jedem
Betrachte noch am liebsten schien.

Aber wie? — Es war bereits Mittag,
das Wetter ließ eine Veränderung befürchten,
der Weg war wohlensichtlich sehr sehr stei-
gen lang; was sollte auf uns warten, wenn
uns die Nacht überfiel? Gleich, riefen wir
samt, verlorne wir grüßte Aufbruchstunde.
Nach einer neuen Betrachtung des Thals
dennoch des Beden, durch das Thal von
Dürfa zu sein.

Ehe ich intelligen die Verthe verließ, be-
merkte ich noch die Höhe nach umgebende
Pflanzenwelt. Da sah ich Antennaria spicata

trionant, und mehrere Species der *Artia* —
Quercus prinus Linn. — *Artemisia euphratica*
 Linn. — *Urtica alpina* Villm. — *Salix*
arbuscula — *Cerastium corymbosum* u. l. m.
 Noch fand ich *Urtica* *procumbens*, *Urtica*
diandra — *Cerastium alpinum* —
Urtica procumbens, eine Species, die mir in
 tiefer Höhe noch nicht vorgekommen waren.
 Zuletzt schied ich mich von den Freunden
 so kleinen Kammerlins *cinerea*, der hier
 überall in der herrlichen Thäler stand.

Um nun unsern Thier nach dem Thier von
 Thier zu gehen, gingen wir also in das ge-
 nannte Thier hin. Wir wandten uns links,
 um auf der linken Seite einen Ausgung zu
 finden; plötzlich that sich ein schattiger
 Hain vor uns auf, an dessen Ende wir
 auf, auf uns und das Thier von Thier sahen.

Während dieses sahen wir manche
 Thier. Auf beiden Seiten waren wir mit
 ungeheurer Schärfe eingekleidet. Neben uns
 sah der Thier Thier, links die Seite von

Staube' mit ihren starrenden Absätzen und ihren ungeheuern Gletschern hin. Vergebens sahen wir uns nach unserm spanischen Schleichhändler um; er kannte diese Gegenden, er war uns unbewußt bereits voraus geeilt. Endlich beschloßen wir, seiner Spur zu folgen — der einzige Ausweg, der uns übrig blieb.

So brechen wir auf, so klettern wir schweigend und zitternd den ersten Abfah hinab. Jetzt folgt der zweyte, jetzt der dritte und vierte, endlich haben wir ein schmales dunkles Regenbette erreicht, das auf beyden Seiten von hohen wildebewachsenen Felsen eingeschlossen ist. Hier mußten wir uns längs unzähligen Giesbächen hart an den Felsenwänden hinunter heissen, in beständiger Gefahr, von herabstürzenden Steinen zerschmettert zu werden, und ohne daß einer dem andern beizustehen im Stande war.

Zwey Stunden waren wir bereits hinabgestiegen, und noch immer sehr weit vom Ziele entfernt. Vier Stunden hätten wir wenige

flend gebraucht, um auf der andern Seite wieder hinauf zu steigen, und wahrscheinlich hätte uns dabey die Nacht überreist. Es ward daher einstimmig beschlossen, durch den Port de Pineda in das Thal d'Estaupe zurück zu kehren, und mit diesem ersten Versuche für diesmal zufrieden zu seyn.

In dieser Absicht wandten wir uns also links und kletterten mit noch größern Gefahren einen ähnlichen Ravin nach dem Port de Pineda hinauf. Wir erreichen ihn endlich glücklich, steigen den wohlbekannten Weg in das Thal von Estaupe hinunter, und kehren wieder bey unsern gastfreundschastlichen Schäfern ein.

Doch kaum waren wir angekommen, kaum hatten wir uns zu einem frugalen Abendessen niedergelegt, so brach auch schon das Ungewitter mit fürchterlicher Wuth herein. In ungeheuren Wirbeln drängten sich die schwarzen Wolken durch den Port in das Thal hinab; Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag, Sturm

und Vogel, der einem niederstürzenden Vortte
glich.

Ich verließ die Hütte, die mir bey so
vielen Menschen gefährlich zu seyn schien, und
brachte die Nacht unter einem großen Zel-
stüch in der Nähe zu. Am andern Morgen
kehrte ich nach Gedres zurück, doch immer mit
dem Went Perdu beschäftigt, und schon
im Voraus auf eine zweyte Reise bedacht.

Zwanzigstes Kapitel.

Inhalt.

Strenger Versuch, den West-Point zu besetzen —
Gezeiten des Canals und Canales — Zufälle
— Raubzügen — Erreichung des ersten Zu-
sammenstoßes — Zustand des West-Point in seiner
ganzen Größe und Formidität — Unmöglichkeit,
den Canal zu erweitern — Rückkehr in das Thal
von Canabé — Einige Nachrichten von dem drit-
ten allgemeinen Versuch und den dabey gemachten
Berechnungen.

Man hat gesehen, mit welchem Enthusiasmus
Kamond von dieser Reise spricht. In-
dessen verging beynahe ein Monat, ehe er
sich im Stande sah, wieder nach dem Thale
von Canabé zurückzukehren. Er hatte die-
mal noch sechs Begleiter bey sich, worunter
drey Führer waren, und trat seine Reise am
siebenten September 1797 an.

Es wie wir höher stiegen — Und keine Worte — ließen wir bey jedem Schritte eine Sommerpflanze hinter uns. Das Gras war abgemäht, die Schäferhütte verlassen und alles da, alles herbstlich um uns her. Wir brachten die Nacht bey einem guten Feuer in der Hütte zu, und stiegen am andern Morgen muthig den Weg zum Gletscher hinan.

Aber kaum sind wir am Fuße desselben angekommen, so bemerke ich mit Entsetzen, daß die Oberfläche völlig verändert ist. Keine Handbreit Schnee, nichts als eine feste spitzgelathte Eistrinde voller Spalten und Ungleichheiten, wo ich keine Möglichkeit, uns festzuhalten, sah. Endlich beschloßen wir, es auf der einen Seite zu versuchen, wiewohl es mit der größten Gefahr verbunden war.

Zwey Schritte, und schon wollten unsere Fäusteln nicht mehr halten, schon drangen unsere Stachelstöcke nur mit der äußersten Gewalt hinein. Wir mußten also auf künstliche Stufen denken; das einzige Mittel, das uns übrig

übelig blieb. Aber welche Arbeit! O ich schau-
te noch jetzt vor der bleichen Erinnerung zu-
rück! Vor und die steilglatte senkrechte
Gletscherwand; hinter uns ein unermeßlicher
Abgrund; rechts eine breite gedachte Spalte,
die von oben nach unten lief; links der hohe
steile Gletscherwand, der sich an den senkrechten
Felsen anließ — Und hier, hier ha-
ten wir unsern Weg ohne Falsch fast in ge-
rader Linie hinein zu hauen!

Nach zwey mühseligen Stunden indessen
hatten wir ohngefähr zwey Dritttheile des
Gletschers erstiegen, und kamen bey einem
ungeheuren Vorsprunge an, über den hinüber
zu klettern, schlechterdings unmöglich schien.
Wir beschloßen daher, den Weg über den
scharfen steilen Gletscherwand zu versuchen,
der zwar längs des kahlen senkrechten Felsens
hinlief, aber durch eine tiefe Spalte davon
abgeschnitten war. Auch hier mußte Stufe
für Stufe in das Eis gehauen werden; auch
Eiser Stab. 2

Hier kletterten wir mit beständiger Lebendigkeit
Fahrt hinaus.

So mochten wir ungefähr in einer halben
Stunde dreyzehn Schritte aufwärts gekommen
seyn, als plötzlich einer der vordersten Führer
schwindlicht wird und ängstlich um Hülfe ruft.
Sogleich müssen wir unsere schmale Linie ver-
ändern, ihn auffassen, ihn in die Mitte neh-
men u. s. w.; alles unter beständiger Lebens-
gefahr. Dey dieser Gelegenheit geht mein
Ferglas und mein Compass verloren —
neuer Aufenthalt, da sie der eine Führer
schlechterdings aus dem Abgrunde holen will,
und nachher wieder mit Stricken heraufgezo-
gen werden muß u. s. w.

Unterdeß nahm die Neigung des Kam-
mes und die Gefährlichkeit unsers Fußsteiges
mit jedem Schritte zu. Zweymal wurden
wir durch hervorstechende Felsenecken aufge-
halten; zweymal klünnerten wir noch glücklich
um dieselben herum. Aber bald hatte die
senkrechte Neigung, so wie die Härte des Eis

fest alles fernere Streben auf dem Rande unmöglich gemacht; bald sahen wir uns bloß auf den steilen benachbarten Seitenfelsen eingeschränkt, der bis jetzt so sorgfältig von uns vermieden worden war. Neue Gefahren, neue Mühseligkeiten, von denen sich nur ein Augenzeuge einen Begriff machen kann!

Aber endlich, endlich ist der oberste Rand des Felsens erreicht, und unsere fünfstündige Todesgefahr wird durch den herrlichsten Anblick belohnt! Groß und majestätisch lag der Mont Perdu, mit allen den ihn umgebenden Gebirgen, nicht wie das erstemal von düstern Wolken umflossen, sondern in reinem himmlischen Lichte, gleich einer überirdischen, glänzenden Welt, vor unsern Augen da. Alles war schön und heiter, alles athmete Ruhe und Seligkeit.

So standen wir über eine halbe Stunde in den Anblick der goldenen Glorie versunken, die über dem geheimnißvollen Gipfel zu schweben schien; so standen wir schweigend und

raunend, voll himmlischer Gefühle, gleichsam der Erde entrückt. Aber endlich kamen wir wieder zu uns selbst, endlich theilten wir einander unsere Empfindungen mit, endlich beschloß:n wir das Ziel zu verfolgen, das wir in dieser hohen majestätischen Schönheit vor uns sahn.

Wir stiegen demnach das nächste Regensbette hinunter, um quer durch den leinen See, der dieses Thälgen ausfüllt, bis an den Rand des untersten, vom Mont Perdu auslaufenden Gletschers zu gehn. Doch kaum haben wir die Ufer des Sees erreicht, so sehen wir, daß er aufgethaut ist, daß die niedrigen Felsen überschwemmt, die höhern wegen ihrer zackichten Abfälle schlechterdings nicht zu passiren sind; wir sehen — ach wir sehen mit blutendem Herzen — daß uns nichts anders als der Rückweg übrig bleibt.

Es ist wahr, wir hatten bereits über zwei Dritttheile der Höhe erstiegen, und das Col de Janle, auf der östlichen Seite des Mont

Perdu, bot uns noch immer eine Möglichkeit dar. Aber um dieses zu erreichen, hätten wir auf dieser Höhe eine Nacht zubringen müssen, und dieses schien in keinem Betrachte möglich zu seyn. Schon jetzt, um drey Uhr Nachmittags, fieng die Kälte an äußerst empfindlich zu werden, und wir waren fast so gut, als mit gar nichts versehen. Es ward also beschloffen, einen der Führer auf dem vorigen Wege in das Thal von Eilaube zurück zu schicken, und nach der Direktion eines großen Feuers, das er dort anzünden sollte, durch den Port de Pineda zurück zu gehn.

Unter tausend Gefahren, tausend Mühseligkeiten, hatten wir endlich nach zwey ebbelich langen Stunden, den Kamm desselben erreicht, als uns die Nacht überfiel. Still und moekrätisch stieg die heilige Dämmerung aus den Thälern empor, aber der Gipfel des Mont Perdu glänzte noch lange in sanftem Rosentoth. Doch endlich hatte auch er sein leuchtendes Haupt in den Wolken verborgen, und

auf allen Seiten hüllte uns dicke Finsterniß ein.

Vergebens blicken wir in das Thal hinaus; nirgends war der kleinste Schimmer, nirgends auch nur ein Funken zu sehn. Wir rufen — keine Antwort, nicht das kleinste Zeichen zu unserer Veruhigung! Wir verstärken unsere Stimme, wir rufen alle auf einmal — Gott Lob — Endlich ist er angekommen, endlich hat er uns gehört! Er antwortet, in wenig Minuten lodert die langersehnte Flamme auf, und so steigen wir endlich glücklich vollends bis zu der Hütte hinab.“ —

So weit Ramond von seinen zwey ersten Reisen im August und September 1797; jetzt noch ein Wort von seiner dritten im Jahre 1802 unternommenen, von der jedoch bis jetzt nur folgende Resultate bekannt geworden sind.

Es ist bewiesen, daß der Mont Perdu bey einer Höhe von 3436 Metres, oder 1763 Toisen, über alle ihn umgebende Ge-

pfel hervortragt, aber eigentlich dem spanischen, Theile der Kette angehört.

Sein Kamm besteht aus schwarzen Marmorlagen voller Kiesnesten, in denen hier und da Conglomerate von Conchyliten enthalten sind, wobei jedoch der eigentliche Gipsfel deren keine aufzuweisen scheint.

Jene Lagen pflegen zwar im Allgemeinen mit der Richtung des Gebirges parallel zu laufen; sind aber doch auch häufig mehr oder minder gegen diese ursprüngliche Direction geneigt. Sie fallen beynahe senkrecht, da ihr mittlerer Neigungswinkel etwa 80 Gr. gegen Süden beträgt.

Die Schneehaube, die den Gipsfel bedeckt, ist kaum zwey Metres (Ellen) dick, indem sich nämlich der Schnee, der steilen Eisabhängen wegen, nicht stärker anhäufen kann. An minder schroffen Stellen des Kamms aber findet man die Schneekruste 13–14 Metres dick; ja in den Thälern, wo Lawen

nen Hinabstürzen, pfllegt sie oft fünfmal so dick zu seyn.

Auf dem Gipfel fand Ramond nur die *Aretia alpina* Linn., und die *Saxifraga vesutosa* Gouan., etwas tiefer bloß *Cerastium alpinum*, *Saxifraga Grönland.* und den *Ranunculus Panassifolius*. Diese Armuth der Gebirgsflora rührt aber nicht sowohl von der Höhe des Mont Perdu, als von dem Mangel an Dammerde her.

Fast überall ward nämlich Ramond nichts als eine Menge kleiner, durch Eise abgeschlagener, und durch Stürme wieder auf einander geschichteter Felsentrümmer-gewohr; immer fand er aber auch die wenigen unbeschädigten Felsen mit Rasen und gesunden Pflanzen bedeckt. Hieraus ergiebt sich von selbst, daß weder die Düntheit der Luft, noch die Kälte der Temperatur alle Vegetation auf diesem Gipfel zu hemmen vermag.

Ein und zwanzigstes Kapitel

Inhalt.

Diagnostische Bemerkungen — Drei Hauptgebirgsarten — Granit — Dessen Verwandthe — Verbindung — Lagerung — Ergussformen — Schichtung — Thongebirge — Dessen Verwandthe — Kalkgebirge — Dessen Verwandthe — Marmor — Kalkspath — Gemeines Kalkstein — Metall — Organische Resten — Allgemeine Bemerkungen über die Uebergänge dieser Gesteinsarten und die Degradation der Pyrenäen.

Man weiß, *) daß die Pyrenäen aus mehreren parallelen Bergreihen bestehen, die sich im Norden und Süden stufenweis über einander erheben, und endlich in einen hohen schmalen Kamm verlieren, der die natürliche Gränzscheidung zwischen Spanien und Frankreich abgiebt. Man weiß, daß dieser Kamm in der

*) Vgl. die Einleitung S. 2 f.

Mitte am höchsten ist, und gegen die beyden Meere zu allmählig niedriger wird; so daß man ihn gewöhnlich in drey Theile, in die West-, Central- und Ost-Pyrenäen einzutheilen pflegt. Man erinnert sich, daß der Central-Theil der Kette in jedem Betrachte der merkwürdigste war, und man fragt mit desto größerm Interesse nach seiner mineralogischen Beschaffenheit. Hier ist eine kurze orpognostische Skizze von demselben, deren Resultate indessen auch auf die übrigen Theile anwendbar sind. *)

Dreyerley Gebirgsarten sind es, aus denen die Masse der Pyrenäen besteht: Gra-

a) Vgl. zum weitem Studium: Voyages au Mont Perdu, et dans la Partie adjacente des Hautes Pyrenées. p. L. Ramond. 8. Paris 1821. — Voyages physiques dans les Pyrenées. p. F. Pafumot. 8. Paris 1797. Ein sehr schätzbares Werk, das sich jedoch besonders nur mit den Gebirgen von Baresq, Bagueres, Canterez und Garatne beschäftigt. — Essai sur la Mineralogie des Monts Pyrenées p. (l'abbé Palassan) 4. Paris 1781. beschäftigt sich mit der ganzen Kette, ist aber keinesweges vollständig und fehlerhaft.

mit, der die höhern, Thon, der die wittern, Kalk, der die niedern Gebirge ausmacht. Doch ist dabey als eine Eigenheit zu bemerken, daß der Kalkstein überall von den niedrigsten bis zu den höchsten Bergen in den sonderbarsten Vermischungen mit jenen beyden Gebirgsarten angetroffen wird. Wir werden diese drey Hauptbestandtheile nach der Reihe durchgehen, und zuerst wird also vom Granit die Rede seyn.

Was die Bestandtheile desselben betrifft, so ist es der alte eigentliche Uragranit, wie er in den Alpen und allen großen bekannten Gebirgen angetroffen wird. Er ist aus halbdurchsichtigem Quarz, weißem Feldspath, (beyde von mittlerem Korn) und aus schwarzem Glimmer zusammen gesetzt, der jedoch dann und wann auch grün, und oft krystallisch ist; bisweilen auch in Speckstein übergeht und häufig elektrischen Schörl bey sich führt.

Was die Verbindung dieser Bestandtheile anlangt, so ist der Granit der Pyrenäen eben so hart und eben so dauerhaft als der, der in den Alpen gefunden wird. Freilich fehlt es aber auch nicht an weichern Arten, die sich von selbst verzehren, und oft zwischen Blöcken von der festesten Cohärenz zu finden sind. Die Vermischung von Thon scheint hierinn keinen Unterschied zu machen, da derselbe oft eben so gut in den härtern, als in den weichern Arten in nicht geringer Menge angetroffen wird.

Was die Lagerung dieses Granits betrifft, so scheint er, wie in den Alpen, nach der scheinbaren Unordnung seiner Fugen zu schließen, aus lauter unregelmäßigen Massen zu bestehen. Indessen glaubt man dennoch an mehreren Stellen gewisse unvollkommne Schichten wahrzunehmen, deren Richtung der Disposition der Kette zu folgen scheint. Dieses ist besonders in der Nähe des Pic de Nesouvielle *) der Fall, wo man wirklich

*) 1619 Toisen über der Meeresfläche.

pyramidalische Schichten sieht, (wie sie Saupe beschreibt) die sich offenbar zwischen den Thälern von Lienz und Scoudous von Osten nach Westen zieht. Eben so trifft man fast auf allen Granitgipfeln ähnliche vertikal aufgerichtete Schichten an, deren Neigung der Richtung der Kette folgt.

Sehr merkwürdig sind auch die Krystallformen, die man zu gleicher Zeit bey diesem Granite wahrzunehmen pflegt. Die Gestalt derselben ist äußerst mannichfaltig, doch scheint das krüförmige Zünseck gleichsam die Urform von allen übrigen zu seyn. Je reiner der Granit ist, desto schöner, häufiger und regelmäßiger trifft man auch diese Krystalle an.

Nicht weniger Aufmerksamkeit verdienen auch die Vermischungen dieses Granits, indem man häufig Lagen von Trapp, Hornstein und besonders Porphyrchiefer darinn sieht. Letzterer ist bald mehr, bald weniger mit Eisenstein gefüllt, auch mit kleinen Punkten von Schwefelkies besetzt. Alle diese Zwischensel-

im Streichen, in mehr oder weniger geneigten Lagen, doch immer parallel mit der Richtung der Kette hin. Im Mittelpunkte der Granitregion sind sie seltener und abgebrochener; aber je weiter sie sich davon entfernen, desto häufiger und fertigersehter pflegen sie zu seyn. — Dies von dem Granite; jetzt von der zweyten Gesteinsart, welche die Thongebirge besetzt.

Was ihre Bestandtheile betrifft, so wird besonders der Thonschiefer, und unter dessen Sippschaft am gewöhnlichsten der Bech- und Tafel-Schiefer bis zu den höchsten Höhen hinauf, bemerkt. Von Tafelschieben findet man theils Blätter, die regelmäßige Prismen bilden, deren parallele Seiten so richtig abgeklüfft sind; theils große Druckstücke von einer so festen Rhomboïdalform, daß sie fast wie Krystalle aussehn. Uebrigens trifft man in diesen Thonschiefergebirgen violetten Schorl und gelben oder rothbraunen Glimmer mit schwarzem Schorl ziemlich häufig an;

zuweilen sind sie auch mit einer eisenrothigen sehr blyer gezeichneten Oberfläche bedeckt. — Etwas von den Thongebirgen; jetzt von der dritten Gebirgsart, welche die Kalkgebirge begreift.

Was ihre Bestandtheile anlangt, so findet man Marmor, Kalkspath und gemeinen Kalkstein darinn. Der Marmor bricht fast überall, von den niedrigsten Hügeln an bis zu den höchsten Gebirgen hinauf. Hier lehnt er sich fast immer auf beiden Seiten an die Thongebirge an, gegen die er sich sehr hoch erhebt, und in deren Gänge er sehr tief einzudringen pflegt. Zuweilen ist er gar an dem Granit gelehnt, wie er denn den Gipfel des Poets von Savarnie ausmacht.

Er zeigt sich in fast vertikalen Schichten, ist meistens graulich mit weissen Kalkspathadern durchsprenkt, läßt sich aber seiner bläulichen Beschaffenheit wegen selten in großen Blöcken hauen. Man findet häufig Schwefelkies in Bärfein darinn.

Die Kalkspath wird in mancherley Gestalten, mitunter in den schönsten Krystallen, doch nur in Marmor: oder Schiefer: Adern bemerkt. Den gemeinen Kalkstein endlich trifft man auf den höchsten Gipfeln des Centraltheiles an, wo er zuweilen mit Thon und Sand vermischt, auch mit Glimmer durchsäet ist.

Tragt man nach den Metallen, die sich in den Pyrenäen befinden, so zeigt sich im Allgemeinen, daß vorzugsweise an beyden Enden der Kette Eisen, im Centraltheile Blei, Kupfer, Silber, Zink und Kobalt gefunden wird. Es zeigt sich im besondern, daß am häufigsten in den West-Pyrenäen Eisen, am häufigsten in den Central-Pyrenäen Blei und Kupfer, am häufigsten in den Ost-Pyrenäen Gold zu finden ist; es zeigt sich endlich, daß das Blei in der ganzen Kette dominiert. Im Allgemeinen haben aber diese Metalladern kein anhaltendes Streichen, sondern scheinen immer nur einzelne reiche Nestern

Nester zu seyn, daher der Anbau der Bergwerke auch äußerst kostbar, und unsicher ist *).

Frägt man nach den in den Pyrenäen befindlichen organischen Fragmenten, so ergibt sich, daß es meistens nur Conchylien sind, daß sie in dem westlichen Theile häufiger als in dem östlichen, auf den hohen Gebirgen zahlreicher als auf den niedrigen, doch in der ganzen Kette, und selbst wenig Tausen unter dem Gipfel des Mont Perdu zu finden sind.

— Dies von dem Gebirgsarten im Einzelnen; jetzt noch einige allgemeine Bemerkungen, was ihre Uebergänge, und die allgemeine Degradation der Pyrenäen betrifft.

Die Uebergänge anlangend, so hat man folgendes dabei bemerkt. Der reine einfache

*) Zum weitem Studium kann dienen: Description des gîtes de minéral, des forges, et des salines des Pyrénées — par Le Baron de Vissac. 4. Paris 1736. — Traité sur les mines de fer, et les forges du Comté de Foix, par Mr. Dala poyrouse. 8. Toulouse 1736.

Granit verliert sich allmählig in Gneis, Trapp und Hornfels, deren Schichten aber sehr dünn, und keinesweges anhaltend streichend sind. Zwischen diesen findet man bald darauf, Lager von Kalkstein, von verschiedener Farbe und Zusammensetzung, theils mit Hornfelsadern, und Granatin theils mit rothem, weißem, gelblichem und schwarzem Granat durchsprungen, der sich zuweilen auch in Krystallen zeigt; theils endlich mit sich durchkreuzenden Blättchen einer Substanz bedeckt, die dem Zeolith von Moussou gleicht, und die Le Lièvre auch zu dem Pechnit gezogen hat.

Uebrigens findet man in dem Granit selbst Adern von Aeth, und Aethersold, außerhalb Völschel von Amianth, und Schichten von Adular, inwendig Nester von Chlorit, mit Bergkrysal und grünem Sphat; zuweilen auch mit Thunerstein, den eine braun-schwarze Erde umgibt.

Anderwärts, z. B. in der Nähe von Doreged, findet man sehr viel porphyrartige Gesteine, die auf Hornstein ruhen, und zuweilen mit großen Lagern von Hornblende vermischt sind; auch findet man blaues bis braunes Braun-Eisenerz, und bläulichen Karmosin mit Adern von Speckstein.

Der Ecos wechselt der Kalkstein in äußerst dünnen Schichten mit dem Braunkalk ab, und bildet Lager mit diesem, in denen man Adern, Schichten und Nester eines äußerst zusammengepressten und stark mit Chlorit geschnitzten Granites sieht. Jetzt folgen Lager von Dolomit, dann von gewöhnlichem Glimmerschiefer, dann wieder von porphyrartigem Gestein, dann von Glimmerschiefer mit Mandel- und Hornstein, und endlich wieder der Granit mit elektrischem Schiefer, so daß die Unordnung und Vermischung außerordentlich ist.

Was die Degradation der Pyrenäen betrifft, so findet man in der ganzen

Kette, hoch am meisten in dem Centraltheile, sichtbarste Spuren davon. Alles kündigt hier die unaufhörliche Zerspaltung und Zertrümmerung des hohen Kammes an, alles beweist die nimmer ruhende Zerstörung der Zeit, und jene unbegreifliche Allmacht, die die Höhen allmählig zu den Ebenen herunter zu steigen zwingt *).

Aber die Ursachen dieser immerwährenden Degradation? — Sie sind in der unverhältnißmäßigen Anhäufung, und in dem Uebergewichte der kalk- und thonartigen Materie zu suchen, die in der ganzen Kette dominirt und den Keim der Zerstörung in sich trägt. Diese ungeheuern Kalk- und Thongebirge, die man lange fälschlicher Weise für die einzigen Substanzen der Pyrenäen gehalten hat — diese ungeheuern Kalkgebirge geben der gan-

*) Zum weitern Nachlesen kann dienen: Discours sur l'état actuel des montagnes des Pyrénées, et sur les causes actuelles de leur dégradation par Darcet, 2. Paris 1776.

zen Kette jenen Charakter von Alter, Verwitterung und progressiver Zerstörung, der so unendlich gegen die kräftige jugendliche Schönheit der Alpen absteht.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Inhalt.

Physikalische Bemerkungen — Höhe der vornehmsten
Berge — Eiskene — Hauptthäler — Glets —
Seen — Dales — Lawinen und deren Verschär-
denheit — Details und Betrachtungen.

Wir eröffnen die Reihe unserer physikalischen Bemerkungen über die Pyrenäen zuerst mit der Höhenbestimmung. Leider werden wir aber diese nur von den Bergen des Centraltheiles liefern können, da mit Ausnahme des Canigou *) in den Ost-Pyrenäen, und des Pic du Midi de Pau **) in den West-Pyrenäen, die Berge der bey-

*) Nach Cassini und Baraldi 1441 Toisen; nach Mechain und Delambre aber um 1257.

**) Nach Biamadon 1407 L. nach Cassini 1507.

den Endtheile, noch keinesweges genau bestimmt worden sind.

Desio vollkommener: Resultate aber lassen sich aus den, im Jahr 1786 unternommenen, Operationen der Herrn Vidal und Reboul, für die vornehmsten Höhenbestimmungen des ganzen Centraltheils ziehen. Hier ist ein vollständiges Verzeichniß derselben, das Liebhabern zu einer bequemen Uebersicht dienen kann.

Höhenbestimmungen über die
Meeresfläche.

Mont Perdu	1	1763 Toisen.
Cylindre	2	1710 —
Gipfel des Marboré der		
von Savarnie aus sichtbar ist.		1636 —
Creche de Roland		1560 —
Port de Pineba		1250 —
Höchster Punkt des Ports		
von Savarnie		1197 —

Gipfel des Wasserfalls

188	1196 ^{*)}	Folien
Guß des Wasserfalles	985	—
Savarnie	736	—
Gebres	541	—
Brücke von Elia	438	—
St. Sauveur	395	—
Enj	390	—
Pierrefite	260	—
Argeles	241	—
Lourdes	211	—
Tarbes	164	—

Pic du Midi de Vigorren	506	—
Kleiner See	1379	—
Gourque de cinq Cours	1244	—
Lac d'Oncet	1187	—
Pont de Montquélou	857	—
Trandarioux	741	—
Vareges	662	—

^{*)} Nach einer neuen Bestimmung die Hämmerle in
Gün. Voyages au Mont Perdu, P. 347. anführt.

Heritage à Colas :	582 Toisen.
Pic d'Aire " :	1271 —

Maladetta " :	1758 —
Bignemale " :	1722 —
Port de la Pez " :	1692 —
Port d'Oo " :	1662 —
Pic de Vergoes " :	1084 —
Neou-Vielle " :	1619 —
Pic Long " :	1668 —
Pic d'Arbizon " :	1280 —

Das von den Höhenbestimmungen; wie gehen jetzt zu den übrigen physikalischen Bemerkungen, und zwar zunächst über die Eiszone fort.

Während die Eiszone in den Alpen 1300 Toisen einnimmt, begreift sie in den Pyrenäen nur 363 Toisen in sich, denn sie fängt immer erst in einer Höhe von 1400 Toisen an. Hieraus ergibt sich also, daß die Aus-

Mäufung von Schnee und Eis in den Pyrenäen weit geringer ist, wiewohl sie kaum 600 Toisen niedriger und etwa nur $3\frac{1}{2}$ Grad südlicher als die Alpen sind. Dies ist aber auch die Ursache, warum man die Pyrenäen im Allgemeinen, und die höchsten Gipfel im Besondern, mit weit weniger Mühe und Geschwizzen besteigen kann.

Die Gletscher, die man in der Gebirgssprache Sernelhes, oder Serneilles nennt, scheipen nur auf der nördlichen Seite befindlich zu seyn. Ramond war der erste, der sie genauer untersucht, und die irrigen Begriffe davon berichtigt hat. Er fand deren besonders oberhalb der Tours der Marboré, an der Rolandsbrosche, am Mont Perdu, neben dem Port de la Véz, de Clarabide, und d'Os, am Astos von Benasque, und an der Maladetta, wo er sie am schönsten sah.

Eine dritte Bemerkung betrifft die Hauptthäler, deren Richtung immer der Rich-

tung der Kette entgegengesetzt ist. Sie laufen daher alle von Norden nach Süden, so daß sie sich einander entgegengesetzt, in den Ebenen Frankreichs und Spaniens kreuzen, wohin sich auch ein Theil der sie befruchtenden Flüsse ergießt.

An diesen Flüssen, und fast an der Mündung jener Thäler, befinden sich immer Städte, die man gewissermaßen als die Schlüssel zu den verschiedenen Pässen ansehen kann. Je breiter und bequemer diese Pässe, je niedriger und zugänglicher die benachbarten Gebirge sind, desto volkreicher und ansehnlicher scheinen auch jene Städte zu seyn.

Man sehe z. B. einmal die beyden Endpunkte der Kette an. Hier lassen die Pyrenäen, zwischen sich und dem Meere, zwey große bequeme Pässe frey, und an der Mündung dieser beyden Pässe befinden sich Bayonne und Perpignan. Jetzt gehe man vom einem Punkte der Kette zum andern, und man wird eine Reihe mehr oder minder bes

trübsellicher Ortschaften zählen, die immer an der Mündung der Pässe befindlich sind.

Was die Beschaffenheit jener Thäler anlangt; so findet zwischen den niedern und höhern eine sehr große Verschiedenheit statt. Jene sind eben so geräumig als bevölkert und fruchtbar; diese sind immer eng, immer wüste, immer unfruchtbar, oft nichts als Betten eines tobenden Bergstroms. Jene zeigen eine weit schönere, südlichere Natur, als die niedrigeren Alpenthäler; diese scheinen aber auch weit wilder und öder als in den Alpen zu seyn.

Eine vierte Bemerkung betrifft die Bergströme, die man hier sämmtlich *Gaves* zu nennen, und nur durch die Bezeichnung des Thales zu unterscheiden pflegt; wie *Gave de Oleron*, *Gave de Vaskan* u. s. w. Sie sind gewöhnlich nur anderthalb bis zwey Fuß, die größten höchstens drey bis vier Fuß tief, haben aber ein so starkes Gefälle, daß es sechs, ja wohl auch acht Zoll auf die Toise beträgt;

zumal da es durch die im Strombette befindlichen großen Granit- und Schieferblöcke immer noch stärker wird. Wehe dem Unglücklichen, der in einen solchen Gave stürzt! In den ersten fünf Minuten sind ihm schon alle Kleider abgestreift, in den nächsten zehn ist er völlig zermalmt; Rettung pflegt hier unmöglich zu seyn.

Noch gefährlicher sind diese Bergströme, wenn ihre Wassermasse bey heftigem Regen, oder zu schnellm Schmelzen des Schnees in den Gebirgen plötzlich vermehrt worden ist. Tobend treten sie dann aus ihren Ufern, reissen Felsen, Bäume, Wohnungen mit sich fort, und setzen ungeheure Massen von Sand und Kiesel ab. Oft brechen dergleichen Ueberschwemmungen mitten in der Nacht herein, so daß in wenig Minuten ganze Dörfer verschlungen sind. — Bemerkenswerth ist es übrigens, daß diese Bergströme, trotz ihres starken Gefälles, in harten Wintern völlig einzufrieren pflegen, wie es z. B. noch in dem

Jahren 1789 und 1794. der Fall gewesen ist.

Eine fünfte physikalische Bemerkung betrifft die Seen, die man hier in den höhern und mittlern Vergregionen zu finden pflegt. Ihre bald kleinern bald größern Bassins sind mit ungeheuern Granit- und Gneiß-Geschichten bedeckt, und in ihrem aufserst kalten Wasser halten sich Forellen, oft zwey Fuß lang, Wassersalamander u. s. w. in großer Menge auf. Einige dieser Seen sind gleichsam etagenweis über einander befindlich und erhalten einer des andern Ueberfluß, aus den meisten fließen auch kleine Bergflüsse aus.

Hier und da wird man noch eine Menge angetrockneter Bassins von vorigen Seen gewahr; ja manches Thal, z. B. das von Lauterz, scheint ehemals nur ein See gewesen zu seyn. Man begreift leicht, daß diese Seen ihr Wasser nur aus den Gletschern erhalten, und daß jede Revolution in der Struktur und

Beschaffenheit der Gebirge auch hier eine Veränderung hervorgebracht haben muß.

Indessen dürfen diese leeren Vassins keinesweges mit den sogenannten Oules *) oder Gebirgs-Amphiphylaten verwechselt werden, die den Pyrenäen eigenthümlich, und oben bey den Reisen nach Heas** und Gavarnis umständlich beschrieben worden sind.

Eine sechste Bemerkung endlich betrifft die Lawinen, wober man auch hier, wie in den Alpen, Erds- und Wind-Lawinen, Lydes de Terre, und Lydes de Vent zu unterscheiden pflegt. Die Erdlawine löst sich durch ihr eigenes Gewicht von dem Gebirgen los, und stürzt wie eine feste ungeheure Schneemasse in die Thäler hinab; die Windlawine ist ein kräuselnder Schneewirbel, der vom Sturm aufgeregt, gleich einer hereinbrechenden Welle, das ganze Thal

*) Vom lateinisch - spanischen Worte Olla d. i. Topf, der Ähnlichkeit wegen so genannt.

**) Im zwölften und siebenzehnten Kapitel.

erfalte. Welche Wirkungen sind schrecklich; die furchtbarsten, und leider auch die häufigsten, indessen pflegen die Erblawinen zu seyn.

Vergebens suchen sich die Einwohner theils durch Anpflanzungen von Bäumen, theils durch die sorgfältigste Wahl ihrer Wohnplätze, ja sogar durch eigene Dämme, vor diesen furchtbaren Schneemassen zu schützen; kein Jahr vergeht, wo man nicht von solchen Unglücksfällen hört, die oft mit den erschütterndsten Nebenumständen begleitet sind. Besonders ist das Thal von Vastan, und am meisten das wegen seiner Heilquellen so wichtige, und so berühmte Vareges, diesen Verheerungen ausgesetzt.

Wir beschließen dieses Kapitel mit einer schönen Stelle von *Ramond*, *) die physikalischen Bemerkungen betreffend, die in den Pyre-

*) Im neunten Kapitel seiner oft angeführten Reise. Es verdient sich aber von selbst, daß diese Stelle dem Originale bloß nachgebildet ist.

Pyrenäen, besonders im Winter, zu machen sind.

Ich denke mir einen Physiker — sagt er — der in einer festen, sichern, warmen Wohnhütte, hinlänglich mit Provisionen und Instrumenten versehen, den Winter mitten in den Gebirgen zubringen könnte. Wie viel Beobachtungen würde er über jene großen Revolutionen der Natur, von denen sie sonst je den Lebendigen ausschließt, in ihrer Nähe anzustellen im Stande seyn! Die Bildung der Wolken, die Schnelligkeit des Sturmes, die Kraft der losgerissenen Schneemassen, die Erschütterungen der Luft und der Erde, alle jene großen meteorologischen Phänomene, alle jene furchtbaren Wirkungen eines allgemeinen Kampfes der Elemente — er würde sie alle vor seinen Augen entstehen sehn; er würde sie alle seinen Berechnungen, seinen Messungen, seinen Prüfungen unterwerfen, bis sich endlich die ebe, starrende Ruhe des Grabes der ganzen Natur bemächtigt hat!

Einzel. Zeit.

N

Aber bald wird sich die Herrschaft des Winters zu Ende neigen, bald wird der Frühling den Kampf von neuem beginnen, und jeder Tag mit neuen Revolutionen bezeichnet seyn. Die Ströme werden ihre Fesseln zerbrechen, die Klüften der Berge sich wieder mit jungem Grüns bekleiden, die ganze Natur wird sich den Armen des Todes entreißen, um neu geschmückt zum Leben hervorzugehn.

Jetzt, wo der Farn wieder die sichern Höhen gewinnen, der Adler sich wieder zur wärmenden Sonne empor schwingen kann, jetzt ist der Augenblick gekommen, die höchsten Gipfel zu besteigen, um Zeuge von den geheimsten Wundern der Natur zu seyn. Welche Beobachtungen würden den Forscher auf diesen Zinnen der Schöpfung, auf diesen Höhen der Allmacht erwarten! Welche Blicke würde er hier in das Reich der Gottheit und in den Plan des Weltalls thun!

Aber leider können die höchsten Gipfel unserer Erde, nur für wenig Stunden, der

Aufenthalt des schwachen, für niedrigere Regionen geschaffenen Menschen seyn. Von allem getrennt, was sein irdisches Daseyn zu begleiten und zu erhalten pflegt, sieht er sich hier in eine Welt versetzt, die alles Lebendige von sich stößt. Kaum ist er von seinem ersten Erstaunen zurück gekommen, so fühlt er auch schon die Macht des Todes, die ihn immer enger und enger umschließt — Noch eine Minute, und die Flamme des Lebens würde auf ewig erloschen seyn!

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Inhalt.

Gebiets-Vegetation — Allgemeine Grundzüge — Anwendung auf die Pyrenäen — Stufenweise Abnahme des vegetabilischen Lebens — Endliche Begrenzung desselben — Details — Animalisches Leben und dessen verschiedene Formen — Bemerkungen darüber — Einzelheiten — Umständliche Details über die Viren und Hards — Waldmensagen.

Wir haben die innere Organisation und die physischen Eigenthümlichkeiten der Pyrenäen kennen gelernt. Es ist nun Zeit, sich mit der Schilderung des vegetabilischen und animalischen Lebens zu beschäftigen, und die verschiedenen Gradationen und Formen zu bemerken, in denen es in diesen Gebirgen angetroffen wird. Einer natürlichen Ordnung zufolge, fangen wir mit dem Vegetabilischen an.

Man weiß, daß die hohen Gebirge, von ihrem Fuße bis zum Gipfel betrachtet, dieselbe Stufenfolge von Gewächsen darbieten, die man von demselben Punkte der Breite an bis zu dem Pole, auf der Fläche bemerkt. Man weiß, daß Bäume nur bis etwas unterhalb der mittlern Region, dann Strauchgewächse, dann Moose, und zuletzt gar keine Pflanzen mehr darauf zu finden sind. Indessen muß man nicht vergessen, daß die Temperatur der verschiedenen Zonen, in Ansehung dieses vegetabilischen Endpunktes, einige Verschiedenheit macht; mit andern Worten: daß die Vegetation bald in einer größern, bald in einer geringern Höhe aufhört, je nachdem die Eiszone in derselben Verschiedenheit ihren Anfang nimmt. *)

Diese allgemeinen Erfahrungsgrundsätze auf die Pyrenäen angewendet, was finden

*) In den Andes z. B. hört die Vegetation erst mit 2300 Toisen: in andern Gebirgen schon mit 1000 — 1100 Toisen auf; je nachdem der Anjang der Eiszone verschieden ist.

wie? Einmal, daß das vegetabilische Leben auch hier, immer schwächer und schwächer, bis zu einer gewissen Höhe emporsteigt — Zweitens, daß der äußerste Endpunkt, das äußerste Ziel desselben, in einer Höhe von eilfhundert Toisen gefunden wird. Hier sind einige Details über jene fufenweise Abnahme, und diese endliche Vegränzung der Vegetation, die man vielleicht nicht ohne Interesse ließt.

Die erste Stelle auf den untersten Abhängen nehmen Felder und Wiesen ein; weiter hinauf folgen Tannen- und Fichtenswälder, die von erstaunender Höhe, aber fast ohne Reste in die nackten Felsen gleichsam eingeklammert sind; über diesen erhebt sich der Larus und die Zirbelnuss-Kiefer, und jetzt in einer Höhe von etwa 900 Toisen sanzen die Strandgewächse an. Unter diesen zeichnet sich besonders das *Myosotis endron* oder die Alporose mit ihren mannichfaltigen Arten als eine eigentliche Grenz-Pflanze aus.

Weiter hinauf, in der Nähe der Schneeregion, ja zum Theil sogar schon in derselben, trifft man die schöne *Gentiana acaulis* und *verna*, die *Daphne Encorum*, die *Silene Acaulis*, den *Dianthus Superbus* u. s. w. an. Sie bilden den letzten Uebergang zur Eiszone, sie schmücken gleichsam das Grab der nun ersterbenden Vegetation. Mitten unter dem Schnee, der sie zwey Dritttheile des Jahres bedeckt, wachsen sie immer schön und kräftig fort, und kaum ist er im Junius geschmolzen, so brechen sie in voller Blüthe daraus hervor.

Aber mit diesen freyen, wilden, in kühler tiefern Region einheimisch zu machenden Alpenpflanzen, hören auch die süßlichen Formen des vegetabilischen Lebens auf. Kaum schließen sich noch einige Streifen eines bährn unvorkommenen Mooses daran, bis auch alles unter der Herrschaft des ewigen Eises erstickt.

Desto größer und mannichfaltiger hingegen ist die Anzahl der Pflanzen, die von dem Fuße der Pyrenäen bis in die Nähe dieser Eisregion zu finden sind. Welche begeisterte, welche belohnende Arbeit für den Botaniker, der einmal alle diese Schätze zu sammeln im Stande seyn wird! Ehen haben St. Amans *) und La Peyrouse **) einen glücklichen Anfang gemacht; eine vollständige Pyrenäische Flora indessen wird vielleicht einem deutschen Botaniker vorbehalten seyn.

Was nun das animalische Leben in den Pyrenäen betrifft, so zeigt es ungleich weniger Verschiedenheit. Einige Haubrvögel, besonders Adler und Geyer, sehr wenig Wasservögel, worunter eine besondere Art von *Sturnus cinclax*; mehrere Species des *Tes-*

*) *Fragment d'un voyage sentimental dans les Hautes - Pyrenées* p. 51. Amans. Nice 1786. K. Sigmund nur ein kleiner Catalog von der *Vol. 1^{re}* de Dohm; Dergenden man auch in Palaffou's oben angeführtem Werke findet.

**) In seiner letzten unvollendeten Flora Pyren.

troas, eine den Pyrenäen eigenthümliche *Mus stela erminea*, einige Füchse, Wölfe, Bären und Iarbs, diese mit noch einigen andern, allen Gebirgen eigenthümlichen Thierarten, schließen den ganzen Inhalt der Pyrenäischen Fauna ein. Um indessen jene troasene Liste etwas unterhaltender zu machen, mögen noch einige Details über die Bären- und Iarbs-Jagd hier stehen.

Wie alle Thiere in den Pyrenäen schwächer sind, so ist auch hier der Bär bey weitem nicht so kühn und wild, als in den Alpen, er scheint aber dafür desto listiger zu seyn. Immer stellt er seinen Gang in großer Entfernung von seiner Höhle an, immer nähert er sich den Heerden nur in der Dämmerung, und jedesmal sucht er sich die fettesten Schaafse aus. Man pflegt ihn daher mit vielem Eifer zu verfolgen, wosbey man außer der Haut auch noch die Pfoten benützt, die geräuchert recht gut zu essen sind. Hier ist der Bericht eines sol-

den Bärenjagern, dem man alle seine Eigenthümlichkeit gelassen hat. *)

„Ja! Ja!“ — waren die Worte des durch Dufaut, St. Amant und Ramond bekannt gewordenen, braven Vaters Cadamur in Havarnis — „Ja! Ja!“ — waren seine Worte — Seit meinem zwanzigsten Jahre habe ich gewiß an sechzig Stück Bären erlegt! — Es ist eine eigene Jagd; ich zweifle, ob sie jemand zu seinem Vergnügen anstellen wird — Aber unser einer? — Nun, was pflegt man nicht für Frau und Kinder zu thun!“

„Sehen Sie!“ — fuhr er fort, als man ihn um einige Erläuterungen gebeten hatte — „wenn einer auf die Bärenjagd gehen will, so bindet er sich vor allen Dingen vorn und hinten drey bis vier große, recht dicke wollichte Schoaffelle um. Dann nimmt er nicht etwa bloß eine armfelige Hinte mit, aus der

*) Voy. Voyage à Brégo et dans les Hautes-Pyrénées, par P. J. Dufaut et F. Ramond, 2. Bd. 1828.

er höchstens nur einen Schuß thun kann; sondern er steckt auch einen großen starken Reich zu sich, der aber recht scharf und spitzig sein muß. Hat er sich nun noch mit etwas Brod und Käse, besonders aber mit einem flätschen Brandwein versehen, so wandert er auf gutes Glück in den Gebirgen fort, bis er endlich ein Dörflchen erreicht.

Nun was geschieht? — Sobald ihn die Pestle ansieht, wird — worauf er gar nicht lange zu warten braucht — stellt sie sich auf die Hinterbeine, und kommt brummend und zähnefletschend auf ihn anmarschirt. Wenn nun der Jäger etwas Courage hat und das Lingsfeuer, so wie sich gehört, empfangen will, so geht ein gar verrenkter Dreckkampf an, der meiner Treue kein Kinderspiel ist!

Sobald nämlich der Hür dem Jäger auf den Leib gekommen ist, umklammert er ihn sogleich mit seinen Vorderextremitäten, sucht ihn zu beißen, zu würgen u. s. w., und bringt ihm auch manchmal gefährliche Wunden bey. Der

Jäger hingegen sucht ihn von sich abzuhalten, und muß ihm wenigstens das Beißen zu wehren wissen, indem er ihm die Schnauze mit dem linken Arme gegen das Schulterblatt drückt, bis er ihm den Dolch in die Rippen stoßen kann. Wenn er nun diesen ein Paar mal darinn herum gedreht hat, so sieht er die Bestie zu Boden stürzen, und kann ihr vollends das Garaus machen, ohne daß die mindeste Gefahr dabey ist. — Auf diese Art habe ich, wie gesagt, gewiß an sechzig Stück erlegt, und manche schöne Bärenhaut gekriegt!

Einmal indessen hätten mir ein Paar solche zottichte Beeste beynahe selber das Garaus gemacht. — Stellen Sie sich einmal vor, ich komme so gemächlich vom Berge herunter, und ehe ich mich versehe, sieht ein großer grimmer Bär vor mir. — Alle Wetter! — Was er brummte, und wie er die Zähne fletschte, und dabey sah er so gluptückisch zu mir hin, daß mir in der That recht kurios zu Muth ward. Nach einigen Augenblicken in-

dessen erholte ich mich wieder, und fieng schon an, mein großes Messer heraus zu ziehn — als auch die Darin mit ihren Zungen angestradelt kam.

Nun können Sie denken — Vorwärts konnte ich nicht, rückwärts giengs auch nicht an! — Rechts war ein Abgrund, links eine Felsenwand! — Heilige Frau von Heas! — Eiskalt lief mir's über den Rücken herunter — Indessen hier hieß es: Courage, Patron! wenn du nicht mir nichts, dir nichts zerrissen seyn willst — Eulends suchte ich mich also gegen die Felsenwand zu schmiegen, während die zottige Compagnie mit wildem Gebrumme näher kam.

Noch einige Schritte — plötzlich stehen sie wieder still — Sie sehen sich um, sie beschnüffeln den Boden, endlich marschirt der Dämonenjäger zähnefletschend bey mir vorbey. Schon denke ich halb und halb davon gekommen zu seyn — mit einemmale sehe ich ihn neben mir hart an der Felsenwand. — Erschrocken will ich

einige Schritte herunter rücken — Vergessens! — Auf die andere Seite hat sich die Dämonin gesetzt — Auf diese Art hatten mich die beyden Dämonen in die Mitte genommen, so daß mein Gut an ihre zottigen Schnauzen stieß.

Indessen stand ich völlig unbeweglich, schlug die Augen nieder, hielt den Athem zurück, und spielte mit einem Worte den Todten, so gut ich es nur im Stande war. Langsam passirten nun die zarten Sproßlinge vorüber, während mich der Herr Para scharf beobachtete, und mir von Zeit zu Zeit einen derben Rippenstoß gab. — Einige Minuten darauf folgte ihnen meine zärtliche Frau Nachbarin nach — Endlich — dem Himmel sey Dank — besetzte mich auch der Herr Ehegemahl von seiner verdrießlichen Gegenwart.

Immer schien er mich jedoch in Respekt halten zu wollen, denn er sah sich mehrmahls drohend nach mir um, blieb stehen, borch

ble Gebürche, wühlte die Erde auf u. s. w.,
summa, er zog sich wie ein erfahrener General
zurück. — Ich aber war froh, mit heiler
Haut davon gekommen zu sein, und eilte,
was ich konnte, voller's den Berg hinab.“ —
So weit unser Varenjäger, dessen Erzählung
keines Zusatzes bedarf.

Was nun die Ijards : Jagd betrifft,
so hat sie mit der Gemse : Jagd in den Alpen
sehr große Aehnlichkeit. Der Ijard ist näm-
lich im Grunde nichts weiter, als eine Gense-
senart, die nur ein wenig kleiner und heller
zu seyn scheint, sonst aber dieselben Eigenschaf-
ten und dieselben Neigungen hat.

Wie die Gemse hält auch der Ijard sich
nur auf den höchsten Gipfeln auf, wie die
Gemse zeichnet auch er sich durch dieselbe Wild-
heit und Menschenscheue, durch dieselbe Nach-
samtkeit und Behendigkeit aus; wie der Gemse
wird endlich auch dem Ijard mit derselben Lei-
denschaft und fast denselben Gefahren nachge-

steht. *) Die Details der Gensens- und folglich auch der Hards-Jagd sind übrigens so oft beschrieben worden, daß man hier föglich auf Saugüre und Väsöen darüber verweisen kann.

Zum Schlusse noch ein Paar Worte über zwey sogenannte Waldmenschen, deren Andenken sich auch noch jetzt, nach einer langen Reihe von Jahren, in den Pyrenäen erhalten hat. Das eine war ein Mädchen von etwa sechszeñen bis siebenzeñen Jahren, und ward in den Wäldern von Isaur gefunden, wo sie sieben bis acht Jahr vorher verlassen worden war. Sie hatte den Gebrauch der Sprache verloren, schien sich an nichts mehr erinnern

zu

*) Dem Unterbilde ausgenommen, der, vermöge der Natur der Pyrenäen, keine Statt haben muß. Da nämlich die Gegend niedriger, die Scherfelsen tiefer, die Zugänge schmäler, die Nebel schneller sinken, so scheint hier fast das Loos des Hardsjägers in einigen Rücksichten minder bedauerlich, als in den Andern zu seyn.

zu können, und nahm schlechterdings keine andere Nahrung als rohe Kräuter zu sich.

Man war gezwungen, sie in das Hospital zu Manteon zu bringen, wo sie noch im Jahre 1773 gelebt haben soll. Indessen lernte sie nie wieder sprechen, blieb äußerst tiefstünnig, und brachte fast den ganzen Tag, den Kopf auf die Hände gestützt, unbeweglich in einem Winkel zu. Uebrigens zeichnete sie sich durch keine körperliche Eigenthümlichkeit aus, nur daß ihre Physiognomie allerdings etwas Thierisches verrieth.

Der zweite Waldmensch war ein großer starker Mann von etwa dreßzig Jahren, der in den Wäldern von Gratz, bey St. Jean Pied de Port gefunden ward. Man machte verschiedene Versuche, seinen habhaft zu werden, er wußte aber immer mit unglaublicher Schnelligkeit zu entfliehen. Im Allgemeinen schien es ein harmloser lustiger Kauz zu seyn, der niemand etwas zu Leide that, und nur an

Erster Theil.

einen kleinen unschuldigen Schabernacke großes Vergnügen fand.

So war es z. B. ein königliches Fest für ihn, den Schäfern die Heerden aus einander zu jagen, wobey er jedesmal in ein unmäßiges Gelächter ausbrach. Nicht selten pflegte er auch die Sennhütten zu besuchen, nahm aber nicht das Geringste, auch nicht einmal Brod und Käse mit. Den Hunden, die man zuweilen auf den leichtfertigen Schäfer hefte, wußte er wie ein Iffard zu entgehen, und lachte die schimpfenden Schäfer immer nach Herzenslust aus. Vermuthlich war er als ein kleines Kind in diesen Wäldern verloren gegangen, denn er war über und über wie ein Bär behaart.

S c h l u ß.

Wir sind am Ziele, wir haben die größten Schönheiten, die vornehmsten Eigenthümlichkeiten der Pyrenäen kennen gelernt; wir haben diese merkwürdige Gebirgskette als Naturforscher, Sitten- und Landschafts-Kausaler bereist — Dennoch fühlen wir selbst, daß dieses Werk noch viel zu wünschen übrig läßt. Aber mag es auch nur eine unvollkommene, der Vergessenheit entgegenstellende Skizze seyn; es hat seinen Zweck erreicht, wenn es ein Besseres veranlassen, wenn es zu einer neuen, großen Pyrenäen-Reise begeistern kann.

O ihr, denen der Himmel Sinn für die Wissenschaften und Reichthümer zu ihrem Dienste verliehen hat, sehet hier ein neues Feld für euren Eifer, für euren Edelmuth! Umgebt euch mit Männern, über deren Ver-

diensß. das Waterland entschieden hat; durch,
streift die Kette von einem Punkte zum andern,
laßt keinen ihrer Gipfel unbestiegen, studirt
die Natur in allen den tausendfältigen For-
men, unter denen sie sich in diesen geheimniß-
vollen Gebirgen zeigt; verbindet endlich den
Reiz der Darstellung mit den zauberischen Bil-
dern tausender Anschauung — Und so lange
die Pyrenäen auf ihrer Ase ruhn, wird euer
Name daran geschrieben, und jeder Gipfel
ein Altar eures Ruhmes seyn!

Ende des ersten Theils.

Anzeigen.

Von demselben Verfasser erscheint in dieser
Oster-Messe:

Briefe
eines Südländers.

Leipzig, bey H. Gräff.

Künfftige Michaelis-Messe wird erscheinen:

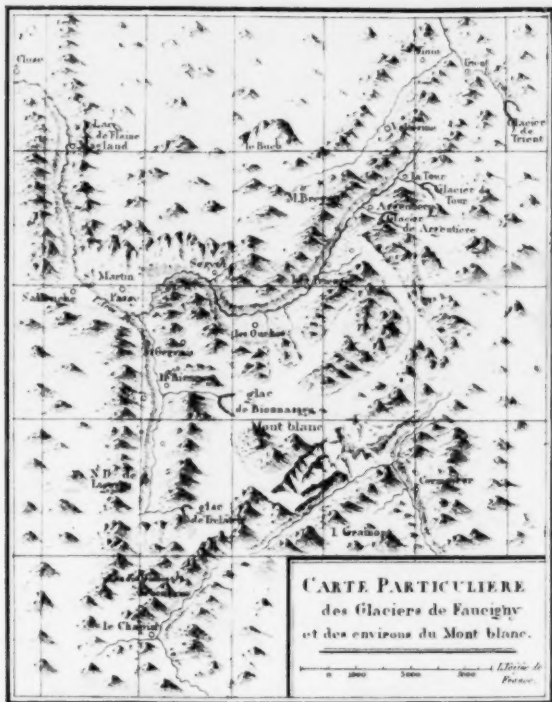
Ehr. Aug. Fischers

Reise

nach S i e r e s

im Jahre 1803.

Leipzig, bey J. B. Hartnoch.



Bergreisen

herausgegeben

von

Christian August Fischer.

Zweiter Theil.

Nach einer Charta.

Leipzig,
bei Johann Friedrich Hartnoch.
1807.

1. 2. 40/10. 17



An die Leser.

Als der Herausgeber dem Publikum ein vollständiges Gemälde der ganzen Alpenkette, nach Bourrit's unten angeführtem Werke *) versprach, hoffte er mit Hülfe dieses Schriftstellers ausführen zu können, was ihm allein unmöglich schien. Nur zu bald fand er aber, daß Bourrit seiner alten declamatorischen Manier auch in diesem Werke treu geblieben, und selbst für bloße Dile-

*) Description de Cote ou Passages des Alpes par Bourrit, Genève 1804. II. Vol. 3.

tanten nicht einmal unterrichtend genug war.

Um daher wenigstens in einer Rücksicht etwas Vollständiges liefern zu können, beschloß der Herausgeber eine der vornehmsten, ihm überdem bekanntesten Parthieen herauszuheben, *Savoie's* wissenschaftliche Beobachtungen damit zu verbinden, und das Ganze in jener natürlichen Ordnung vorzutragen, die zur leichten Uebersicht unentbehrlich ist. So entstand die Beschreibung der savoynischen Alpen, die hier dem Publikum vorgelegt wird, und die für künftige Reisende besonders, vielleicht im Ganzen einigen Werth haben mag.

Was nun die hineingewebten scientific-
schen Resultate betrifft, die der Herausgeber
selbst d-n lieblichsten Beschreibungen vorzog,
und die dem Ganzen Würde, Heiligkeit und
Erbsie verleihn, so wurden sie aus Achtung
für ihren unsterblichen Urheber, (Eau-
fure) fast immer mit seinen eigenen Worten
angeführt; zumal, da die beyden letzten
Theile des Originals so schwer und selten
zu bekommen sind.

Was endlich diese Bergreifen selbst an-
langt, so wird der Verfasser der erste seyn,
der sie der Vergessenheit übergibt, sobald
uns irgend ein berühmter deutscher Physiker
mit jenem großen allgemeinen orographischen
Werke beschenken will. Vielleicht ist die

Ausführung desselben unserm L'ind vorbehalten, der in seiner vortreflichen Kasse durch Porzugall schon so meisterhafte Bergbeschreibungen geliefert hat.

M. M. 1804.

3.

Inhalt.

Fortsetzung. S. XV

Erstes Kapitel.

Sonneville — Vallée de Gile — Vallée de Roge-
lan — Grotte de Salme — Mont d'Arpenay
— Colombes — Chamemur — Angénien
und Umgebungen. 3

Zweytes Kapitel.

Zugewandte Bemerkungen über das Thal von Char-
monte — Lage und geographische Beschaf-
fendheit — Klima — Wintergemächte — Zu-
stand der Wieser — Ackerbau — Viehzucht
— Heu — Einwohner — Charakteränder-
ung im Allgemeinen — Details über einzelne
Eigenschaften — Erwerbsweise — Einnah-
me — Vermögen — Marktwirtschaft — Pro-
dukt — Gewinn von Fremden. " 14

Drittes Kapitel.

Reiseplan — Mont Versen — Fernhäuser — Wi-
gel — Fischen — Botanische Erträge —
Grotte de l'Archeon — Bildung derselben und
Gefahren des Einsturzes — Bemerkungen über
die Grotte — Zustand des Archon — An-
satz der Umgebungen. " " " 25

Viertes Kapitel.

Der Ort — Durchsicht durch die Mauer.
An — Cultur Versuch — Zweites Versuch —

— IX —

Wäskten — Detail — Werräge dieses Be-	
ges — Eichen — Mineralogische Bemerkun-	
gen — Detail, ...	43

Fünftes Kapitel.

Col de Balme — Argentera höchster Gipfel —	
Aussicht — Pflanzn — Eider von Zürich —	
Der Dolanener — das neue Hosp — Eise-	
meer — Tourist's Excursion nach Piemont —	
Aussichten und Detail, ...	87

Sechstes Kapitel.

Engelher's Reise auf den Col de Balme —	
Entdeckung — Anhalten — Le Lac — Ge-	
fahren — Güte und Einrichtungen — Sturm	
— Gefährdungen — Unannehmlichkeiten —	
Kocher — Lager während der Nacht, ...	69

Siebentes Kapitel.

Geometrische Beobachtungen — Topographisch akro-	
nautisch-geometrische Bestimmung des Col —	

Phänom — Thiere — Oryctognostische Beobachtungen in den Grotten — Barometrische und Thermometrische Beobachtungen — Versuche über die Elasticität und Feuchtigkeit der Luft. 89

Achstes Kapitel.

Versuche über die Auskühlung — Apparat dazu — Details der Versuche selbst — Vergleichungen — Resultate — meteorologische Beobachtungen — Nebelwolken — ihre Entstehung und Bewegung — Gewitter und Windstöße — Hagel — Tausende — Sternschnuppen — Glanz des Himmels — Farben der Schatten — Dauer der Dämmerung — mehrere dahin gehörige Phänomene — Sterne. 94

Neuntes Kapitel.

Magnetische Versuche — Beobachtungen zu Chamaeleon, auf dem Fest und zu Land — Reflexionen — Versuch — magnetische Kräfte und deren Wirkungsweise auf den gewöhnlichen Stein

Punkten — Refracte — Thermologische Beobachtungen — chemische Wärme — Atmosphe-
ren- und Felschläge — Wirkungen des ver-
dünnten Luft. — Detail — Schluß. S. 114

Sechstes Kapitel.

Neut Stone — Verste, den Gipfel desselben an-
zuweisen. — Erster Versuch von Peter Co-
wen — zweiter Versuch des Herrn Gudden —
dritter Versuch einiger anderen Gelehrten — vier-
ter und fünfter Versuch von Boussinot — sechster
Versuch von Saugère — achter Versuch
von Herrn Gudden — achter Versuch und
Entdeckung des Wassers, von Jacques Balmat —
Bemerkungen. S. 115

Eilftes Kapitel.

Vorbereitungen — Bericht — Details über die
Weg- und Felsen — Erster Nachtrag —
Abfertigung über einen andern geologischen Gegen-

Ider — Transit in die Oerzen — En-
 cheit — Jenseit Hader — Schöner-
 heim und Schöner — Weg auf den
 Oerzen — mitternächtlige Transit — Ein-
 stieg des Oerzen — Einsegnung — An-
 schen — Beziehungen zu den Oerzen
 471. — " " " " 471.

Zwölftes Kapitel.

Geologische Beobachtungen — Oerzen des
 Oerzen — Oerzen des Oerzen — Oerzen
 Oerzen des Oerzen — Oerzen und Oerzen
 Oerzen des Oerzen — Oerzen des Oerzen
 Oerzen — Oerzen des Oerzen — Oerzen
 Oerzen des Oerzen gegen die Oerzen
 Oerzen des Oerzen — Oerzen des
 Oerzen des Oerzen — Oerzen —
 Oerzen des Oerzen — Oerzen des
 Oerzen des Oerzen — Oerzen des

Lehrplan des Oel — Unterricht des lebenden
Medizin — Elemente des Physik — Hygiene
— Schmetterlinge — Insekten — An-
hang in Chemikalie. x x x 180

Dreizehntes Kapitel.

Genetische Natur der Pflanze — Bau der
und ihre Organe — Wachsthum — Ver-
mehrung und Fortpflanzung — Begattung — Frucht
und Erzeugung des Embryo — Ge-
schichte seiner Befruchtung — Insekten — Ver-
mehrung — Reife von Samen — Reife
von anderen Organen — Reife von Co-
lonen und Samen — Fortschritt der Ge-
schichte. x x x 180

Anhang,

Weitere allgemeine literarische Bemerkungen und
Anhang. x x x 187

— XIV —

I. Fleischen.	0	0	0	1	100
II. 9 Gansen.	0	0	0	0	010
III. Gelften.	0	0	0	0	015
IV. Einige Bemerkungen für Heiler.	0	0	0	0	030

Einleitung.

Von dem Ausflusse des Rhodan in das Mittelmeer, bis zur Mündung des Arno im adriatischen, ziehen sich zwischen Frankreich, Italien, Helvetien und Deutschland, in einer Länge von mehr als dreihundert, und in einer wechselnden Breite von sechs bis zwanzig Meilen, jene hohen majestätischen Gebirge hin, die man unter dem Namen Alpen be-

greift. Sie sind wie die Pyrenäen aus mehreren parallel laufenden Ketten zusammengesetzt, die sich auf beiden Seiten über einander erheben, so daß die mittlere oder die Centralkette, mit dem St. Gotthardt in Oken und dem Mont Blanc in Säben, die höchste ist.

Um die Uebersicht dieser ungeheuren Kette zu erleichtern, hat man sie in verschiedene Theile abgetheilt, deren besondere Beschreibungen auch schon im Alterthum gedächtniß gewesen sind. So unterscheidet man die Etruskenalpen vom Tiber bis zum Mar, oder gar bis zu den Quellen des Po hinauf; die Etrurischen Alpen vom Mar bis nach Suza; die Griechischen Alpen von Suza bis zum St. Bernhard; die Penninischen Alpen vom St. Bernhard bis zum St. Gotthard; die Rhätischen Alpen vom St.

Gott

Gottthard bis zur Piava im Tyrol; die Jura-
lischen oder Norischen Alpen von
der Piava bis zur Eau; die Savoy-
schen Alpen endlich von den Ufern des
Genfersees bis an die Grenzen von Wallis
und Piemont.

Betrachtet man die Alpen in allgemeiner
orographischer Hinsicht, so findet man,
daß die Gipfel der Centrakette mit ewigem
Schnee, die nächsten Abhänge mit Eisfeldern,
die dazwischen liegenden hohen Thäler mit
Gletschern bedeckt sind; man bemerkt, daß
die Gipfel der niedrigeren Seitenketten nur hier
und da Schnee und gar keine Eisfelder zeu-
gen; man sieht endlich, daß die letzten Ab-
sätze auf beyden Seiten in sanfte Hügel und
gulcht in schöne Ebenen ausgehn; so daß
man sich also von der regelmäßigen Gradation

der ganzen ungeheuern Masse abzugehen kann.

Betrachtet man hingegen die Alpen in geologischer Hinsicht, so bieten sie die größten Anomalien dar; *) besonders was die Ordnung der einzelnen Substanzen betrifft. Bald werden Ränder von Kalkstein, bald von Magnesiaerde bemerkt; bald bestehen die hohen Gipfel aus Granit, bald aus Glimmerschiefer mit Kalk vermischt; an einigen Stellen wird wieder Magnesiaerde, an andern Gneiß entdeckt. Bald sind die Schichten vertical, bald horizontal, bald mit den Abhängen der Bergrücken gleichmäßig, bald in entgegengesetzter Richtung geneigt, u. s. w.

*) „Il n'y a dans les Alpes rien de constant que leur variété, — sagt Cuvier, — bis er das Verhältniß seiner sechs und dreißigjährigen Beobachtungen angibt.“

Trotz allen diesen einzelnen Anomalien
 indessen finden dennoch wieder im Allgemey-
 nen gewisse Hauptanalogien statt. So be-
 merkt man, daß die Richtung der Schichten,
 mit der Richtung der Hauptthäler (Vallées
 longitudinales) und der verlängerten Berg-
 ketten immer gleichförmig ist; so wie, daß jene
 Thäler und diese Bergketten immer von Ost
 nach West, oder von Nordost nach Südwest
 gestreckt sind. Man bemerkt ferner, daß die
 Schichten des neuern Gebirge fast immer
 gegen die Masse der Urgebirge geneigt und
 angelehnt sind, wenn nicht die verkehrte Lage
 des ganzen Gebirges einen Unterschied darinn
 macht. Man bemerkt ebenfalls, daß, wenig
 Ausnahmen abgerechnet, die Abhänge auf der
 Südseite immer steiler, und die Thäler im-
 mer tiefer sind. Man findet endlich in den
 Geschieben, und angeschwemmten Gebirgen,
 überall die unumstößlichsten Beweise, daß

sch das Wasser schnell und mit Gewalt von hier zurückgezogen haben muß.

Betrachten wir die Alpen in physikalischer und naturhistorischer Hinsicht, welche Mannigfaltigkeit von Beobachtungen, welche reiche Schätze entdecken wir nicht! Der Physiker, der die Phänomene der Natur, der Mineralog, der die Felsen und ihre Produkte, der Botaniker, der die Formen des vegetabilischen, der Zoolog, der die Gestalten des animalischen Lebens studirt, alle finden hier ein unerschöpfliches Feld.

Betrachten wir die Alpen weiter in pittoresker Hinsicht! Wieviel Contrast, wie viele Gegenstände der schönsten artistischen Darstellung! Die Gletscher, die Wasserfälle, die hohen Granitspizen, die schauerlichen Abgründe, die Vergreen, die lachen-

den Thäler, alle Ansichten einer großen und lieblichen, einer nördlichen und südlichen Natur !

Und endlich der Sittenmaler, der die stille Existenz des Bergbewohners mit allen ihren eigenthümlichen Modificationen, mit allen ihren schönen menschlichen Beziehungen zu schildern versucht — wie viel Stoff zu erhabenen und rührenden Gemälden, zu den originellsten und kräftigsten Darstellungen findet er nicht ! — Gewiß diese Parthie wird eine der schönsten, eine der belehrendesten und genüßvollsten des ganzen Werkes seyn.

Das sind die Alpen, von denen wir nur einen der höchsten und interessantesten Theile, die savoyischen Alpen, im Verlaufe dieses Werkes näher kennen lernen wollen.

Ein vollständiges Gemälde der ganzen Alpenkette ist unserm schon oben gedauerten Wunsche zu Folge, vielleicht einem Mann vorbehalten, der sich wie unser Linz bereits als einen der gründlichsten Physiker und geschnackvollsten Schriftsteller bekannt gemacht hat.

Berg.

Bergreisen.

Zweyter Theil,

welches

die Savoyischen Alpen

enthält.

Zweyter Theil,

X



Erstes Kapitel.

Inhalt.

Donneville — Tallee de Châte — Tallee de Maglan —
Droite de Solme — Rant d'Arpenaz — Gauen-
des — Chamouni — Ansichten und Empfindun-
gen.

Man verläßt Genf, um durch ein reizendes Thal zwischen dem Saïvor, und den Voirons, nach Donneville *) zu gehn, das am Fuße des wegen seiner schönen Weiden bekannten Mole liegt. So wie man hinter Donneville über die Arve gegangen ist, eröffnet sich zwischen dem genannten Mole in Norden, und dem Dreyon in Süden, plötzlich ein großes

*) Fünf Lieuen von Genf.

romantisches Alpenthal, Vallee de Clûse genannt. Es ist drey Lieuen lang, mit hohen Kalksteinfelsen eingefast, und von der Arve durchströmt, an deren Ufern der Weg hinläuft. Am Ausgange desselben treten die Berge so sehr zusammen, daß nur ein enges Defilé übrig bleibt, an dessen Mündung das Städtchen Clûse zwischen die Felsen und die Arve gleichsam eingezwängt ist.

Hinter Clûse *) öfnet sich ein neues gegen Süden streichendes Thal, la Vallee de Naglan genannt, das noch höher, noch enger, als das vorige, aber auch noch reicher an alpinischen Schönheiten ist. In wilden regellosen Massen thürmen sich zu beyden Seiten die gewaltigen Berge empor; bald völlig kahl und baumlos, bald mit Wä-

*) Wer des Morgens aus Genf gefahren ist, hält hier zu Mittag an; wer Genf erst Mittags verlassen hat, bleibt hier über Nacht. Man logirt bey Clonnet, gleich am Eingange des Städtchens, und muß mit dem guten Willen dieser armen Leute zufrieden sein.

sen und dichten Gebüsch bedeckt; bald in hohen lichten Terrassen auseinander gebreitet, bald zu düstern Defilés verengt. Unzählig sind die Krümmungen, mit denen der Weg der rauschenden Arve folgt, unzählig die bald großen, bald lieblichen alpinischen Ansichten, die in unaufhörlichem Wechsel vorüber fliehn.

Eine kleine Lieue von Elße erblickt man links ungefähr in der Mitte des Felsens die sogenannte Grotte de Salme, die wegen ihrer tiefen Kuschöhlung und Stalaktiten bekannt, im Ganzen aber doch nur unbedeutend ist. Weiterhin kommt man durch das ansehnliche, ziemlich gut gebaute Dorf Nagelan, *) in dessen Nähe man ein sehr schönes Echo probiren kann. Noch eine Lieue weiter sieht man mehrere große Marmorblöcke, die

*) Die Einwohner zeichnen sich durch ihre Thätigkeit und ihren Wohlstand aus; und bringen den größten Theil ihrer Jugend als Krämer u. dgl. in den größten Städten Zurschauung zu. Ein Zwickler wird daher in diesem Dorfe nicht selten durch die Größe seines Guterandes überrascht.

im Winter 1776, von einem der Berge zur Linken, vierzehn bis funfzehn hundert Fuß herunterstürzten, was wahrscheinlich durch das Gefrieren des in den verticalen Spalten befindlichen Wassers verursacht ward. In der Nachbarschaft endlich erblickt man auch den schönen Wasserfall *Nant, d'Arpenaz* genannt, der sich in einer Höhe von wenigstens achthundert Fuß herunterstürzt. Der Berg, der ganz aus Kalkstein besteht, ist seiner concentrischen Schichten wegen bemerkenswerth.

So erreicht man endlich *Sallanche*, (drey Lieuen von *Elüse*) steigt in dem Dörfchen *St. Martin*, in einem sehr artigen Wirthshause, außerhalb des Städtchens ab, und läßt hier seinen Wagen zurück, um mit Maulsefen, oder auf einem *Char à banc*, deren man immer bey dem Wirthe findet, vollends nach *Chamounix* zu gehn.

Sallanche selbst hat keine Merkwürdigkeiten, doch verschäume man nicht die ungeheuren

Granitgeschiebe, in dem sogenannten *Mont de la Frasse*, oberhalb des Städtchens zu sehn. Sie sind um so bemerkenswerther, da das Bett des Vergstroms selbst aus Schieferbänken besteht, und nur eine ungeheure Revolution diese gewaltigen Blöcke von den hohen, in Süden befindlichen Alpen trennt, und bis hierher geworfen haben kann.

Was aber Sallenché allen Reisenden unvergeßlich machen wird, das ist der erste volle Anblick des *Mont Blanc*, in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit. Schon auf der arztigen Terrasse des *Wirthshauses*, oder auf der *Arvenbrücke*, kann man den *Dome du Gouté*, mit den Gletschern von *Bianocap*, deutlich vor sich sehn; will man aber den *Mont Roget*, eine halbe Stunde oberhalb Sallenché ersteigen, so wird die Ansicht desto vollkommner seyn. Alle *Aiguillen*, alle Gletscher, alle Abfälle der ungeheuren Gebirgsmasse, treten hier gleich einer unermeßlichen Götterburg aus den Wolken hervor.

Am schönsten aber ist diese Aussicht bey Sonnenuntergang. Von einem magischen Rosenlichte durchglüht, glänzt dann der hohe heilige Gipfel noch lange in die stille Luft hinein, während schon alle Thäler, und alle niedrigeren Gebirge in Dunkelheit gehüllt sind. Große und erhabene Bilder dämmern dann in dem Herzen des staunenden Fremdling auf; die Welt ist vergessen, die Seele schwingt sich zu der Gottheit empor, und verkehrt sich in dem unermesslichen Gefühle der Unsterblichkeit. —

Von Sallence bis Chamouille sind noch sieben Kleuen, auf die man gewöhnlich eine kleine Tagereise zu rechnen pflegt. So wie man St. Martin verlassen hat, läßt man Paß mit seinen schönen Baumgruppen zur Linken liegen, und folgt dem Laufe der Arve, die nur zu oft das kleine liebliche Thal überschwemmt, und es wahrscheinlich ehedem obfluthig ausgefüllt hat. Bald aber treten die hohen Kalksteinfelsen näher zusammen, man

paßet das Dörfchen Chede, und steigt zu dem kleinen romantischen Wasserbecken hinauf, das unter dem Namen Lac de Chede bekannt geworden ist. Nicht weit davon stürzt die Arve, mit donnerndem Getöse, mehrere hundert Fuß tief, in einen Abgrund hinab, und schäumt über ungeheure Granitgeschiebe hinweg. Die kleine schwankende Brücke, der „Pont aux Chevres“, die darüber geht, führt zu einem Fußsteige, auf dem man eine ganze Meile näher nach Chamounix hat.

Durch eine wilde, mit ungeheuren Berg-ruinen bedeckte Gegend kommt man jetzt in einen Eichenwald, an dessen Ausgange man das kleine liebliche Thal von Servoz, mit seinen Wiesen und Feldern, und bald darauf das Dörfchen selbst entdeckt. Hohe bläulichgraue Felsen steigen in Osten und Südosten empor, und enthalten die Blei- und Kupferminen, die man erst vor dreißig Jahren zu benutzen angefangen hat. Das dazu

gehörige Hüthenwerk ist in der Nähe erbaut *).

So wie man Cervoz hinter sich hat, tritt man in eine ziemlich wilde Gegend, wo der Weg unter herüberhängenden Felsen hinläuft. Diese Felsen bestehen aus einer Art von Sandstein, der mit Quarz, Glimmer, Eisen- und Hornstein-Theilchen geschwängert ist. Weiterhin jenseits des Bergstromes sieht man links große Trappsteinmassen, (Hornschiefer) rechts Granitfelsen, und die Ruinen des durch tausend Hengelschichten bekannten Schlosses St. Michael; eine Viertelmeile weiter geht man auf dem sogenannten Ponts Pelissier über die Arve, und kommt endlich rechts, einen steilen, längs des Felsens und der Arve hinlaufenden Weg hinan, der unter dem Namen les Montres bekannt ist.

*) Der ehemalige Director dieser Berggruben Erhard hatte ein sehr neues und schön gearbeitetes Meßel, von dem Idole von Chamouny hinterlassen, das in dem Jahre 1793 noch gezeigt ward, seitdem aber, wenn ich nicht irre, nach Rußland verkauft worden ist.

Alles, was man nun sieht, beweist die Höhe des Thales, und die Annäherung der Urgebirge, denen man bisher entgegen gegangen ist. Die Felsen bestehen aus Hornstein mit Quarz, Feldspath und Glimmer vermischt, Alpeneisträucher und Alpenpflanzen, wie das *Rhododendron ferrugineum*, und die *Afrantia alpina* blühen aus allen Spalten hervor; die Luft bekommt jene unbegreifliche Reinheit und Elasticität, die sie nur in der Nähe der höchsten Gebirge zu haben pflegt; die pittoresken Formen der Gegend selbst nehmen einen höhern Alpencharakter an.

Aber kaum hat man diesen engen, steilen Felsenweg zurückgelegt, so wendet man sich links, und tritt in das Thal von Chamounix. Still und friedlich liegt es mit seinen Baumgruppen, Wiesen und Feldern, zwischen den hohen himmelanstrebenden Gebirgen da; hier senkt sich der Gletscher de Tacouay, dort

Nur de Duifons, *) noch weiter hin der große Glacier des Bois herab. Düstere Fichtenwälder fassen ihre weißen glänzenden Massen ein, hohe Granitgipfel steigen über den gewaltigen Schluchten empor. Die Bergströme rauschen; von den geheimnißvollen Felsen stürzen donnernde Lawinen herunter, und alles verkündigt den Eintritt in das Heiligthum der Alpenwelt.

So erreicht man den Flecken le-Préaux, den Hauptort des Thales von Chamouni, der an den Ufern der Arve, im Mittelpunkt des sechs bis sieben Meilen langen Thales, und 524 Toisen über der Meeresfläche liegt. Der Weg ist äußerst bequem, und läuft immer zwischen Wiesen und Gäumen hin. Man braucht zwey starke Stunden dazu, wiewohl man anfangs durch die Größe der Gegenstände

*) Oder in den verzeichneten Paroiss Boisard. Es liegt in gerader Linie von dem Mont Blanc herunter.

de über die Entfernung getauscht wird, und
kaum vierzig Minuten dazu nöthig zu haben
glaubt.

Zweytes Kapitel.

Inhalt.

Allgemeine Bemerkungen über das Thal von Chamouni — Lage und vorhistorische Verhältnisse — Klima — Vegetation — Zustand der Thierwelt — Ackerbau — Fischerei — Holz — Gewerbe — Charakteristik der im Thale wohnenden Völker — Beschreibung der einzelnen Thäler — Erziehung — Handel — Gewerbe — Kunst — Wissenschaften — Geographie von Chamouni.

Ehe wir nun die hohen Gebirge selbst beschreiben, erst noch einige Bemerkungen über das Thal von Chamouni selbst, das gleichsam als der Mittelpunkt unserer folgenden Bergreisen anzusehen ist.

Das Thal von Chamouni liegt in Form eines Segens von Südwest nach Nordost, und folgt parallel mit dem Theile der Alpen

Feite, von dem es eingeflossen ist. Von den äußersten Enden desselben ist die eine nach West-Süd-West, die andere nach Nord-Nord-Ost gekrümmt. Die Berge, die dieses Thal einfassen, gehören sämmtlich zu den Uegbergen; hoch findet man in den äußersten Enden aber Abkömme derselben, die gegen das Thal geneigt sind, auch hier und da Kastanien und Schieferstämme verstreut; wie z. B. in dem Col de Valme, der das Thal in Nordost, und in dem Mont de Roche, der es in Südwest schließt.

Wird das Klima von Thononitz anfangt, so wird man es leicht beurtheilen können, wenn man sich an die Höhe dieses Thales (524 Toisen über der Meeresfläche) und an die Nachbarschaft der hohen Schnee- und Eishänge erinnern will. Winter von wenigstens acht Monaten und achtzehn bis zwanzig Gr. Kälte Nocturn., Sommer, wo das Thermometer in vier und zwanzig Stunden oft von fünfzehn Grad Wärme bis auf den Eis-

Punkte fällt, diese zwey Angaben werden für den denkenden Leser hinreichend seyn. Na aber von dem Winter und Frühling in diesen Gegenden einen deutlichen Begriff zu geben, mag noch folgende Beschreibung aus dem Tagebuche des berühmten Causière hier sehn.

Ich kam zu Chamounix an (24. März 1764.) Das ganze Thal war mit Schnee bedeckt, zu Prievre lag er anderts halb Fuß, zu Argentiere sechs, zu Tour zwölf Fuß hoch. Bey Tags thauter zwar die Sonne die Oberfläche ein wenig auf, bey Nacht aber seor es wieder so stark, daß beladene Mantelst über gehn konnten, ohne daß die mindeste Spur zu sehn war. Ich hatte den Plan den Montanvert zu besteigen, um das große Eismeer zu untersuchen, war aber gezwungen darauf Verzicht zu thun. Alle nördlichen Abhänge waren so hoch mit losem ungeformten Schnee bedeckt, daß man bis über die Knie hineinfiel; zumal je näher der Abhang ward. Ich beschloß es also auf
dem

den fühllichen Abhängen zu versuchen, wo es mir eher möglich schien.

In der That traf ich hier eine gefrorene Rinde an, auf der es (versteht sich mit Staschelsböcken und Fußseisen,) anfangs ziemlich gut fortzukommen war. Bald aber stieß ich auf Stellen, die noch nicht stark genug gefroren waren, und wo man bis an die Hüften hinein sank. Gleichwohl gelang es mir endlich längs des Gletschers empor zu klimmen, und hier überfah ich dann das ganze Thal, das in seiner völligen Länge vor mir lag.

Alles — bis auf einige zu schroffe Abhänge — war über und über mit Schnee bedeckt; kein Baum, kein Fichtenwald, kein Dorf, keine Bergmasse gewährte hier die mindeste Abwechslung. Alles lag in öder Einförmigkeit da, ein großes ungeheures Schneefeld, durch das sich die schwärzliche Arveschlängelte, und wo nicht die mindeste Spur von Leben zu bemerken war.

Dreyer Thau.

D

Traurig blickte ich auf dieses stille Grab der Natur herab, als ich plötzlich, nicht weit von mir einen kleinen artigen Wasserfall bemerkte, der aus der Aiguille de Vouchard kam, und wie ich nachher hörte, in keiner Jahreszeit zu vertrocknen pflegt. Er stürzt in den Glacier, und bildet eine Menge Stalaktiten, die von der Sonne beschienen sehr schön aussehen. Hier, so wie bey der Besteigung des Glacier de Voßons und d'Argentiers faßte ich die Ideen über die Bildung und Fortschreitung der Gletscher auf, die an ihrem Orte zu finden sind" *) —

Den Ackerbau von Chamounix anlangend, so ist er theils des harten Klimas, theils der vielen in das Thal hinuntersteigenden Gletscher wegen äußerst eingeschränkt. Oft vergeht zwischen dem letzten und ersten Schnee desselben Jahres kaum so viel Zeit, daß das Korn gehörig zur Reife

*) Siehe unten im Kopstichverzeichniß.

kommt. Die ganze Aeksaat pflegt daher gewöhnlich nur in etwas Roggen, Hafer, Gerste, Bohnen, Flachs und Erdäpfeln zu bestehen. Baumfrüchte gerathen hier gar nicht; nur wilde Obstbäume kommen noch einigermaßen fort. Dafür giebt es aber vorzüglich Waldbeeren u. s. w. in Ueberfluß.

Wir haben so eben gesagt, daß auch die vielen in das Thal hinuntersteigenden Gletscher dem Ackerbau nachtheilig sind. Dies gilt besonders von dem Wiesenbau, der daher verhältnißmäßig nur unbedeutend ist. Wo indessen nur eine Alpe anzubringen ist, da wird sicher keine Mühe gespart; wie denn überhaupt jeder Eigenthümer immer die Hälfte seiner Grundstücke zum Wiesenbau zu bestimmen, und damit alle sechs Jahr abzuwechseln pflegt. Auch hier macht nemlich die Viehzucht den ersten und einträglichsten Erwerbszweig des ganzen Thales aus, das seine Abgaben und seine Bedürfnisse mit — Käse bezahlt.

Aber ein Produkt, das man in diesem hohen Alpenthale nicht vermuthen sollte, ist der vortrefliche Honig, den manche Personen nach dem von Malthe und Narbonne vergleichen. Bey derselben Schönheit der Farbe, bey derselben Feinheit des Kornes, bey einem schwachern, aber darum angenehmem Geruche, hat er noch eine gewisse balsamische, der Brust zuträgliche Eigenschaft, die man nicht in gleichem Grade bey dem Honige der genannten Länder bemerkt.

Er ist auch dem Thale von Chamouni ausschließlich eigen, daß kein benachbartes Thal, wie St. Gervais, Servoz, Passy u. s. w. ihn so vortreflich liefern kann, ob gleich die Bienen dieselben und erst aus den letztern Thälern nach Chamouni gebracht worden sind. Die Ursache ist also wahrscheinlich in den Erchemskämen zu suchen, die man auf den höchsten Bergabhängen in großer Menge findet, und deren Blüthen einen Zuckerstoff ausathmen, nach dem die Bienen sehr begierig sind. Kennern

verdienen übelgens die Details der hiesigen
Bienenzucht zu näherer Beobachtung empfoh-
len zu werden, besonders was die Methods
der Ueberwinterung betrifft.

Am interessantesten indessen werden für
den philosophischen Reisenden die Einwohner
dieses Alpenhales seyn; da die hohe kräftige
Gebirgsnatur in ihren physischen und moralis-
schen Formen bey ihnen unverkennbar ist.
Alles ist Nerve, Muskel und Stärke bey den
Chamouniards, alles trägt den Charakter der
Kühnheit, der Erhabenheit, der Einfachheit.
Lebhafte, frohlich und doch voll Scharfsm
und zum Nachdenken geneigt; satyrisch,
kautisch sogar, wenn es die Lächerlichkeiten
eines Fremden gilt, und doch von hoher
Treue und Redlichkeit; religiös bis zum
Aberglauben, und dennoch weithätig und tu-
gendhaft — das sind die Züge, aus denen
man ihren Charakter zusammensehen kann.

Saupère hat uns einige Details über
ihren philosophischen Geist und ihre Wohl-

Thätigkeit mitgetheilt, die man hier mit Vergnügen lesen wird. — „Ich trat in ein Haus zu Argentiere — und seine Worte — und bat eine Frau um etwas Milch. Sie hatte kurz vorher, und wenig Tage nach einander, ihren Vater, ihren Mann und ihre Brüder an einer epidemischen Ruhr verlohren,“) so daß sie mit drey unmündigen Kindern ganz allein geblieben war. Ihr Gesicht hatte einen Ausdruck von ruhigem, aber tiefem Schmerze, und ihr ganzes Aeußere einen Anstrich von Würde, der bey dem ersten Anblick für sie einnahm.

Nachdem sie mir die Milch gegeben hatte, fragte sie, wo ich her wäre, und welche Geschäfte mich in dieser Jahreszeit (im März) nach Chamounix führten. Ich sagte

7) Uebrigens werden die künftigen Einwohner selten alt; so daß man wenig Greise unter ihnen sieht. Entzündungsfieber u. dgl. eine Folge der hiesigen plötzlichen Wetterveränderungen raffen die meisten davon weg; viele kommen auch bey dem Krystallfieber, des Comenjaud, u. s. w. um.

ihr, daß ich aus Genf sey u. s. w., worauf sie sich ganz besonders auf meine Religion eintieß. — „Ich kann unmöglich glauben, daß alle Protestanten verdammt seyn sollten, — sagte sie — es sind zuviel rechtschaffene Leute unter ihnen, und Gott ist zu gut und zu gerecht, um uns alle ohne Unterschied zu verdammen! — Nach einer kleinen Pause fuhr sie mit einem leichten Kopfschütteln fort:

Aber sonderbar dünkt es mich, daß von so vielen, die dahin gegangen sind, noch kein einziger zurückgekommen ist. Ich zum Beispiel — setzte sie schmerzhaft hinzu — die ich soviel um meinen Mann und meine Brüder geweint habe, die ich unaufhörlich an sie denke, und sie alle Nächte mit tausend Thränen beschwöre, mir zu sagen, wo und in welchem Zustande sie sind — ach wenn sie noch irgend wo wären, sie ließen mich gewiß nicht in dieser Ungewißheit! — Doch viel leicht — fuhr sie fort — bin ich dessen nicht

Werth — vielleicht genießen meine unschuldigen Kinder dieses Glück. — Diese sonderbare Mischung von Vernunft und Aberglauben, verbunden mit dem energischen Patois, und der einsamen verlassen Lage dieses armen Weibes, hatte etwas so Erhabenes, so sublim-tragisches für mich, daß es mir unvergänglich bleiben wird.“

Ueber die Wohlthätigkeit der Einwohner von Chamounix hat Saugère an einem andern Orte folgende Details mitgetheilt. — Ihre Wohlthätigkeit zeigt sich nicht nur in einzelnen Handlungen, sondern scheint sogar auf gewisse ehrwürdige Gebräuche gegründet zu seyn. So giebt es zum Veyspiel keine Stiftungen für Waisen, für Arme, für alte Leute bey ihnen, aber jeder Einwohner nimmt nach der Reihe, und auf eine gewisse Anzahl Tage, bald ein Kind, bald einen Greis u. s. w. zu sich, und verpflegt sie nach Möglichkeit.

Kann ein Nachbar Alter: oder Krankheitshalber seine Felder und Wiesen nicht mehr bestellen, und ist zu arm, um Lohnarbeiter zu bezahlen, so thun es seine nächsten Nachbarn gemeinschaftlich, und unentgeltlich für ihn. Bey außerordentlichen Unglücksfällen, z. B. Ueberschwemmungen, Lawen u. s. w. die einen einzelnen betreffen haben, nimmt die ganze Gemeinde Theil daran, und stellt ihm mit vereinten Kräften seine Wohnung und seine Aecker her u. s. w.

Was die Erwerbszweige der hiesigen Einwohner anlangt, so sind sie auf den Ackerbau, die Viehzucht, die Gärten und Murrethierjagd, das Krystall-Suchen, und — die Fremden eingeschränkt. Aller Erwerb findet eigentlich nur in der guten Jahreszeit statt, die Winter werden aus Mangel an Fabriken größtentheils in Unthätigkeit zugebracht.

Von dem Ackerbau und der Viehzucht ist bereits oben gesprochen worden, sie pflegen

In der Regel fast ganz den Weibern überlassen zu seyn. Dafür wandert aber ein Theil der Einwohner nach Tarentaise, dem Thale Aosta, u. s. w. aus, wo man sie besonders als Sennen gebraucht, indem die Chamouniards in dieser Rücksicht in großem Ansehen stehen.

Ein noch größerer Theil der Einwohner beschäftigt sich mit der Gemsenjagd, wiewohl dieselbe gegen die vorigen Zeiten außerordentlich abgenommen hat. Wir wollen den einfachen ungeschmückten, aber aus dem Munde eines solchen Jägers selbst gegangenen und darum originellen Bericht darüber mittheilen, wie er in Sauphère's bekanntem Werke zu finden ist.

Der Gensenjäger bricht gewöhnlich noch in der Nacht auf, um schon vor Anbruch des Tages auf den hohen Weidplätzen zu seyn, wohin sich die Gemse vor der Ankunft der Herde zu begeben pflegt. So wie er die Gegend entdeckt, wo er deren zu finden

glaubt, untersucht er sie mit seinem Fingerglase. Sieht er keine, so fährt er fort zu streifen, sieht er aber welche, so sucht er ihnen die Höhe abzugewinnen, indem er entweder eine Ravine hinauf klettert, oder sich hinter einen Felsen postirt. So wie er nur die Hörner der Gemse unterscheiden kann &c. — welches die gehörige Entfernung anzeigt — so stößt er sein Gewehr *) auf eine Felsenspitze, zielt so kaltblütig als möglich, drückt los, und trifft fast niemals fehl.

Jetzt eilt er hinzu, schnellet der Gemse zur Sicherheit die Gelenke durch, zieht ihr entweder bloß die Haut ab, wenn der Rückweg gar zu gefährlich ist, oder ladet das ganze Thier auf die Schultern und trägt es so, oft viele Stunden weit, in das Thal hinab. Das Fleisch wird dann gegessen, und die Haut, nachdem sie getrocknet worden ist, um etwa neun Livres verkauft.

*) Es ist eine gewöhnliche Carabine.

Nur selten indessen wird die Gans so leicht, und so schnell erlegt. Gewöhnlich wird sie nämlich den Jäger schon früher gewahr, und rettet sich mit unglaublicher Geschwindigkeit. Besonders ist dieses der Fall, wenn deren mehrere beisammen sind. Dann stellen sie nemlich eine Schildwache aus, die, während die andern weiden, auf alles Achtung geben muß. 'Raum erblickt sie etwas verdächtiges, so giebt sie einen pfeifenden Ton von sich; alle übrigen eilen herbey, um selbst zuzusehn, und sobald sie den Jäger erkennen, sind sie ihm augenblicklich aus dem Gesicht.

Aber mit desto größerer Begierde, mit einer bis zum Wahnsinn steigenden Leidenschaft, setzt ihnen dieser nunmehr unaufhörlich nach. Für ihn giebt es keine Beschwern den, Gefahren mehr. Er eilt über Schneefelder, er klimmt von Felsen Spitze zu Felsen Spitze, ohne an verborgene Abgründe zu denken, ohne zu überlegen, wie er zurückkom-

men will. Der Abend bricht an, ohne Feuer, ohne Bedeckung bringt unser Jäger die Nacht auf einem Felsen zu, nimmt statt aller Nahrung nur etwas Brod und Brandwein zu sich, und setzt am andern Morgen seine Verfolgung von neuem fort. So schweift er oft mehrere Tage lang zwischen den Klippen herum, bis er entweder die Gemse erlegt, oder seinen Tod in einem Abgrunde gefunden hat.

Trotz aller dieser Beschwerden, trotz aller dieser Gefahren indessen, ist der Enthusiasmus für diese Lebensart außerordentlich. — „Mein Großvater — sagte ein junger Gemsejäger zu Sauwürde, — mein Vater, beyde sind auf der Jagd gestorben, mir wird es eben so gehn, und mein Waidack da wird mein Leichentuch seyn. Aber wenn ich das größte Glück machen, und meiner Gemsejagd entsagen sollte, ich nähme es doch nicht an.“ —

Man muß den Reiz einer so lebhaften Existenz, man muß den Einfluß der hohen

Gefirgskunst kennen, um eine Leidenschaft erwärmt zu finden, die durch kein anderes Interesse genährt werden kann. *) Uebrigens erkennt man den G. m. -jäger im ersten Augenblick. Sein G. m., sein ganzes Wesen hat etwas wildes und gespanntes, alle seine Ausdrücke und Bewegungen haben eine Heftigkeit und Schnelligkeit, die den kühnen mit dem Tode verkauften Menschen charakterisirt.

Das Gegenstück zu der G. m. -jagd ist der Murmeltierfang, indem weder Beschwerden noch Gefahren damit verbunden sind. Bekanntlich gräbt sich das Murmeltier ein Winterlager, und bringt die Monate Oktober bis May in einer Art von lethargischer Erstarrung zu. Auf diesen Umstand ist die ganze Jagd berechnet, so daß im eigentlichen Sinne nur ein Spaten dazu nöthig ist. Sobald sich nemlich das Murmeltier in seine

*) Der ganze Ertrag einer Semle, Haut, Fleisch, alles zusammen, kann höchstens auf 25 Livres angeschlagen werden.

Höhle zurückgezogen hat, was gewöhnlich kurz vor dem ersten Schnee geschieht, gräbt man auf, und trifft deren oft zehn bis zwölf in einem Lager an. Ihr Schlaf ist so fest, daß man sie oft noch in völliger Erstarrung mit nach Hause bringen kann.

Der Ertrag dieses Janges ist äußerst gering, da das Fell nur mit fünf bis sechs Sous bezahlt und eigentlich bloß das Zeit gegen Gliederreizen und ähnliche Schmerzen gebraucht wird. Gleichwohl treiben die Einwohner des Thales von Chamounix auch diesen Jang mit solcher Leidenschaft, daß das Murmelthier, gleich dem Steinbock, wahrscheinlich in fünfzig Jahren, völlig ausgerottet seyn wird.

Desto gleichgültiger aber ist man gegen das Krytallsuchen geworden, so groß auch ehemals der Enthusiasmus dafür war; was wahrscheinlich von der geringern Nachfrage, und dem also weit schwierigeren Abfaze herührt. Jene Beschäftigung war mit den

größten Gefahren verknüpft, und fast jedes Jahr fielen Unglücksfälle dabey vor. Die Krystallgrotten, oder „*Forêt à crysiaux*“ wie sie die Einwohner nennen, sind nemlich nur in den steilsten unzugänglichsten Felsen befindlich, was man von weiten an den weißen Quatzadern erkennt. Die Krystallsucher müssen sich also entweder geradeaus, einen Weg dahin zu bahnen suchen, oder sich von oben herab an Stricken herunter lassen, was das allergefährlichste war. Jetzt mußten sie erst den Felsen probiren, und nun, wenn er hohl klang (das Anzeichen einer vorhandenen Krystallgrotte) ward mit dem Brechen und Sprengen der Anfang gemacht.

Eine leichtere Methode Krystalle zu finden, war der Jugend überlassen, daher man selbst Kinder oft Tage lang auf den Gletschern an den neuringestürzten Felsenstellen darnach suchen sah. Doch wie gesagt, seit ohngefähre fünf und zwanzig Jahren scheint dieser Erwerbszweig größtentheils aufgegeben

worden

worden zu seyn, wezu wahrscheinlich auch der leichtere und sichere Gewinn von den Fremden nicht wenig beigetragen hat.

Bis zu den Jahren 1741 war das Thal von Chamounix beynahe so gut als unbekannt. In diesem Jahre aber kam der berühmte Poccoe mit noch einem Engländer Namens Windham hierher, und gab die erste Beschreibung davon heraus. In den folgenden fünf und zwanzig bis dreyßig Jahren stellten sich nur einzelne Reisende, meistens Engländer, ein, seit 1770 aber, und besonders seitdem Bourrit und Desluc ihre Beschreibungen herausgegeben hatten, strömten die Fremden in ganzen Caravanen nach Chamounix. Jetzt sah man hier auf einmal schöne Wirthshäuser mit fast allen Bequemlichkeiten des städtischen Luxus entstehen, und jetzt bildete sich jene zahlreiche Klasse von Guiden, unter denen Tausende mehrere verewigt hat, und deren Treue und Erfahrung

Zweiter Theil. E

man auch bey ihren Nachfolgern wieder finden wird.

In den Jahren 1793 — 1800 ward das Thal der kriegerischen Zeitumstände wegen, nur wenig besucht. Seitdem aber sind die Reisen wieder häufiger geworden, und werden es auch in künftigen Jahren seyn. Könnte es jemals an Fremden fehlen, die hier die Natur in ihrem Heiligthume bewundern, die in diesen Gebirgen jene großen Bilder der Erhabenheit und Allmacht sammeln wollten, die für das ganze Leben unaussprechlich sind?

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Karteplan — Mont Doreen — Brennhütte — Misset
— Ansicht — Botanische Exkurse — Quelle
de l'Arcieron — Wirkung der selben und Gefahren
des Eindurcs — Bemerkungen über die Quellen
— Zustand des Arzeisch — Ansicht der Umge-
bungen.

Indem wir den Montblanc als den
Mittelpunkt der savoyischen Alpen betrachten,
haben wir uns den Plan gemacht, auf der
savoyischen sowohl, als auf der piemontesi-
schen Seite, gleichsam rund um denselben her-
umzugehen. Wir werden von den entferntern
Gebirgen zu den nähern fortschreiten, und
den Anfang mit dem Mont Doreen machen,
der das Chamounix-Thal im Nordwest be-

herrsicht und 1305 Toisen über die Meeresfläche erhaben ist.

Um den Treven mit Bequemlichkeit besceigen zu können, wozu man wenigstens fünf starke Stunden braucht, thut man am besten, die erste Nacht in einer Seenhütte (Pianura) zu bleiben, die ohngesähr noch vierhundert Toisen unter dem Gipfel liegt. Ein ziemlich der Theil des Berges, selbst über die Gerschicke hinweg, läßt sich auf Mauleseln machen, so daß man also den andern Tag nur etwas über anderthalb Stunden zu steigen hat. Schon von dieser Seenhütte aus kann man übrigens das ganze Thal, mit allen seinen Gebirgen und Gletschern, deutlich vor sich sehen.

Von hier aus fährt ein ziemlich bequemer, in Zickzack laufender Fußsteig, immer neben den sonderbar geäderten Granitfelsstein hin, die man schon gesehn beobachtet hat, und die der Aufmerksamkeit des Mineralogen nicht unwerth sind. Nachdem man nun noch

über eine Menge Gletscher, voll schönen Quarz, hinweggeführt ist, auch einen steilen Abhang erkliegen hat, erreicht man endlich den aus lauter Granitfelsen bestehenden, in sich selbst zerstückten Gipfel des Breuen, und steht sich mitten in der Alpenwelt.

— Rund herum steigt nun Gipfel an Gipfel, Felsenmasse an Felsenmasse, Alpenkette an Alpenkette in die Wolken empor. Alle Gletscher, alle Schneefelder, die sich in das Chamounixthal hinunter senken, zeigen sich hier gleich glänzendem Strömen in vollkommener Deutlichkeit. Endlich gerade aus, und wie im Mittelpunkt der Schöpfung, erhebt sich der Montblanc, mit allen seinen frigen ungeheuern Niguisen, Abhängen, Gletschern, Gletschern u. s. w. gleich einer abgesonderten überirdischen Welt in die Wolken hinein. In schönem Contraste liegen die niedrigeren Fichtenbewachsenen Gebirge, die grünen Alpenriesen, die freundlichen Sonnenhöfen, endlich die blühenden Thäler an seinem Fuße da. Alles

ist still und ruhig umher, alles fließt das Ge-
fühl der Größe, der Allmacht und der Un-
sterblichkeit ein.

Das ist der Mont Veron, den der güt-
müthige alte Bourret noch vor kurzem in
seinem vier und sechzigsten Jahre bestiegen
hat, und auf dem auch der Botaniker eine
große Menge schöner Alpenpflanzen sammeln
wird. *) So findet man z. B. ziemlich tief
unten schöne Büsche von *Nardus stricta*; in
der Nähe der Crenschnee am Fuße des Fel-
sens die *Potentilla grandiflora*; auf den
Wiesen die schöne *Gentiana acaules*, die
in diesen Gebirgen ziemlich selten ist; auf
dem letzten Abhange, ehe man den Gipfel er-
reicht, *Artemisia serpyllifolia*, und *Loiseleuria
prostrata*; auf dem Gipfel selbst *Juncus
alpina*, *Artemisia vulgaris*, *Junonia trifida*,
Callifraga aspera, *Veronica fruticulosa*,

*) Der alte Bourret war auch der erste, welcher
dort aufstieg.

Heredia sedoies, Eclatantus petrenis
u. s. w.

Wirkendigkeit einer andern Art hin-
ter die sogenannte *Gratte de l'Arceion* dar,
die man auf dem Rückwege besuchen kann.
Dieses ist ein großes, ungefähr hundert Fuß
hohes Sitzgebilde, an dem Fuße eines Glets-
chers, *Glacier du Bois* genannt, aus dem
sich der *Arceion* in das Thal ergießt. Wild
und schäumend stürzt er sich aus dem bleuen
glänzenden Gewölbe heraus, und rauscht über
die Granit- und Eiseidsteine hin, die in großen
Massen da umher verstreut sind.

Die *Gratte* ist bald kleiner bald größer,
je nachdem man sie im Frühling oder im Herbst
besucht. Sie pflegt schönemlich jedes Jahr
von neuem zu bilden, so wie der Fuß des
Gletschers mit der zunehmenden Hitze von
dem *Arceion* immer mehr ausgehlet wird.
Oft stürzen dabey ungeheure Eismassen herun-
ter, treiben den Gletsch aus seinem Bette,
und reizen die schrecklichsten Vermöhlungen

an. Wehe dem Reisenden, der sich dann in der Nähe befindet, und nicht augenblicklich eine Anhöhe zu gewinnen sucht. Er ist ohne Rettung verlohren, wie es noch vor wenig Jahren mit einem jungen Genfer der Fall war. Wähten sich junge vorwitzige Fremde durch dieses Beispiel warnen lassen, um nicht das Opfer einer unnützen Neugierde zu seyn.

Wer sich aber der Grotte de l'Arveiron mit Vorsicht nähern, wer besonders auf den Rath der Führer, die die Gefahr zu beurtheilen wissen, hingänglich achten will, der wird, im Fall er keinen Gletscher selbst beobachten kann, hier die beste Gelegenheit zu mehreren Beobachtungen haben, die von Sauphür zu so trefflichen Schlüssen benützt worden sind.

Er wird also finden, daß das Eis der Gletscher keine feste, sondern eine Art poröser Masse ist, die gerade wie nasser, gefrorener Schnee ausseht; er wird bemerken, daß es bald aus großen Massen, bald aus äußerst dicken Schichten zusammengesetzt ist, daß es

sich also nicht allmächtig, und gleichsam blät-
terweis gebildet hat; er wird sich überzeu-
gen, daß nur der Gletscher diese Granitma-
ssen vor sich hingetrieben haben kann, und
also allmächtig heruntergerückt ist, er wird
endlich begreifen, daß nur dieses Fortrücken,
verbunden mit der jährlichen Erneuerung,
diese ewigen Gletscher, mitten in einem sonst
warmen Thale, zu erhalten im Stande ist.

Der Arveiron enthält ziemlich viel Gold-
sand, das Metall ist aber sehr ungleich ver-
theilt; so daß sich nichts gewisses über den
Ertrag bestimmen läßt. Wahrscheinlich wird
das Gold durch Lawinen, Wiesbäche u. s. w.
mit fortgerissen, also nur unregelmäßig in den
Arveiron gebracht.

Die Umgebungen von der Grotte de l'Ar-
veiron sind äußerst pittoresk. Ueber dersel-
ben sieht man einen ungeheuren sackichten Glets-
cher, mit der himmelanstrebenden Aiguille

Ich Dreh, auf der die Sonne zu ruhen
scheint, rechts steigt der fichtenbewachsene
Montanort mit seinen Gletschern empor;
links zieht sich ein schönes sanftes Thal bis an
den Fuß freundlicher Gebirge hin; das Ganze
hat etwas magisches, etwas fernartiges, das
keiner Beschreibung fähig ist.

Viertes Kapitel.

Inhalt.

Le Vâlet — Tourists Route durch die Matterhorn —
Erster Bericht — Zweiter Bericht — Ansichten —
Detail — Entwürfe eines Weges — Felsen —
Mineralogische Bemerkungen. — Details.

Der zweite Berg, den wir bestiegen wollen, wird der Vâlet seyn, dessen Höhe zu 1578 $\frac{1}{2}$ Toise über die Meeressfläche angegeben wird. Wir werden dabei die Route wählen, die Courlet im Jahre 1773 entdeckte, und wovon er den Lesern selbst, in folgender Erzählung, umständlichen Bericht ablassen mag.

Mein Plan war den Vâlet auf der Seite von Chamounix zu bestiegen, und ich glaubte dieses am besten aus der Val de

hinein zu thun. Hier suchte ich nun bey den Einwohnern, und besonders bey den Gemeindegäbern, soviel Erkundigungen einzuziehen, als immer möglich war. Jedermann sagte mir aber, daß die westlichen Gebirge, (unter denen sich der Vâlet befindet) äußerst steil und mit beständigem Schnee bedeckt wären, und überhaupt gar kein Berg dieses Namens bekannt geworden sey. Da mir diese Nachrichten keineswegs nöthigen konnten, so beschloß ich nach Elise zurückzukehren, und dann nach Lirze zu gehn, von wo aus mir der Vâlet ebenfalls zugänglich schien.

Schon war ich bis nach Jausfers gegangen; unvermuthet trifft ich den Gefälligen dieses Kirchspiels Herrn La-Casse an, der ehedem in Salorsine gewohnt war. Er sagte mir, daß er aus diesem Thale in das von

^{*)} Dingsfölsche eine Stunde von Le-Frisard; es ist aber ein eigentl. Thal, das durch einen ziemlich hohen Berg von der Vallée de Chantouilly getrennt ist, und nördlich von dieser liegt.

Wirte über mehrere hohe Berge gekommen sey, unter denen sich vielleicht der Vâlet befinden könnte; und so entschloß ich mich, noch denselben Tag nach Balosfine zurückzugehen. Hier fing ich meine Nachforschungen von neuem an, und hörte endlich von der Mortine sprechen, die allem Vermuthen nach kein anderer Berg, als der Vâlet war. Ohne mich also weiter über den Namen zu streiten, beschloß ich mich durch den Augenschein zu überzeugen, wählte mir acht Führer aus, und machte mich noch vor Tagesanbruch bey Gadelschein auf den Weg.

Der Weg führte zuerst durch eine ziemlich enge Schlucht, neben einem schönen Wasserfalle hin. Dieser Gießbach, dessen Quelle ich in dem Vâlet vermuthete, kommt aus dem Verard, und wird nach diesem benannt. (La Verard) Wir behielten ihn wohl zwey Stunden lang zur Rechten, stiegen dann einige rauhe Abhänge hinauf, kletterten hier und da schöne Weidenpflanze hinter uns, und langten

Endlich mit Tagesanbruch auf einer ziemlich hohen Felsenspitze an. Hier sahen wir sämtliche Gletscher und Nigouillen jener hohen Gebirgskette, die das Chamounix-Thal in Norden begränzt, in glühendem Morgenröthe vor uns liegen, und hatten bald darauf den Gipfel des Mont Blanc erreicht, über dem sich die ungeheure Masse der Montane, mit Wolken und Nebeln umflossen, hoch in den Himmel verlor.

Die Sonne gieng auf, die gigantischen Formen des Hochgebirges traten etwas verkleinert aus dem sinkenden Nebel hervor, bald aber waren wir selbst in dichte Wolken eingehüllt. Der Wind ward kälter, es fieng an zu schneyn, wir glitschten auf dem feuchten Boden mit jedem Schritte aus. In dieser Verlegenheit beschloßen wir Halt zu machen, und unser Frühstück einzunehmen, das für eine solche Reise berechnet war. Unterdessen fiengen sich die Wolken an zu zertheilen, und wir kletterten einen steilen Felsen hinan,

der gerade über uns hing, und an dessen oberstem Ende wir eine Oefnung, gleich einem großen Portale, vor uns sahn.

Wir haben den Felsen erklommen, wir haben die geheimnißvolle Oefnung erreicht, und stehen auf einem ungeheuren Schneeselde, mit der herrlichsten Aussicht aus der Wallis hinab, wo der ganze Lauf der Rhone deutlich zu erkennen war. Mit Entzücken überzeugete ich mich sehr, daß die Mortine und der Salet nur ein Verg, daß ich dem Ziele meiner Wünsche und meiner Hoffnungen nahe sey.

Freudig munterte ich nun meine Führer auf, vollends hinaanzuklimmen, aber plötzlich floß ein neues Nebelmeer aus dem kaum sichtbar gewordenen Gipfel herab. In dichten Kreisen wirbelte es näher und näher, und hüllte uns endlich wie mit einem gräulichen Schleyer ein. Unvermögend unsere Reise in diesem Augenblicke fortzusetzen, warteten wir lange vergebens auf eine Veränderung,

da aber die Wolkenmasse immer dichter, der Wind immer ungestümer, die Gefahr demnach immer größer wurde, traten wir endlich den Rückweg an. Wir hatten acht bis neun Stunden zum Hinaufsteigen gebraucht.

Der Nebel hatte sich nun in Regen aufgelöst, und ich beschloß für dieses Jahr (es war im Spätherbst) auf meine Entdeckung Verzicht zu thun. Schon war ich bis nach Sallenehe gegangen, schon hatte ich Anstalten zu meiner völligen Rückreise nach Genf gemacht; unvermuthet sprang der Wind Abends um acht Uhr nach Norden herum, die Bergspitzen fiengen an lichter zu werden, die Wolken zerstreuten sich, und um Mitternacht war der ganze Himmel rein und klar. Ungewiß, was ich vornehmen sollte, beschloß ich den Morgen abzuwarten. Die Sonne gieng auf und wenig Minuten später lehrte ich wieder nach Valorsine um. Kaum bin ich angekommen, kaum habe ich mein gewöhnliches Vergnügen, (Wein, Brod und Käse)

Alse) verzehrt, so lasse ich meine Führer rufen, nehme Abrede mit ihnen, und bestelle sie um zwey Uhr nach Mitternacht.

Die Stunde kam, wir machten uns auf den Weg; die Nacht war unbeschreiblich schön. In reiner Klarheit zogen die Sterne über uns hin, und die Gletscher des Hochgebirges glänzten im Vollmondschein. Mild und lieblich wehte die Luft aus dem Thale herauf, und alles kündigte die Schönheit des folgenden Tages an.

So riegen wir frohen Muthes weiter, bis endlich die Sonne aufging und die ganze Gebirgswelt in glühendem Rosenlichte vor uns lag. Bald hatten wir nun den Fuß des Gletschers erreicht und schon sahen wir fast in gerader Linie bis an den hohen Gipfel hinan. Aus Vorsicht beschloß ich indessen, zwey unserer Gefährten voran zu schicken, um zu sehen, ob der Gletscher noch zugänglich sey. Ohne Schwierigkeit sahen wir sie die ungeheuern Eismassen glücklich erklimmen,

und außer sich vor Erstaunen und Freude auf dem obersten Rande stehen. Mit erneuerten Kräften suchen wir ihnen nachzusteigen; zwei Schritte — und wir haben den ersehnten Gipfel erreicht.

Aber wie werde ich die große, majestätische Aussicht zu schildern vermögen, die nun in Westen gleich einer neuentdeckten Welt vor unsern Augen emporzusteigen schien? Links die reiche Ebene des Wallis mit dem Laufe der Rhone, wenigstens sechs und dreißig Lieuen weit, den Gemmi, den Grimsel, die Furka und den St. Gotthardt, alle mit ihren Aiguillen, Gletschern und Abfällen über einander aufgethürmt. Rechts das ganze Arosethal bis nach Genf hinunter, mit allen seinen Dörfern und Flecken, malerisch neben einander verstreut, alle Gebirge, die es begränzen, alle Gletscher, die sich in die obern Thäler hinunter senken, alle Abfälle der ungeheuern savoyischen Alpenkette bis zu dem Mont Blanc hinauf! — Lange standen wir stumm und schweigend in dem Anblick dieser Herrlich-

Zeit versunken; endlich setzten wir uns, gerade gegen den Mont Blanc gekehrt, zu einem frugalen Gebirgsmahle hin.

Hier hatten wir nun Zeit die verschiedenen Gipfel, die verschiedenen Gletscher des Thales von Chamounix, die fast jeder von uns schon bestiegen hatte, einen nach dem andern genauer zu betrachten; ein Vergnügen, das sich keinem Leser durch Beschreibungen mittheilen läßt. Wie viel Veränderungen! wie viel optische Abstufungen in ihrem Anblicke entdeckten wir nicht! Von den Höhen des Jura gesehen, scheint die ganze Alpenkette nur ein glänzendweißer Wolkengürtel zu seyn. Aber so wie man näher kommt, verschwindet diese Einförmigkeit. Die Massen sondern sich ab, die Formen treten einander, die Gipfel ordnen sich nach ihrer Größe, die ganze Kette liegt in perspektivischen Verhältnissen da.

Eine Stunde war auf diese Art fast unbemerkt vergangen, endlich erinnerte uns die

Kälte an unsere Unbeweglichkeit. Aber, indem wir aufstanden, um den andern Rand des Gletschers zu gewinnen, bot sich uns ein neues optisches Schauspiel dar. Plötzlich wallte nemlich ein graues Nebelmeer über das ganze ungeheure Bergamphitheater hin, so daß nur hier und da ein einzelner halb umflossener Gipfel, gleich einer Insel, in diesem Ozeane sichtbar blieb.

Aber kaum einige Minuten, so trat die eine Seite der unermesslichen Kette wieder in vollem Lichte hervor. Hell glänzten die beschneyten Gipfel in den blauen Himmel hinein und weiße Wolken zogen spielend ins Thal hinab. Bald brach auf der dunkeln, nebelverhüllten Seite hier und da eine leuchtende Masse, eine glänzende Spitze, ein schimmerndes der Gletscher hervor, und die Nebel wogten in romantischen Gestalten an den unermesslichen Felsen hinunter, gleich einem Chaos, das sich unter der Hand des Schöpfers zu bilden beginnt.

Die Sonne fieng an tiefer zu sinken; es war Zeit auf unsere Rückkehr bedacht zu seyn. Wir stiegen demnach ohne weitem Aufenthalt hinunter, indem wir uns über mehrere Schneefelder, mit Hülfe unserer Stachelspitze, hinweggleiten ließen, und kamen glücklich und wohlbehalten in unserer freundlichen Herberge an.

Das ist der eben so bequeme, als interessante und sichere Weg auf dem Düet, den der thätige Bourrit entdeckt und allen Naturforschern und Gebirgsliebhabern empfohlen hat. Nicht auf dieser, sondern auf der entgegengesetzten Seite (von Serrvoz aus) war es, wo unser hoffnungsvoller unglücklicher Eschen am siebenten August 1800 in eine hundert Fuß tiefe Spalte stürzte, und erst sechs und dreyßig Stunden darauf zerschmettert und leblos herausgezogen ward. Er hatte sich einem unwissenden Führer anvertraut — wer den Düet besteigt, wird dem zu früh Versprechen gern eine Thräne weihen!

Jener von Bourrit entdeckte Weg, der, wie gesagt, von Valorsine aus geht, hat auch den Vorzug, daß man über zwey Dreitheile davon auf Mauelfeln machen, und wie die Führer versichern, auf einem kleinen Esel sogar den Gipfel besteigen kann. Er ist daher auch von mehreren Reisenden, und selbst von dem berühmten Saussure, als der beste empfohlen worden, und dürfte selbst für Frauenzimmer nicht zu beschwerlich seyn. Hier finden denn auch Kenner und Liebhaber der Mineralogie zu tausend interessanten Beobachtungen Gelegenheit.

Zuerst was den Gipfel betrifft, so besteht er aus einer kalksteinartigen, mit Quarz und etwas Hornstein vermischten Masse, die auf der Südseite mit einer harten Schneedecke, auf der Ost-, Nord- und Nordwestseite mit einer dicken Eiserinde überzogen, und nur auf der Westseite hier und da sichtbar ist. Die Schichten dieser Kalksteinmasse sind um den Gipfel herum fast völlig horizontal, so

wie man aber tiefer steigt, neigen sie sich immer mehr.

Sie fallen auswärts gegen die Alpenkette zu, und erheben sich gegen Süd, oder Südost. Da sie durch Luft und Feuchtigkeit sehr angegriffen worden sind, so sehen sie auf der Südseite, wo sie fast terrassenweis über einander hinaufgehen, wie eingestürzte Festungswerke aus. In ihren Zwischenräumen und in den benachbarten Spalten haben sich die aufgelösten Kalk- und Quarztheile in allerhand weißen und röhlichen, oft sehr sonderbaren Figuren angelegt.

Weiter hinunter findet man dicke Schieferbänke mit Eisenadern vermischte, in deren äußerst harten Nieren man häufig Pyriten entdeckt. Zwischen den Schieferbänken wachsen große Büschel von *Campanula uniflora*. Noch etwas tiefer kommt Kalkstein, dann Sandstein, dann eine Art blättrichter Thonschiefer, zum Theil mit Quarznoten vermischte, endlich

der Ueigranit. Bemerkenswerth ist auch die
Pierre à Verard, ein großer platter Granit-
felsen, unter dem man einen Stall für zwanz-
zig Kühe, und eine völlige Sennerey einge-
richtet hat.

Fünftes Kapitel.

Inhalt.

Col de Balme — Argentière höchster Gipfel — Aussicht — Pflanzen — Eider von Gitzich — des Montanvert — das neue Hospiz — Eismeer — Bourriès Excursion nach Piemont — Ansichten und Details.

Unsere dritte Bergreise von Chamounix aus wird das Col de Balme, 1181 Toisen über der Meeresfläche seyn. Der Weg dahin ist äußerst bequem, so daß man ohne Schwierigkeit bis auf den Gipfel hinanreiten kann. Er führt meistens über schöne Weideplätze immer längs der Arve hin, über deren Quellen man geht, und wird der vielen Krümmungen wegen ohngefähr in drey Stunden zurückgelegt.

Zuerst kommt man nach Argentiere, zwey kleine Flecken von Chamouni, wo man einen sehr schönen Gletscher in Zugstich in das Thal hinunter fließen sieht. Drey viertel Flecken weiter erreicht man das Dörfchen le Tour, rund herum mit Bergen eingeschlossen, auf denen zwar Weiden, des heftigen Windes wegen aber kein einziger Baum zu sehen ist. Auf der rechten Seite des Kessels steigt der Gletscher herab, und sein glänzendes Weißlicht äußerst malerisch gegen die grünen Gebirge ab.

Obgleich Tour der höchste und älteste Punkt des ganzen Thales ist: so sind die Felder und Wiesen doch vortreflich angebaut, besonders werden Hafer, Klee, Gerste, Weizen und Erdäpfel gezogen, so spät auch der Frühling hier einzutreten pflegt. Um das Schmelzen des Schnees zu beschleunigen, wenden dann die Einwohner ein sehr einfaches Mittel an. Sie streuen nämlich schwarze Erde darauf, wodurch der Schnee in wenig Zeit

gen erweicht, und so im Ganzen immer ein halber Monat zur frühen Einfaat gewonnen wird.

So wie man höher steigt, treten die Aiguillen hinter den tiefen Gebirgen hervor; man sieht den Dâst mit seiner ganzen, in das Wallis hinablaufenden Kette, und hat die Valorsine unter sich. Weiter hin entdeckt man die Aiguille du Charmos über dem Montanvert, und noch weiter den Col du Grant mit dem glänzenden Mont Blanc, während man um und neben sich eine Menge schöner Weiden und friedlicher Sennhütten erblickt.

Der ganze Weg, oryktognostisch betrachtet, geht über gräuliche Schieferlichkeiten hin, die mit Quarz in 5 bis 6 Zoll dicken Schichten vermischt, und vertikal gerichtet sind. Weiterhin wird man auch einige Kalksteinsfelsen gewahr. Uebrigens ist der höchste Gipfel des Col durch einen Stein bezeichnet, wel-

Her die Gränze zwischen Savoyen und Valais macht.

Auf diesem Standpunkte hat man eine weite, ausgebrehte Aussicht über die Alpenseite, wiewohl sie nach Sauphère's Meinung jener auf dem Sieven nicht gleich zu schätzen ist. Auf diesem Berge nemlich kann man den Mont Blanc mit allen seinen Aiguillen, Adalphen und Gletschern gerade vor sich sehen, während man ihn vom Col de Balme aus nur von der Seite und verthört erblickt. Gleichwohl verdient auch diese Aussicht alle Aufmerksamkeit, da man z. B. die Aiguille du Gouté, und du Dré, einen Theil der Valerferne, das ganze Chamounixthal u. s. w., so wie in der Ferne die beschneypen Gipfel der Bernischen Alpen, den Gemmi, den Grimsfel, die Furka, u. s. w. deutlich unterscheiden kann.

Der Gipfel des Col de Balme hat noch eine andere *Wachstums*würdigkeit: er ist nemlich mit den schönsten blumenreichsten Rasen bedeckt,

an den sich in Nordost ein langes Schneefeld anschließt. Man kann hier demnach Winter und Sommer gleichsam neben einander sehen, und ist, nachdem man sich gegen Norden oder Süden wendet, plötzlich in ein anderes Klima versetzt. Auf jenen Rasen gibt es der schönen Alpenpflanzen in Ueberfluß. *Salix herbacea*, *Erigeron alpinum*, *Plantago alpina*, *Silene acaulis*, *Polygonum viviparum*, *Chrysanthemum alpin.*, *Phytolacca hamifolia*, *Sempervivum saxatile*, *Veronica alpina*, *Veronica aspera*, *Senecio alpinus*, *Senecio nemorosus*, *Leucanthemum vulgare*, *Trifolium alpinum*, *Gentiana verna* u. s. w. blühen hier in herrlicher Mannichfaltigkeit.

Vom Col de Balme aus steigt man in ohngefähr vier Stunden in das Valis nach Martigny hinab, und kann so auf einem andern Wege wieder nach Châmbéry oder Verrieres zurückgehen. In der Nähe der ersten Zehnhütte von Trient war es, wo der Leichen-

des unglücklichen Escher aus Jülich *), der von dem Col hintergeköpft war, wieder gefunden ward. Pourcel ließ ihn mit vieler Mühe nach Vez bringen, und zeigte auch bey dieser Gelegenheit allen den gütlichigen Eufert, der ihm eigen ist. Dieses Unglück trug sich im Jahre 1791 den 26ten Juny zu.

Um vieles niedriger (nur 954 Toisen über der Meeresfläche), aber gewiß nicht uninteressanter, ist auch der Montanver, den man ebenfalls ziemlich bequem und leicht befragen kann. Der Weg ist schattig, die Luft sehr angenehm, man bedarf höchstens dreis halb Stunden dazu. Die Wiesen, die Pflanzgen **), die Heusen selbst bieten dem Beobachter manche neue Bemerkung dar. Endlich erreicht man den Gipfel, wo vor einigen Jah-

*) Es ist nicht mit andern Eschmännern, den ersten Eschern, zu verwechseln, von dem eben die Rede gewesen ist.

**) *J. B. Alnus alpinus*, *Chrysolitum alpinum*, *Actaea monocephala*, *Sanicula nemoralis*, *Camphora*, *Tubifera alpinus*, *Scrophularia* von Vaucluse, u. s. w.

Von unter Demerits Leitung, ein kleines artigaa
Höfch, gebaut worden ist ², und kann das
sogenannte Siameer mit allen seinen Horren
den Wäffen und den dasselbe einfassenden Ge-
birgen gerade vor sich sehen.

Der Anblick des Siameers ist in der That
außerst überraschend und funderbar. Man
glaubt wirklich ein Meer vor sich zu sehen,
dessen Wogen plötzlich gestreut sind. Dief
ist der deutliche Begriff, den man sich von
dieser ungleichen Horrenheit, mit tausend po-
valierten Erhöhen und Spalten durchschün-
tenen Tiefsen, machen kann. Man bemerkt
übrigens bald, daß es der Anfang eines Step-
fers ist, der von Norden nach Süden läuft,
sich darauf in zwei Theile theilt, bey seinem

² Es ist ein kleines netztes Haus mit einer Iron-
den, einem Fenster, einem Thore, hat Goldorn-
und eine Umbstung, wie man von einem belad-
ten Siameer einige Vorstellungen zu haben, und auch
im Anblick eine Noth zu empfinden kann. Man hat
darf des Ganges von rhombischen Felsenbildern be-
stehen, die, wie gesagt zu Gese, bei den
Wandern stehen.

Heruntersteigen in das Thal aber wieder vereinigt, und hier den Namen Glacier du Bois erhält *).

Staunend und schweigend sieht man auf diese ungeheure beelste Fläche ohne Leben, ohne Bewegung hinab; schauernd blickt man zu den hohen, zackichten, wild auf einander gethürmten Gebirgen empor, in deren Mitte sich die Aiguille du Drô, wie eine glänzende Pyramide, 1422 Toisen hoch, in die Wolken erhebt. Endlich steigt man über eine Menge Kieselgeschlebe vollends auf den Gletscher hinab, und findet zu tausend merkwürdigen Beobachtungen über die schönen Alpenpflanzen, die an dem Rande desselben blühen **), über die Verschiedenheit der Omda-
lation

*) Von dem Orte dieses Namens, wo er das Thal verläßt. Es ist derselbe, aus dem der Arveyon kommt.

**) Unser andern: *Pedicularis rostrata*, *Chrysanth. alpina*, *Viola orolia*, *Viola biflora*, *Potentilla aurea*, *Geum montan.*, *Veronica alpina*, *Veronica asphylla*, *Empetrum nigrum*, *Barbula alpina*, *Juncus trifidus*.

lation der Spalten, der Farbe u. s. w. mit jedem Schritte Gelegenheit.

Eben so interessant wird auch die nähere Betrachtung der Nigulle mit Hülfe eines guten Telescopcs seyn. Man wird sehen, daß die abgestumpfte Spitze aus mehreren unregelmäßig aufgeschichteten Blöcken besteht, daß dann zehn bis zwölf horizontale Reihen rechtwinkllicher und fast nach Mauerart zusammengefügtcr Steine folgen, daß aber von nun an, bis auf die Basis hinab, nicht die mindeste Spur von Schichten, oder von irgend einer Zusammensetzung vorhanden ist. Man wird übrigens von selbst bemerken, daß die ganze ungeheure Pyramide aus Ue granite besteht, und daß in den Seiten derselben

phyteuma hemisphaerica, *Saxifraga cuneifolia*, *Saxifraga hyoides*, *Rumex digitatus*, *Arenaria goniodora*, *Cnicus spinosiss.*, *Trifolium alpin*, *Alchemilla alpina*, et *pentaphyllos*. *Achillea genipi* Hall. — Auch sieht man auf diesem Abhange hier und da *Pinus cembra* Eab. Arctif, die man ja nicht mit *pin. cedr.* verwechseln darf.

große, schiefe und unregelmäßige Spalten befindlich sind.

Wer Muth und Kräfte hat, der kann das Eismeer in seiner schmalsten Richtung durchschneiden und bis an den Fuß der Aiguille, ja bis zum Tacul gehn. Dort wird man eine Menge Granitblöcke mit großen Feldspathkrystallen, und weiterhin den sogenannten „Plan de l'Aiguille du Drâ“ einen Weideplatz sehen, wohin im Frühjahr Heerden und Hirten für die ganze schöne Jahreszeit über das Eismeer ziehn. Hier am Fuße des Tacul wird man dieses starrende Meer und die ganze Gletscherregion, mit allem ihren graufenden Schönheiten, noch deutlicher zu übersehen im Stande seyn.

Von hier aus drang Bourrit im Jahre 1787. durch das Thal von Aosta zuerst nach Piemont; von hier aus trat der unsterbliche Saugère, im Jahre 1788. seine sechszehntägige Untersuchungsreise auf die genannte Bergspitze (Col de Gran) an. Es ist der

Wäre werth, unsern Lesern die umständliche Beschreibung derselben mit allen Resultaten jener wichtigen Beobachtungen mitzutheilen, um so mehr, da sie noch nie in das Deutsche übersetzt, ja selbst im Originale nur wenig bekannt geworden ist. *)

*) *Voyages dans les Alpes* etc. Vol. IV. pag. 317.
N. Edit. in 4.

Sechstes Kapitel.

Inhalt.

Saufüre's Rolle auf das Col de Seant —
Entlassung — Anhalten — zu Taut — Ge-
fahren — Hüte und Einrichtungen — Sturm
— Beschädigungen — Mannschätsigkeiten — Nach-
te — Letzte reicher Mensch.

Ich hatte mich überzeugt — sagt der
ehrwürdige Sauüre — daß die ge-
wöhnliche Art irgend einen hohen Berggipfel
zu besuchen, nur von sehr eingeschränkten
Nutzen für die Wissenschaften ist. Von
Lommt gegen Mittag an, hält sich kaum ein
Paar Stunden auf, und eilt vor Sonnenun-
tergang wieder in das Thal hinab. So wer-
den überall fast dieselben Beobachtungen zu
denselben Stunden gemacht, ohne daß auf
den Zustand der Atmosphäre während anderer

Tageszeiten, besonders während der Nacht, die mindeste Rücksicht genommen wird.

Schon lange hatte ich die Idee gehabt, auf irgend einem hohen Gipfel mehrere Tage lang hinter einander zu bleiben; schon lange hatte ich jene Lücke in unseren atmosphärischen Kenntnissen auszufüllen gewünscht. Es schien mir interessant, den täglichen Gang verschiedener meteorologischer Instrumente in dieser Höhe beobachten zu können, und gleichsam Zeuge von der Entstehung der wichtigsten Lufterscheinungen zu seyn. Zugleich wünschte ich mehrere Versuche anzustellen, die aus Mangel an Zeit und meines Uebelbefindens halber, auf dem Gipfel des Mont Blanc unterblieben waren, und so die Reihe von Beobachtungen zu vervollständigen, die in der Beschreibung jener Reise bekannt gemacht worden sind *)

Jetzt kam es darauf an, einen Gipfel zu finden, wo sich der Zweck meiner Reise am

*) Die Tables werden bei unten im zweiten Kapitel finden,

besten erreichen ließ, einen Gipfel, der ungefähr achtzehn hundert Toisen hoch, aber Winden u. s. w. ausgesetzt und dennoch zugänglich, geräumig, und von Schnee befreit war. Letzteres war die Hauptschwierigkeit, da der Hütte und der Instrumente wegen ein großer Theil des Erfolgs davon abhienß. Endlich rieth mir Herr Erchaquet, den ich meinen Plan mitgetheilt hatte, den neuentdeckten Weg von Chamounix nach Cormayeur über den Tacul zu versuchen, und so begab ich mich zu Anfang des Junius 1788. mit meinem ältesten Sohne nach Prileuré! Hier schickte ich sogleich Leute ab, die mir auf dem höchsten Punkte des Tols einige Hütten errichten mußten, traf meine übrigen Anstalten u. s. w. und brach endlich den zweyten Julius, als sich das Wetter völlig geklärt hatte, mit mehreren Führern und Trägern von Chamounix auf.

Der Weg gieng über den Montanvert, das Eismeer u. s. w. wie er oben beschrieben

worden ist; gegen Abend schlugen wir endlich unsere Zelter beim Lacul auf, welches der Name eines Kasensplatzes ist, der am dem Ufer eines kleinen Sees, zwischen dem obersten Rande des Glacier de Bois und dem Fuße der sogenannten Montagne du Lacul liegt. Hier zündeten wir Feuer an, brachten die Nacht nicht unangenehm zu; brachen den andern Morgen um halb sechs Uhr wieder auf und langten um halb eins bei unserer Hütte an. Der Punkt, auf dem sie erbaut war, liegt gerade vor dem Desfilé, durch das man nach Cormayeur hinabsteigt, und wird von dem sogenannten Glacier de Cormayeur beherrscht. Ich habe ihm also den Namen Col de Cormayeur gegeben, um so mehr, da die Montagne du Lacul sechs bis sieben Stunden rückwärts liegt.

Aber um unser Col zu erreichen, hatten wir nicht wenig Gefahren zu überstehen gehabt. Der Glacier de Trelaporte, über den Bourrit das Jahr zuvor gegangen war, schien

ganz von Schnee entblößt, und also völlig unzugänglich zu seyn. Wir waren daher gezwungen, längs des steilen, beschneuten Abhangs, der sogenannten la Noire hinzuklettern, die voller gefährlicher Spalten war. Zum Glück hatten jedoch unsere Führer den Tag zuvor, während es bey der Mittagssonne thaute, hin und wieder Stufen hinein gehauen.

So waren wir allmählig höher gekommen, wo nun die Spalten schmaler und seltener zu werden anfiengen, so daß also diese Gefahr in kurzem überstanden zu seyn schien. Plötzlich hören wir ängstlich nach Stricken rufen, und erfahren, daß einer unserer Träger, Alexis Dalmat, der an hundert Schritte vor uns war, in eine sechzig Fuß tiefe Spalte gefallen ist. Zum Glück hielt ihm mitten darin ein großer Schneeblock an, so daß er, ein paar kleine Verletzungen im Gesichte ausgenommen, weiter keinen Schaden nahm. Sein Herzensfreund Favret ließ

Ich sogleich an einem Seile hinunter, knüpfte
Ich mit daran, und wir zogen sie beyde her-
auf. Dalmat sah etwas blaß aus, zeigte
aber sonst nicht die mindeste Veränderung.
Ruhig nahm er seine Rattaze wieder auf,
und setzte seinen Weg unerschrocken und gleich-
gültig fort.

Bev unserer Ankunft auf dem Col sah
ich sogleich zu meinem großen Verdrusse, daß
die Hütte keineswegs über 1800 Toisen hoch
lag. Ich schloß dieses aus der Vergleichung mit
den benachbarten Gipfeln, deren Höhe mir
hinlänglich bekannt war. Eben so fand ich
sie viel zu klein, nur sechs Quadratfuß groß,
und so niedrig, daß man immer gebückt zu
stehen gezwungen war; überdem hatte es bey
dem äußerst liederlichen Dache, und den nicht
besser zusammengefügteten Seitenwänden die
vorige Nacht hineingeschnept.

Die Aussicht sowohl auf der piemontesis-
chen als auf der savoyischen Seite war schön
und ausgebreitet genug; die Stelle aber

selbst auf einem schmalen Zeltentamme zwischen zwey kleinen, mit lauter Abgründen u. s. w. umgebenen Gletschern, äußerst uns bequem gewählt. Ich behielt daher außer meinem Bedienten noch vier von den besten Führern zurück, *) und befahl sines erste die Zelter aufzuschlagen, bis sich morgen an eine bessere Einrichtung der Hütte denken ließ.

Hiermit ward auch wirklich nach einer leidlichen Nacht der Anfang gemacht, indem der Boden von Eise befestigt, das Dach erhöht, die Mauer ausgebessert ward u. s. w. Wir richteten Postamente für den Magnetometer, für die Bousole, zum Ziehen der Mittagellinie auf, und versuchten selbst einige Probachtingen. Eben so wurden auch die Zelter so gut als möglich besenigt, zumal da sich das Wetter zu verändern schien.

Und in der That überfiel uns auch in der folgenden Nacht (4 — 5. July) ein so hefti-

*) Die übrigen Führer und Träger traten sogleich die Rückreise nach Chamounix an.

ges Ungewitter, als ich mich je erlebt zu haben erinnern kann. Ein Uhr nach Mitternacht nemlich erhob sich ein Südwestwind, der einem Erdbestürme glich, und unsere Hütte jeden Augenblick mit Fortnehmen zu wollen schien. Er hatte das eigene, daß er nur stoßweise blies, aber nach jeder Pause mit neuer Wuth begann. Diese Stöße waren mit einem furchtbaren Geräusch verbunden, das einer heftigen Canonade glich; der ganze Berg erbehte, es war selbst unter unsern Kesseln spühlbar.

Mit Tagesanbruch schien der Ocean etwas abzunehmen, bald aber fieng er von neuem an, wozu noch ein heftiges Schneegestöber kam. Wir waren daher gezwungen, die Hütte zu verlassen, in die ohnehin der Wind durch alle Fugen drang. Indessen leistete es uns nicht wenig Nähe die Zelter, in die wir uns gerettet hatten, fest zu halten, indem der Boden sehr ungleich, und der Platz viel zu schmal dazu war.

Um sieben Uhr Morgens fieng es an zu donnern und zu hageln, und währte so ohne Aufhören bis gegen Mittag fort. Ein Blitz fuhr knisternd an unserm nassen Zelte hinab, und schlug in unserer Nähe, gerade hinter meinem Sohne ein. Die Luft war so elektrisch, daß, sobald ich nur die Spitze des Condukteurs von meinem Elektrometer zum Zelte hinaussteckte, die Angeln bis zur Länge der Fäden divergieten. Fast bey jeder Explosion veränderte sich die Electricität von positiver in negative, und so umgekehrt.

Gegen Mittag klärte sich das Wetter auf, die Luft ward allmählig stiller, und wir fuhrten mit den Anstalten zu unsern Einrichtungen fort. Ich theilte zu gleicher Zeit jedem seine täglichen Beschäftigungen dem Führer die ökonomischen, meinem Sohne und mir die wissenschaftlichen aus. Die letztern fiengen jeden Morgen um vier Uhr an, und wurden bis Mitternacht fortgesetzt; und so vergiengen

und sechzehn Tage mit unglaublicher Schnelligkeit.

Es ist wahr, wir hätten manchen unangenehmen Augenblick, manche kalte Nacht, und unzählige Beschwerden auszustehn. Fast alle Abende um fünf Uhr — und die schönsten Tage machten hier keinen Unterschied — wehte von dem uns nord- und westwärts liegenden Schneebahnen ein durchdringend kalter Wind herab, der noch überdem häufig mit Schnee und Hagel begleitet war. Man mochte sich noch so warm ankleiden, man wurde dennoch bis auf die Haut durchweht. Feuer in unsern Zelten anzuzünden war keine Möglichkeit, und dennoch ward die Hütte von unserm kleinen Kohlfener, wo die Kohlen auf dieser Höhe nur schwach fortglimmten, keinesweges hinlänglich erhitzt. Man mußte froh seyn, sich nur Hände und Füße erwärmen zu können, während der übrige Körper immer erkältet blieb. Gleichwohl waren wir nicht höher als 1763 Toisen, und das zum großen Glück

für uns, denn in einer noch größern Erhöhung würde die Kälte unerträglich gewesen seyn.

Wie werde ich indessen die stillen ruhigen Abende vergessen, wo ich, wenn mein Sohn um zehn Uhr zu Bett gegangen war, in meinen Pelz gehüllt, und mit einem heißen Steine unter den Füßen, in dem einen Zelte allein bey der Doufole saß, und die Beobachtungen des Tages in mein Journal eintrug. Von Zeit zu Zeit gieng ich dann hinaus, um nach meinen übrigen Instrumenten und dem Himmel zu sehn, der fast immer rein und heiter war. Diese zwey Stunden Ruhe und Einsamkeit hatten etwas unglaublich Süßes für mich; bis es endlich Mitternacht ward, und ich neben meinem Sohne zufrieden auf meiner kleinen Matratze einschlief.

Erzzehn Tage hatten wir so auf diesem hohen Gipfel zugebracht; endlich kam der letzte Abend voll unbefreiblicher Schönheit heran. Die Luft war mild und freundlich, die

hohen Gipfel glänzten in sanftem Rosenroth, der ganze Horizont von Piemont lag in wailendem Purpurdust. Eben so reizend war die Nacht, wo der Vollmond hoch unter den funkelnden Sternen stand, und die ganze Gegend in schimmerndem Lichte schwam. Alles war still und ruhig, alles schien der Schauplatz einer himmlischen Verklärung zu seyn. Wir hatten alle unsere Beschwerden vergessen, wir waren für alle unsere Leiden belohnt. Froh und zufrieden stiegen wir dann am folgenden Tage (19. Julius) weiter ins Thal hinab.

Stebentes Capitel.

Inhalt.

Scientifische Beobachtungen — Topographische astronomisch-geometrische Bestimmung des Orts — Höhen — Barometrische — Thermometrische Beobachtungen — Versuche über die Elasticität und Feuchtigkeith der Luft.

Nach diesem allgemeinen Berichte geht der vortrefliche Saufüre nunmehr zu der besondern Darstellung seiner scientifischen Beobachtungen über, so daß er mit der topographisch-astronomisch-geometrischen Bestimmung des Orts den Anfang macht.

Der Felsenkamm — sagt er — auf dem sich unsere Hütte befand, ist von zwey Gletschern eingeschlossen, wovon der eine, Glacier de Mont Fretz in Westen, der andere, Glacier

Glacier d' Entreves in Osten liegt. Die Hütte war auf der südlichsten Spitze des Kamms erbaut, die Zelter waren in derselben Linie nordwärts von der Hütte angebracht. Der Kamm selbst verlief sich in den oberen Theil des Mont Fretz so, daß der Abhang anfangs unmerklich, zuletzt aber äußerst steil hinuntergieng. Unsere Station war also völlig isolirt und allen Winden, allen Lusterscheinungen ausgesetzt.

Um die Breite des Eolds zu finden, stellten mein Sohn zwei Höhenbeobachtungen an. Die erste gab $45^{\circ} 49' 41''$; die zweite $45^{\circ} 50' 6''$; das Mittel also $45^{\circ} 49' 54''$. Die Länge konnten wir leider nicht festsetzen, da die dazu bestimmte Uhr schon in den ersten Tagen unserer Reise nach Chamounix in Unordnung gerathen war. Um indeß doch etwas zu thun, bestimmten wir die Lage der Hütte gegen folgende Gegenstände mit Genauigkeit.

Gipfel des Mont Blanc $103^{\circ} 40'$ Nord
zum West. — Courmayeur $206^{\circ} 32'$.
Gipfel des Geant $323^{\circ} 30'$. Die Höhe
und Entfernung dieser Gegenstände in gerader
Linie von der Hütte gab für den Mont
Blanc Höhe: 687 Toisen, Entfernung
2692, 2. für Courmayeur Depression:
1107. T. Entf. 3552. 2., für den Geant
Höhe: 411 T., Entfernung 1548, 2.
Nebstdem noch für Priouré im Chamounix
Thale, Depress. 1223 T. Ohngefähre Entf.
3700 T.

Was die Höhe unsers eigenen Postens
anlangt, so ergab sich aus einer trigonometri-
schen Operation, bey der ich die Aiguille
du Midi, ihrer Nachbarschaft und pyrami-
dalischen Form wegen, zur Basis nahm, daß
unser Standpunkt 1763 Toisen über der Meeres-
fläche erhoben war. — Aiguille du Mi-
di 1469 über Priouré, und 246 T. über
unserer Hütte; letztere 1223 über Priouré,
folglich 1763 T. über das Meer.

Was die Pflanzen anlangt, so konnten wir auf diesem Felsenkamm nur eine einzige vollkommene Pflanze mit bestimmter Blüthe finden. Es war „*Aretia helvetica*,“ von der wir in allen Abtheilungen ganze kleine Rasenstücke mit äußerst zarten bald weißen, bald purpurnen Blüthen sahen. Desto mannichfaltiger aber waren die Moosarten, die wir auf diesen Felsen sammelten, und von denen der berühmte Doktor Smith in London, der Präsident der linnäischen Gesellschaft, folgende genau bestimmt hat: — *Lichen probolescideus* L. — *Lichen scaber* de Hudson — *Lichen sahlunensis* L. — *Lichen geographicus* L. — *Lichen pubescens* L. — *Lichen Meenteriiformis* Vulfen, Jacqu. Misc. V. II. ps. t. q. f. 3. Ueherdem zwey ganz neue Arten: *Lichen (tessellatus) crustaceus*, ater, rimosus, tuberculis crusta immerhis, planis angulosis lividis und *Lichen (loricatus) crustaceus*, ater, rimosus, tubercul. angulosis concaviss. exiguis, submarginat. concolorib. nitid

Nach dem animalischen Reiche schien eine völlig schwarze Spinne, die sich unter den Steinen aufhielt, die einzige beständige Bewohnerin des Eols zu seyn. Doch sahen wir auch drey Geyser, die aus dem Thale d' Aosta nach Savoyen herüberreisten, imgleichen einen Mauerfleck, einen Schutzevogel und zwey Krähen. Erstere ließen sich nur einmal, die Krähen aber sehr häufig sehen. Da nämlich unsere Station, wie gesagt, zwischen zwey tiefen Gletschern war, so mußte immer da eine Ernte windstrey seyn. Wenn nun der Wind eine Menge todtet Insekten auf den Gletscher getrieben hatte, so kamen die Krähen herby und verzehrten sie.

Die optognostische Beschaffenheit des Eols betreffend, so bemerkten wir, daß alle Felsen, die wir bis zum Eol erstiegen hatten, alle, die wir in der Ferne sehen konnten, und der ganze Komm, auf dem wir uns befanden, aus lauter Granit in Masse, gedörtem Grauwacke oder quarzartigem Gneise mit ein

gesprengtem Glimmer bestehen. Die Schichten derselben sind vertikal oder wenigstens sehr geneigt, und laufen von Nordost nach Südwest, oder von Ost-Nord-Ost nach West-Süd-West.

Der Punkt des Kammes selbst, auf dem wir unsere Hüte und unsere Zelte aufgeschlagen hatten, war, wo nicht daraus zusammengesetzt, doch wenigstens mit einer dicken Masse von unzusammenhängenden Felsen von sehr verschiedener Natur bedeckt. Ihren Winkeln sind scharf, man sieht, daß diese Blöcke durch keine Fluth hieher gewälzt worden sind, und daß sie der harte Schnee, der sie fast beständig bedeckt, vor der Verwitterung schützt. Uebrigens sind sie von Natur sehr glatt und haben einen Ueberzug von Speckstein; daher ihre Verbindung immer sehr schwach gewesen seyn muß, und sich also desto eher auf einen Einspruch schließen läßt.

Daß diese Degradationen überhaupt sehr häufig sind, davon haben wir während unseres

schmerzhaftigen Aufenthalts unglückliche Ver-
weise vor Augen gehabt. Keine Stunde ver-
gient — wie ich ohne Uebertreibung sagen
kann — wo wir nicht ungeheure Heilmass-
sen entweder in unserer Nähe mit einem dem
natürlichen Gefache hinunterstürzen hielten,
oder diese gräßliche Erscheinung in der Ferne
sahen. Die Ursache ist leicht begreiflich.
Wenn nämlich in die offenen Zwischenschlamm-
der fast geneigten Glimmischichten Scherwaf-
fer eindringt, und nachher darin gesteht: so
Mfen sie sich allmählig löst und stürzen endlich
in ungeheuren Massen herab.

Was unsere Barometer-Beobach-
tungen anlangt, so habe ich deren fünf und
achtzig angestellt, doch würden ihrer, ohne
eine Verbesserung an meinem Instrumente,
doch mehr gewesen seyn. Das Mittel gab
18 Z. 11 L. $\frac{16000}{16110}$ L. Fünf und achtzig da-
mit correspondirende, und in Chamerunig an-
gestellte Versuche gaben ein Mittel von 25 Z.
6 L. und $\frac{16110}{16220}$ L. Der dabei beobachtete mitt-

Der Grad der Wärme war bey und nach Reims
war $3^{\circ} \frac{610}{7600}$ und zu Chamonix $17^{\circ} \frac{515}{7600}$.
Die aus jenen Beobachtungen abgelenkte Höhe
be des Cels über Prientré war 1107 Toisen,
also um 16 weniger, als ich nach der trigono-
metrischen Operation erhielt.

Die Verdünnungen des Barometers wa-
ren allerdings nicht so groß, als ich es ge-
schätzt hatte, und ihre Verschönerungen
nicht der Norm gemäß, die ich anderwärts
bestimmt hat, d. h. auf den höchsten Punkten
waren sie fast zweyweges kleiner, als anderwärts.
Die Verschönerung zwischen dem höchsten und
niedrigsten Stande, in Linien und Schöng-
schreiben von Linien aufgetheilt, war auf dem
Cel 2. 145; in Prientré 2. 29. Außerdem
ergiebt sich noch, daß das Barometer auf
dem Cel um acht Linien Morgens am niedrig-
sten stand, daß es denn bis zwey Linien Nach-
mittags stieg, zwischen zwey bis vier Linien
etwas fiel, und denn wieder den ganzen Abend
stieg. In Chamonix hingegen war Mer-

gens um acht Uhr sein höchster, Nachmittags um vier Uhr sein niedrigster Stand, worauf es wieder den ganzen Abend stieg.

Was unsere Thermometer-Beobachtungen betrifft, so haben wir sie regelmäßig von vier Uhr Morgens bis Mitternacht angestellt. Der höchste Grad Kälte, den wir erfahren haben, war 2 Gr. unter dem Gefrierpunkte; der höchste Grad Wärme war 8 Gr. 3'. Jene fand den sechsten July Abends um sieben Uhr, diese den funfzehnten um Mittag statt. Als allgemeine Resultate bemerken wir: daß auch hier der kälteste Augenblick bey Aufgang der Sonne, der wärmste um zwey Uhr Nachmittags war; daß aber die Sonne auf den hohen Gipfeln weit weniger wirken müsse, weil der Unterschied zwischen dem kältesten und wärmsten Momente nur vier Grad betrug; daß endlich die Temperatur auf dem Col, während der ersten Hälfte des Julis, ohngefähr der

Temperatur in Genf, während der ersten Hälfte des Januars, gleich kam.

In Ansehung der Elektrizität der Luft ergab sich aus unsern angestellten Beobachtungen, daß ihr Gang (bey heiterem Wetter nemlich) auf diesem hohen Gipfel derselbe, und eben so regelmäßig, als auf der Ebene war; daß sie von vier Uhr Morgens (ihr Minimum) bis zwey Uhr Nachmittags (ihr Maximum) nur allmählig zunahm.

Diese Beobachtung ist äußerst merkwürdig. Sie beweist nemlich, daß der verschiedene Gang der Luft-Elektrizität in den verschiedenen Jahreszeiten keinesweges durch die Lokalkemperatur bestimmt wird. Denn da wir auf unserm Col ohngefähr die Wintertemperatur der Ebenen hatten, so hätte die Elektrizität (wie sie von der Lokalkälte abhängt) auch wie im Winter zwey Maximum, eines des Morgens, und eines des Abends haben müssen. Sie hatte aber nur eines,

um zwei Uhr Nachmittags, woraus sich also
ebiges Resultat von selbst ergibt.

Was ihre Intensität betrifft, so trieb
die Kugel, die wir bey heiterem Wetter
beobachteten, die Nadeln des Elektrometers
nur 3 L. 8 Zehnt. aus einander. Nun aber
würde sie in der Plains, auf einer so isolir-
ten Stelle, und bey so kaltem Wetter, gewiß
weit stärker gewesen seyn. Hieraus scheint
also zu folgen, daß im Verhältniß der Verdünnung der Luft und der Entfernung von
der Oberfläche die Elektrizität bey heiterem
Wetter von ihrer Stärke verliert. Bey Un-
gewittern hingegen dürfte sie eben so stark, ja
vielleicht noch stärker seyn. Bey heiterem Wet-
ter fanden wir sie auf dem Col wie in den
Ebenen immer positiv, bey Ungewittern sa-
hen wir sie oft negativ.

Bey diesen Beobachtungen ist noch zu be-
merken, daß unser Elektrometer zwar auf uns-
erm Häubtdache aufgestellt war, daß wir

Der eigentlich nur zwey bis drey heitere Tage hatten, an denen sich der Gang der Elektricität bey solcher Witterung beobachten ließ.

Dasselbe Hinderniß fand auch in Ansehung des Hygrometers, und wie man denken kann, in noch weit größerem Maasse. Indessen gelang es uns dennoch, folgende Resultate zu erhalten, die nicht ganz unwichtig sind. Es ergab sich nemlich, daß bey vollkommen schönem und heiterem Wetter der Augenblick, wo die scheinbare Trockenheit am größten ist, auch hier, wie in der Ebene, auf vier Uhr Nachmittags, der Augenblick der größten Feuchtigkeits zwischen acht und neun Uhr Abends, und vier und fünf Uhr Morgens fiel. Des Nachts hingegen zeigte das Hygrometer bey schönem Wetter immer steigende Trockenheit an; da sich die Dünste gegen Abend verdichteten und in die Thäler hinabstiegen, so daß die Luft mit jedem Augenblicke auf unserm Gipfel reiner und trockner ward.

Dieser Beobachtung zu Folge ergab sich ferner, daß die größte Trockenheit, die das Hygrometer auf unserm Col anzeigte, gerade des Nachts (vom 7 — 8. July) einfiel. Es stand nemlich um Mitternacht auf 66, 3., und um vier Uhr Morgens auf 52, 5. Die Wärme konnte keinen Einfluß darauf haben, denn um Mitternacht stand das Thermometer nur auf + 0, 1., und um vier Uhr Morgens auf — 0, 4. Denselben Morgen zeigte das Hygrometer bis zehn Uhr immer steigende Feuchtigkeit an, wiewohl das Wetter ziemlich schön war. In Chamounix heißt man eine sehr feuchte Nacht gehabt, wie vom 3 — 4. July unsere erste auf dem Col, wo das Hygrometer um zehn Uhr Abends 61 Gr., und des Morgens um fünf Uhr 56 Gr. zeigte, während es zu Chamounix auf äußerster Feuchtigkeit stand.

Was die absolute Feuchtigkeit anlangt, so war sie auf unserm Col bey weitem geringer, als zu Genf und Chamounix. So regelnd

fig nemlich auch die Nebel, die von den Gletschern aufstiegen, unsern Hygrometer bis zum äußersten Feuchtigkeitspunkte brachten, so enthielt dennoch die Luft in der Ebene, trotz ihrer ansehnlichen Trockenheit, weit mehr feuchte Dünste, die sich bey einem viel geringern Grade von Kälte gewiß in dicken Nebeln gezeigt haben würden. — Setzt zu den Versuchen, die Gesehe der Ausdünstung auf dem Gipfel mit der in der Ebene zu vergleichen; wovon in dem folgenden Kapitel gehandelt werden soll.

Achtes Kapitel.

Inhalt.

Versuche über die Ausdünstung — Apparat dazu —
Details der Versuche selbst — Vergleichen —
Resultate — meteorologische Beobachtungen — Re-
betwolken — ihre Entstehung und Bewegung —
Gewitter und Windstöße — Hagel — Vorkäuze —
Eisenschnuppen — Däue des Himmels — Far-
ben der Schatten — Dauer der Dämmerung —
mehrere dahin gehörige Phänomene — Eissay.

Nichts scheint auf den ersten Anblick leichter und einfacher, als die Versuche über die Ausdünstung. Zwei gleiche Gefäße, das eine auf dem Gipfel, das andere in der Ebene, beyde gleich voll und mit demselben Fluidum angefüllt, auch in allem übrigen gleichmäßig hingestellt, das, meint man, würde zum Verhufe jener Versuche völlig hinreichend seyn.

Bey einigem Nachdenken indessen zeigt sich bald, daß man auf diese Art nur sehr unvollkommene Resultate erhalten würde, indem die Stärke der Winde, die Temperatur und die Trockenheit der Luft, die an den beyden Stationen so verschieden zu seyn pflegt, den Beobachter allerdings in Verlegenheit setzen muß. Woher könnte er z. B. wissen, ob die Verschiedenheit der Resultate nicht viel mehr diesen Ursachen, als der Verdünnung der Luft zuzuschreiben ist, deren Einfluß er doch hauptsächlich kennen lernen will?

Um also die Einwirkung dieser vier Ursachen, der Wärme, der Trockenheit, der Bewegung und der Dichtigkeit der Luft gehörig unterscheiden zu können, beschloß ich, meine Versuche in einer völlig stillen Luft anzufangen. Weiter um des Wärmes und Trockenheits Grades versichert zu seyn, bey dem eine gewisse Wassermasse verdunstet wäre, suchte ich die Evaporation derselben zu beschleunigen, und Zeit und Menge mit dem Stande des

Hygrometers und Thermometers zu vergleichen; weshalb ich diese Versuche auch bey verschiedenen Graden dieser Instrumente zu wiederholen für nöthig fand.

Zum Behufe aller dieser Beobachtungen nahm ich ein viereckichtes Stück feiner Leinwand, 13 Zoll lang und 10 Zoll breit, spannte es vermittelst kleiner Fäden in einen Rahmen aus, ließ es sorgfältig am Feuer (oder an der Sonne) trocknen, und bemerzte das Gewicht (den Rahmen mit eingerechnet) davon. Jetzt bemetzte ich es gleichmäßig so lange mit einem nassen Schwamm, bis es (nach einigen Versuchen versteht sich) hundert und fünfzig Gran schwerer wog. Hatte es gerade dieses Gewicht erreicht, so hing ich es an einen Wagebalken, und ohngefähr sechs Zoll davon, doch gerade dem Mittelpunkte der Leinwand gegenüber, eines der besten Thermometer und Hygrometer auf. Stunde, Minute und Sekunde, wo dieses geschah, so wie die

Die Grade der beyden Instrumente wurden sorgfältig notirt.

Jetzt ließ ich es zwanzig Minuten ruhig hängen, dann aber untersuchte ich an dem Gegengewichte, wieviel die Leinwand durch die Ausdünstung verlohren hatte, und bemerkte zugleich, auf welchem Grade meine Instrumente standen. Es ergab sich, wie viel Wasser in zwanzig Minuten und bey welchem Mittelgrade von Wärme und Feuchtigkeit es verdunstet war. Nach andern zwanzig Minuten wiederholte ich dieselbe Beobachtung zum zweytenmahle — ja ich konnte es zum dritten und viertenmale thun, sobald nur die Leinwand nicht über 60 — 65 Grad von ihrem ersten Gewichte verlohren hatte. Wenn sie nemlich bis dahin verringert ist, hält sie die übrige Feuchtigkeit stärker zurück, und die Ausdünstung fängt an sehnlicher, langsamer und unregelmäßiger zu werden, so daß sie sich schwerlich beobachten läßt.

Mit jenem Apparate und dieser Methode zeigte sich denn bey dreu Versuchen, daß bey 8,55 Thermom. 114 Hygrometer, und 4,032 realer Trockenheit, 39,50 Gran verdunsteten; daß bey 4,80 Thermom. 90 Hygrometer, und 1,324 realer Trockenheit, die Verdunstung 10,88 Gran betrug; daß endlich bey 5,25 Thermom. 0,45 Hygrometer, und 1,184 realer Trockenheit, die Leinwand 14,00 Gran an Gewicht verlor.

Vergleicht man die Resultate dieser drey Versuche unter einander selbst, so ergiebt sich in Ansehung des ersten und zweyten, daß eine Differenz von 3,55 Wärme und 2,708 Trockenheit, eine Verschiedenheit von 18,62 Gran in der Ausdünstung hervor gebracht hat; es ergiebt sich in Ansehung des zweyten und dritten, daß eine Differenz von 0,41 Wärme, und 0,86 Trockenheit eine Verschiedenheit von 3,12 Gran in der Evaporation verursacht hat.

Diese zwey Zusammenstellungen gaben zwey Gleichungen, an denen man x oder den Einfluß eines Wärmegrades $= 4,188$ und y . oder den Einfluß eines Trockenheitsgrades $= 1,386$. erhält. Mit den in der Ebene (zu Genf) gemachten Versuchen verglichen, gaben dieselben Berechnungen für x , oder den Wärmegrad $= 1,938$. für y . oder den Trockenheitsgrad $= 2,775$.

Aus allem diesem ergibt sich, daß auf dem Col der Einfluß der Wärme überwiegend war. Ein Unterschied von einem einzigen Grade Wärme wirkte dreymal so viel als ein Grad Trockenheit, wiewohl der letztere ohngefähr neun Mittelgrade des Hygrometers vorstellt. Auf der Ebene fand gerade das Gegentheil statt. Hier hatte die Trockenheit das Uebergewicht, und ein Grad davon wirkte um die Hälfte mehr, als es der Fall bey einem Grad Wärme war.

Nach diesen, für einige Leser vielleicht zu trocken, immer aber sehr schätzbaren Anga-

ben, gehen wir nun zu den meteorologischen Beobachtungen über, die dafür desto interessanter, und auch für bloße Liebhaber allgemein verständlich sind.

Zuerst also von den Wolken, und zwar besonders von den Schaum- oder Nebel-Wolken, die man häufig um die Verggipfel sehen sieht. — Auch um den Mont Blanc — sagt der vortrefliche Saupère — bilden sich öfters dergleichen und werden auch hier als Vorboten des schlechten Wetters angesehen. Da ich nun jenem Gipfel auf dem Col du Geant so nahe war; so hatte ich zu der nähern Beobachtung derselben die beste Gelegenheit.

Diese Nebelwolken scheinen unbeweglich, und sind es auch wirklich, was ihre Totalität betrifft. Betrachtet man sie aber einzeln, und zwar in der Nähe, und mit Aufmerksamkeit, so wird man eine innere, äußerst lebhafteste Bewegung gewahr. Es sind ihre kleinen, gegen die Hauptmasse oft weit dunklern Flockchen, die sich der Direction des Windes ge-

miß, mit unglaublicher Geschwindigkeit fort drehn. Es ist also klar, daß keinesweges immer dieselben Theilchen an ihrer Stelle bleiben, sondern daß sie unaufhörlich erneuert werden.

Freylich mag ein warmer, fast ganz mit Feuchtigkeit saturirter Wind, sich an dem Gipfel des Mont Blanc so weit erkälten, daß er die Wassertheilchen nicht mehr in Auflösung erhalten, sondern sie in Nebelform fallen lassen muß. Allein es dauert nicht lange, so werden sie durch den Wind an dieser kalten Sphäre weiter getrieben, lösen sich wieder auf, *) und werden von neuem unsichtbar; bis sich endlich die Luft völlig saturirt, und eine große und breite Wolke entsteht.

*) Ich habe dieses mehrmahl mit vielem Vergnügen zu beobachten Gelegenheit gehabt. Sie theilten sich dann gleichsam fadenweis in unzählige Partikeln, die sich auf, hin und nebeneinander in so sonderbaren und schnellen Bewegungen gegenseitig abstoßen schienen, daß ich das ganze im Flauen mit einem elektrisirten Schwanenbüschel vergleichen muß.

Aber auch dann sieht man noch häufig kleine Stücken derselben durch den Wind nach andern Gegenden treiben, wo sie sich abermals auflösen, bis abermals eine große Masse von Luft hinlänglich saturirt ist, und es endlich zu regnen anfängt.

Vergleichen losgerissene Stücke schwebten bisweilen vom Mont Blanc herunter, an solchen Gipfeln vorüber, deren Höhe und Entfernung mir bekannt war. Ich hatte also einmal die Neugierde, ihre Schnelligkeit zu messen, und fand sie auf die Secundo sechzig Fuß. Gern hätte ich auch die Zeit berechnen mögen, in der sie sich zertheilten, leider gelang es mir aber nicht. Nahm ich sie nemlich zu klein, so schmolzen sie, ehe sie einen mir bekannten Gipfel erreichten; nahm ich sie zu groß, so zogen sie bey diesen Gipfeln vorbei, ehe es zu der Auflösung kam.

Aber was beweisen diese Beobachtungen? Daß jene Nebelwolken wenigstens auf dem Mont Blanc, durch keinen aufsteigenden

Wind, d. h. durch keine von unten nach oben geführten Dünste entstehen. Hier ist es in der That ein horizontaler Wind, der sie auf den Gipfeln abseht. Man sieht Wolken längs eines Bergabhanges heraufsteigen, wenn dieser Abhang von der Sonne erwärmt worden ist; aber es findet gerade die entgegengesetzte Ursache statt, wenn sie der Gipfel anzieht. Denn es ist kein Ausfluß des Wärmestoffes, sondern die Kälte des Berges, wodurch sie entstehen. Diese muß nemlich die Dünste, die ein wärmerer Wind bisher als aufgelöst mit sich führte, zu Wolken verdichten; wie sie oben beschrieben worden sind.

Was Gewitter anlangt, so sahen wir sie immer nur in dem Augenblicke entstehen, wo zwey Wolken zusammentrafen und gleichsam ein Kampf zwischen ihnen entstand. So lange wir in der Luft oder auf dem Mont Blanc nur eine Wolke erblickten, mochte sie noch so dicht und schwarz seyn, fuhr nie ein Blitz heraus; bildeten sich aber zwey Schich-

ten, eine über der andern, oder stiegen andere *Wellen* aus den Thälern zu jenen herauf, so stieg es bey ihrem Zusammentreffen immer zu donnern, zu hageln und zu regnen an; was mit den heftigsten Windstößen begleitet war.

Diese Windstöße wechselten regelmäßig mit ruhigen Pausen ab, wie es bey dem oben beschriebenen Ungewitter in der Nacht vom 4 — 5. Jultii der Fall gewesen war. Die Pausen dauerten mehrere Secunden lang, so daß sich alsdann bey den heftigsten Stürmen, in dieser Zwischenzeit, kein Blatt zu regen schien. Die Stärke des Windes war in diesen Augenblicken so gut als völlig vernichtet, während er bey ähnlichen Erscheinungen in der Ebene, wo nicht die Hälfte, doch wenigstens ein Drittheil derselben zu behalten pflegt.

Woher mag dieser Unterschied kommen? Ich glaube, daß er sich aus der Höhe unseres Postens, den rings ihn umgebenden Gipfeln,

und den momentanen Veränderungen in der DIRECTION des Windes erklären läßt. Bald durch diesen bald durch jenen Gipfel gedeckt, mußten wir nemlich bey jeder Modification in der Richtung des Windes — und man weiß, daß diese häufig zu 30 — 40 Grad variiert — auf einige Augenblicke davor geschützt seyn.

Bemerkenswerth ist ferner, wie oft es in diesen hohen Regionen zu Hageln, oder wenigstens zu Graupeln pflegt. Unter unsern 40 Beobachtungen, immer alle zwey Stunden angestellt, haben wir einmal Hagel und elfmal Graupeln gezählt; was im Grunde doch nichts als ein halbgebildeter Hagel ist. Es scheint fast gewiß, daß die Graupeln sich in den höchsten Regionen der Atmosphäre bilden, und nur dann zu Hagel werden, wenn sie erst aus warmen Luftschichten neues Wasser an sich saugen, und dann in kalten Luftschichten von neuem gefrieren können.

Was unsre Versuche über die Größe der Luft anlangt, so wurden sie von meinem

Sehne mit vieler Sorgfalt angestellt. Er hatte einige gefüllte Flacons von Genf mitgenommen, verglich diese Luft mit der von Chamounix und fand beyde an Wärme beynahe gleich. Nachher nahm er einige gefüllte Flacons von Chamounix mit auf das Col, verglich auch diese beyden Luftarten auf das sorgfältigste mit einander, und fand, daß die Luft von Chamounix, und selbst die von Genf weit besser, als die auf unserm Pösten war, daß sie wenigstens an Oxigene 0,0125 mehr enthielt. Nachher wurden noch eine Menge kleiner chemischer Versuche über die Auflösung der Metalle, die Ebullition des Aethers u. s. w. angestellt, bey denen der Einfluß der verdünnten Luft unverkennbar war.

Um zu den eigentlichen meteorologischen Gegenständen zurückzukehren, so bemerkten wir in Ansehung der sogenannten Sternschnuppen, deren wir mehrere fallen sahen, daß sie nie unter dem Horizonte zum

Vorschein kamen; woraus sich also auf ihre Entstehung in den höchsten atmosphärischen Regionen schließen läßt. Sie kamen uns äußerst klein vor, vielleicht weil es ihnen an Scintillation fehlt; wir glaubten aber noch allem annehmen zu können, daß sie nicht aus groben, sondern, in Entzündung gerathenen Materien bestehn.

Wichtiger waren die Beobachtungen über die Bläue des Himmels im Zenith, mit unserm Cyanometer angestellt; wobei das tiefste Blau — das Anzeichen der größten Lustreinheit — als Maximum, und die übrigen Nüancen dieser Farbe, in den gehörigen Verhältnissen angenommen sind. Aus unsern darüber gehaltenen Tabellen ergiebt sich, daß die Bläue des Himmels auf dem Col von 4 — 6 Uhr Morgens über elf Nüancen zum tiefsten Blau forspringt, daß sie in den folgenden vier Stunden nur vier Nüancen fortschreitet, daß sie endlich um zehn Uhr das Maximum erreicht, und sich ziemlich bis elf darinn erhält.

Merkt, daß sie von elf bis sechs Uhr, etwa
gefähe sechs Höhen in der Stunde zurück-
geht, und von sechs bis acht einen plötzlichen
Sprung von zwölf Höhen macht; daß also
die höchste Höhe sich zu dem niedrigsten wie
 $25\frac{1}{2}$ verhält, das heißt durch $25\frac{1}{2}$ Höhen
davon getrennt ist.

Ganz anders ist es zu Chamounix. Hier
erhebt sich die Höhe langsam von Tagesan-
bruch bis zum Mittag, erhält sich auf derselben
Höhe ungefähe bis sechs Uhr Nachmitt-
tags, und fällt von 6 — 9 Uhr Abends nur
um etwas über drei Höhen hinab, welches
die größte Mittelvariation ist, die den ganzen
Tag über in zwei Stunden statt gefunden
hat. Der Unterschied zwischen der höchsten
und schwächsten Höhe ist nun von 7, 2. also
fast fünfmal kleiner als auf dem Col.

Hierbey eine Bemerkung von Wichtigkeit.
Man findet, daß die Luft des Morgens auf
dem Col de Geant fast eben so sahe, und des
Abends sogar noch mehr mit Dämpfen beladen

ist, als es in der Ebene der Zöll zu seyn pflegt. Man bemerkt hingegen, daß sie um die Mitte des Tages eine Reinheit und Heiterkeit hat, die die Luft in der Ebene nie erreicht, und man sieht mit Erwunderung, wie groß die Wirkung der Sonne auf die Bergluft ist. Wenn man aber auf der andern Seite wieder den geringen Einfluß der Sonne auf das Thermometer bemerkt, so überzeugt man sich, daß die Wärme in dieser verdünnten Luft weit mehr auf die Ausdünstung wirken müsse, als es in den Ebenen der Zöll seyn kann, und so erhält man auf einem andern Wege dasselbe Resultat, das bereits oben durch direkte Versuche gefunden worden war.

Eine zweite nicht uninteressante Bemerkung betrifft die Farben der Schatten, die wir trotz der genauesten Beobachtung nie dunkelblau fanden, ob es gleich in der Ebene häufig der Zöll gewesen war. Wir sahen sie im Gegentheil von neun und fünfzig mal, einmal gelbrüch, sechsmal bläulich, acht-

jehtmal scheidet oder schwarz, und vier und dreißigmal bläulich. Nun also einige Physter annehmen, daß diese Farben mehr von zufälligen, in der Luft zerstreuten, dem Schatten ihrer eigenthümlichen Männen mittheilenden Dünken herrühren, nicht aber durch eine bestimmte Luft- oder reflectirte Himmelsfarbe verursacht werden, so scheinen jene Beobachtungen ihrer Meinung gänzlich zu seyn.

Eine dritte noch wichtigere Bemerkung betrifft die Dauer der Dämmerung, die in allen schönen Nächten vom Untergang bis wieder zum Aufgang der Sonne sichtbar war. Einmal um diese Beschreibung so genau als möglich einzurichten — bemerken wir die ganze Nacht, am ganzen Umfange des Himmels, einen zwar klaren, aber dennoch dunkeln Lichtschein, der allmählig bis zum 20 — 21 Grad über dem Horizont abnahm, bis er in das reine Himmelsblau überfiel, das nun bis zum Zenith völlig gleichförmig

lück. Ich wage nicht zu entscheiden, ob es ein phosphorisirendes Licht von einigen Dünsten, oder der Schein der Sterne war, der sich durch diese Dünste brach. Gewiß aber glaube ich verichern zu können, daß kein Reflex der benachbarten Schirmen dabei statt fand; indem diese keinesweges den ganzen Umkreis unseres Horizonts einnahmen, und das Licht auch über den Schirmengrenzen weiter stärker noch höher war.

Nach diesem, den ganzen Horizont aus leuchtenden Schimmer, war noch in Westen ein ähnliches, doch bedeutend stärkeres, und nur acht bis zehn Grad höheres Licht bemerkbar. Dasselb nach dem Untergang der Sonne sah man es in Nordwest, von da gieng es nach Norden, wo es gerade um Mitternacht stand, endlich rückte es allmählig nach Osten fort. Anfangs hielt ich es für ein Nordlicht, oder die Gleichförmigkeit desselben, so wie die Höhe und Regelmäßigkeit des Ganges, krochten mich bald von dieser Vermuthung ab.

Neuntes Kapitel.

Inhalt.

Magnetische Versuche — Vorbereitungen zu Chamounix, aus dem Cot und zu Genf — Resultate — Details — magnetische Kräfte und deren Vertheilbarkeit auf den genannten drei Punkten — Resultate — Physiologische Beobachtungen — therapeutische Wärme — Athembölen und Pulschläge — Wirkungen des verdünnten Luft. — Details — Schluss.

Wir eröffnen dieses Kapitel mit Saughärs's magnetischen Versuchen, die nicht weniger interessant, als die vorigen sind, und über die er uns folgende Details mittheilt.

Den ersten Julius — sind seine Worte — 30^{ter} mein Sohn zu Chamounix eine Mittagseile, und fand die Abweisung der Magnetenadel 29 Gr. Den sechsten Julius

eine sehr starke Scintillation, gegen den Zenith hinaus aber nahm dieselbe ab, oder fand zuweilen gar nicht statt. So hatten z. B. den 2ten Julius um Mitternacht die Leyer, der Schwan, der Adler, und die eben so hoch stehenden Sterne gar keine Scintillation; den 6ten Julius hingegen ward ich bey dem Arkturus eine sehr starke, bey dem Adler eine nicht viel schwächere, bey dem Schwan ebenfalls ein klein wenig, und nur bey der Leyer — wiewohl sie dann und wann auch ein Paar Strahlen zu werfen schien, — eigentlich keine gewahr. Den folgenden 7ten Julius hatten wir einen heftigen Nordwestwind, bey dem sehr viel Schnee und Hagel fiel.

Reuntes Kapitel.

Inhalt.

Magnetische Versuche — Vorbereitungen zu Chamounix, aus dem Col und zu Genf — Resultate — Details — magnetische Kräfte und deren Vertheilbarkeit auf den genannten drei Punkten — Resultate — Physiologische Beobachtungen — thermische Wärme — Athemboten und Pustschläge — Wirkungen der verdünnten Luft. — Details — Schluß.

Wir eröffnen dieses Kapitel mit Saugüre's magnetischen Versuchen, die nicht weniger interessant, als die vorigen sind, und über die er uns folgende Details mittheilt.

Den ersten Julius — sind seine Worte — sah mein Sohn zu Chamounix eine Mittagslinie, und fand die Abweichung der Magnethadel 19 Gr. Den siebenten Julius

Wiederholte er diese Operation auf dem Col de
Beant, und fand die Abweichung 19 Gr. 5
Min. Ich selbst hatte mir die tägliche Ver-
änderung zu einem Hauptgegenstande meiner
Beobachtung gemacht und deshalb einen gro-
ßen englischen Variations-Kompaß von
Klith, nach Concombs Anleitung, in den
gehörigen Stand gesetzt.

Sogleich bey meiner Ankunft in Chamou-
nix (den 12ten Junius) ließ ich also den
Tag darauf mein Instrument in einen Keller
bringen und setzte es in ein altes, kurzes und
dickes Faß hinein, das mir fest genug und
von der Feuchtigkeit hinlänglich durchdrungen
schien. Allein ich fand bald, daß es hygro-
metrischen Veränderungen unterworfen war,
die auf die Variation meines Instruments
Einfluß hatten, und ließ daher eine Unterlage
von Granit errichten, auf der die Boussole
vollkommen trocken stand. So fieng ich den
siebzehnten Junius eine Reihe Beobachtungen
an, die bis zu meiner Reise auf das Col fort-

gesetzt wurden, und sich an die auf diesem Gipfel gemachten von selbst in der schönsten Ordnung anstellen konnten.

Was diese letzten anlangt, so ward der Anfang dem vierten Julius damit gemacht, und das Instrument ebenfalls auf eine Granitunterlage gesetzt. Da diese aber mehrmals erneuert werden mußte, ehe sie die gehörige Festigkeit bekam, so giengen noch sieben volle Tage verlohren, ehe ich mit dem ersten Julius eine ununterbrochene Reihe von Beobachtungen anzufangen im Stande war.

Um noch einen dritten Vergleichungspunkt zu haben, stellte ich dieselben Versuche, nach meiner Zurückkunft nach Genf, noch acht Tage in meinem Gartenhause an, worauf ich dann aus meinen sämtlichen Tabellen folgende Resultate zog.

Erstens: Die tägliche Veränderung der Magnetnadel findet eben so gut auf einem der höchsten Verggipfel (Col de Grand), als in dem engen und tiefen Thale am Fuße desselben.

selben (Chamouni), und in der Mitte einer großen Ebene (Genf) statt.

Zweptens: Im Allgemeinen, und wie es auch schon Canton zuerst beobachtet hat, läuft die Nadel vom früh Morgens an, bis ein oder zwei Uhr Nachmittags nach Westen, erreicht dann das Maximum dieser Richtung, und geht nun nach Osten zurück.

Drittens: Gegen sechs Uhr Abends, oder auch etwas später, wird eine etwas schwächere Bewegung, als die beyden vorherigen, bemerkt. Die Nadel wendet sich wieder gegen Westen bis ohngefähr um zehn oder zwölf Uhr Nachts. Jetzt nimmt sie ihren Lauf nach Osten zurück bis sieben Uhr Morgens, worauf sie wieder bis ein Uhr Nachmittags nach Westen rückt. Auf diese Art variirt sie viermal, nemlich zweymal nach Osten, und zweymal nach Westen, und befindet sich nach vier und zwanzig Stunden ohngefähr auf demselben Punkte, von wo sie ausgegangen war.

Viertens: Was die verschiedenen Variationen an den verschiedenen Orten anbelangt, so sind die Unterschiede zu gering und dürften besonders bey so wenigen Beobachtungen keiner zuverlässigen Resultate fähig seyn. Im Allgemeinen will ich daher bloß sagen, daß die größten Variationen zu Chamounix (die Mittelste von $12^{\circ} 35'$), die kleinsten auf dem Col ($10^{\circ} 18''$), die mittlern zu Genf ($10^{\circ} 49''$) statt gehabt haben. Ich füge hinzu, daß man diese Verschiedenheit nicht der Temperatur zuschreiben darf, denn sonst hätte sie zu Genf, als dem wärmsten Punkte, am stärksten seyn müssen; ich glaube vielmehr, daß die Isolirung die Ursache davon ist. Sie war daher auf dem isolirtesten Punkte, auf dem Col, am schwächsten; auf dem minder isolirten Chamounix am stärksten, und hielten auf dem zwischen beyden Extremen mitten inne befindlichen Genf ebenfalls das natürliche Mittelverhältniß. Dieß von den Veränderungen; jetzt von der Ana-

gabe der Oscillationen, die ebenfalls, um die magnetischen Kräfte unter sich selbst zu vergleichen, von mir nicht unbeachtet blieb.

Zwanzig Oscillationen, wovon die erste einen Bogen von 7° , und die letzte einen von $2^{\circ} 30''$ beschrieb, an einer Sekunden-Uhr gezählt, brauchten zu Genf: $5' 1''$; — $4' 50''$; — $5' — 4' 40''$. Die Mittelzeit: $5' 0'' 4$., wobey das Thermometer auf 6 Gr. stand. Zu Chamounix brauchten sie: $5' 33'' — 5' 34''$. Die Mittelzeit: $5' 33''$, 5., wobey das Thermometer auf 12 Gr. stand. Auf dem Col de Geant brauchten sie: $5' 30'' 3. — 5' 30'' 5. — 5' 31'' 4. — 5' 34'' 6$. Die Mittelzeit: $5' 32'' 45$., wobey das Thermometer auf $12^{\circ} 4$. stand.

Diese Resultate verglichen, ergiebt sich, daß die größte Stärke zu Genf die geringste auf dem Gipfel war — eine Beobachtung, die sehr wichtig werden kann, wenn sie durch mehrere und bey derselben Temperatur wiederholte Versuche bestätigt wird. Das

Verhältniß der magnetischen Kraft in Chamouni und in Genf betreffend, so war sie in dem ersten Orte allerdings auch geringer, als in dem zweiten, doch war der Unterschied nicht so groß, als bey den obigen zwey Punkten gezeigt worden ist.

Noch haben wir einige physiologische Beobachtungen über den fortgesetzten Einfluß einer so verdünnten Luft auf das animalische Leben bey einem verlängerten Aufenthalte in einer solchen Höhe anzustellen gesucht. Indem ich besonders folgende mittheilen will, bitte ich die Leser sich zu erinnern, daß die Mittelhöhe des Barometers während unseres Aufenthaltes 19 Zoll, d. h. neun Zoll weniger, als am Ufer des Meeres, also die Luft auf unserm Gipfel fast um ein Drittel dünner war. Einer meiner medizinischen Freunde (Doktor Odier) hatte mir zum Behufe meiner Beobachtungen einige physiologische Punkte aufgesetzt, deren Ordnung ich ebenfalls beybehalten will.

Der erste betraf eine genaue Bestimmung des thierischen Wärmegrades. Ich stellte diesen Versuch den 27ten Julij Morgens um sechs Uhr an, wo ich nicht die mindeste Bewegung gehabt hatte und vollkommen ruhig war. Der ganze Apparat bestand in einem kleinen, mit Quecksilber gefüllten Thermometer, dessen Kugel ich unter meine Zunge brachte, während ich zugleich den Mund verschloß. Als ich die Scala mit einer Luupe betrachtete, fand ich $29\frac{1}{2}$ Gr., also eben so viel, als es unter gleichen Umständen in der Ebene gestiegen war.

Der zweite Punkt betraf das Athemholen und den Pulsschlag. Es sollte gezählt werden, wie vielmal ein ruhiger, dabei ganz unbefangener Mensch in einer Minute aus- und einathmen, und wie vielmal zu gleicher Zeit sein Puls schlagen würde. Bey dem so eben beschriebenen Versuche wurden anfangs 75 Pulsschläge für jedes Einathmen, und eben so viel für jedes Ausathmen gezählt.

Aus mehreren angestellten Versuchen ergab sich aber, daß ich in fünf und dreyßig Sekunden zehnmal ein- und zehnmal ausathmete, was für beyde Operationen auf die Minute siebenzehn giebt, und daß mein Puls dabey in jeder Minute neun und siebenzimal schlug.

Der dritte Punkt betraf die Möglichkeit, den Puls an der linken Hand durch tiefes Einathmen aufhalten zu können. Dieser Versuch glückte mir den 19ten Jul. Morgens, als ich eben im Begriffe war aufzustehen und halbaufgerichtet auf meiner Matraße saß. Indem ich den Athem zehn Sekunden lang an mich hielt, blieb der Puls richtig stehn; sogleich wiederholte ich den Versuch, und der Puls stand bey der funfzehnten Sekunde still; ein drittesmal, und die Pause trat noch nicht einmal bey der fünf und dreyßigten Sekunde ein, wo ich wieder Athem zu holen gezwungen war. Als ich diese Versuche hierauf stehend zu wiederholen dachte, wollte es mir schlechterdings nicht gelingen; doch muß ich

auch hinzufügen, daß ich den Athem höchstens nur 32 Sekunden zurückzuhalten im Stande war. Diese beiden Versuche dürften daher meiner Meinung nach keiner regelmäßigen Vergleichung fähig seyn.

Der vierte Punkt betraf die Anzahl der Pulschläge, sowohl liegend als stehend gezählt. Ich machte diesen Versuch am 18ten Jul. Nachmittags erst völlig horizontal auf meine Matraße hingestreckt, wo ich 83 Pulsationen in der Minute erhielt; dann stehend, wo mir die Minute 88 gab. Da mir dieses von einer kleinen Erschütterung herzukommen schien, so wiederholte ich den Versuch, wo ich dann nicht mehr als 82 erhielt.

Der fünfte Punkt betraf die Frage: ob man den Athem eben so lange auf einem hohen Berggipfel, als in der Ebene an sich halten könnte. Da ich darüber keine vergleichenden Versuche in den Ebenen anstellen konnte, so mag die nähere Bestimmung künftigen Physikern überlassen seyn. Eben so mußte

ich auch den sechsten Punkt, das Verhältniß des Urins zu der Quantität der Gewichte, aus Mangel an bequemen Anstalten, unerörtert lassen.

Der siebente Punkt betraf die Wirkungen der verdünnten Luft, besonders, ob sie sich plötzlich oder allmählig zu äußern pflegten; hierüber habe ich folgende Beobachtungen gemacht. Zuerst hat es mir geschehen, als wären die bekannten allgemeinen Wirkungen einer solchen Luft während unseres ganzen Aufenthaltes immer dieselben gewesen. Vey unserer Ankunft fühlten wir freylich einen auffallenden Unterschied, in den folgenden Tagen aber glaubten wir an diese Luft gewöhnt zu seyn, wenigstens nahmen die Unbequemlichkeiten nicht in gleichem Verhältnisse zu. Gleichwohl griffen uns alle stärkern Muskelbewegungen, besonders wenn die Brust dabey gedrückt ward, ungleich heftiger an. Wir kamen weit eher aus dem Athem dabey, und

mussten schon nach einigen Sekunden davon sprechen.

Im Allgemeinen endlich glauben wir noch bemerkt zu haben, daß unser Nervensystem ungleich reizbarer geworden war. Wir kamen uns weit ungeduldiger, weit cholertischer vor, als in der Ebene; und die Empfindungen des Hungers und Durstes schienen öfterer und stärker zu seyn. (Indessen konnten wir uns auch desto eher sättigen, und verdauten mit größter Leichtigkeit. Alle unsere Ideen endlich folgten sich mit einer Klarheit, Schnelligkeit und Lebendigkeit, die mir und meinem

4. Sohne äußerst auffallend war.)

Dies sind die letzten Beobachtungen, die wir auf dem Col du Geant, während eines sechszehntägigen Aufenthaltes angestellt haben; möchten sie für künftige Naturforscher die Veranlassung zu neuern und wichtigeren Versuchen seyn!

Zehntes Kapitel.

Inhalt.

Mont Blanc — Versuche, den Gipfel desselben zu erreichen. — Erster Versuch von Peter Simon — zweiter Versuch der drey Guiden — dritter Versuch einiger anderen Guiden — vierter und fünfter Versuch von Bourrit — sechster Versuch von Saujüre — siebenter Versuch von drey Guiden — achter Versuch und Entdeckung des Weges, von Jacques Balmat — Bemerkungen.

Wir stehen am Fuße des 2450 Toisen über das Meer erhabenen Mont Blanc, der das große Ziel unserer savoyischen Alpenreisen ist. Auch hier hat Saujüre seinen Namen verewigt, auch hier wird dieser große Naturforscher unser Führer seyn. Ehe er indessen seine merkwürdige Erzählung selbst anfängt, schickt er erst eine kurze Geschichte der frühern Besteigungsversuche voraus.

Zeit meinen zwey ersten Reisen nach Chamounix*) — sind seine Worte — hatte ich auf die Entdeckung eines, bis zu dem Gipfel des Mont Blanc führenden Weges, eine ansehnliche Belohnung gesetzt. Ich hatte sogar versprochen, den unternehmenden Einwohnern, die sich mit diesen Nachforschungen beschäftigen wollten, ein anständiges Tagelohn zu bezahlen; sollten auch ihre Vermählungen fruchtlos seyn. Trotz aller dieser Aufmunterungen indessen ward nur ein einziger Versuch von einem gewissen Peter Simon gemacht, der bloß die alte Meinung von der Unbesteiglichkeit dieses Berges zu bestätigen schien.

So waren an funfzehn Jahre vergangen, als sich (1775) endlich vier sogenannte Gulden von Chamounix zu einer neuen Probe über die sogenannte Cöte entschlossen, die mit den Schnee- und Eisfeldern des Mont Blanc in unmittelbarer Verbindung steht.

*) In den Jahren 1760 und 1761.

Eben hatten sie ein großes Schneethal erreicht, das sie in gerader Linie auf den Gipfel zu führen schien; das Wetter war vorzüglich, der Abhang verhältnißmäßig gering, und alles versprach ihnen den glücklichsten Erfolg; plötzlich überfiel sie — ihrer Erzählung nach — eine so erstickende Hitze, eine so tödtliche Müdigkeit, und dennoch zu gleicher Zeit ein so außerordentlicher Ekel vor ihren Provisionen, daß sie sich bloß aus dieser Ursache wieder umzukehren gezwungen sahen. Sie schienen indeß wirklich die Wahrheit gesagt, und ihr äußerstes gethan zu haben, denn sie kamen sehr entstellt zurück und waren den sämmtlich krank darnach.

Nicht glücklicher lief ein dritter Versuch ab, der acht Jahre später von drey andern Guiden, und auf demselben Wege gemacht ward. Auch diese drey muthigen Männer waren in jenem Schneethale bereits bis zu einer ansehnlichen Höhe gekommen, als einen von ihnen plötzlich eine unüberwindliche Schläf-

Schuldigkeit überfiel. Nun verlangte er zwar, daß ihn seine Kameraden zurücklassen, und ihren Weg fortsetzen sollten, da sie sich aber nicht dazu entschließen konnten, gaben sie ihren Voratz auf und kehrten auf demselben Wege wieder nach Chamounix zurück. Ueberdem hatten sich bey allen dreyn schon Müdigkeit, Ekel, u. s. w. wie bey den vorigen eingestellt.

Jetzt folgte Courret, der die Erstiegung des Mont Blanc mit einem Ehrgeize und einer Thätigkeit betrieb, die nicht unerwähnt bleiben darf. Noch denselben Sommer (1783) drang er auf dem nemlichen Wege bis an den Eingang jenes Schneefeldes vor, mußte aber eines plötzlichen Ungewitters wegen von der Fortsetzung seiner Reise absehen. Im folgenden Jahre machte er einen zweyten Versuch, der der sänfte in der Reihe der allgemeinen ist; und schlug auf die Angabe zweyer ihn begleitenden Gensensjäger einen neuen, bisher noch unbekannten

Zweytes Thel.

1 Weg nach dem Gipfel ein. Leider mußte aber der thätige Mann, schon auf der Höhe des Berges, vor Kälte und Ermüdung, mit einem dritten Führer zurückbleiben, ohne daß die angebliche Entdeckung der Gemenjäger eine nähere Befestigung erhielt.

Alle diese Versuche indessen — sähert Laugüre fort — hatten meine schon ausgehenden Hoffnungen vom der Möglichkeit, den Gipfel zu besteigen, wieder von neuem belebt. Ich beschloß daher im Jahre 1785 den letzten von Fourrit versuchten Weg selbst einzuschlagen, um mit eignen Augen zu sehen, ob an der Behauptung jener Gemenjäger etwas wahres sey. Der kalte und regnigte Sommer hielt mich jedoch bis zum September zurück, so daß ich erst den eilften dieses Monats nach Chamounix abzugehen im Stande war. Da Fourrit mich noch einmal auf dieser neuen Expedition zu begleiten wünschte, so nahm ich seine und seines ein und zwanzigjährigen Sohnes Geselschaft mit Vergnügen

gen an; wobey der Tag des Ausbruches auf
den dreyzehnten Septembert festgesetzt ward.
Doutre hatte überdem den glücklichen Einfall,
uns bey der Aiguille du Goûte' eine Hütte
aus trocknen Steinen errichten zu lassen, die
uns in der Folge vortreflich zu statten kam.

Der Tag brach an, ich hatte einige Besorgnisse wegen des Wetters, da das Barometer nur um $\frac{1}{2}$ L. in der Nacht gestiegen war, indessen wurden dennoch die Anstalten zum Ausbruch gemacht. Wir waren zusammen mit Trägern und Führern sechzehn bis siebzehn Personen stark; und stiegen so in ohngefähre fünf Stunden (von acht bis halb zwey Uhr) 741 Toisen bis zur Basis der Aiguille du Goûte' hinauf, wo unsere Hütte aufgerichtet war.

Der Platz zu derselben schien mir in der That äußerst glücklich gewählt. Sie war hinten in einen Felsenwinkel gegen die Gletscherwand angelehnt, gegen den Nordost- und Nordwestwind geschützt, und etwa funfzehn

Die zwanzig Schritte oberhalb eines kleinen mit Schnee bedeckten Gletschers befindlich, aus dem ein herrliches Trinkwasser floß. Gerade gegen uns über sahen wir die Aiguille du Goûte über die unser Weg nach dem Mont Blanc gehen sollte; etwas weiter hin zur Rechten den hohen beschneuten Gipfel, der unter dem Namen la Nevee bekannt ist. Der ganze Abhang dieser ungeheuren Masse war mit Gletschern bedeckt, von dem sich unaufhörlich große Eisstücke trennten, und mit einem donnerähnlichen Geräusche in die Abgründe stürzten, während jedesmal ein dicker Schneewirbel gleich einer weißen Wolke über den schwarzen schneebedeckten Gebirgsfelsen empor stieg.

Hinter unserer Hütte war eine kleine, etwa vierzig Fuß darüber erhabene Felsenreihe, von wo aus man eine der größten und herrlichsten Alpenansichten hat. Neun hundert Felsen über das Thal von Chamonix erhaben, sieht man den südlichen Theil desselben

gemacht unter sich, während man den nobilitäten verfährt und in einem Uebel hoher Höhe erblickt. Die im Profl gefehenen hohen Tiquillen scheinen ein undurchdringlicher Felsenwald zu seyn, der den Eingang beschützt. Hier war es, wo wir die Sonne mit einer Pracht und Schönheit untergehen sahen, die keine Feder zu schildern vermag.

Das Thermometer stand nur dreizehn Grad über Null; die Führer jändeten daher ein Feuer an, das uns allen willkommen war. Dourvil, sein Sohn und ich, wir brachten die Nacht auf unsern Matroizen in der Schür zu, die übrigen hatten sich um das Feuer, in Felsenpalatten u. s. w. vertheilt. Das Thermometer stieg um elf Uhr an wieder zu steigen, und alles versprach uns einen heitern Tag. In der That ward unsere Hoffnung nicht getäuscht. Die Nebel sanken leicht und schnell ins Thal hinab; und nachdem wir ein gutes wärmendes Frühstück zu uns genommen hatten

ten, traten wir am sechs Uhr Morgens von dem Hause unsere weitere Reise an.

Wir hatten noch während Reisen auf dem Gipfel, 16000 Fuß auf Felsengrund (die Dignité de Gout) vierthundert über Schnee und Eis; beyde Wege mit großen Felsbrocken und noch größeren Gefahren verknüpft. Durch stürmten wir also über einen kleinen, wenig geneigten Gletscher hinweg, bis wir den schmalen Felsgraben erreichten, auf dem allein die Passage der Dignité möglich schien. Er war äußerst steil, und mit einer Menge großer Felsstücke bedeckt; dennoch gingen wir im schneeförmigen Grunde lustig und heysthaft voran hinaus. Das Thermometer stand dabei auf 1 — 4 Gr. über Null, eine Temperatur, die zu einer solchen Vorgriffe äußerst passend war; und die Mannichfaltigkeit der Aussehen, die sich ununterbrochen veränderten, erhielten uns bey ständiger Aufmerk- samkeit. Nach dem ich das Berggipfel von schönem Thau, die *Arctia alpina*,

und *Arctia Helvetica* zu haben, wovon die erste in den Schweizer Alpen äußerst selten ist.

Wir wanderten jetzt in gerader Linie nach dem Fuße der Nigulle zu, als wir auf einmal zu unserm großen Erstaunen, einen Fremden Mann von dem Oberster von Vionnastal her, vor uns hinstreckten sahn. Wir trafen ihn zu, und erkannten ihn bald für den braven Gärtner, der einer von jenen drei unehelichen Söhnen, und schon voriges Jahr mit Bewilligung am Fuße der Nigulle gewachsen war. Er hatte sich erst den vorigen Abend nach dem Namen, um uns — da wir ihn nicht in Vionnastal fanden — einzufinden, und hatte den kürzesten Weg in der Gegend gewählt. Freudig nahmen wir ihn in unsere Arme auf.

Da wir weiter, plötzlich sahen wir ein Häuslein, äußerst abgelegenes Stübchen sah vor uns, das längst eines Abgrundes himmelstief. Die Nähe, mit vieler Gefahr so

Wen wir uns daran empor zu arbeiten, bis wir endlich vor dem obersten Ende des großen Gelsenrückens stehen, der gerade zu dem Fuße der Aiguille hinan läuft. Wir fangen an daran empor zu steigen, bald aber finden wir, daß der Abhang immer jähler, der darauf befindliche Schnee immer tiefer und loser wird. Nach einiger Verathschlagung entschließt sich endlich Peter Watmat auf Unerforschung auszugehen, klettert mit Lebensgefahr weiter und kommt endlich nach einer Stunde mit der traurigen Nachricht zurück, daß es schlechteres dings unmöglich sey.

Wir befanden uns jetzt auf einer Höhe von wenigstens 1900 Toisen, und hatten einen unermesslichen Horizont vor uns. In Südwesten sahen wir den Lauf der Isère bis weit über Chamberg, in Nordosten erkannten wir den Gemmi in vollkommener Deutlichkeit; und in diesem Halbkreis, dessen Diameter 50 Lieuen betrug, überblickten wir eine Menge hoher Gebirge durch unzählige Thäler so

wohnt. Endlich war es Zeit zurückzukehren, wir stiegen bis zur Hütte, und den folgenden Tag vollends nach Dionnasay hinab. *

Es walt der vortrefliche Saugüre, der zugleich eine Menge meteorologischer und mineralogischer Versuche anstellte, die wir aber hier mit Stillschweigen übergehen, weil bey der folgenden Hauptreise umständlicher davon gehandelt werden wird. Wir kehren zu der Geschichte der kühnen Versuche zurück, die bis zu Saugüre's merkwürdiger Expedition im Jahre 1787 zu der Erfolgung des Mond Plans gemacht worden sind.

Die siebente Unternehmung dieser Art war die von Peter Balmat, Marie Courtet und einem andern Führer, zu denen sich nachher noch auf einem andern Wege Franz Paccard mit drey andern Gefährten gesellte, ohne daß jedoch der Erfolg viel glücklicher als bey den vorigen war. Diese Führer hatten nemlich ebenfalls den Weg nach der Aiguille du Courte eingeschlagen, und sahen sich eben

fallt des tiefen Schnees wegen endlich gezwungen, davon abzulehnen. Der Versuch ward den 8 — 10. Janus 1786 gemacht, und die Unmöglichkeit den Gipfel von dieser Seite zu besteigen, schien nun bewiesen zu seyn.

Einer dieser Führer indessen, der sich wider Willen der übrigen an sie angeschlossen und deshalb einen heftigen Streit mit ihnen gehabt hatte — Jakob Baltat war es, der bey dem Heruntersteigen durch einen glücklichen Zufall auf dem einzigen zugänglichen Weg nach dem Gipfel geriet. Er hatte sich von seinen erbitterten Gefährten entfernt, um an einem entlegenen Felsen Kräfte zu suchen, als ihn unvermuthet die Nacht überfiel, und er mitten unter Schnee und Eis, ja während eines heftigen Ungewitters, auf dem Berge zu bleiben gezwungen war.

Den andern Tag macht er sich auf, und beschließt zu versuchen, ob er nicht allein ei-

dem jugendlichen Weg auf den Gipfel finden kann. Es gelingt ihm den Ausgang des engen hohen Thales zu entdecken. Das schon in den Jahren 1775 und 1781 von mehreren Guiden, ja sogar von Bourrit versucht, aber der angeblich zu großen Hitze und Enge wegen wieder aufgegeben worden war. Valmy fand, daß es mit dem nächsten Abfähen des Mont Blanc zusammenhängt, theilte seine Entdeckung dem Doctor Paccard in Chamounix mit, der einen neuen Versuch zu machen beschloß, und drang mit diesem glücklich bis an den Gipfel vor. (August 1786)

Kaum hatte der vortrefliche Saufüre davon Nachricht erhalten, so eilte er nach Chamounix, um mit eigenen Augen zu sehn. Er fand alles der Wahrheit gemäß, ward aber durch die ungünstige Witterung gezwungen, für dieses Jahr auf seine große Unternehmung Verzicht zu thun. Besser gelang es ihm im folgenden Jahre, (1787) wo er

jene merkwürdige Reise unternahm, deren Beschreibung er nun in den folgenden Kapiteln selbst erzählen mag. ⁹⁾

*) Im vierten Theile der schon oben angeführten Voyages dans les Alpes Vol. IV. Pag. 142. ff. Es ist aber nur die kurze verständige Nachricht, die Gmelin unmittelbar darauf in das Journal des Savants einschicken ließ, sondern die vollständige, detaillierte, und der künftigen Untersuchungen wegen doppelt interessante Beschreibung, die er erst im Jahre 1796 herausgab, und die noch nie übertrugen worden ist.

Elftes Kapitel

Inhalt.

Vorbereitungen — Wreise — Entlass über die Höhe und Jellen — Erster Nachtag — Übergang über einen höchst gefährlichen Querschnitt — Eintritt in die Eiserglen — Gerack — Zweiter Nachtag — Goldwasserteichen und Gemeinshagen — Weg auf den Eislet — mineralische Details — Erreichung des Gipfels — Entschlammung — Entschlammung — Beziehungen zu den Beobachtungen. —

Es war den ersten August 1787 — und seine Worte — als endlich der so lang ersehnte Augenblick meiner größten und wichtigsten Vergreife erschien. Ich ließ meinem Sohn theils aus Verzicht, theils der nöthigen correspondirenden Beobachtungen wegen, in Chamounix zurück, nahm aber dafür mei-

nen Porten und achtzehn Führer zum Tragen meines ganzen rhytolitischen und dynamischen Apparates mit. Wir hatten achtzehn Stunden Weges und 1920 Toisen Höhe vor uns, ob gleich von Chamounix, in gerader Linie aus nach dem Gipfel gemessen, kaum $2\frac{1}{2}$ Ligeen sind.

Unsre erste Station war in dem Dörfchen Mont am Fuß des Duignon-Gletschers, den man linker Hand liegen läßt. Dieses Dörfchen ist auf einem mit Holz und Gras bedeckten Gypshügel gebaut, in dessen Oberfläche man eine Menge, theils Trichter, theils flaschenförmiger Oefnungen sieht. Von letzteren ward mir eine gezeigt, die oben nicht über einen Fuß und inwendig zehn bis zwölf Fuß breit war. Wahrscheinlich werden diese Aushöhlungen durch das allmähliche Aufsteigen und Wegsintern des Gypses hervorgebracht, während die vegetabilische Erde an den Wurzeln der Gewächse hängen bleibt.

Ein wenig oberhalb Mont 'findet man den Giesbach, der aus dem Glacier du Tacconay kommt, und steigt längs desselben allmählig weiter hinauf. Die Felsen, die man bis jetzt noch sieht, sind bloß aus Quarz, Glimmer / Schieferhornblende, und eisenhaltigem Hornstein zusammengesetzt, und bilden überall Ruinen dar. Die einzelnen Fragmente haben häufig eine Rhomboidal- Gestalt, und der eisenhaltige Hornstein setzt bey seiner Verwitterung einen rostfarbigen Eisenkalk an. Je höher man kommt, desto häufiger wird der Hornstein bemerkt, doch trifft man auch hin und wieder schöne Knoten von Granit, und grauschwärzlichen Feldspath an, der theils mit weißem theils mit Amlanthfäden durchschossenem Quarz vermischt ist.

Der Weg ist äußerst wild und läuft immer in einem engen Thale fort, in dessen Hintergrunde man den Glacier du Tacconay mit allen seinen Zacken erblickt. Diese Zacken sind aber nicht so rein und glänzend, als

bey dem Quignon-Gletscher, sondern sehen schmutzig grau aus, und werden durch Felsentämme von derselben Farbe getrennt. So wie man aber höher kommt, erblickt man den reinen ätherischen Schnee des Domes du Gout, der sich in glänzender Klarheit über dem Glacier du Tacouay erhebt. Bis eine halbe Lieve über Mont hinaus, etwa zusammen zwey kleine Lieuen von Prieure an, kann man übrigens noch Maulthiere brauchen; von nun an muß man aber immer zu Fuß gehn.

Jetzt fängt man an sich etwas über den Gletscher du Tacouay zu erheben, kann hier im Angesichte desselben bey einer schönen Quelle ausruhn, muß dann eine Weile längs seiner Stängelschleife hinklettern, und steigt endlich klats auf einen hohen Berg hinan, wo man bald den sogenannten „Napas“ (Rouvdas Pas), eine ziemlich steile Felsenwand, erklimmen muß. Von hier gelangt man zu einer Grotte, über der man bereits eine sehr schöne

Aus.

Aussicht auf das ganze Thal von Chamouni bis zu dem Col de Balme mit seinen beyden Alpenketten hat. Die Nordwestseite des Felsens, auf dem man sich befindet, verdient wegen ihrer ungeheuern, auf das sonderbarste aufgeschichteten Steinmassen große Aufmerksamkeit: Sie bestehen meistens aus Stenischiefer, in dessen Spalten man häufig kleine grünliche Feldspathkrystalle findet, die die Figur eines Parallelepipedums mit schrägen Winkeln haben.

Es war gerade Mittag, als wir diesen Felsenkamm erreichten; ich ließ daher eine halbe Stunde Halt machen, die meinen Führern sehr willkommen war. Nachdem wir unsere kleine Mahlzeit geendigt hatten, gieng die Reise zwischen Felsen von geädertem Granit, mit Stenischiefer oder blättrichem Hornblendeschiefer vermischt, frohen Muthes weiter, bis wir endlich drey Viertel auf zwey den Gipfel der Montagne de la Côte erreichten, die das Ziel unserer ersten Tagesreise war.

Zweiter Theil.

K

Wir hatten sie von le Prieure an in ungefähr sieben Stunden gemacht.

Dieser ganze Gipfel ist mit Granitblöcken bedeckt, die der Gletscher, über den man zu dem Gipfel des Mont Blanc hinaufsteigen muß, vor sich hergetrieben hat. Er ist gleichsam der Punkt, wo man den Felsengrund verläßt, und von nun an über lauter Eis und Schnee zu steigen hat. Ich ließ mein Zelt aufschlagen, während der größte Theil meiner kleinen Caravane zwischen und unter den ungeheuren Granitblöcken schlief. Vorher hatten wir aber noch einen Schreck, der indessen bald vergessen ward. Einer meiner Führer, Marie Coutet nemlich, der mit noch zwey andern den Gletscher untersuchte, war in eine Spalte gestürzt, und würde ohne die Stricke, die ihn an seine Kameraden befestigten, verloren gewesen seyn. Er erzählte uns indessen diesen Zufall mit seiner ganzen gewöhnlichen Lustigkeit.

Die Nacht war leidlich, wir nahmen ein gutes Frühstück zu uns und schickten uns dann zur Abreise an. Indessen ward es halb sieben Uhr, ehe wir marschfertig wurden, was besonders von den Streitigkeiten der Führer über die Vertheilung und Einrichtung ihrer Lasten herkam. Endlich war alles in Ordnung gebracht, und so riegen wir herzlich auf dem Wetscher hinab.

Anfangs gieng alles vortreflich, und die ersten fünfzig bis sechzig Schritte zeigte sich nicht die mindeste Gefahr. Bald aber sahen wir ein ungeheures Labyrinth großer zackiger, durch breite Spalten getrennter Eismassen vor uns, zwischen denen kein anderer Weg hindurchzuführen schien. Ihre Spalten waren theils völlig offen, theils ganz oder halb mit Schnee ausgefüllt, theils mit glatten Eiseinden bedeckt. Bald bildete der Schnee eine Art unterwärts ausgehöhlter Brückenbögen, bald thürmte er sich in komischen Haufen darüber her; auf welche Weise man auch

diese Spalten zu passiren suchte; immer war die größte Gefahr dabei.

Waren sie völlig offen, so sah man sich gezwungen, auf einer Seite bis auf den Grund hinab, auf der andern bis an den Rand wieder hinaufzuklettern. Man mußte Stufen in die Eiswände hacken, was immer mit der größten Mühe verbunden ist. Waren die Spalten mit Schnee bedeckt: so mußte man darüber wegzugleiten suchen, und dennoch das Einsinken vermeiden; der mindeste Fehltritt konnte hier tödtlich seyn.

Trotz aller dieser Gefahren indessen wurde der ganze Weg ohne den mindesten Zufall zurückgelegt. Schwappend und lachend steigen wir in die tiefsten Spalten hinab und hinauf, klettern über die steilsten Abhänge der davor liegenden Böcke hinweg, und wiederholen dasselbe Wagesstück mehrere duzendmal. Aber ernst und still, die Augen unverwandt auf unsere Füße gerichtet, immer zwey und zwey, durch unsere angefaßten Stachelstöcke verbun-

den, während die drei ersten fünf bis sechs Fuß von einander durch Seile befestigt sind, schritten wir bedachtsam über die dünnen Schneekrusten hinweg und wechseln auf diese Art Gefahr und Rettung, Kenglichkeit und Freude jeden Augenblick.

Wie wurde es dann so laut, wenn wir einen festen Eisblock erreicht hatten! Wie viel Bemerkungen hatten wir dann nicht einer dem andern mitzutheilen! Jeder neue Erfolg munterte zu dem andern auf, jede gemachte Erfahrung ward zu neuen Vorsichtsregeln und Rathschlägen benutzt. So kamen wir endlich glücklich über den Gletscher hinweg, brauchten aber drei Stunden dazu, wiewohl er kaum eine Viertelmeile breit ist.

Von nun an waren wir, wie gesagt, in der Schnee- und Eisregion, wo nur hier und da ein kleiner isolirter Felsenkamm sichtbar ist. Wir sahen eine solche kleine Kette, die aus lauter Urgestein bestand, und auf der Ostseite von der Aiguille du Midi durch einen, aus

lauter großen Eiszücken bestehenden Gletscher getrennt war. Diese Eiszücker waren rechts winklichte Parallelepiped, zuweilen von fünfzig Schuh auf jeder Seite, und werden, wegen ihrer Ähnlichkeit mit einer so gestalteten Gebirgstufe, *Seracs* genannt. Sie scheinen bey dem Zerbrechen einer großen Schneemasse zu entstehen, die vorher bey dem Aufthauen mit Wasser imbibirt, nachher wieder gefroren war, und nun durch ihre Schwere an einem jähen Abhange hinunterstürzt.

Wir hätten eigentlich zwischen diesen *Seracs* nur mit vieler Mühe und Gefahr hindurch passieren müssen; zum Glück entdeckten wir aber eine Schneebücke, die uns über eine ungeheure Spalte führte, wodurch der Weg um vieles abgekürzt ward. Weiterhin sahen wir eine Menge kleiner Felsenkämme, die alle zu jener Kette gehören, wie kleine Inseln aus dem Schnee hervorragen, und fanden die *Dispensta helvetica* in voller Blüthe darauf. Die Führer brachten hier unter

dem Vorwande zu frühstücken zwey volle Stunden zu. Ich merkte aber wohl, daß sie das Nachtlager noch innerhalb dieser Region nehmen wollten, wo doch noch hin und wieder eine feste Felsenspitze zu finden war.

So wie wir nun höher und höher stiegen, senkten sich die Gebirge von Tauchgny immer mehr und mehr vor unsern Blicken hinab, Wir sahen weiter hin eine an hundert Fuß breite Spalte, in der aber doch kein Grund zu erkennen war, und über die wir vermittelt einer glücklicher Weise vorhandenen Schneebücke giengen, bis wir den letzten Punkt jener kleinen Felsenkette erreichten, wo ich zum Mittagsmahl Halt machen ließ.

Jetzt entstanden sehr ernsthafte Zweifel bey meinen Führern, ob auch die Kälte mitten unter den Schnee, und Eisfeldern, wo wir die Nacht zubringen sollten, erträglich sey? Nur als ich ihnen versprach, daß wir eine tiefe Höhle in den Schnee graben, daszelt darüber breiten, und uns alle hineinle-

gen wollten, gaben sie endlich ihre Einwilligung dazu. Die Hitze an diesem Felsen war übrigens jetzt um halb zwei Uhr noch so stark, daß wir Schneeballen daran schmelzen, und uns auf diese Art ein vortreffliches Wasser verschaffen konnten.

Von hier stiegen wir nun zu dem ersten großen Schneeabhänge hinauf, der zwar immer noch eine Neigung von zehn bis zwölf Grad hatte, gegen die vorigen Gletscherabhänge aber nur eine Ebene war. Rechts hatten wir den Dome du Gouté, dessen nach uns zugekehrter senkrecht abgeschnittener Gipfel mit einem halbkreisförmigen Schneegewölbe und einer Menge kubischer Seracs bedeckt war; links sahen wir die Aiguille du Midi, die sichtbar unter unserm Fuße sank; vor uns endlich erblickten wir den Mont Blanc noch immer in ungeheurer gigantischer Höhe und Herrlichkeit, während seine ganze glänzende Masse in vollem Sonnenlichte lag.

Wir brauchten zwanzig Minuten, um über jenen Schneehang hinweg zu kommen, und sahen die Ueberbleibsel der Seracs, die vor wenig Wochen erst mit zwei ungeheuern Lawinen von dem Dome du Gouté hinuntergeführt waren. Wir mußten uns mitten hindurch arbeiten, nicht ohne die Besorgniß, von einer dritten Lawine überrascht zu werden; indessen hatte ich das Vergnügen, diese Seracs in der Nähe zu besehen, wo ich denn deren von zwölf Fuß auf jeder Seite maasß.

Der Grund oder der Theil, wo sie auf den Felsen aufgefressen hatten, bestand aus einem weißen, harten, durchsichtigen, voll kleiner Bläschen stehendem, und mit kompakterm Eise, als es in den Gletschern zu seyn pflegt. Die entgegengesetzte Seite war eigentl. noch nicht gefroren, sondern bestand bloß aus etwas verhärtetem Schnee; die ganze übrige Masse zeigte alle Adanzen, die zwischen jenen beyden Extremen der Congelation gewöhnlich sind. Von hier aus brauchten wir

von noch eine volle Stunde, um den zweiten Schneestich zu erreichen, dessen Höhe 34 Gr. betrug, und der zu unserm Nachtlager bestimmt war.

Sie befanden uns jetzt auf einer Höhe von 1995 Toisen über der Meeresfläche, und 1435 Toisen über Chamouni, wobei das Barometer nur auf 17 Z. 10 $\frac{3}{4}$ L. stand. Ringsumher waren nichts als glänzende Schneefelder und bläuliche Gletscher zu sehen, auf denen der farbenlose Himmel gleich einem schwärzlichen Nebeldunste lag. Es war um vier Uhr Nachmittags, als ich mit meiner Caravane in diesen öden Gegenden ankam.

Vor allen Dingen war nun die Frage, welche Stelle zu unserer Hütte zu wählen sey. Wir hatten zwei große Gefahren, von oben Lawinen, von unten verborgene Spalten zu fürchten; der ganze Abhang ward daher mit großer Vorsicht untersucht. Endlich gelang es uns, ungefähr hundert und fünfzig Schritte vom Anfange desselben, eine Stelle zu finden,

die und in beeden Rücksichten völlig sicher
sind. Hier ward denn sogleich mit dem
Ausgraben der Höhle der Anfang gemacht.

Kaum hatten aber die Führer, und selbst
die stärksten unter ihnen, fünf bis sechs
Schaufeln Schnee in die Höhe geworfen, als
ihnen die Fortsetzung der Arbeit völlig unmög-
lich ward. Dieses war der äußersten Dün-
nheit der Luft zuzuschreiben, da das Barome-
ter, wie gesagt, nur auf 17 Z. 10 $\frac{1}{2}$ L. stand.
Sie mußten sich daher in zwei Haufen thei-
len, wovon einer dem andern unaufhörlich
abtrug, bis die Höhle auf diese Art endlich
fertig, und das Zelt darüber geschlagen wor-
den war.

Unterdessen stieg die Sonne an immer
tiefer zu sinken und die Unannehmlichkeiten
unserer Lage nahmen mit jeder Stunde zu.
Auf Bergen, die nicht über 1000 — 1200
Toisen hoch sind, auf denen also kein Schnee
beständig ist, bringt man seinen Abend mild
und freundlich mit vielem Vergnügen zu.

Man setzt sich auf das weiche Gras, sieht die Sonne untergehen, und leidet fast gar nichts von der damit verbundenen Luftveränderung.

Nicht so auf den hohen Gipfeln, wie das Thal es scheint, wie unsere jetzige Station. Hier sind die Abende äußerst unangenehm. Ermüdet kommt man an, ohne zu wissen, wo man ruhen soll. Setzt man sich auf den Schnee, so erkaltet man sich durch und durch; will man herumgehen, so hat man der verdünnten Luft wegen nach wenig Augenblicken keine Kräfte mehr dazu. Die Ermüdung von der Tagereise und der Mangel an Wasser bey einem sehr brennenden Durste, verbunden mit allen Zufällen der gehinderten Ausdünstung, trugen ebenfalls das ihrige zu den Unannehmlichkeiten einer solchen Lage bey.

Kaum war daher die Höhle fertig und das Zeit darüber geschlagen, als jedermann sich hineinzudrängen sucht. Wir waren zwanzig Personen zusammen, man schlief, wie viel Platz in einem so kleinen Raume für je

dem übrig blieb. Auch erhielt nur ich die Vergünstigung, mich in einem Winkel zur Hälfte ausstrecken zu können; die andern saßen auf dem Stroh, einer zwischen den Füßen des andern, und so wurde unser gemeinschaftliches Abendbrot verzehet.

Nur zu bald aber zeigten sich Unannehmlichkeiten einer andern Art. Die Jäger hatten nemlich aus Furcht vor der Kälte alle Oeffnungen des Zeltes so sorgfältig zu verstopfen gewußt, daß auch nicht das kleinste Lüftchen hereinbringen konnte, und die innere Atmosphäre schon nach zwanzig Minuten äußerst verderben war. Um frischen Athem zu schöpfen, war ich daher gezwungen, mehrmals in der Nacht hinaus zu gehen, wo ich den gestirnten Himmel in einer sonderbaren Schönheit sah. Das Firmament schien gleichsam eine umgekehrte Kuppel von Ebenholz zu seyn, an der der Mond mit allen Sternen in goldener Klarheit schwamm. Die Reflexion der Lichter aber war der vielen glänzenden Sterne

selber wegen so außerordentlich hoch, daß man nur die Spitze erriet und gewisser Weise uns erschauen konnte. In dieser Nacht hörten wir auch eine Lawine ganz in unserer Nähe herabstürzen, und bey Tagesanbruch stand das Thermometer bey Grad unter dem Gefrierpunkt.

Nach dieser äußerst beschwerlichen Nacht traten wir den andern Morgen um sieben Uhr unsere dritte und letzte Tagesreise vollends nach dem Gipfel an. Nachdem wir den dritten großen Schneefhang überklagen hatten, erreichten wir endlich den Fuß des hohen Eisfelsens, der so zu sagen die linke Schulter von dem Gipfel ausmachte. Wir kletterten über eine Lawine hinweg, die die vorige Nacht gefallen war, schritten aber mit jedem Schritte, daß die Dünkelheit der Luft, und folglich unsere Verabstimmung, immer größer ward.

Als wir die Lawine hinter uns hatten, hing der Abhang an noch ungleich steiler zu

wertig, und ging links in einen Abgrund aus. Rechts, wo wir weiter hinaufsteigen wollten, war eine breite Spalte, und in der Mitte lag ein großer Felsblock, der nur auf der linken Seite eine kleine Passage übrig ließ. Die Führer, die unsern Zug anführten, haben hier Schritt für Schritt Entwürfe hingesehen, zum Glück aber die Zwischenräume zu groß gemacht. Wer also seinen Sprung ein wenig zu kurz nahm, der sah das unheimliche Loos vor sich.

Etwas höher hinauf war die Einfassung zu schwach, und brach ein. Hier fanden jetzt acht bis neun Fuß weichen Schnee, unter dem noch zum Glück eine dünne Eiserne Befestigung war, in dem man aber bis an die Wunden hinarief. Dabei glitt man gegen den Abgrund hin, und hatte keinen andern Halt, als die obere schwache Kante, die alle Angestülzte nachzugeben ließen. Jetzt können sich die Leiter wohlgerüstet stellen, mit welchen Gefährten diese Passage verbunden war.

Wer neben einem Abgrunde hingeht — heiße es gewöhnlich — muß nicht hinunter sehen. Es ist etwas wahres daran, indessen habe ich bey meinen vielen Vergreifen folgende Beobachtungen gemacht: Ehe man einen solchen Weg einschlägt, muß man den Abgrund so genau als möglich, und wenn ich so sagen darf, bis zum Ueberdruß betrachten, damit sich der Eindruck abstumpft, und die Phantasie alle Thätigkeit verliert. Zu gleicher Zeit muß man untersuchen, welchen Weg man etwa nehmen kann, um dann völlig gleichgültig zu seyn.

Jetzt fängt man an hinaufzuklimmen, und bloß auf seine Füße zu sehen, wohin man sie setzen will. Auf diese Art wird man vor Schwindel u. dergl. völlig sicher seyn. Wer sich aber nicht schon vorher an den Anblick des Abgrundes gewöhnen kann, der thue nur auf die ganze Unternehmung Verzicht. Indem wir sämmtlich jene Maasregeln befolgten und uns zugleich immer zwey und zwey an unsere Etagehals

Stachelstöcken anhielten u. s. w. gelang es uns endlich die Spitze des Felsens zu erreichen, der als die zweite Stufe, oder als die linke Schulter des Gipfels anzusehen ist.

Es war gegen neun Uhr, wir hatten nur noch einen einzigen Abhang zu ersteigen, fröhlich beschloffen wir daher einige Minuten bey unserm Frühstück auszuruhen. Unser Brod und Fleisch war indessen durch und durch gefroren, obgleich das Thermometer nie tiefer als 3 Gr. unter 0 gefallen war. Wir suchten es an dem Kohlf Feuer etwas aufzu thawen, so gut es gehen wollte, und schien hierauf um neun Uhr unsere Reise fröhlichen Muths fort.

Jetzt sahen wir nunmehr noch die zwei schwarzen hervorspringenden Felsenkämme, die links von dem eigentlichen Gipfel auslaufen, und an dem Ufer des Genesersees deutlich zu erkennen sind. Sie bestehen aus Granit, sind theilweise von Schnee entblößt, und bald in einzelnen verwitterten Blöcken, bald in so

liben Massen aufgethürmt, deren Kanten fast vertical, und von Nordost nach Südwest (die gewöhnliche Direction in diesen Gebirgen) gerichtet sind. Man findet übrigens diesen Granit mit Feldspath, Hornblende, Quarz, Chloret, grünem Schiefer, Pyriten u. s. w. vermischt. Hier und da arten sie in unregelmäßige, aus Quarz und Feldspath zusammengeflochtene, schieferartige Zellen aus.

Nach den Messungen, die ich bereits zu Chamounix an den verschiedenen Theilen des Mont Blanc angestellt hatte, wußte ich, daß uns jetzt nur noch ein 130 Toisen hoher Abhang, von höchstens 29 Gr. Neigung, und auf einem eben so festen als sicheren Schneeselde übrig geblieben war. Ich hoffte daher den Gipfel in wenigstens drei Viertelstunden zu erreichen, allein die Dünnhcit der Luft, und folglich die Anstrengung nahm mit jeder Minute zu.

Kaum hatte ich fünfzehn bis sechzehn Schritte gemacht, so mußte ich stehen bleiben,

ein Athem zu schöpfen, und von dreymal es wenigstens einmal sitzend thun. Wollte ich es überwinden, so bekam ich Anwandlungen von Ohnmacht, Schwindel u. dgl., so daß ich schließlich da;u gezwungen war. Es half mir nichts, daß ich alle vier bis fünf Schritte einige Secunden still stand; nach dem sechzehnten Schritte überfiel mich immer die vorige Mäßigkeit.

Dabey war es sonderbar, daß dieses unangenehmste Gefühl immer erst acht bis zehn Secunden nach dem Anfang der Pause eintrat. Die einzige Erleichterung verschaffte mir der frische Nordwind. Wenn ich ihm gerade entgegenging, und die reine kalte Luft mit vollen Zügen einsaugte, konnte ich fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Schritte machen, ehe mich jene Erschöpfung überfiel. Alle diese Zufälle stellten sich auch bey meinen Fährten ein, und bedürfen nach dem oben gesagten keiner weitem Erläuterung.

Die Zilien, die wir nun zu unserer Erde hatten, und an einzelnen entzückten Stellen untersuchen konnten, verdienen die größte Aufmerksamkeit, da man nur sehr selten Pechlin aus einer solchen Höhe (2400 Toisen über der Meeresfläche) erhalten kann. Sie bestehen aus Granit, wo die Hornblende und der Steatit die Stelle des Glimmers vertreten, den man kaum darin erkennen kann. Der herrschende Theil derselben, wenigstens $\frac{2}{3}$ des Dvartel der Masse, ist der Feldspath, die Krystalle sind beynahe parallelepipedisch, haben einen sehr matten Glanz, und wechseln an Größe außerordentlich ab. Zuweilen sehen sie grünlich aus, was von einem leichten Steatit-Ueberzuge herkommt. Alle diese Granite haben überdies ihre natürlichen Abtheilungen, die immer mit einem grünen oder schwärzlichen Ueberzuge versehen sind. Jener scheint eine Art Steatit, dieser eine Art Chlorit-Erde zu seyn.

So kletterten wir weiter, immer zwischen
Hess'n kleinen Felsen, und wie gesagt, mit
großer Beschwerde fort, endlich um elf Uhr
hatten wir den lang ersehnten Gipfel erreicht.
Da er schon lange, und besonders während
des zweystündigen Hinaufsteigens völig sicht-
bar gewesen war, so mußte dieser Augenblick
natürlich an der Ueberraschung und Freude
verliehen, die mancher Leser vorausgesetzt
haben wird.

Mein erstes Gefühl war vielmehr aus
Freude und Zorn zusammengesetzt. Ich er-
innere, daß ich nun den vielen Gefahren ent-
gangen und glücklich angekommen war; Zorn,
daß ich diesen widerspenstigen Gipfel nur noch
so vieler Mühe, mit so viel Gefahren, und
noch so vielen vergeblichen Versuchen erreicht
hatte u. s. w. Wahrscheinlich trugen aber
zu diesem in der That halb unangenehmen
Gefühl, die Vergebnisse wegen des Erfolges
meiner Beobachtungen, die Ermüdung und
die Bekümmerniß, die bey der Dürre des

Luft hier in noch größerem Grade fühlbar waren, und mehrere andere Umstände, sehr vieles bey.

Meine ersten Blicke fielen nun auf Chamounix, wo meine Frau mit ihren beyden Schwestern unaufhörlich vor dem Telescope stand, und mir mit meiner Coravane Schritt vor Schritt nachsah. Sie hatten mir versprochen, eine weiße Flagge aufzuziehen, so bald sie mich auf dem Gipfel erblicken würden; und thaten es zu meiner unbeschreiblichen Freude fast in derselben Minute, wo ich den ersten Blick auf Chamounix warf. Wie süß war es für mein Herz, sie nun von ihren ängstlichen Besorgnissen befreyt zu wissen. Ich gestehe, daß dieses Gefühl bey weitem das angenehmste für mich blieb.

Kühn und heiter blickte ich nun auf die große unermessliche Gebirgswelt hinab, die in majestätischer Verkettung zu meinen Füßen lag. Kaum wollte ich meinen Augen trauen,

Als ich jene hohen Gipfel, jene furchtbaren
Niguisen, du Midi, Argentiers, Grant, u.
s. w., deren Basen zu ersteigen mir schon so
unsäglich Mühe gekostet hatte, in dieser Tiefe
unter mir sah. Ihre Verbindung, ihr
Verhältniß, ihre Struktur, alles fesselte
meine Aufmerksamkeit, alles führte mich auf
jene großen geologischen Resultate, die man
im folgenden Kapitel finden wird.

Unterdessen hatten die Führer mein Zelt
mit den kleinen Tischchen aufgeschlagen, und
ich schickte mich zu meinen Beobachtungen an.
Sie waren mit großen Schwierigkeiten ver-
knüpft, da ich fast jeden Augenblick abzubre-
chen, und Athem zu holen gezwungen war.
Das Barometer stand nur auf 16 Z. 1. L.
die Luft hatte also nur die Hälfte ihrer ge-
wöhnlichen Dichtigkeit. Dabey fehlte es mir
an allem Appetit, bloß das Schneewasser ver-
schaffte mir einige Erleichterung. Indessen
hielt ich trotz allen diesen Unannehmlichkeiten

an viertelhalb Stunden aus, und stellte meine
Beobachtungen mit aller der Sorgfalt an,
die nur in dieser Lage möglich war.

Zwölftes Kapitel.

Inhalt.

Geologische Beobachtungen. — Gipfel des Mont Blanc — Struktur desselben — Vertheilung der Gebirge — Massen und Gruppen derselben — Struktur der einzelnen Thäler — Bemerkungen über verticale und horizontale Schichten — Schlussfolgerungen — Stelle, die der Mont Blanc gegen die übrigen Gebirge der Alpenmasse einnimmt — Richtung der Schichten im großen gegen denselben — Physikalische Beobachtungen — Barometer — Thermometer — Hygrometer — Tachymeter — Barometer des Himmels — Anzeigebreis des kohlensäurehaltigen Gases — Siedepunkt des kochenden Wassers — Eisrinde des Eiseis — Vegetation — Schmetterlings — Küstlein — Ankunft in Chamouni.

Der Gipfel des Mont Blanc ist eine Art länglichen Kammes, der von Osten nach Westen läuft, und dessen höchster Theil horizontal ist, während die beiden Enden unter

Winkel von 20 — 30 Gr. herunter geneigt sind. Dieser Kamm ist außerordentlich schmal, besonders auf der äußersten Spitze, so daß nicht zwei Personen neben einander gehen können; er wird aber auf der Ostseite etwas breiter und runder, und nimmt auf der Westseite die Gestalt eines nach Norden hinauspringenden Vordaches an. Er ist ganz mit Schnee bedeckt, und nur 60 — 70 Felsen tiefer ragt hier und da der Fels hervor.

Von den zwei parallelen Seiten des Kamms steigt die eine, die nördliche, äußerst steil, anfangs unter einem Winkel von 40 — 50 Grad, nachher unter einem größern heraus, und geht zuletzt in graufende Abgründe aus. Die andere, die südliche hingegen, bildet einen sehr sanften Abhang von höchstens 15 Gr. Neigung, und endigt sich in eine Art wiegenähnlicher Ausbuchtung; in dem sie sich gegen sich selbst erhebt. Man bemerkt diese sonderbare Ausfüllung, um diesen Ausdruck zu brauchen, wenn man den

Mont Blanc im Profil auf 'der Ost- oder Westseite, vom St. Bernhard z. B., oder von Lyon aus, sieht. Dies von dem Gipfel im Allgemeinen, jetzt zu den geologischen Beobachtungen, zu denen ich hier Gelegenheit fand.

Das erste, was mich bey dem Anblick der großen unter meinen Füßen liegenden Gebirgswelt am meisten in Erstaunen setzte, war die Unordnung, die in der Vertheilung derselben zu herrschen scheint. Wenn man die Gebirgskette, deren höchsten Punkt der Mont Blanc ausmacht, von der Ebene, oder selbst von benachbarten hohen Gipfeln aus betrachtet, so scheinen alle diese Colossen auf einer Linie zu stehn, und daher schreibt sich ohne Zweifel der Ausdruck Kette her. Allein diese anscheinende Regelmäßigkeit, diese täuschende Verbindung verschwindet, sobald man sie von oben herunter sieht; wenigstens findet sie keinesweges bey den Urgebirgen statt. Diese zeigen sich nur in großen Massen, in

mannigfaltige und sonderbare Gruppen vortheilt, die ganz von einander abgesondert, oder wenigstens nur zufällig und unregelmäßig mit einander verbunden sind.

So bilden also in Osten die Aguillen vom Chamounix, die Gebirge von Argentiére, Courtes und Tacul eine triangelförmige Gruppe, die von dem Mont Blanc beynahe getrennt, und nur durch die zusammengewürzte Basis mit ihm verbunden ist. Eben so bilden in Südwest der Mont Tâc, la Rogne, und die andern Urgebirge, eine ebenfalls fast triangelförmige Gruppe, die gleich wie die erste, durch ein Thal vom Mont Blanc abgesondert, und nur durch die Basis der angrenzenden nördlichen Gebirge wieder damit verbunden ist. Endlich bildet der Mont Blanc selbst eine große fast isolirte Masse, deren verschiedene Theile nicht auf der Linie der benachbarten beyden Gruppen liegen, und in keinen dritten Verhältnissen mit ihnen stehn. Dieselbe Beobachtung bestätigte sich auch bez

Den übrigen italiänischen und schweizerischen Gebirgen, die ich hier deutlich überschauen konnte; überall waren nichts als solche getrennte Gruppen darinn bemerkbar.

Trotz dieser Unregelmäßigkeit in den Formen und den Vertheilungen jener großen Massen indessen, bemerkte ich zweitens in der Struktur ihrer einzelnen Theile eine unläugbare, und der daraus zu ziehenden Schlüsse wegen, äußerst wichtige Aehnlichkeit. So weit ich nur mit den Augen reichen, und deutlich unterscheiden konnte, überall sah ich große verticale Blätter, und die meisten davon auf dieselbe Weise, von Nordost nach Südwest geneigt. Ich überzeugte mich, daß diese großen Blätter von der Basis bis zum Gipfel, von derselben Natur, d. h. aus Granit, Gneis und ähnlichen Felsen zusammengesetzt waren. Ich schloß endlich in Verbindung mit mehreren Beobachtungen, daß alle Gebirge mit verticalen Schichten durch, aus von der Basis bis zum Gipfel aus st.

ner Felsenart bestehen; daß aber die Gebirge mit horizontalen oder diesen nahe kommenden Schichten, die Natur ihrer Felsen verändern, so wie man höher steigt.

Eine dritte interessante Bemerkung betrifft die Stelle, die der Mont Blanc gegen die übrigen Theile der Alpen einnimmt. Man hätte denken sollen, der höchste Gipfel derselben müßte im Mittelpunkte überhaupt, oder wenigstens in der Mitte der ganzen Urgebirgsmasse befindlich seyn. Das ist aber nicht der Fall. Ich sah, daß in Sitten auf der italienischen Seite, weit mehr hohe Gipfel befindlich sind, als in Norden auf der savoyischen, und daß der Mont Blanc selbst fast am nördlichsten Ende der ganzen Urgebirgsmasse liegt. Das ist aber auch die Ursache, warum die Aussicht nach der italienischen Seite weit schöner und interessanter, als nach der schweizerischen ist.

Eine vierte nicht minder merkwürdige Beobachtung endlich betraf die Richtung der

Schichten im Großen, wie sie in den tiefen
liegenden Gebirgen, Kette für Kette, Berg
für Berg gegen den Mont Blanc gelehnt er-
schienen; ein Schauspiel, dessen Schönheit
und Interesse nur ein Geolog beurtheilen
kann. So sah ich in Norden die Gebirge
du Repasoir, den Vâlet, die von Passy und
Servoz; in Süden das Col Ferret, den
großen St. Bernhard, die Kette des Tran-
mont u. s. w. alle lehnten sich mit ihren
Schichten an den Coloss an, auf dessen Gipfel
ich mich befand — das in geologischer Hin-
sicht; setzt zu den Barometern, Thermo-
meter-Beobachtungen, u. s. w. die
ich etwas umständlicher mittheilen will.

Um diese Beobachtungen mit desto größe-
rer Genauigkeit anstellen zu können, nahm
ich sowohl zwey Barometer, als zwey Thermo-
meter dazu. Ich hatte die Vorsicht, die-
selben sogleich nach meiner Ankunft auf dem
Gipfel jener beyden im Schatten, von diesen

das eine in die Sonne aufzuhängen, wo ich dann um Wittraq folgende Resultate erhielt.

Das eine Barometer, das 3 Fuß unterhalb des Gipfels hing, stand 16 Z. $\frac{1}{2}$ L. das andere eben so tief hängende 16,, 0,, 4, 7. Jenes gab nach der Correction 16,, 0,, 14, 4. Dieses 16,, 0,, 10, 11. Da das letztere nur eine Viertellinie niedriger als das erste stand, folglich nicht so gut von Luft gereinigt schien, so schienen mir die Resultate des ersteren vorzüglicher zu seyn. Indem ich sie mit den Barometer-Beobachtungen meines Sohnes zu Chamounix, und Herrn Schnebiers zu Genf verglich, fand ich für die Höhe des Mont Blanc 1449. 8 Toisen, welches auch mit Schuckburgh's trigonometrischen Messungen vollkommen übereinstimmend ist. *)

Man

*) Der Chimborazo in Südamerika ist 15117 Z. über das Meer erhoben, was nur 767 Toisen Unterschied giebt.

Man hat gefragt, ob man wohl von dem Gipfel des Mont Blanc das Meer sehen könnte? Allerdings würde man es sehen können, und zwar den Golf von Genua, der 56 kleine Lieuen davon entfernt ist, wäre er nicht durch hohe Gebirge, d. h. in Westen durch die Alpen, in Osten durch die Apenninen versteckt und wäre zwischen dem Mont Blanc und dem Meere kein Gebirge, sondern nichts als Ebenen befindlich. Im Gegentheil kann man aber den Mont Blanc sehr gut von den bey Genua befindlichen Gebirgen sehen, ja ich glaube, daß er auch schon auf dem Berge Caume, oberhalb Toulon, sichtbar ist.

Was die Thermometer-Beobachtungen anlangt, so waren diese Instrumente vier Fuß über dem Gipfel aufgehängt. Sie standen um Mittag das eine im Schatten — 2, 3; das andere in der Sonne — 1, 3. Um zwey Uhr stand das erste auf — 2, 5; das andere in der Sonne noch auf — 1, 3. Ein drittes mit geschwätzter Lu-

gel Rand in der Sonne unverändertlich
auf $+ 1, 2$.

Dabei blies ein ziemlich frischer Nord-
wind, der auf dem höchsten Punkte äußerst
unangenehm war, den man aber gar nicht
fühlte, sobald man auf der Südseite etwas
tiefer herunter flog. Hier war es wirklich
so mild, daß man mit Vergnügen sitzen blieb.
Ich habe diese Bemerkung auf allen hohen
Gipfeln gemacht. Sobald man sich nicht in
der geraden Richtung des Windes befindet,
fühlt man ihn nicht. Auch dies scheint von
der Düntheit der Luft herzufließen, bey der
keine Repercussion des Windes statt hat.

Die Hygrometer-Beobachtungen be-
treffend, so fand ich Mittags das eine in der
Sonne auf 44, das andere im Schatten auf
51; ein Unterschied, der in der Ebene fast
nie so groß zu seyn pflegt. Er läßt sich aber sehr
leicht erklären, da die Hitze in einer verdünnten
Luft weit mehr auf die Verdunstung wirkt,

als es in einer dichtern Luft der Fall ist. Um 3 Uhr Nachmittags stand das Hygrometer in der Sonne 46, im Schatten 32. In Chamounix stand es Mittags im Schatten 73, 4. Jene große Trockenheit der Luft war unstreitig die Hauptursache des brennenden Durstes, der uns während des Aufenthaltes auf dem Gipfel so sehr beschwerlich fiel.

In Ansehung des Elektrometers fand ich, daß die Kugeln um 3 Linien divergirten, und daß die Elektricität positiv war. Ich wunderte mich sehr, sie am Rande eines so beträchtlichen Escarpements nicht stärker zu sehn; erklärte mir aber diese Erscheinung ebenfalls auf der zu großen Trockenheit der Luft, die der Fortpflanzung des in höhern Regionen befindlichen elektrischen Fluidums hinderlich ist.

Die Farbe des Himmels betreffend, so fand ich sie Mittags zwischen der ersten und zweyten Nummer der verschiedenen Blau-

streifen, die ich mir zum Behuf dieser Versuchsungen bereitet hatte *). Mit andern Worten, ich fand den Himmel fast von der Farbe des tiefsten Königsblaus.

Eine andere nicht unwichtige Bemerkung ward über die Anwesenheit der freien Luft oder des kohlensauren Gas gemacht. Da dieses bekanntlich noch einmal so schwer, als die gemeine Luft ist, so war ich neugierig, ob es sich bis zur Höhe des Mont Blanc erheben könnte, und stellte deshalb den bekannten Versuch mit dem Kalkwasser an **). Ich gieng dabei mit aller nur möglichen Vorsicht zu Werke, fand aber dennoch nach Verlauf von

*) Gaudine hatte solche Papierstreifen mit einem sehr kleinen von Persisch-Blau gefärbt. Die rechte war Nummer Eins, die linke Nummer Zweizehn. Oben im achten Raum findet man bläuliche Beschädigungen, die er auf dem Fel zu Hause gemacht hat.

**) Carles überzieht sich vornehmlich mit einer Art Glas, und stellt mit einem feuerfesten Überklocher, wodurch es mit dem kohlensauren Gas in Berührung kommt.

einer und drei Viertel Stunden ein bläulich-grünlisches Häutchen darauf schwimmen, während das Wasser an dem Rande der kleinen Becher zu frieren anfing.

Um diesen Versuch auf eine andere Art zu wiederholen, nahm ich Papierstreifen und tauchte sie in kausitisches Alkali, das mit der größten Sorgfalt bereitet worden war. Als ich sie herausnahm, draußten sie nicht im mindesten mit Euren auf; als ich sie aber anderthalb Stunden an der Luft hatte hängen lassen, waren sie getrocknet, und draußten außerordentlich auf. Auch diesen Versuch hatte ich mit der größten Sorgfalt angestellt, so daß ich dafür stehen kann. Es scheint also gewiß, daß der atmosphärischen Luft auch auf dieser Höhe noch eine beträchtliche Quantität kohlensaures Gas beryemischt war.

Aber vielleicht — fragte ich mich selbst — wird dieses Gas in der Luft, und auf dieser Stelle selbst, durch die Wirkung des Lichtes hervorgebracht? Um diesen Zweifel zu heben,

nahm ich einen Harn mit eingedicktem
Eisigel, versetzte sie darin beständige Luft,
indem ich unauflösliehen Kalk darin herumkochen
liess, brachte die von kohlischem Alkali ge-
trübten Papierstreifen hinein, und setzte den
wehnerischen Harn der weißen Lösung
entgegen. Was ergab sich? Die Papierstreifen
bräunten nicht mit dem Harn auf.

Wo kommt nun dieses schmelzende Ges-
etz? Gewiss nicht aus den nächsten Umlän-
den des Harns. In diesen Harn
unveränderten Harn findet weder Gährung
noch Verwesung statt, und selbst auch die
sehr enggenommen, so würde das Gesetzt eher von
dem Harn und Wasser eingeleitet. Es mag
also aus der Erde, aus den Thieren kom-
men, von wo es durch die auflösenden Win-
de mit heraufgebracht wird. Daß dieses aber
durch eine bloße mechanische Wirkung ge-
schehen könne, glaube ich nicht, indem es ja
durch seine Schwere wieder sinken müßte.
Befriedigend läßt sich also die vorstehende

Gedanken einander gegenüber auf, und sich den in gewissen Verhältnissen verkörpern, bis überzeugende Affinitäten für wieder neuem und mit andern Verbindungen vereinigen.

Ein sehr merkwürdiger Versuch betraf den Grad von Hitze, der auf dem Gipfel des Mont Blanc zum Erhitzen des Wassers nöthig war. Ich hatte mich zu diesem Ende mit den genauesten Instrumenten, als einem Thermometer, mit einem Mikrometer, wodurch ich bis zum $\frac{1}{1000}$ eines Grades zu unterscheiden im Stande war, Celsius's, Reaumur u. F. R. versehen; auch hatte ich mich durch mehrere vorher angestellte Versuche bis zur Gewissheit überzeugt, daß mein Thermometer bei einem Quecksilberstand von 17 F. in dem jetzigen Wasser genau auf 10 Gr. liegt.

Ich hatte die ersten Versuche mit dem Eispunkte des Schmelzes vorher am Ufer des Sees gemacht. Das jetzige Wasser nahm

eine Höhe von 81°, 299. an, während der Barometer auf 28 Z. 7 L. $\frac{1}{100}$ L. stand. Hier auf dem Gipfel des Mont Blanc war der Wärmegrad des siedenden Wassers nur 68° 993, und der Barometerstand dabey 16 Z. 0 L. $\frac{1}{100}$ L., was für den ersten einen Unterschied von 12° 306. giebt. Der Weingeist brannte vortreflich, doch dauerte es eine halbe Stunde, ehe das Wasser in das Eisen kam. Am Ufer des Meeres hatte es nur 12 — 13 Minuten gewährt, obgleich der Wärmegrad 12° größer war.

Was den Schnee auf dem Gipfel betrifft, so ist er mit einer dünnen Eisorinde bedeckt, die bey dem Zerbrechen schuppicht wird. Diese Eisorinde entsteht durch das wechselseitige Thauen und Gefrieren der Oberfläche, und sieht beynahe wie eine Art darauf befindlichen Lackes aus. Ein nur etwas starker Wind zerbricht sie, fähret große Etüden in der Luft mit fort, und wälzt den darunter befindlichen Schnee in Wirbeln auf; die Thalbewohner

sagen dann, daß der Mont Blanc seine Pleiße raucht. Diese Schneewolken — wie sie von unten gesehen erscheinen — nehmen bey untergehender Sonne eine hohe glühende Röthe an, und haben dann öfters mit der Flamme eines Vulcans Aehnlichkeit. — Der unter jener Kinde befindliche Schnee hat übrigens ziemlich viel Festigkeit.

Die Abhänge unterhalb des Gipfels, auf welche die Sonne stärker wirken kann, frieren natürlich weit tiefer, und bekommen bey den darauf folgenden Nachtfrosten einen weit dickern Schneebeyzug. Dieser ist biweilen so stark, daß er einen Mann tragen kann. Unterhalb desselben findet man lockern Schnee, in den man bis zur Wade einsinkt, wo dann eine neue Eiskinde befindlich ist.

Man hat zu wissen gewünscht, wie dick wohl die Schneekappe des Gipfels seyn möchte. Um dieses bestimmen zu können, mußte sie an irgend einer Stelle senkrecht abgeschnitten

ten seyn. Da sie sich aber auf allen Seiten mehr oder weniger herunter zieht, so findet keine gewisse Bestimmung darüber statt. Aus Vergleichen, Berechnungen u. s. w., läßt sich indessen mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen, daß sie nicht über, eher noch unter 100 Fuß dick ist. Dieses scheint mir die Grenze zu seyn, die sie nie überschreitet, der Punkt, wo Abnahme und Zunahme gegen einander gehalten stille stehn.

In diesem Schneebertuge wird man an den Abhängen besonders hier und da große Spalten gewahr. Man bemerkt alsdann, daß er aus Schichten besteht, deren Zugen mit braunen Linien bezeichnet sind, was von dem darauf gewehten Erdsaube herrührt. Ich zählte an einer solchen Spalte neunzehn Schneeschichten, doch ohne daß ich diese Anzahl als völlig sicher angeben will. Uebrigens ist die ganze Oberfläche jener Schneelappe völlig weiß.

Was die Vegetabilien anlangt, die wir auf dem Mont Blanc im Allgemeinen fanden, so waren es auf den höchsten Felsen unterhalb der Eisregion: Lichen sulphureus und Lichen rupestris, nebst mehreren andern, und auf den etwas tiefern (1780 Toisen Höhe) die Silene acaulis. Von Thieren sahen wir bloß zwey Schmetterlinge, eine kleine graue Phaläne, und einen andern Tagesvogel. Der erste flog an 400, der letzte nur an 100 Toisen unterhalb des Gipfels weg. Gewöhnlich werden die Schmetterlinge, sobald sie sich auf die an die Wiesen gränzenden Gletscher wagen, von dem Winde mit fortgeführt.

Unter diesen und mehreren ähnlichen Beobachtungen, z. B. über die Geschwindigkeit des Pulses, der bey mir 100, bey meinem Bedienten 112 in der Minute schlug, waren an fünfshalb Stunden vergangen, und wir mußten nunmehr auf unsern Rückweg bedacht seyn. Schon waren mehre meiner Führer,

Die in dieser dünnen Luft nicht länger anhalten konnten, wieder bis zum östlichen Abhange herunter gesiegle, und ich folgte ihnen um halb vier Uhr mit den übrigen nach. Auf dem ersten Abhange, ohngefähr drey Viertel Stunden lang, war der Weg äußerst leicht und angenehm. Nicht so die übrigen dritt- halb Stunden, die ungefähr eine Viertelstunde unterhalb unsers letzten Nachtlagers, das ich dasmal tiefer zu nehmen beschloß. Auf diesem ganzen äußerst beschwerlichen Wege hatten wir nicht nur die Sonne unaufhörlich im Gesichte, sondern wurden noch überdem durch die von den Schneefeldern zurückprallenden Strahlen geblendet und sanken in den weichen Schnee bis an die Waden hinein. Indessen, Dank sey es der Sorgfalt meiner Führer, nach acht Uhr langten wir glücklich drey unserm neuen Nachtlager an.

Die Stelle war keine der bequemsten, wir mußten sie aber der Laminen wegen wählen, vor denen sie noch am sichersten zu seyn

schien. Der Barometer gab 1780 Tassen Höhe an, wir hatten also nur wenig von der Dünnhelt der Luft zu leiden, und hielten unsere Abendmahlzeit mit vieler Heiterkeit. Jetzt nahmen die Führer ihre Lager in der beschriebenen Felsenpalte, ich aber blieb mit meinem Bedienten allein im Zelte, und überließ mich nun allen den süßen Ideen, die den größten Lohn einer gelungenen Unternehmung sind.

So verging die stille friedliche Nacht; wir brachen den andern Morgen um sechs Uhr auf, stiegen mehrere zum Theil sehr steile Abhänge von 46 — 50 Grad hinunter, fanden den den Gletscher, über den wir vor zwey Tagen gegangen waren, doppelt schwierig, und sahen uns mehr als einmal in Todesgefahr. Aber endlich halb zehn Uhr Morgens hatten wir die Eisregion verlassen und wieder glücklich die Felsen erreicht. Nach vier Stunden, und wir kommen wohlbehalten in Pricureé an.

Schöner Augenblick des Empfanges und
Wiederschens! Unsere Freunde und Ver-
wandte, unsere Weiber und Kinder, alle
stürzten uns entgegen und wünschten uns, mit
Thränen der Freude, zu unserer Zurückkunft
Glück. Frohlockend, und wie im Triumph,
zogen wir in den Helden ein, wo ein fröhli-
cher Abend uns alle Müdigkeit vergessen ließ.
Mein großes langersehntes Ziel war nun er-
reicht, und von nun an sah ich den Mont
Blanc mit ruhiger Heiterkeit an.

Dreizehntes Kapitel.

Inhalt.

Jernese Reisen auf den Mont Blanc — Gourrit und seine Begleiter — Verschwerden — Trennung und Zufälle — Ungerührter — Gourrits Ruch und Ertöelung des Gipfels — Zustand seiner Gefährten — Rückreise — Bemerkungen — Reise von Beaufay — Reise von vier andern Engländern — Reise von Osiern und Jernese — Denkschrift auf Saugüre.

Um die Geschichte des Mont Blancs so vollständig als möglich zu liefern, dürfen wir auch die spätern, nach Saugüre gemachten Reisen nicht mit Stillschweigen übergehen. Wir lassen daher sogleich die nächste von Gourrit folgen, von dessen früheren Versuchen bereits oben gesprochen worden ist.

Gourrit unternahm diese Reise im Jahre 1788 und hatte außer seinem Sohne

noch zwei Begleiter, den Engländer Woodley und den Holländer Camper, nebst zwei und zwanzig Führern mit Zeltern, Leitern u. s. w. bey sich. Die Karavane schloß die erste Nacht vier Meilen oberhalb der sogenannten Côte und nahm denselben Weg, der durch Paccard und Saufüre nunmehr hinlänglich bekannt geworden war.

Den zweyten Tag ward die Reise mit den gewöhnlichen Vorsichtsmaaßregeln fortgesetzt, und Saufüres letztes Nachtlager noch Vormittags glücklich erreicht. Jetzt aber schien sich der Himmel umziehen zu wollen und doppelte Eile nöthig zu seyn. Es ward daher beschlossen, ohne weiteren Verzug volends hinaufzuklimmen, obgleich die Gefahr mit jedem Schritte zunahm.

Die erste halbe Stunde indessen schien alles noch ziemlich gut zu gehen, und alle folgten einander in einer langen ununterbrochenen Reihe nach. Bald aber eilte ein Theil voran, während der andere zurück blieb, und
in

in kurzem war die ganze Caravane in Unordnung. Vergebens suchte Dourrit die ersten zurückzuhalten, sie setzten ihren Weg mit hastiger Ungeduld fort, vergebens bemühte er sich die Langsamen aufzumuntern, sie blieben immer weiter zurück. Kaum eine halbe Stunde, so war er von beyden Haufen getrennt, und hatte außer seinem Sohne nur noch drey Führer Jaques des Dames, Zorace und Tournier l'Oiseau bey sich.

Unterdessen war der Himmel immer trüber geworden, und alles verkündigte die Annäherung eines heftigen Unwetters, das man bereits um den Gipfel zusammenziehen sah. Zu seinem großen Schmerze fand jetzt Dourrit mehrere von jenem hastigen Vortruppe bewußtlos auf dem Schnee liegen, ohne etwas für sie thun zu können, während auch sein eigener Sohn über Kopfschmerz und Müdigkeit zu klagen anfieng. Schon hatte er indeß den Engländer Woodley mit seinen Führern völlig aus dem Gesichte verlosten,

Winter 24.

schon glaubt er ihn mit Herrn Camper auf dem Gipfel angelangt, plötzlich sieht er den letzten bleich und athemlos zurückkehren, und hört, daß Woodley mit seinen Begleitern wahrscheinlich verunglückt sey. Trotz des nun beginnenden Sturmes, trotz der heftigen Schneewirbel, die den Gipfel einhüllen, klettert er nun muthig mit seinem Sohne vollends über das letzte Eisfeld hinweg — zwey Schritte, und er hat den Gipfel erreicht, wo er mitten in einer Hagelwolke steht.

Lange auf diesem Punkte zu verweilen, war keine Möglichkeit, um so mehr, da sich der junge Bourrit mit jeder Minute höher befand. Sie stiegen also etwas auf der südöstlichen Seite hinab, die vor dem Sturme geschützt war, und hatten hier einen unermesslichen Horizont vor sich. Bourrit sah sogar das Meer, das Saupère nicht hatte erblicken können, und zeichnete die Contours desselben so wie die Umrisse der Gebirge, von denen es umgeben war. Der Thermometer stand

Ist 13 Gr. unter Null; dies veranlaßte
Dourrit auf seinen Rückweg bedacht zu seyn.

Als sie das große Schneefeld herunter ge-
stiegen waren, fanden sie zu ihrer Freude
das Zelt aufgeschlagen und Herrn Campet
nebst einem Theil der Führer darin. Bald
wurden auch die übrigen auf dem Schnee zer-
streuten Kranken herbeigebracht, doch hoffte
Dourrit vergebens auch Woodley mit seinen
Führern zurückkommen zu sehn. Diese hat-
ten sich nemlich verirrt, brachten die Nacht
unter tausend Leiden auf einer ganz andern
Seite des Berges zu, und kamen erst später
nach Dourrit mit erfrorenen Händen und
Füßen nach Prieure zurück. Was Dourrit
selbst und die übrigen Individuen der Caravane
betrifft, so langten sie am folgenden
Tage Abends, sämmtlich wohlbehalten —
einzelne erfrorene Zehen und Finger ausge-
nommen — wieder in Chamounix an.

Auf Dourrit folgte im Jahre 1790 oder
1791 Deaussy, ein achtungswerther

Astronom und Physiker aus Neuchâtel, von dessen Reise aber nur wenig bekannt geworden ist. Ein Jahr nachher wurde von vier Engländern, zehn Jahr darauf (1802.) von Herrn Forneret aus Loufanne, und dem Baron Dethern aus Carland, so wie einige Wochen später, von dem englischen Obristen Pollen ein abermaliger Versuch gemacht, ohne daß jedoch der Gipfel wirklich erstiegen ward. Saufüre's Reise wird daher immer die erste, die wichtigste, die merkwürdigste bleiben, und nur ein Humboldt ihn zu übertreffen im Stande seyn.

Anhang,

welches

allgemeine wissenschaftliche Bemerkungen

enthält.

I.

G l e t s c h e r.

Man muß zweyerley Gletscher (Glaciers) unterscheiden: solche, die sich in Thälern, solche, die sich auf den Abhängen hoher Gipfel befinden. Wir fangen bey den erstern an, da sie sowohl in Ansehung ihres Umfanges, als ihrer Tiefe die beträchtlichsten, und oft mehrere Lieuen lang sind, wie z. B. der „Glacier des Bois“ im Chamounixthale, der ohne Absch fünf Lieuen lang ist. Diese sämtlichen Thal-gletscher sind übrigens in sogenannten transversalen Thälern befindlich, die in die niedrigen, mit der Kette parallel laufenden Hauptthäler (Vallées longitudinales) hinabgehen, und wenig ausgenommen, oben mit unzugänglichen Felsen eingeschlossen sind

Die Dicke oder Tiefe dieser ungeheuren Eismassen ist sich nicht in allen Gletschern, und an allen Stellen derselben gleich. In dem Glacier des Bois fand sie Saupfure gewöhnlich 30 — 100 Fuß; man erzählte ihm aber auch von 100 Toisen, und er nimmt es, besonders bey großen Aushöhlingen, für sehr natürlich an. Der Boden dieser Eismäler ist in der Regel, bald mehr, bald weniger geneigt. Da wo der Abhang steiler ist, können sich die Eismassen nicht gehörig fest halten, sondern sie drücken eine auf die andere, und zertheilen sich in große transversale Streifen, die durch tiefe Spalten getrennt sind.

Auf diese Art nehmen sie häufig, jene großen und bizarren Formen von Pyramiden, Thürmen u. s. w. an, die man fast auf allen Gletschern und selbst an den höchsten Theilen bemerkt, sobald die Neigung über 30 — 40° stark ist. Bey einem horizontalen, oder wenigstens nur sanft geneigten Boden hingegen, pflegt auch die Eisflä-

Es ohne Ungleichheiten zu seyn. Die Sorten sind selten, und in der Regel ziemlich schmal, ja man kann auf diesem Theile des Gletschers eben so sicher als bequem hingehn, da das Eis immer rauh und keinesweges spiegelglatt, wie z. B. auf gefrorenen Teichen u. s. w. ist.

Die Substanz des Eises anlangend, so ist es äußerst porös. Nirgends werden große Stücke bemerkt, die durchsichtig und ohne Blasen wären. Lohere sind aber keinesweges wie in dem gewöhnlichen Eise, sondern in der Regel kaum einer Erbse groß. Man findet sie häufig von länglichter, wiewohl sehr bizarrer und verwirrter Form, ohngefähr wie sie das siedende Wey in kaltem Wasser annimmt. Die Theile dieses Eises haben sehr wenig Zusammenhang unter sich, es scheint vielmehr weicher als das gewöhnliche zu seyn; was sich auch durch seine poröse Substanz sehr leicht erklären läßt. Daß es aber schwerer

als dieses schmelzen sollte, beständigen Zruschens Versuche nicht.

Was läßt sich nun aus der angegebenen Beschaffenheit dieses Eises schließen? Es erachtet sich deutlich, daß es weder durch das Gefrieren großer Wasserbehälter, noch durch eine allmähliche Aufschichtung gefrorener Masse entstehen ist; denn sonst würde es compact, durchsichtig und nicht im Ganzen so voller Poren seyn. Es ist allem Anschein nach nichts als gefrorenes, vorher mit Wasser durchdrungenes Schnee, was nichtens werden bey diesem — wie man sich durch Versuche überzeugen kann — dieselben Eigenschaften, Mangel an Durchsichtigkeit, häufige Blasen, Incoherenz u. s. w. in gleichem Maße bemerkt.

Aber der eigentliche Ursprung dieser Eismassen? Wie haben sie sich aus jenem gefrorenen Schnee gebildet? Wie sind jene ungeheuren Schneemassen in die Thäler hinunter gerückt? Wir antworten folgendes darauf.

Zuerst begreift man leicht, daß sich in den hohen Alpenthälern eine ungeheure Menge Schnee aufhäufen muß. Was in den niedrigeren Regionen Regen ist, fällt hier neun Monate im Jahre als Schnee herab; und dazu kommt noch die ganze Masse, die auf dem nackten Felsen keine Haltung hat. So häuft sich also der Schnee in ungeheuren Lagen in den Thälern an, ohne daß jedoch bis in die Mitte des Sommers die geringste Veränderung damit vorzugehen pflegt.

Aber so wie die Wärme der Sonne und die Kraft des Südwindes zugenommen hat, fängt auch der obere Theil dieser Eismassen an, allmählig aufzutauen. Ich sage aber nur der obere Theil, weil diese minder kalte Periode in jenen Höhen viel zu kurz, und die Eistrinde viel zu dick dazu ist. Das Schneewasser nun, welches aus dieser thauenden Oberfläche in die untern Eislagen sickert, ist, verbunden mit dem hineinsinkenden Regenwasser, die erste Ursache von der Por-

stelt der Gletscher. Diese Bildung der Gletscher ist auch so natürlich, und von den Beobachtern so allgemein angenommen, daß man die Gletscher häufig von den gefallenen Lawinen sagen hört: Ueber's Jahr wird dieser Schnee in Eis verwandelt seyn. — Das von den Hälzgletschern ist von der zweiten Klasse, oder den Gletschern, die auf den Abhängen hoher Gipfel besänftlich sind.

Auch die Entstehung dieser Gletscher scheint nach denselben Grundätzen vor sich zu gehn. Oft bilden sie sich aus einer Lawine, die auf einem Abhange, oder am Fuße eines hohen Gipfels liegen geblieben ist; oft entstehen sie aus einer Schneemasse, die sich allmählig an dem Abhange gebildet hat, und wegen der geringen Neigung desselben nicht weiter gerückt ist. Auch dieser Schnee thaut im Sommer an seiner Oberfläche auf, das Wasser dringt in das Innere hinein, und der eigentliche Gletscher bildet sich.

Da dieser Schmelzproceß aber weit unvollkommener vor sich geht, als in den Thalgletschern, d. h. da das Wasser nicht so leicht darin durchgehoben wird, und die innern Theile nur unregelmäßig durchdringt, so entsteht ein noch viel lockeres und poröseres Eis daraus. Man findet daher Vergletscher, die man eben so gut für Schnee als für Eis halten kann. Nur ganz unten am Fuße derselben liegt das Eis eigentlich dicht und fest zu sein, weil hier das meiste Wasser vorhanden war; höher hinauf, und besonders gegen die Spitze zu, verliert es immer mehr an Dichte und Festigkeit.

Nach dem Obigen müßte es unermüdet scheinen, als nähmen diese Schneemassen das Meer beständigen Zuwachs im Winter, und ihrer verhältnißmäßig weit geringeren Verminderung im Sommer, sehr stark an Dichte und Umfang zu. Aber die Natur hat ihrem Zwecke, nämlich dem Abfließen

grißt. Einmal tragen nemlich die Einge,
der Neen, und die warmen Tinte in den
deny Cammermatten, einmal etwas ja ih-
ter Abnahme bey; zweyten wärft die Auto-
bindung, zumal in dieser vertheuten Zeit,
sich während der gelben Hitze, sehr be-
trächtlich darauf. Drittens liest die innere
Hitze des Erthlebens, die sich selbst auf
den bloßen Eisstein immer gleich zu stehen
scheint, auch die Zunahme des Eislebens ins
Unendliche auf seine Weis zu. Aus der letz-
ten Ursache kann man ja gleicher Zeit theils
die Eisung der Eislebenswärme erklären, die
man selbst in den kältesten Monaten aus allen
Winkeln hervorbrechen sieht; theils wird
man es begreiflich finden, warum die unteren
den Schmelzschichten auch immer die kältesten
und härtesten sind. Eine vierte Ursache
endlich, warum die Eislebenswärme nicht in
das Unendliche zunehmen kann, liegt in der
Schwere derselben, vermöge deren sie in die
tiefen Thäler hinunter zu sinken gezwungen

ist, wo immer ein großer Theil im Ganzen
persönlichen war.

Eine andere Bemerkung betrifft die be-
kannte Maxime, oder jene auf Eudaimon
und Eudokia beruhende Voraussetzung, wenn der
meiste Theil aller großen Geschlechter empfinden
ist; ja die sich zwischen ihnen beiden Eudaimon
des Gloriums entgegenstellen pflegt. Es sind
Geschlechter, die von den ehern Höhen herkom-
men, und die der fortschreitende Wandel nicht
nach dem Abgrunde, theils nach den Ein-
ten zu, vor und neben sich her geschoben hat.
Denn so trifft man mitten in den Glorien
entweder hervorragende Eudaimon und Eudokia
hinzu an, z. B. auf dem sogenannten Ein-
nen zwei Namen innerhalb des Daimonion.
Und solche sind Geschlechter, die sich während
der Aufhebung in den letzten Epochen der
Geschichte befunden haben, und welcher sie
mit empfinden sind.

Eine dritte Bemerkung betrifft das so-
genannte Jenseits der Geschlechter, und

Nicht bloß durch jene U. s. hieße, sondern auch durch andere Phänomene, die man an Ort und Stelle darüber beobachten kann, außer Zweifel gesetzt ist. D.hin gehört die plötzliche Ausbreiten großer Eismassen, die Ueberfluthung ganzer Alpen u. s. w. die von dem gegenseitigen Drucke der Theile des Gletschers, von dem Heruntersteigen desselben den augenscheinlichsten Beweis abgiebt. Dennoch scheint die Natur zwischen der Zunahme und Abnahme der Gletscher ein genaues Gleichgewicht festgesetzt zu haben; so daß, wenn hier ein Glacier größer geworden ist, man dort einen andern sehr verringert sieht. Gewiß ist ins dessen, daß beydes, Zunahme und Abnahme, weit langsamer geschieht, als man bisher geglaubt zu haben scheint.

Zum Schlusse noch eine kurze Beantwortung einer Frage, die den Zustand der höchsten Gipfel betrifft. Sind sie mit Eis oder mit Schnee bedeckt? Wir antworten, sie sind bloß mit Schnee bedeckt und wir füh-

ren zu gleicher Zeit den Mont Blanc zum besten Beweise an. Saufüre hat davon in seiner obigen Weise gehandelt, und was man auch dagegen einwenden mag, beruht auf optischen Täuschungen, die jener vortreffliche Physiker durch seine genauen und wiederholten Untersuchungen in der Nähe hinlänglich widerlegt hat. Selbst Bruner sagt schon in seiner bekannten Beschreibung: „Auf den höchsten Gipfeln findet man kein eigentliches Eis, sondern einen alten und harten Schnee“ u. s. w.

II.

Pflanzen *).

- Achillea moschata.* } Sur le Mont-
macrophylla. } anvert.
Acrostichum septentrionale. Au pied du
Breven.
Aira montana. } A Plimpras.
Ajuga pyramidalis. }
Alchemilla pentaphylla. Au bord de la mer
de Glace.
Anemone alpina. Au chalet de Blaitière
dessous.
narcissiflora. Plimpras.
Arenaria biflora. Au-dessus de Charle-
mane.
Aretia alpina. Près le glacier de la Blai-
tière.
Astragalus montanus. Col de Balme.
Astrantia minor. Aux Montées.
Avena versicolor. Près du lac de la Tapia.

*) Diese Beschreibung ward von dem Hrn. Weder —
Eaukäre Dem ädlichen Sohne des großen Ra-
turforschers; mitgetheilt, und ist unverändert nach
dem Originale abgedruckt.

- Azalea procumbens.* *idem.*
Bupleurum stellatum. Au Montanvert au-
 dessus du glacier.
Cacalia hirsuta. Au pied du glacier sur
 Blaitière.
Campanula barbata. Au Montanvert.
Cardamine bellidifolia. *Idem* au sommet.
Carex juncifolia. }
 bellardi. } Au col de Balme.
 prostrata. }
Cherleria sedoides. *Idem.*
Chrysanthemum alpinum. Montanvert
 aux Rocailles.
Circæa alpina. Les bois le long de l'Arve.
Cnicus spinosissimus. Col de Balme, et
 Bréven.
Empetrum nigrum. Près de la mer de
 glace.
Festuca amethystina. Glacier des Pélérins.
Oxalium rotundifolium. Bois de sapin
 sous le Bréven.
Gentiana purpurea. }
 acaulis. } Col de Balme.
 nivalis. }
Geum montanum. Mer de glace.

- Hypericum pulchrum.* Rochers sous l'impras.
- Hieracium albidum.* En face de Tour.
alpinum. Au jardin.
- Imperatoria ostruthium.* Montanvert.
- Juncus trifidus.* }
jacquini. } Col de Balme.
luteus. }
alpinus. }
spicatus. } Montant en haut.
- Lasorpitium halleri.* Les Fossets.
- Pedicularis rostrata.* }
vericillata. } Col de Balme.
rostrata. aux Herbagères.
girollexa. Mont-Lacha.
- Phleum alpinum.* Montanvert.
- Piums cembra.* Idem.
- Potentilla grandiflora.* Sous le Bréven.
- Primula uniflora.* Aux Montées.
farinosa. Marais près du Chapeau.
- Pyrola uniflora.* Bois sous Lacha.
- Scumniculus glacialis.* }
nivalis. } Col de Balme.
- Rhododendron ferrugineum.* Aux Montées.

Rumex digynus, Brèven.

<i>Salix helvetica</i> ,	}	Moraine de Blaitière.
laponum.		
arbuscula.		
herbacea.		

<i>Saxifraga brioides</i> ,	}	Source de l'Ar- véron.
aspera.		
autumnalis.		
stellaria.		
<i>cuneifolia</i> ,	}	Montanvert.
<i>multiflora</i> .		

Sempervivum arachnoideum, Arvéron.

Senecio incanua, Au sommet du Brèven.

Sibbaldia procumbens, Col de Balme.

Silene acaulis, Sur toutes les sommités,
et dans la vallée.

Sisymbrium barsifolium, Sur Charla-
mont.

Trifolium alpinum, Col de Balme.

<i>Veronica asphylla</i> ,	}	Idem.
bellidioides,		
alpina.		
saxatilis.		

Viola grandiflora, Idem.

Ocularia amplexifolia. Sous le chalet de
la Blaitière.

Mr. Béranger, écrivain distingué, et
aussi modeste que savant, a trouvé au
bord du lac de Balme, la *Serratula alpi-
na* qu'on n'y a pas vue depuis.

III.

Insekten. *)

Lucanus tenebroides. Olivier.

Capra. Panzer. Rarement dans
les bois du Montanvert.

Scarabaeus bimaculatus. Oliv.

Lutarius. Fabricius.

Porcus. Fab.

Scrofa. Fab.

Equestris. } Dans la mon-
Anachoreta. } tagne de Bal-
 } me.

Pillularius. Oliv.

Trox. . . *Hispidus*. Oliv.

Melolontha-Alpina. On ne l'a trouvé que
deux fois.

Variabilis.

Tricchius. *Bifasciatus*, nobis. Nouvelle
espèce.

*) Dieses Verzeichniß rühret vom Herrn Jäzine her,
der ein würdiger Nachfolger von dem unterbliebenen
Cassini zu werden verspricht. Es ist unverändert
nach dem Originale abgedruckt, und wird den Lieb-
habern der Entomologie gewiß willkommen seyn.

Lymexilon, *Dermestoïdes*. Oliv.

Cantharis. Dispar. Fabr. On pourrait
ajouter huit nouvelles
espèces qui n'ont
pas encore été dé-
crites.

Abdominalis. Fabr. On les trouve

Tristis. Fabr. surtout sur les mon-
tagnes calcaires.

Abdominalis. Panz. Très-rare.

Melasis Buprestoides. Oliv. On en a trou-
vé une autre espèce,
dont les antennes sont
plus longues que cel-
les du buprestoides
et profondément pec-
tinées.

<i>Elater</i> . Signatus.	}	Panz.
Aulicus.		
Lepidopterus.		

Carbonarius.	}	Il y en a enco- re quelques es- pèces.
Fasciatus.		
Linearis.		

<i>Elater</i> , <i>Livens</i> .	}	qu'on e oit inédi-
<i>Pyropterus</i> .		
<i>Haematodes</i> .	}	<i>Oliv.</i>
<i>Sanguineus</i> .		
<i>Clavicornis</i> .		
<i>Rufus</i> , <i>Fabr.</i>		

Buprestis, *Chrysostigmer*, *Oliv.*
Rustica, *Oliv.*, En grande quan-
tité.
Biguttata, *Oliv.*

Cicindela, *Sylvatica*.
Flexuosa, . . Très-rare.

Carabus, *Variolosus*, *Fabr.* . . Trouvé
une seule fois près
du village des Ou-
ches.

Irregularis, *Var.* *Oliv.* C'est une
nouvelle espèce qui
ressemble à *l'irre-*
gularis; on la trou-
ve fréquemment en
allant au Montan-
vert.

Auratus, *Oliv.*

Metallicus. }
 Parumpunctatus. } Fabr.
 Rostratus. Oliv.
 Proboscideus. Cychrus. Fab.
 Ils sont rares.

Mauticora nobis. Coerules- } On a trouvé
 cens. } d'autres espè-
 Carab. Oliv. } ces qu'on a pla-
 cées dans ce gen-
 re à cause des
 mâchoires et des
 barbillons.

Hydrophilus Fuscipes. }
 Lividus. } Oliv. dans les petits
 Minutus. } lacs qui sont
 sur les mon-
 tagnes.

Dytiscus. Elegans. }
 Inaequalis. } Oliv.
 Crassicornis. }

Driops. Auriculatus. Oliv. On en a trou-
 vé sur les glaces
 deux autres espè-
 ces qu'on croit en-
 core inédites.

Staphylinus. Fossor. Fabr.
 Cyaneus. }
 Trilobus. } Oliv.

Clavicornis. } Oliv.
Emarginatus. }

Cryptorus. Maxillosus. Fabr.

Pocderus. Dimidiatus. Panz.

Orbiculatus. Oliv.

Meloe. Autumnalis. Oliv.

Cantharis. Humeralis. Oliv. Très-rare.

Mylabris. 10 Maculata. Fabr.

Aedemera. Collaris. } Oliv.
Femorata. }

Notoxus. Cornutus. Fabr.

Thoracicus. Panz. On en voit
souvent plusieurs sur
les glaces, qui pa-
raissent y avoir péri
par le froid.

Antherinus. Fabr.

Sellatus. Panz.

Pyrochroa. Pectinicornis. Oliv. On ne l'a
trouvé qu'une fois.

Cistala. Costalis. Oliv.

Fusca. Panz.

Diaperis. Holsti. Oliv. Elle n'est pas
commune.

Tenebrio. Ceramboïdes. Oliv. Upis. Fabr.
Elateroïdes. Assez rare.

Serropalpus. Tomentosus. Nouvelle espèce. On a trouvé dans les bois voisins du village des Prés deux autres espèces encore inédites, qui sont remarquables par la grosseur de leurs barbillons sécuriformes.

Helops. Chalybaeus. Oliv. Rare.

Pimelia. Minutissima. Espèce qu'on croit encore inédite.

Blaps. Atra. Nouvelle espèce qui avoisine la *Mortisaga*, mais qui en est différente.

Mordella. Flava. Fabr. Panz.

Ventralis. Fabr.

Bipunctata. Nouvelle espèce très petite.

Prionus. Depsarius. Oliv. Sur les mélezes, mais très-rare.

Cerambix. Sutor. Dans les bois autour
de la source de l'Ar-
véron.

Varius.	}	Oliv. Assez rare.
Nebulosus.		
Nubilus.		
Alpinus.		

<i>Saperda</i> .	Bimaculata.	}	Oliv.
	Oculata.		
	Linearis.		

Stenocorus. Bifasciatus.
Noctis.
Meridianus.
Chrysogaster.
Niger.
Sericeus.

Cursor. Et une variété toute
rouge.

Strepens. On ne l'a trouvée
qu'une fois près d'
Argentière.

Lamed. Et une variété remar-
quable.

Humeralis.

Callidium. Femoratum.

Fulcratum.	} Oliv.	Les ombelles offrent surtout au soleil un grand nombre de callidies.
Striatum.		
Fuscum.		

Aulicum. Fabr. Panz.

Spondylis. Buprestoides. Oliv.

<i>Leptura</i> .	Virens.	} Oliv.
	Notata.	
	Villica.	

Scutellata.	} Oliv.	Et sa variété toute noire.
Subspinosa.		
4 Fasciata.		
Aurulenta.		
Interrogationis.		

4 Maculata.	} Fort rare.	Très-commune dans les bois.
10 Punctata.		
6 Maculata.		

Necydalis. Rufa. Oliv.

Cucujus. Monilis. Oliv.

Bimaculatus. Oliv. Rare.

<i>Donacia</i> .	Vittata.	} Panz.
	Striata.	
	Terzata.	

Clerus. Unifasciatus. Fab.

Bostrichus. *Cylindricus*. }
Scolytus. } Fabr. Sur les sapins
Crenatus. } et mélèzes.
Pygmaeus. }

Apate. *Sinuatus*. } Fabr.
Limbatus. }

Synodendron. *Cylindricum*. } Assez abond.
} Fabr.
Muricatum. } Très-rare.

Bruchus. *Luteicornis*. Panz.

Flavicornis. Fabr.

Anthribus. *Albirostris*. }
Nivirostris. } Fabr. En général
Roboris. } tous rares.
Planirostris. }

Rhinomacer. *Curacionoides*. Fabr. On ne
l'a trouvé que deux fois.

Curculio. *Pini*. Fabr.

Abbreviata. Calendra Clairville.

Nitens. }
Abietis. } Fabr. Abondamment.
Echii. }
Esuriens. }

Chlo.

Curculio. Chloris. Panz.

Artemisiae. Panz.

Affinis. Panz.

Lincar. Coffonus. Clairville.

Blattariae. Cionus. Clairville.

Rare.

Melanocephalus.

Aini.

Populi.

} Fabr.

Saltatores.

Abietis.

Porculus.

Ligustici.

Binotatus.

Nubilus.

} Fabr.

Nigrita. } Ces deux espèces sont

} fréquentes sur les

Morio. } montagnes calcaires.

Lepidopterus. Panz.

Attelabus. Hungaricus.

Aequatus.

Purpureus.

Cupreus.

Aeneas.

} Fabr.

Imagines Thel.

P

<i>Cassida.</i>	Viridis.	} La Margari- tacea est com- mune, les au- tres le sont moins.
	Equestris.	
	Murraea.	
	Nobilis.	
	Margaritacea.	
<i>Chrysomela.</i>	Aethiops.	} Les Chrysomè- les sont abon- dantes sur les fleurs et les feuilles.
	Speciosa.	
	Cerealis.	
	Carnifex.	
	Limbata.	
	10 Punctata.	} Fabr. Très- comm.
	6 Punctata.	
	Liturs.	
<i>Galeruca.</i>	Sanguinea.	} Fabr.
	Ruficornis.	
	Flexuosa. Panz.	
<i>Endomychus.</i>	Coccineus. Fabr.	Assez rare.
<i>Crioceris.</i>	Phellandrii.	} Fabr.
	Glabrata.	
<i>Lema.</i>	14 Punctata.	} Très-rare.
	Campestris.	
	Flavipes.	} Fabr.
	Subspinosa.	
<i>Chytrha.</i>	Atraphraxidis.	} Fabr.
	4 Punctata.	

Longimana.	}	Fabr. Communs.
Tridentata.		
Aurita. . .		
Bucephala.		
Affinis. Panz.		

<i>Cryptocephalus.</i> Cordi-	}	Fabr.
ger.		
Variabilis.		
Imperialis.		
Variegatus.		
Obscurus.		
Vittatus.		

Distinguendus. Panz.

Trifasciatus. Nouvelle espèce
plus grosse que les précédentes. Elytus rouges, avec trois bandes noires et dentées, celle du milieu, plus large que les autres; on ne l'a trouvée que 2 fois.

<i>Coccinella.</i> Argus,	}	Fabr.
22 Punctata.		
24 Punctata.		
Oblongoguttata.		

<i>Coccinella</i> . <i>Biguttata</i> .	}	Fabr.
<i>Impunctata</i> .		
<i>Parvula</i> .		
<i>6 Pustulata</i> .		
<i>4 Verrucata</i> .	}	Panz.
<i>Aurora</i> .		
<i>Lateralis</i> .		

<i>Mycetophagus</i> . <i>4 Maculatus</i> .	}	Fabr.
<i>Piceus</i> .		
<i>Fulvicollis</i> .		

Panz.

Tritoma. *Bipustulata*. Fabr. Il n'est pas commun.

Forficula. *Flexuosa*. Fabr. On le trouve abondamment dans le sentier du pied de la montagne de Balme, sous les pierres. Si cet insecte est le *Flexuosa* de Fabricius, il serait bien étonnant de trouver sous les glaces des Alpes une espèce qu'on dit appartenir à Cayenne.

<i>a Punctata</i> .	}	Fabr.
<i>Minor</i> .		

H é m i p t è r e s .

Blatta. Hemiptera. } Fabr.
Livida. }

Acrydium. *Impunctatum.* Nouvelle espèce.

Locusta. *Italica.* } Rare.
Accuminata. } Fabr.
Grisea. }

Gryllus. *Stridulus.* } Très-commun.
Italicus. . . } Très-rare.
Germanicus. }
Cocculans. } Fabr.
Flavus. . . } En tout sembla-
ble à celui d'Amé-
rique.
Sibiricus. . } En montant le
Montanvert , il
n'y est pas rare.

Fulgora. *Europaea.* Fab. Assez commun.

Membracis. *Aurita* } Fabr.
Cornuta. }

Tettigonia. *Orni.* Fabr. Aux environs de
Trient.

Cicada. *Interrupta.* } Fabr.
Nervosa. }

<i>Cercopis.</i>	Ruficollis.	} — On en trouvera quelques espèces là où l'on croit encore meslées.
	Unifasciata.	
	a Fasciata.	
<i>Acanthia.</i>	Clavicornis.	
	Corticalis.	} Fabr.
	Depressa.	
	Crassipes.	
<i>Cimex.</i>	Nigrolineatus.	En allant de St. Martin à Servoz.
	Semipunctatus.	} En descen- dant de Bal- me à Mar- tigny.
	Maurus.	
	Hottentota.	
	Albolineatus.	
	Dissimilis.	} Fabr.
	Junipericus.	
	Liturgatus.	
	Albomarginatus.	
<i>Lygiscus.</i>	Equestris.	} Près de Servoz.
	Saxatilis.	
	Calcaratus.	} Fabr.
	Spissicornis.	

Neuroptères.

<i>Libellula.</i>	Rubicunda.
	Aenea.

Aeshna. Anulata. Nouvelle espèce qu'on trouve constamment dans les prés marécageux, avant que d'arriver au village des Ouches.

Myrmoleon. Pantherinum. Très-rare.

Ascalaphus. Barbarus. . Sur les montagnes calcaires des environs de Servoz et assez abondamment sur celle de Salève près de Genève.

Raphidia. Ophiopsis. Quelquefois le long de l'Arve.

Hyménoptères.

<i>Tenthredo. Femorata.</i>	} Fabr.
<i>Montana.</i>	
<i>Axillaria. Panz.</i>	
<i>Fasciata. Fabr.</i>	
<i>Obscura Fabr. Très-rare.</i>	
<i>Albicornis. Fabr.</i>	
<i>Coryli. Panz.</i>	

Costalis. Fabr. Rarement.

Lucida. Panz.

Difformis. Panz. Fort rare.

<i>Sirex.</i>	Gigas.	} On les trouve quelquefois soit dans les envi- rons de Servoz, soit du côté de Martigny.
	Mariscus.	
	Noctilio.	
	Dromedarius.	
	Camelus.	

<i>Ichneumon.</i>	Molitorius.	} Fabr.
	Atratorius.	

Migratorius. Panz.

Natatorius. Fabr.

Variegatorius. Panz.

Infractorius. Fabr.

Monitorius. Panz.

Persuasorius. Fabr.

Serrator. Fabr. Très-rare, il est
plus abondant dans
la Val-d'Aoste.

Rubricator. Panz.

<i>Banchus.</i>	Variegator.	} Fabr.
	Venator.	
	Pictus.	

Evania. Fasciata.

Punctum.

- Minuta. Rarement sur les
fleurs.
- Sphex.* Flavipennis. } Du côté de
Lutaria. } Fabr. Martigny.
Spirifex. }
- Pompilus.* 4 Punctatus. |
Bifasciatus. } Fabr.
2 Punctatus. }
- Tiphia.* Femorata. Fabr.
- Scolia.* 4 Punctata. Fabr.
- Chalcis.* Minuta. }
Pusilla. } Fabr.
Aenea. }
- Chrysis.* Carnea. } Fort rare près de Mar-
Purpurata. } tigny.
Scutellaris. } Fabr. Trouvée une seule
fois à Bex.
- Luccopsis.* Gigas. } Ils ne sont pas
Dorsigera. } Fabr. très-rares.
- Rembec.* Rostrata. } Elles ne sont pas
Integra. } Fabr. communes.
- Vespa.* Saxonica. Fabr.
Austriaca. Panz.
6 Cincta. Panz.
Coangustata. Rossi.
Spinipes. Fabr.

	Biglumis.	Fabr.	
	Coarctata.	Fabr.	
<i>Mellinus.</i>	Ruficornis.	} Fabr.	
	Sabulosus.		
	Mystaceus.		
<i>Philantus.</i>	Diadema.	} Fabr.	
	5 Cinctus.		
	Loetus.		
	Interruptus.		
<i>Crabro.</i>	Spinosus.	} Fabr.	
	Cribrarius.		
	Clypeatus.		
	Serripes.	} Panz.	
	Cephalotes.		
<i>Andrena.</i>	Pilipes.	} Fabr.	
	Carbonaria.		
	Austriaca.	} Fabr.	
	Rosae.		
<i>Hylois.</i>	Cylindricus.	} Fabr.	
	4 Cinctus.		
	Arbustorum.	Panz.	
<i>Apis.</i>	Ruderata.	} Fabr.	
	Lapponica.		
	Italica.		
	Parictiner.		

<i>Apis.</i>	Tropica.	}	Fabr.
	Rotundata.		
<i>Eucera.</i>	Lingularia.	}	Fabr.
	Antennata.		
<i>Nomada.</i>	Variegata.	}	Fabr.
	Ruficornis.		
	Striata.	}	Panz.
	6 Fasciata.		
	Interrupta.	}	Panz.
	Zonata.		
<i>Formica.</i>	Herculeana.	}	Sur les monta- gnes calcaires.
	Nigra.		
	Rubra.	}	Fabr.
	4 punctata.		
	Binodis.	}	Dans les bois du glacier des Bossons.
<i>Mutilla.</i>	Europaea.		
	Dans la vallée de Chamounix, et surtout du côté de Trient.		
	Coronata.		
	Ephippium.		
	Italica.		
D i p t è r e s.			
<i>Oestrus.</i>	Bovis.	}	Ils sont très-rares.
	Equi.		
	Ovis.	}	Fabr.

Bibio. Marginata. Fabr.

Anthrax. Munia. } Il est très-rare.
 Varia. } Fabr.
 Helicibul. }
 Hottentota.

Sicus. Ferruginea. } Ils ne sont pas communs.
 Erraus. } et leur odeur est re-
 Bicolor. } marquable, on ne peut
 mieux la comparer qu'à
 celle du fromage d'her-
 bec que les Allemands
 nomment schapsiger.

Stratiomys. Ehippium. }
 Microleon. }
 Strigata. } Fabr.
 Viridula. }
 Clavipes. } Cette espèce est peu
 commune.

Leoniner. Panz.

Nemotelus. Uliginosus. } Fabr.
 Marginatus. }

Rhagio. Fasciatus. } Fabr.
 Punctatus. }

Ceria. Ceria Fabr.

Syrphus. Bombylans. }
 Mystaceus. } Fabr.
 Inflatus. }
 Intricarius. }

Clavipes. } Près de Montigny.
 Sylvarum. } Fabr.
 Diopthalmus. } Très-rare.
 Rupestris. Panz. Sur les rochers
 du haut du Montanvert.

Coarctatus. Panz.

Mulio. Mutabilis. Fabr.

Thereva. Craasipennis. }
 Hemiptera. } Fabr.
 Analis. }

Musca. Maculata. }
 Rudis. }
 Cervina. } Fabr.
 Meditapunda, }
 Radicum. }
 Grossa. }

Tabanus. Albipes. On l'a pris sur le corps
 des mulets qu'on fait ordinairement monter au
 col de Balme.

Morio. Les montagnes sont
 la patrie des Taons, les
 voyageurs en sont sou-
 vent très-incommodés,
 mais s'il pleut après le

20 ou 22 Thermidor, ils
périssent presque tous :
le lendemain d'une a-
verse on voit la terre
jonchée de leurs cada-
vres.

<i>Tabanus.</i>	Pellucens.	}	Fabr.
	Tropicus.		
	Fenestratus.		
	Lugubris.		
<i>Rhingia.</i>	Rostrata.	}	Fabr.
	Lincata.		
<i>Azilus.</i>	Ephippium.	}	Fabr.
	Aureus.		
	Ater.		
	Flavus.		
	Barbarus.		
	Crabroniformis.		
	Gilvus.		Près de Ser- voz.
<i>Conops.</i>	Vesicularis.	}	Fabr.
	Aculeata.		
	Flavipes.		
<i>Myopa.</i>	Dorsalis.	}	Fabr.
	Punctata.		
	Picta. Panz.		

Buccata. Fabr.

Culex. Annulatus.

Reptans. Malheur aux voya-

geurs qui traverseront de Chamounix à Martigni dans le mois de Thermidor, car dès qu'ils s'approcheront du pied de la montagne, ils seront assaillis par des nuées de cousins qui les poursuivront avec acharnement jusques dans la ville, et même jusques dans leur appartement. Pour pouvoir y reposer tranquillement, il faut se couvrir le visage d'un voile qui mette à l'abri de leurs piqures, et comme les compagnons d'Ulysse, se boucher les oreilles avec de la cire, non pour se soustraire à la séduction, mais pour ne pas être réveillé par leur bourdonnement insupportable.

<i>Empis.</i>	<i>Ciliata.</i>	}	Fabr.
	<i>Morio.</i>		
	<i>Plumbea.</i>		
<i>Bombylius.</i>	<i>Nitidulus.</i>	}	Fabr.
	<i>Minimus.</i>		

Aptères.

Lepisma. Polypoda. Fabr.

Podura. Aquatica. Fabr. On sera étonné sans doute de trouver abondamment cet insecte dans les petites mares, sur le glacier du Montanvert.

Phalangium. Bicolor.

Morio.

Lépidoptères qu'on trouve dans la vallée de Chamounix, et sur les montagnes qui l'entourent. Dénominés d'après les belles planches de Huber.

DEPUIS Salanches au pont Pelissier on trouve les papillons suivans.

Papilio. Gorge. Et plusieurs variétés.

Cecilia. Bombyx. Irrorea.

Nolo

Nelo.	Roscida.
Secea.	Compluta.
Daphne.	Eborina.
Janthe.	

On ne nommera pas plusieurs papillons communs qu'on peut trouver partout, mais seulement ceux, qui appartiennent aux montagnes.

On fera remarquer qu'il y a un très-grand nombre de *Tineae* et de *Tortrices* dans les prés et les bois qui sont sur cette route, et qu'on y ferait une belle collection en ce genre, pourvu qu'on y consacrat le temps nécessaire.

Si depuis Servoz, ou même depuis Passy, on prend le chemin qui conduisait col d'Anterne, et qu'on parcourt les montagnes calcaires, qui font la chaîne du Buet, on y rencontrera souvent :

Papilio. Europome. Ces montagnes calcaires de première alluvion, sont très-intéressantes pour l'insectologue, le botaniste et le géologue: ils pourront

y faire d'abondantes récoltes en plus d'un genre.

Phicomene.

Manto. Et plusieurs variétés.

Alecto.

Psodea.

Pyrrha. Et plusieurs variétés.

Bombyx. Franconica.

Plantaginis.

Geometra. Alphinata.

Aureolaria.

Tinctaria.

Horridaria. En grande quantité au sommet du Buet.

Pyrallis. Rupestralis.

Rupicolalis.

Nigralis.

En entrant dans la vallée de Chamounix on voit plusieurs papillons, qui appartiennent à la plaine, cependant il y en a d'autres particuliers, qui méritent d'être remarqués; savoir:

Bombyx. Aurita. En quantité au bas du Bréven.

Irrorella.

Complana.

Eborina.

Hephalus. Humu. i. A la fin de Juin, dans
les bois, qui sont au

Flina. delà du village des

Lupulina. Prés.

Noctua. Phyteuma.

Alni.

Alucita. Colodactyla. Dans les bois
voisins de la source
de l'Arvéron. En ou-
tre une nouvelle es-
pèce dont le corcelet
et l'abdomen sont
d'un jaune clair.

Megadactyla.

Dès qu'on s'élève au-dessus du sol de
la vallée, et qu'on commence à gravir les
montagnes, on voit disparaître insensi-
blement les lipidoptères de la plaine, et
on ne rencontre plus que ceux qui appar-
tiennent aux Alpes. Par exemple, à mesure
qu'on monte le Montanvert, on trouve :

Zygæna. Peucedani.

Minos.

Transalpina.

Exulans. Sur les fleurs du Rhododendron en très-grand nombre, au commencement de Juillet.

Sphinx. **Pinastri.** Dans les bois élevés.

Si pour voir le beau glacier du Montanvert, on dirige sa promenade du côté du Chapeau, on y trouvera une quantité prodigieuse de papillons Alpins, qui y sont vraisemblablement attirés par la belle végétation de ses plantes, qu'on ne peut attribuer qu'à leur abondante irrigation, et à leur exposition au pied de la montagne du Bochard.

Si l'on traverse le glacier du Montanvert, et qu'on aille au Courtil ou Jardin, on ne verra pas sans étonnement sur cette petite terrasse entourée de glaces éternelles, (à peu près de 1420 toises sur la mer), et qui n'est découverte au plus que pendant deux mois chaque année, un papillon très-rare, qui appartient aux plus hautes sommités des Alpes, et qu'on a

nommé *Callidus*, ou rusé, à cause de la difficulté qu'il y a à le prendre: on y trouvera de plus *Tinca*, *Muscula* et *Pectinella*.

Si du prieuré de Chamounix on va à la montagne de Balme, qui termine la vallée du côté du Vallais, on remarquera d'abord un jardin de botanique superbe: si l'on se rapproche des sources de l'Arve, qui sont au pied de la montagne de Chamarillan, on pourra fréquemment poser un pied sur le granit, tandis que l'autre reposera sur le calcaire de première alluvion: enfin on y trouvera:

Papilio. Phaeus, ou le petit Apollon.

Dans les marais du bas de la montagne.

Bryoniae.

Palcs. En montant le Buet, on est étonné d'y trouver une aussi grande quantité de papillons, de sorte qu'en bien peu de temps on peut en faire

une collection bien
nombreuse.

- Papilio.* Myssia.
Dorion.
Selene.
Isis.
Pharte. Et plusieurs variétés.
Atratus. d'Esper.
Cleo.
Noctua. Divergens. Tout à fait à la
sommité.

En parcourant les montagnes de cette
vallée, on est surpris de voir sortir de
dessous les rochers des essaims de géomé-
tus, qui s'y tiennent cachées pendant la
chaleur du jour: celles qu'on y voit le
plus ordinairement sont:

- Geometra.* Bipunctata.
Obfuscaria.
Aspersaria.
Pullaria.
Montanata.
Furvaria.
Geometra Dubitata.
Dilucidaria.

Pour terminer cette énumération, on ajoutera les noms de quelques autres lépidoptères trouvés indistinctement dans les environs de Chamounix.

Geometra. *Clinguaria*.

Illunaria.

Abictaria.

Cervinata.

Populata.

Defoliaria.

Moeniata.

Coraciata.

Russata.

Rhomboidaria.

Ruptata.

Tinea. *Conchella*.

Mycella. Et quelques autres
encore inédites.

Lythosperma.

Schlemerella.

Margaritella.

Tortrix. *Gentianeana*.

Pascuana.

Characterana.

Gundiana.

Tesselana.

Rugosana.

Ilorana.

Christianana.

On sera plaisir aux amateurs en leur annonçant que dans l'Allée-Blanche ils trouveront deux papillons bien rares, savoir :

Papilio. Meleager. Orbitulus d'Esper.

Atis.

Bclia. Au-dessus du lac de Combal, sur des sommets très-escarpés.

Il est bien singulier de voir un papillon des parties méridionales de la France, sur des montagnes autant élevées.

Le grand nombre d'insectes qui figurent dans ce catalogue, aura droit de surprendre; cependant il ne renferme que les noms de ceux qu'on a jugés peu communs. On aura remarqué sans doute qu'il contient des espèces, qu'on voit en Suède, et même en Laponie à côté de

celles qui habitent l'Italie et les pays chauds : ce rapprochement singulier tient aux localités et aux températures variées que présente la vallée de Chamounix. En effet, dans les environs de Servoz et de Martigni, on y éprouve souvent une chaleur insupportable, tandis que sur les montagnes qui forment ces vallées il y fait très-froid : on fera remarquer en outre que ce pays confine le Vallais et la Val-d'Aoste, où l'on trouve un grand nombre d'insectes d'Italie.

La saison la plus favorable pour chasser aux insectes, est dans les mois de Juin et Juillet; l'époque de la floraison des végétaux en attire un très-grand nombre; mais il est un moyen de les prendre sur les fleurs des prés qui n'est pas assez connu, et qui en procure en peu de temps une grande quantité qu'on ne pourrait obtenir d'une autre manière, qu'en y consacrant bien des jours : ce moyen consiste à faucher pour ainsi dire avec une grande coiffe à papillons faite de toile, les sommités des plantes : en le faisant

avec rapidité les hyménoptères et les diptères qui pourraient s'envoler facilement, sont chassés au fond de la coiffe, où ils sont retenus par les fleurs qui s'y trouvent, de manière à rendre le secours de leurs ailes inutile.

Si l'on veut faire d'abondantes récoltes en lépidoptères aux environs de Chamounix, il faut courir les montagnes calcaires dès le commencement de Juin et la fin de Juillet, réservant les montagnes primitives pour le mois d'Août.

Quand on est sur les montagnes élevées, les orages s'y forment très-souvent, ou tout au moins les vents y soufflant avec force paraissent devoir anéantir toute espérance de chasse heureuse; mais il ne faut pas se laisser décourager par ces ~~entraves~~, car souvent dans ces journées orageuses on rencontre un plus grand nombre de lépidoptères, que lorsque le calme aérien existe. En effet si l'on choisit le revers de la montagne, c'est-à-dire, la partie opposée au vent, on sera étonné d'y trouver les papillons rassemblés se

jouant sur les fleurs de la prairie, et se moquant pour ainsi dire des fureurs d'Eole: il leur arrive quelquefois de s'élever jusqu'à la cime de la montagne pour tenter le passage, mais dès qu'ils l'ont atteint la force du vent rendant le secours de leurs ailes inutile, ils sont précipités subitement à terre où ils se cramponnent avec leurs pattes, et se laissent prendre alors avec facilité, n'osant plus confier leur salut à leurs ailes *).

*) On aise les amateurs en ce genre, qu'ils trouveront à acheter à Genève, chez M. Walser des collections de lépidoptères, et spécialement celles, qui appartiennent aux Alpes.

Einige Bemerkungen für Reisende.

1. Man thut am besten den Genfer Wagen nur bis nach Sallanches zu mietzen, weil man von nun an bloße Chars-à-bancs brauchen kann. Ein solches Fuhrwerk mit zwey Pauleseln bespannt, kann vier bis sechs Personen fassen, und wird täglich mit zwölf bis fünfzehn Livres bezahlt.

2. Man kleide sich nicht zu warm, da die Hitze in den Thälern immer sehr groß zu seyn pflegt, doch habe man bey den Bergexcursionen immer einen warmen Ueberrock, und dergleichen bey der Hand, zumal wenn man sich zum Ausruhen niedersetzt.

3. Wer Gletscher oder überhaupt große Schneeflächen besteigen will, der vergesse ja nicht, sich mit einem Hore vor dem Gesicht zu versehen; auch werden ihm die sogenannten Eisschachteln (zum Einschrauben in die Absätze) sehr zu empfehlen seyn. Spizke

ge Schritte vermeide man, denn sie sind zum Steigen eben so gefährlich, als unbequem.

4. Man übersteige sich nicht, sondern steige ruhig und langsam hinauf; eben so bey den Abhängen, wo man nie zu vorsichtig seyn kann. Ueberhaupt gehe man immer hinter dem Führer drein, und weiche ihm nie von der Seite, bis er den Weg für völlig sicher erklärt hat.

5. Für den Durst würde ich Früchte und etwas altes Kirschwasser empfehlen; daß jedoch das Gletscherwasser selbst bey den größten Erhitzungen ohne Nachtheil getrunken werden könne, scheint mir zweifelhaft zu seyn. Hat man aber ausgeruht, und einige Bissen Brod genossen, so kann man ohne Bedenken davon trinken, es stärkt außerordentlich.

6. Maulseil sind nur bequem, wenn es bergaufwärts geht. Bey dem Hinuntersteigen gehe man lieber zu Fuß. Ein furchtsamer Reiter wird wohl thun, wenn er immer einen Führer neben sich hat. Uebrigens

lasse man den Maulwurf sehen, wie und wo er gehen will. Diese Thiere wählen indistinctmäßig immer den besten und kürzesten Weg.

7. Es wird gut seyn ein Glas mit flüchtigem Alkali, Naphtha u. dergl. bey sich zu haben, auch vergesse man Feuerzeng und Tubus nicht. Ein Fälschken mit Weineßig wird in vielen Fällen auch sehr nützlich seyn.

8. Wer schöne Crystallen sehen will, dem empfehle ich das Cabinet von Pierre Graffieron und Carrier dit le Bouquet. Eine artige Mineraliensammlung besitzt Dalmat dit le Comte Blanc; recht nett ausgestopfte Vögel sieht man bey Michael Paccard. Bey wichtigeren Einkäufen würde man sich an diese drey Männer wenden müssen; zu kleinen findet man in dem Wirthshause ständlich Gelegenheit.

9. Das Tagelohn der Führer ist jetzt auf sechs Livres festgesetzt, doch giebt man ihnen bey dem Abschiede immer noch etwas mehr, etwa noch ein Tagelohn u. s. w., je nachdem

man besonders mit ihnen zufrieden gewesen ist. Die vornehmsten Jähre sind jetzt (1802).

1. Jean Michel Cachat, (dit la Secont.)
2. Jean Michel — —, (sein Sohn.)
3. Jaques Dalmat, (dit des Damed.)
4. Cachat des Pres, (dit l' Aiguille.)
5. Pierre Dalmat.
6. Francois Paccard, (der Alte.)
7. Jacques Paccard, } die Neffen Pac-
8. Nicolas Paccard, } card's genannt.
9. Collin Dalmat.

Nachher kommen.

10. Tifal Sohn von Victor (dit le Cha-
mard.)
11. Joseph Tifal.
12. Jean Michel Dalmat. Nefse von
Dalmat des Damed.
13. Jean Pierre Simon, } Söhne v. S. 6
14. Jean Franc. Simon, } mon l' Am-
15. Jean Bapt. Simon, } basadent.
16. Victor d' Esallous.

17. Marie Coutet.
18. Jean Pierre Terraz, } Söhne des
19. Michel Terraz, } Vaters.
20. Victor Terraz, }
21. Navanel.

Ende des zweyten Theils.

Nachricht.

Der dritte und letzte Theil, welcher Cagliostro's Reise auf den Mont Rosa, und die Seen alpen enthalten soll, wird, wo möglich, zur nächsten Litteraturmesse erscheinen.

B r i e f e
eines Südländers.

Herausgegeben

VON

Christian August Fischer.

Leipzig, 1805.

bey Heinrich Gräff.

17. 10. 43

17. 10. 44



Meinem

herylichen Freunde

C. A. F r i e s

in

Heidelberg

zum

Zeichen meiner Hochachtung und
Ergebenheit.



An die Leser,

Die Leser finden hier eine Sammlung großer und kleiner, belehrender und unterhaltender, wichtiger und vielleicht unwichtiger Aufsätze, die gewissermaßen, um diesen Ausdruck zu brauchen, aus einem literarischen Schiffbruch gerettet worden sind. Der Verfasser hatte nemlich den Plan gehabt, eine Zeitschrift herauszugeben, die sich mit den physikalischen; literarischen, städtischen und mercantilischen Verhältnissen der südlichen Länder von Europa beschäftigen sollte, und er hatte sich deshalb in Marseille niedergelassen, wo ihm dieser Plan der vielen Handelsverbindungen wegen am leichtesten auszuführen schien.

Leider zeigte sich aber schon nach wenig Monaten, daß jene Unternehmung in den jetzigen Zeitumständen, mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden war. Jene Länder waren gerüttelt, und die Verbindungen, bey der gänglichen Stockung des Handels, äußerst erschwert; mehrere

vorhin bestehende Zeitungen, Journale u. s. w. waren eingegangen, und die etwa noch erscheinenden, kamen nur äußerst langsam an; alles zusammen mußte den Herausgeber bestimmen, auf seinen Plan Verzicht zu thun. Da er indessen schon mehrere, besonders das südliche Frankreich betreffende, Materialien gesammelt hatte; so entschloß er sich, wenigstens diese bekannt zu machen, und so die kleine Sammlung zerstreuter Blätter herauszugeben, die man vor sich liegen hat.

Das ist der Gesichtspunkt, aus dem man dieses Werk: das vielleicht hier und da, noch einige neue und heitere Ideen enthalten mag, beurtheilen muß; theils um nicht zu viel zu fordern, theils um gegen den Verfasser, dessen eigentliche Reisen *) erst später erscheinen werden, nicht ungerecht zu seyn.

Marseille im Februar 1804.

C. A. Fischer.

*) Reise nach Oerres u. Reise nach Montpelier, diese bey Ungar, jene bey Dartmouth.

I n h a l t.

Ueber Schilderisen und Schilderisen.	Seite 3
Briefe aus der Quarantaine.	40
Erster Brief.	41
Zweiter Brief.	47
Dritter Brief.	53
Vierter Brief.	56
Fünfter Brief.	60
Anmerkungen.	64
Ueber Geschäftsreden im Allgemeinen, nebst einigen Bemerkungen über die provenzalischen Fischer.	77
Ueber die Wanderungen der provenzalischen Schaafherden.	85
Della Maria. Eine biographische Skizze.	93
La Sainte Baume.	100
Die Sternwarte zu Marseille.	107
Das Arienal von Toulon.	113
Ueber die Baumwollenpflanzungen in Egypten.	114
Ueber südliche Naturen.	132
Einige topographisch-physikalische Bemerkungen über das Departement de Bouches.	137
Der Blumenmarkt in Marseille.	143
Ueber die Alteküchen im Departement de Bouches.	153
Ueber die Camargue.	160
Einige Bemerkungen über den Ackerbau im Departement de Bouches.	165
Die provenzalischen Kläber.	170
Ueber die provenzalische Sprache.	178
Das Weihnachtsfest in Marseille.	186
Ueber den Seidenbau und die Seidenmanufakturen in Nismes.	192

Reisegesch.	Seite 200
Ueber die neuen antiquarischen Entdeckungen in Nisines.	204
Tafeln von Paris etc.	219
Ueber die Schiffahrten des massiliatischen Astronomen Pytheas.	225
Ueber die südlichen und nördlichen Länder von Europa im Allgemeinen.	233
Versuche, das Geseß zum Düngen der Weisen zu gedringen.	238
Ueber den Schmetzerhandel von Nisines.	242
Ueber Licht und Luft im Süden.	248
Forstwissenschaftliche Bemerkungen über die Ursachen des Holzmangels, und die vornehmsten wüchsenden Bäume und Gesträuche in der Provence.	254
Ueber die provenzalischen Schmetter.	270
Ueber den moralischen Einfluß der verschiedenen Jahreszeiten.	275
Ueber die provenzalischen Gebirge und deren Einwohner, nebst einigen Bemerkungen über den angeblichen Wulst von Keese.	280
Einige Ideen über Lebensgenuss und Frugalität.	300
Ueber den französischen Handel nach der Levante und der Barbarey.	304
Südtliche Meere.	316
Einige Bemerkungen über die Lebensart und die Krankheiten der Sidenfabrikanten in Nisines.	339
Belagerung und Einnahme von Lym im Jahr 1793.	347
An einen Hypochondristen, der nach Marseille und Gènes reisen will.	379

B r i e f e
eines Südländers.



Ueber
Südreisen und Südcuren.

Ich habe zwey neue Wörter geprägt. Sie sind freilich nicht so unverständlich als die Campischen, und nicht so lächerlich als die Sepsartischen; allein sie dürften doch vielleicht einer Erklärung und gewiß einer Entschuldigung bedürftig seyn. Wenn ich also um der Kürze willen von Südreisen spreche, so will ich darunter Reisen nach dem südlichen Europa verstehen, und wenn ich von Südcuren rede, so meine ich, daß man diese Reisen zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unternimmt. Ich fange bey den Reisen an, und

werde das südliche Frankreich, Spanien und Italien nach der Reihe durchgehen.

Zuerst wird sich also das südliche Frankreich zeigen, wo man gewöhnlich die Städte Avignon, Aix, Marseille, Toulon, Nîmes, Nizza, Nismes und Montpellier rühmt. Ich werde jede nach ihren climatischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnissen beschreiben, damit jeder künftige Reisende nach seinen Bedürfnissen oder Neigungen darunter wählen kann.

Was demnach zuerst Avignon anlangt, das doch schon südlich genug, nur unter dem 43° Nördl. Br. liegt, so ist das Klima dieser Stadt äußerst veränderlich, folglich äußerst unangenehm. Brennend heiße Sommer zu 23 — 28° Reaumur, und empfindlich kalte Winter zu 3 — 12 Gr. unter dem Eispunkt; in beyden aber einzelne Tage und Wochen, wo das Thermometer um 10 — 12 Gr. zu fallen oder zu steigen pflegt; regnteste Herbst und Frühlänge; vor allen aber unaufhörliche Win-

de *), die oft in acht Tagen wohl zwanzig- und dreyßigmal den ganzen Compass durchlaufen — da haben Sie das Clima von Noyon, das man bisher immer nur nach einzelnen lieblichen Tagen, oder wohl gar nach dem schönen Romane unseres liebenwürdigen Thümel's beurtheilt hat.

Desto gleichmäßiger, schöner, milder, und gesunder hingegen scheint, nach allen Beobachtungen, das Clima des kleinen Dörfchens *Vaucelles* **), in dem reizenden Thale gleiches Namens, zu seyn. Durch eine Reihe hoher Berge vor dem Mistral oder Nordwestwinde geschützt, durch die vielen Quellen seines lieblichen Thales erfrischt, genießt es im Winter und Sommer eine äußerst angenehme Temperatur. So pflegt, zum Beispiel, die höchste Kälte, und wohl zu merken etwa alle vierzig bis fünfzig Jahr, nur auf 5 — 6 Gr. die größte Hitze nur auf 23 — 24 Gr. zu steigen.

*) Daher auch das Sprichwort: *Avenio semper ventosa, sine vento venonosa, cum vento fastidiosa.*

**) Ungefähr drey Meilen von Noyon.

gen; während der Unterschied in Avignon gewiß 5 — 6 Gr. beträgt. Wie gesund überhaupt die Luft in Vaclaise seyn müsse, kann man auch daraus sehen, daß oft in funfzehn bis achtzehn Monaten kein einziger Kranker im Dorfe zu finden ist.

Was die ökonomischen Verhältnisse von Avignon betrifft, das heißt, wie man sich in ökonomischer Hinsicht dort einrichten könne, so scheint auch hierüber die allgemeine Meinung ziemlich irrig zu seyn. *Man* pflegt nämlich Avignon, in der Regel, für ein wahres gelobtes Land zu halten, wo man Brod, Wein, Fleisch, Gemüse, Fische, Früchte u. s. w. kurz alle Lebensmittel im größten Ueberfluß, von der vortreflichsten Art, und zu den wohlfeilsten Preisen haben kann. Allein ich kann Ihnen versichern, daß man in Avignon ziemlich theuer lebt, und daß man in einem Gasthose, wie etwa das Palais national *)

*) Hier kehren alle Dilligencen nach Paris und zurück, daher man immer große Gesellschaft, und eine sehr gute Tischgesellschaft zu finden pflegt.

seyn mag, wenigstens acht Livres täglich auf seine Zehrung rechnen muß. In Baucölse indessen pflegt es natürlich etwas wohlfeiler zu seyn.

Was die gesellschaftlichen Verhältnisse, d. h. die Ressourcen betrifft, die ein Fremder etwa dort finden kann, so sind sie äußerst eingeschränkt. Zwar werden die Einwohner als ein höfliches, gutmüthiges und zuvorkommendes Völkchen gerühmt; rechnet man ein unbedeutendes Theater, einige kleine Caffeehäuser, und eine schlechte Leihbibliothek ab, so kann man in Avignon nichts als — spazieren gehn. Noch dürften freilich die äppigen, vollbusigen, und verführerischen Clärchens eine der unerlöschlichsten Ressourcen des frommen und galanten Avignons seyn; man muß indessen wohl bedenken, daß bey diesen Excursionen sehr viel zu wagen ist. — Jetzt zu Aix, das ebenfalls als ein angenehmer Winteraufenthalt empfohlen zu werden pflegt.

Gleichwohl ist das Clima von Aix fast eben so veränderlich, als das von Avignon.

Hitze und Kälte, Trockenheit und Nässe, wechseln äußerst schnell und häufig mit einander ab. Die Sommer sind erstickend heiß, indem die Sonnenstrahlen von den die Stadt umgebenden Hügeln zurückprallen; die Winter sind verhältnißmäßig äußerst hart, indem die Stadt dem Mistral völlig offen liegt. Dabei pflegt es im Sommer weder an heftigen Gewittern, noch im Winter an Schnee und Eis zu fehlen, so daß das Klima von Aix gewiß eines der anangenehmsten in der ganzen Provence ist.

Was die ökonomischen Verhältnisse dieser Stadt anlangt, so sind die Lebensmittel, besonders Oel und Früchte, alles Lobes werth, nur scheinen sie noch theurer, als in Avignon zu seyn. Wer daher in einem guten Gasthose, zum Beispiel in dem „Hôtel des quatre nations“ wohnen will; der wird neun bis zehn Livres täglich auf seine Zehrung rechnen müßte.

Die gesellschaftlichen Ressourcen betreffend, so hat Aix diesen seinen einzigen Vorzug durch

die Revolution völlig eingehüßt. Die Aufhebung des Parlaments, die Emigration des Adels, die Verarmung der Einwohner, haben es fast unkenntlich gemacht. Ein Fremder sieht sich daher auf ein elendes Theater, ein kleines Lesecabinett, und eine nicht viel größere Leihbibliothek eingeschränkt. Der sonst so schöne Cours ist wie alles übrige ruinirt, und Spaziergänge, wie bey Avignon, trifft man in der Gegend von Aix keinen einzigen an. Da nun überdem die Anstalten bey den sonst sehr wirksamen warmen Bädern *) sehr vernachlässigt sind; so scheint Aix allerdings zu keinem langen Aufenthalte geeignet zu seyn.

Wir desto größerem Vergnügen aber werde ich Ihnen Marseille empfehlen, da das Klima weder zu warm, noch zu kalt, sondern in beyden Hinsichten durch das Meer temperirt ist. Im Sommer hält sich das Thermos-

*) Sie werden besonders bey alten, eingenutzten, venerischen und rheumatischen Uebeln gerühmt. Die beste Zeit zum Gebrauche ist der November.

meter zum beständig zwischen 21 — 23 Gr. Vacuum, dabey pflegt aber von Morgens zehn bis Abends sechs Uhr, regelmäßig ein erfrischender Seerwind zu wehn. Im Winter hat man gewöhnlich nie mehr, als 2 — 3 Gr. höchst selten 5 — 6 Gr. Kälte zu fürchten, was aber immer nur einige Tage anhält, so daß man, in der Regel, auf eine sehr angenehme Temperatur von 6 — 12 — 15 Gr. Wärme rechnen kann.

: / Das Frühjahr ist, mit Ausnahme der Äquinoctialzeit und einiger Regentage, äußerst angenehm, der milde freundliche Herbst erstreckt sich bis tief in den November, oft sogar bis in den December hinein. Die drey Wochen nach dem Winterisäthium sind zwar im Ganzen theils kalt, theils regnet; aber mit Ende Januars ist auch der ganze Winter vorbey. Das einzige, was man in Marseille zu fürchten hat, ist der äußerst kalte Mistral oder Nordwestwind, der aber in seiner größten Stärke gewöhnlich nur drey bis sechs, höchst

selten neun Tage anhält. Dey allen jenen Vortheilen muß jedoch bemerkt werden, daß das Clima von Marseille nur nervenkranken Personen zuträglich, brustkranken aber, wegen der verhältnißmäßig noch immer zu scharfen Luft, äußerst gefährlich ist.

Die ökonomischen Verhältnisse von Marseille anlangend, so kann man alle Bedürfnisse in der größten Vollkommenheit haben; nur mache man sich auf hohe Preise gefaßt. Das wenigste, was man in einem guten Birtheause *) täglich verzehren muß, schlage man gut und gern auf zwey Laubthaler oder zwölf Livres an; die kleinste Pension, Wohnung mit einbegriffen, die man finden dürfte, wird wenigstens von fünf bis sechs Livres täglich seyn. Dey der größten Oekono-

*) Ich empfehle vor allen andern das „Hotel des Ambassadeurs“ in der „Rue Beauvau“ des Mr. Corard. Man findet sehr nette Zimmer, einen sehr guten Tisch, und einen äußerst stillen und geschickten Mann. Dagegen vermeide man das Hotel Beauveau, wo man unbarbarisch gestraft wird.

nie mache man sich also im Ganzen wenig
Preis auf einen monatlichen Aufwand von
siebenzig bis achtzig Thaler Sächsisch
gefaßt.

Const aber ist Marseille in Ansehung
seiner gesellschaftlichen Verhältnisse gewiß der
angenehmste Aufenthalt, den man im südlichen
Frankreich wählen kann. Theater, Concerte,
Bälle, Lesecabinette und Reichbibliotheken (bey
dem braven und thätigen Vigier) vortrefli-
che Caffeehäuser, Restaurateurs und so weiter
— alle Ressourcen einer großen luxuriösen
Stadt trifft man in Marseille vereinigt an.
Der fehlliche Geist der Einwohner; die
Schönheit und Grazie der Weiber; die Gast-
freundschaft der bessern, besonders der ausländi-
schen Kaufmannshäuser; die Freiheit des ge-
sellschaftlichen Lebens überhaupt, alle diese
Vorzüge machen Marseille empfehlungswerth.
Nur muß man dabey nicht vergessen: Ein-
mal, daß nur sehr reiche Fremde alle diese
Vorteile benutzen können; Zweitens, daß

man der großen Spielsucht und Libertinage wegen keine jungen Leute dahin gehen lassen darf; Drittens, daß Marseille mit Ausnahme der in der Stadt selbst befindlichen unbedeutenden Promenaden, so gut als gar keine eigentlichen Spaziergänge hat *). — Doch genug, wir haben unsere Reise nach Toulon fortzusetzen, das neun Lieuen, oder eine starke Tagereise von Marseille liegt.

Was das Klima von Toulon anlangt, so scheint es im Allgemeinen noch milder, als das von Marseille zu seyn. Die Sommer sind zwar eben so heiß, allein der erfrischende Seewind hat hier noch weit mehr Zugang, als in der genannten Stadt; die Winter sind um 3 — 4 Grad milder, indem der Nord- und Nordostwind gänzlich, der Nordwestwind größtentheils durch hohe Berge abgehalten

*) Die unbedeutenden Details von dem vorher erwähnten Angaben wird man in meiner Reise nach Gienno finden, wo auch von Marseille mehr ausführig gehandelt werden wird.

weil. Alles pflanzt daher auch in Toulon
drey bis vier Wochen früher zur Reife zu kom-
men, ja ein großer Theil der südlichen Pflan-
zen überwintert hier in strenger Kust. Toulon
ist auch bey den alten Medicinern wegen
seines herrlichen Clima's wegen so beliebt,
daß sie es als eine große Begehrigkeit
ansahen, ihre Professoren hier zuversetzen zu
können.

Die häuslichen Verhältnisse von Tou-
lon betreffend, so wird man es schwerlich wohl
feiler als in Marseille, finden, doch dürfen ei-
nige Lebensmittel z. B. Wein und Früchte, noch
etwas besser seyn. Wer einige Zeit hier zubrin-
gen und in seinem Gasshofe *) wohnen will,
der kann sich in ein Privathaus zu dreyßig, bis
sechs und dreyßig Livres monatlich, bey einem
Gärtner vor der Stadt zu zwanzig, bis vier und
zwanzig, oder auch in ein Landhaus zu noch, bis

*) Ich empfehle das Hôtel de Montanville,
mit seiner vor dem Cours de Maille, wo
man sehr bequem wohnen kann.

drey Carolin eiumiethen, wozu es immer Gelegenheiten gibt.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse von Toulon betreffend, so halten sie freylich mit denen von Marseille keine Vergleichung aus. Das Theater ist klein und unbedeutend; das Concert verdient kaum erwähnt zu werden; der gesellschaftliche Ton soll ein wenig seemannisch seyn. Wer sich indessen auf Lektüre, Spaziergänge, Marine und Naturgeschichte einschränken will, der wird sich in Toulon ziemlich angenehm beschäftigen können.

So ist z. B. für die Lektüre durch eine sehr gute Leihbibliothek (bey Henrlavez am Quay) gesorgt; so bieten die Abhänge der schön bebauten Berge eine Menge der reizendsten Promenaden dar; so kann man die Marine im Arsenal, die Conchypologie am Gefrade, die Ichthyologie am Fischmarke, die Botanik in dem schönen „Jardin des plantes“ und in der ganzen Gegend studiren, so daß man täglich Etwas Neues entdecken wird.

Fünf kleine Stunden von Toulon liegt das liebliche Hieres, das noch ein milderes und angenehmeres Clima hat. In der That, wenn, man im Ganzen etwa achtzehn bis vier und zwanzig, theils stürmische, theils regigte, theils kalte Tage abrechnet, kann man versichert seyn, daß der ganze Winter einem beständigen Frühling gleichen wird. Nur schade, daß diese schönen Gegenden in den sechs Sommermonaten so häufig von endemischen Fautlebern heimgesucht werden, die man den in der heißen Jahreszeit sehr schädlichen Ausdünstungen der benachbarten Meersümpfe zuschreiben pflegt.

Die ökonomischen Verhältnisse von Hieres betreffend, so erwartet man eben keine Wohlfeilheit, wiewohl man sich allerdings auf sehr verschiedene Weise einrichten, und entweder für einen Carolin des Tages, oder auch für sechs Livres leben kann. Am besten wird man thun, sich an den braven Felix Suzanne, Eigenthümer des jetzigen Hotel
des

des Ambassadeurs, ehemals Hotel du Prince de Galles zu wenden, und diesem ganz offen und freundschaftlich zu sagen, wieviel man täglich für Alles zahlen will. Angenommen, daß man nur ein einziges Zimmer mit Licht und Heizung, Frühstück, Mittagessen und Abendcollation für eine Person verlangte, so käme man täglich mit zwölf Livres, und wenn man sich auf zwey, oder gar drey Monat verbande, wohl auch mit zehn und etwas weniger aus.

Wäre man aber gezwungen noch mehr zu sparen, und könnte z. B. nur sechs Livres täglich verzehren, so würde Herr Suzanne auch bey diesem Preise eine passende Einrichtung zu machen wissen, vorausgesetzt, daß man wenigstens einen Monat bey ihm bleibt. Ueberhaupt kann ich diesen braven Mann begüterten und unbegüterten Reisenden in jeder Rücksicht empfehlen, und werde mich freuen, wenn man ihm künftig den Vorzug

geben wird *). Er wird, seinem Versprechen zu Folge, sich gern in alles fügen, alle nur mögliche Einrichtungen und Aufträge übernehmen, jeden nach seinem Preise und Stande zu bedienen suchen, mit einem Worte der billigste, gefälligste und freundlichste Wirth im ganzen Städtchen seyn.

Ist noch einige öconomische Rathschläge, die vielleicht manchen Reisenden nicht unwillkommen sind. — Man mietze sich nie anders als in der Vorstadt und in den daran stoßenden höhern Campagnen ein, weil die Stadt sehr schmutzig, und die tiefer liegenden Landhäuser ungesund sind. — Man hüte sich vor der Nordwestseite, weil diese dem Winde

*) Sein Haus ist mit allen Bequemlichkeiten versehen, und die hintern gegen Südost gerichteten Zimmer — die man immer fordern muß — haben die herrliche Aussicht über das ganze reizende Thal, und einen großen Theil des Städtchens bis an die schönen Inseln hinüber. Außer diesem Hause hat Hr. Einmann aber auch noch mehrere, theils für ganze Familien, theils für einzelne Personen zu seiner Disposition, die man gleich besetzen kann.

am meisten ausgekehrt ist, und bringe immer auf die Südseite, weil man dann sehr viel Sonne hat, und nicht wenig an der Heizung erspart. — Man vergesse nie, sich einen Fußteppich auszubedenken, weil die Fußböden alle gepflastert sind. — Man bringe sich aus derselben Ursache mehrere Paare wollener Socken und sogenannte Hilschuhe mit.

Was die Ressourcen von Hieres betrifft, so kommt in Ansehung des gesellschaftlichen Umganges alles darauf an, ob man ein sogenanntes gutes Jahr, wie die Einwohner sagen, d. h. noch viele andre Fremde daselbst finden wird. In diesem Falle pflegen sich oft sehr angenehme Circel zu bilden, zumal wenn wenig Engländer darunter sind; auch kommt dann gewöhnlich eine Schauspielergesellschaft von Draguignan hieher. Hätte man aber ein sogenanntes schlechtes Jahr, fast ohne alle Fremde, wie z. B. das vorige getroffen, nun so würde man zwar in Ansehung der Gesellschaft allerdings sehr übel daran seyn, sich

aber durch Lektüre ^{*)}, Promenaden, naturhistorische und ökonomische Untersuchungen noch immer genug beschäftigen können. — Doch ich werde zu weitläufig ^{**)}, lassen sie uns sehen, wie Ihnen Nizza gefällt.

Das Klima von Nizza ist unstreitig — wohlverstanden in den fünf Wintermonaten — das mildeste und angenehmste, das man nur im südlichen Frankreich wählen kann. In Hieres muß man, wie gesagt werden ist, doch noch dann und wann einige kalte Tage fürchten, in Nizza kann man völlig sicher davor seyn, indem die hohe Alpenkette jedem kalten Winde den Zugang verschließt. Rechnet man daher die Regentage vor und nach dem Win-

^{*)} Man kann wohl Bücher a. S. m. aus London kommen lassen, wobei es täglich Gelegenheit giebt, Briefe aus den Bibliotheken der Herren Fille und Beauregard erhalten, jedoch man nur an irgend einen der angedehnten Einwohner, von London oder Marseille aus, empfehlen werden ist.

^{**)} In meiner Reise nach Genua habe ich sehr umständlicher zu sein.

tersolstizium, einige December- und Frühjahrsstürme, so wie einige heftige Gewitter ab, so genießt man in der That den ganzen Winter hindurch der schönsten, heitersten und mildesten Bitterung, die man sich wünschen kann.

Allein diese warme Temperatur der hiesigen Winter erzeugt auch eine Unbequemlichkeit, die man weder in Marseille, noch in Toulon und Hieres zu fürchten hat. Dieses sind die Insekten aller Art, besonders aber die großen Mücken oder sogenannten Mouches, von denen man hier den ganzen Winter gepeinigt wird. Nun ist zwar nicht zu läugnen, daß man sich vor jenen theils durch eiserne Bettstellen, theils durch Moossäcke, theils durch tägliches Waschen der steinernen Fußböden u. s. w. vor diesen durch sogenannte Mückenetze, Räucherungen von Schießpulver und dergleichen einigermaßen schützen kann; aber im Ganzen und besonders die ersten Monate, wird man doch immer sehr viel davon zu leiden haben.

Die öconomischen Verhältnisse von Nizza betreffend, so rechnet man ja auf keine Wohlfeilheit und schlägt die Preise wenigstens eben so hoch als in Marseille, ja vielleicht noch um ein Viertel höher an. Man kann sich entweder im Hotel d'York, auf dem-Platz St. Dominique, ihr Egalité' einlogiren, wo man in der Nähe aller Kaffourgen, Theater, Casino u. s. w. ist; oder man kann auch eine Privatwohnung nehmen, wo man aber in den vorzüglichsten Gegenden gleich an den beyden Plätzen wenigstens zwey Caroken den Monat für jedes Zimmer geben muß.

Dabey verschäume man ja nicht alles nur mögliche, als Wasser, Bettcher, Waschbellen, Leuchter u. s. w. anzubedingen, indem man in der Regel mit lauter zweydeutigen Menschen zu thun hat. Eben so sehe man darauf, daß die Wände wenigstens frisch geweiß, die Betten wenigstens von Nußbaumholz, die Moblen überhaupt neuolirt sind; auch sorge man dafür, ein Zimmer mit einem

Camine zu haben, indem man es an regnerischen Tagen doch zuweilen nöthig hat. In einem Landhause zu wohnen, würde ich Niemand rathen; sie sind nur für die heißen Monate gebaut, und im Winter immer feucht und ungesund; ja sie dürften des vielen Rauchgesindels wegen noch überdem gar nicht sicher seyn.

Noch erlauben Sie mir in öconomischer Hinsicht folgendes zu bemerken: Man fange in keinem Falle eine eigene Wirthschaft an, wenn man nicht auf das unverschämteste betrogen werden will; man richte sich lieber mit einem Speisewirth zu so und, soviel Schüsseln für 5, 8, 12, 15 Livres täglich ein, wobey man unendlich besser fahren wird. — Da das Wasser von Nizza nicht das beste ist, so lasse man es einigemal mit Vorsicht filtriren und schütte etwas Weinessig dazu; auch hüte man sich vor den marinirten oder gebackenen Fischen, da man immer die abgestorbenen oder halb verfaulten dazu nimmt, u. s. w.

Die gesellschaftlichen Ressourcen von Nizza betreffend, so bietet zuerst die große herrliche Gegend eine Menge der reizendsten Spaziergänge dar. In der Stadt selbst hat man die schöne Plateforme am Meere, die dann weiter als Wall bis zum östlichen Plage fortläuft, und wo man einer reizenden Aussicht genießt. In der Nachbarschaft hat man Villafranca mit seinen pittoresken Bergen, wo immer ein Spaziergang schöner als der andere ist. Außerdem findet man ein Theater und ein sogenanntes Casino, ferner ein Pöteablet und eine Leihbibliothek, die wenigstens nicht ganz unbedeutend sind.

Auf eigentlichen gesellschaftlichen Genuß indessen werden Sie in Nizza Verzicht thun müssen. Die englischen Familien, die hier meistens den Ton angeben, leben, wie gewöhnlich, nur unter sich selbst; die sogenannten Honoratioren von Nizza sind nur am Spielische genießbar; kurz Nizza ist ein äußerst trauriger ungeselliger Ort, wozu aber

freilich auch das allgemeine Elend, die allgemeine Unzufriedenheit nicht wenig befragen mag. — Ich eile demnach, Sie aus dieser eben, schmutzigen und halb zerrütteten Stadt wieder nach Marseille zurückzuführen, um von da mit Ihnen über Arles oder Avignon, nach Nîmes und Montpellier zu gehn.

Das Clima von Nîmes ist nichts weniger als angenehm, und diese Stadt keinesweges zu einem passenden Winteraufenthalte geschikt. Auf eine Sommerhize von 24—32 Gr. Reaum. treten plötzlich Winde von 4—8 Gr. Kälte ein, in denen es aber unaufhörliche Veränderungen der Temperatur zu geben pflegt.

Es ist z. B. gar nichts seltenes, des Morgens 6 Gr. Kälte, des Mittags 12 Gr. Wärme und des Abends wieder 4 Gr. Kälte zu haben; eben so wie es im Januar einzelne herrliche Frühlingstage giebt, an denen das Thermometer auf 16—18 Gr. Wärme steht, ob man gleich am andern Morgen schon wie-

der 8 Gr. Kälte haben kann. So wechselt die Temperatur unaufhörlich bis in die Mitte Aprils ab, wo auf einmal eine alles verzehrende Hitze eintritt.

Rechnet man nun noch zu allem diesen, daß der austrocknende schneidende Nordwest, und der erschlaffende feuchte Süd, in Nîmes die herrschenden, immer mit dem größten Ungestüm wehenden Winde sind, daß überdem die Lage der Stadt keinesweges die gesundeste ist, so wird man sich überzeugen, daß es zu keinem Winteraufenthalte empfohlen werden kann.

Die öconomischen Verhältnisse von Nîmes betreffend, so dürfte es, im Ganzen, wenigstens um ein Viertel wohlfeiler als in Marseille seyn. So kann man z. B. in den besten Gasthöfen, au Louvre und au Luxembourg *), für acht bis neun Livres

*) Sie sind ganz nahe bey einander gleich neben der Expedition für die Extrapolen, und nicht weit vom Dilligencebureau. Das Louvre hat bessere

täglich, Wohnung, Mittags- und Abendtisch haben: so wird man in den besten und gesunden Theilen der Stadt, welches unstreitig die Vorstädte Richelieu und Crucimele sind, für zwanzig, vier und zwanzig bis dreißig Livres monatlich, ein bis zwey, artige Zimmer haben können, u. s. w.

Die gesellschaftlichen Ressourcen von Nismes betreffend, so ist im Ganzen wirklich recht gut dafür gesorgt, wie denn auch die Einwohner ein ziemlich geselliges, gutmüthiges Völkchen sind. Man hat zwey Theater, wovon das große gar nicht übel ist; man hat eine öffentliche Bibliothek bey dem Lycum, die eine Menge guter Werke enthält; man hat ein Lesecabinet und mehrere Leihbibliotheken bey Douchon, Guibrot, Texier u. s. w. die ziemlich gut eingerichtet sind; man hat mehrere artige Caffehäuser, unter denen das

Zimmer, aber weder Sonne noch Aussicht, das Luxembourg liegt gegen Südost, und man kann die ganze Esplanade übersehen.

Café de Martinet, seiner schönen Einrichtung wegen, besondere Aufmerksamkeit verdient; man hat ferner Spaziergänge in der Stadt und Gegend, die ziemlich angenehm sind; man hat endlich die großen herrlichen Reste des Alterthums, die man immer mit neuem Interesse sieht. — Doch wir gehen zu Montpellier über, das man ebenfalls seines angeblichen milden Clima's wegen, besonders Brustkranken, häufig zu empfehlen pflegt.

Gleichwohl scheint das Clima von Montpellier, seiner großen Extreme und seiner noch größern Veränderlichkeit wegen, diesen Kranken nichts weniger als zuträglich zu seyn. Der Sommer ist erstickend heiß, der Winter empfindlich kalt, der Frühling unangenehm, der Herbst fast immer regenhaft. Im Sommer steigt die Hitze bis auf 28 — 30 Gr. Reaumur; im Winter stellt sich eine Kälte von 6 — 8 — 10 Graden ein, wobei es aber oft in vier und zwanzig Stunden Veränderungen

der Temperatur von 10 — 12 Graden und darüber giebt. Was die so gerühmte Heiterkeit der Luft anlangt, so kommt sie im Winter größtentheils von den hier herrschenden Nord- und Nord-Ostwinden her, die aber dafür desto empfindlicher sind; bey allem dem aber mache man sich noch immer jährlich, auf ein und achtzig, theils halbe, theils ganze Regentage gefaßt.

Die öconomischen Verhältnisse von Montpellier betreffend, so schlage man den Aufwand in einem guten Wirthshause, z. B. dem *Hôtel de Midi* *), für Wohnung, Mittags- und Abendtisch, auf zehn bis zwölf Livres täglich an. Will man eine „Pension bourgeoise“ wählen, so findet man zu vier, sechs, acht, zehn, ja zwölf und fünfzehn Carolin monatlich, häufig Gelegenheit dazu.

*) Man muß aber die Zimmer nach dem kleinen Garten verlangen, weil dieses die Südseite ist.

Sollte man nur ein einzelnes Zimmer in einem Privathause mietten, so zahlte man nach Befinden, etwa anderthalb bis drey Carolin monatlich dafür. In diesem Falle müßte man aber das Essen zu drey, vier, sechs, oder acht Livres die Mahlzeit aus dem Speisehause holen lassen, oder auch zu drey Livres an einer Wirthstafel speisen, welches mir vorzüglicher scheint. Sollte man sich im letztern Falle auf einen Monat verbinden, so könnte man leicht zu hiebenzig bis achtzig Livres accordiren, hätte also noch einigen Vortheil dabey.

Die gesellschaftlichen Ressourcen von Montpellier betreffend, so hat man ein Theater, das wenigstens leidlich ist, ferner das sogenannte Athenae für Välle, Privatcomodien, Lektüre von Zeitungen, Journalen, und neuen Büchern; das sogenannte Musée für dieselben Zwecke, zwar zwey geschlossene Gesellschaften, wozu man aber vermöge guter Bezahlung, leicht Zutritt bekommen kann; man

hat endlich noch eine ziemlich gute Leihbibliothek bey Mr. Dürville à la grande Rue, der auch ein gutes Sortiment für Novitäten hält.

Zu Spaziergängen dient der Peyrou, die Esplanade, der botanische Garten, die umliegende Gegend so weit sie angebaut ist. Man kann kleine Excursionen nach Montferrier, jezt Herrn Bapiste gehödig, nach Laverdune, nach La Piscine, nach dem Clos de St. Martial, nach Chateau d'Eau, Dionne, Chateau bon u. s. w. machen, welches alles sehr schöne Landhäuser sind. Eben so kann man einmal nach Cette reisen, wohin es alle Tage, zu etwa drey Livres den Platz, bequeme Gelegenheit giebt *).

Obzuy allen diesen Ressourcen indessen, erwartet man keinen eigentlichen gesellschaftlichen Genuß in Montpellier. Die Einwohner sind

*) A l'Anberge de la Couple, près de St. Côme.

viel zu sehr mit ihren kleinlichen Localansichten und Localverhältnissen beschäftigt, und scheinen im Ganzen noch auf einer sehr niedrigen Stufe wahrer Geistescultur zu stehen. Da sie überdem äußerst gewinnfüchtig sind, so rathe ich jedem Fremden, theils in Handel und Wandel, theils vorzüglich aber am Spielische, auf seiner Hut mit Ihnen zu seyn.

Soviel von den Städten des südlichen Frankreichs, die man gewöhnlich zum Winteraufenthalte wählt; jetzt von denen des südlichen Spaniens und Italiens, die ebenfalls in dieser Rücksicht zu empfehlen sind.

Was die ersten anlangt, so sind es Barcelona und Valencia, worüber man theils in meiner Reise *), theils in dem, der letzten Stadt und Provinz, besonders gewidmeten

*) Zweite Auflage Seite 467. folg.

mitmeten Werke *) die nöthigen Nachrichten finden kann. In letzterem sind auch zu gleicher Zeit einige Details über die balearischen Inseln gegeben worden, von denen sich besonders Mallorca zu einem vortheilhaften Winteraufenthalte zu eignen scheint.

Was die Städte im südlichen Italien anlangt, so pflegen die meisten Reisenden in der Regel nur nach Neapel, seltener nach Palermo zu gehn. Da ich aber die climatischen, öconomischen und gesellschaftlichen Verhältnisse dieser Städte nicht nach eigenen Ansichten beurtheilen kann, so will ich die Leser auf die zwey untenstehenden Werke **)

*) Gemälde von Valencia, zwei Bände u. 1803. (Leipzig G. B. F.)

**) Rom und Neapel. Eine Reise von Herrn Lomig. — Dies ist eine sehr (keine) kleine Reise. Wenn man die etwas schwachen arabischen, und portugiesischen Aufsätze übersehen will, wird man die

verweisen, wo diese Gegenstände ziemlich befriedigend abgehandelt sind.

Es hätten wir denn die einzelnen Länder und Städte kennen gelernt, wohin man seinen südlichen Winterzug nehmen kann. Jetzt wird die Frage seyn, wie diese Reisen einzurichten, und welche Summen darauf zu rechnen sind.

Der allen Dingen wird es darauf ankommen, ob man mit den Städten abwechselt, oder den ganzen Winter nur in einer zubringen will. Im ersten Falle würden bey Frankreich, für die Monate November und halben December, Marseille, Toulon und Nîmes; für den Rest des Decembers und den ganzen Januar Nizza; für den Februar und halben März wieder die genannten Städte, für den Rest des März, und den April, Nîmes und Montpellier zu

empfehlen seyn. Bey Spanien würde man den unten angeführten Reiseplan *), bey Italien die Bemerkungen von Venkowitz, und die Reise des originellen Seume **) benützen können.

Im zweyten Falle, wo man den ganzen Winter an einem Orte zubringen wollte, würde ich nach Maßgabe der Krankheit, und des individuellen Charakters, bey Frankreich: Marseille, Pierres und Nizza; bey Spanien: Barcelona, Valencia, Gandia, und Palma de Mallorca; bey Italien: die Angaben obiger Reisenden empfehlen. Die Hypochondristen, die viel Zerstreuung brauchen, würde ich also nach Marseille, Barcelona, und Valencia, die Brustkranken, die

E 2

*) Im ersten und zweyten Bande des angeführten Gemäldes von Valencia.

**) Siehe dessen Spaziergang nach Syracus. (Kreppig bey Gattmann.)

einer noch milderen Lust bedürfen, nach Hierres, Nizza und Gambia, beyde nach Mallorka schicken, doch versteht es sich von selbst, daß auch beyden kleine Excursionen sehr zuträglich sind.

Was die Kosten einer solchen Eldereise betrifft, so machen die angegebenen Veränderungen des Planes natürlich einen sehr großen Unterschied. Wer, um mit Frankreich anzufangen, fünf bis sechs Monat immer hin und herreisen will, der nehme wenigstens dreierhalbtausend Thaler Sächsisch an, vorausgesetzt, daß er immer mit der Diligence reisen und alle unnöthigen Ausgaben vermeiden wird. Wer aber mit gleicher Sparsamkeit immer an einem Orte leben will, für den würden dreizehn bis funfzehn hundert Thaler völlig hinreichend seyn. Es versteht sich übrigens, daß in diesen Angaben auch sämtliche Kosten der Hin- und Herreise begriffen sind.

Die Kosten in Spanien betreffend, so kann man sie in beiden Fällen gut und gern auf ein Dritttheil niedriger anschlagen, wie wohl es allerdings auch in diesen Provinzen mit jedem Jahre theurer wird. Was aber den Aufwand in Italien anlangt, so glaube ich nicht, daß man in diesem Lande wohlfeiler als in Frankreich reisen kann, weshalb man sich in jenem Werken Rathes erholen muß. — Das von den Südreisen, jetzt von den Südcuren, wegen welcher man jene zu unternehmen pflegt.

Zwey Hauptklassen von Kranken sind es besonders, die man zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit nach den südlichen Ländern von Europa zu schicken pflegt, solche, die an Nervenübeln leiden, und solche, die mit Brustkrankheiten behaftet sind. Eigentlich sind es nur die erstern, die sich durch diese Reisen wieder herstellen können, die letztern werden zwar einige Linderung finden, im Ganzen

aber um nichts gekostet seyn. Wenn wir also von einer Cücur erhen, so können wir eigentlich nur auf die ersten Rücksicht nehmen, ohne daß wir jedoch den Leuten vorwerfen wollen, daraus für sich zu branden, was ihnen nützlich seyn kann.

Vor allen Dingen werfe man also seine Pulver, Cigars u. s. w. zum Fenster hinaus, und gebe allen seinen hypochondrischen Gelüsten Abfuhr. Nur immer vernimm, das milde Klima, die reine belebende Meeresluft, die herrlichen Früchte, der vortrefliche Wein, die Abwechslung der Gegenstände, die Bewegung, die Entfernung von allen Zwangverhältnissen, die Befreyung von allen quälenden Arbeiten, wenn in wenig Wochen Winter thut. Dabei esse und trinke man alles kalt, wasche sich täglich mit Wein, und nehme einen Tag um den andern ein mäßig kaltes

Wad; man halte sich ferner klos an die Vorschriften seines teutschen Arztes, und vertraue sich keinem der empirischen Charlatans, weder in Montpellier, noch in Nizza, weder in Hieres, noch in Marseille an. Wenn man diese Rathschläge befolgt, die natürlich immer nach Maßgabe der Umstände zu modificiren sind, so wird man schon im dritten Monat völlig hergestellt seyn *).

*) Man vergleiche übrigens die Heilspäne am 2. u. 3ten Theile des Gemäldes von Valencia.

Briefe aus der Quarantaine.

Folgende Briefe waren ursprünglich französisch geschrieben, und rühren von einem meiner provençalischen Freunde her. Ich habe sie um so lieber in diese Sammlung aufgenommen, da sie eine Menge neuer Details enthalten, die man sicher nicht ohne Vergnügen lesen wird; zumal da eine Menge erläuternder Anmerkungen hinzugekommen sind. Eine vollständige Abhandlung über die Quarantaineanstalten zu Marseille, die ich Gelegenheit gehabt habe in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen, denke ich unverzüglich an einem andern Orte zu liefern.

d. H.

Erster Brief.

An Bord der Santa Rosalia,
vor Anker bey der Insel Pomè-
quers, 3 Meilen von Marseille
d. 15 Dec. 1803.

Mein letzter Brief war aus Algier vom zweyten November, und wird Ihnen wahr- scheinlich mit dem Consulatspakete richtig zu- gekommen seyn. Seit dieser Zeit haben wir unsere Ladung von Wolle, trocknen Häuten u. s. w. eingenommen, sind am neun und zwanzigsten in See gegangen und gestern ohne weitem Zufall glücklich hier angelangt.

Es war ungefähr vier Uhr Morgens, als wir die Inseln von Marseille zu Gesicht bekamen. Der Wind war sanfter Ost, der reine südliche Himmel zeigte sich in seiner ganzen Pracht. Um sechs Uhr hörten wir den gewöhnlichen Signalschuß, und mit an- brechendem Tage befanden wir uns gerade von der Insel Pomèquers, wo die levan- tischen Schiffe vor Anker gehn.

Wir legen bey, wir ziehen die Flagge auf, das Hört giebt ein Signal, und wenig Minuten nachher ruft uns der wachthabende Corporal durch ein Sprachrohr an: — Wo kommt ihr her? — Wie heißt ihr? — Was habt ihr geladen? — Was für eine Patente habt ihr?

„Wir kommen von Niglex. — Wir heißen Santa Rosalia, Capitain Thomasini. — Wir haben Wollé und trockne Häute geladen. — Wir haben Patente Netzé, unter dem vierten December ausgestellt. — Der Corporal heißt uns nunmehr, an dem für diese Patente bestimmten Plage vor Anker gehn; und so segeln wir vollends in die kleine Bucht hinein.

Raum waren indessen die Anker gefallen, als unser Capitain das Boot auszuheben befohl, um zu dem Commandanten hindüber zu fahren, dessen Wohnung hart an dem Ufer befindlich ist. Da ich den Capitain, unserer

Verabredung gemäß, überall hinbegleiten durfte, so habe ich alle diese Formalitäten auf das genaueste kennen gelernt.

Zuerst hielten wir also in einiger Entfernung vom Ufer still, doch so, daß unser Boot der Wohnung des Commandanten gerade gegenüber zu liegen kam. Bald darauf erschien dieser selbst, fing das vorige Examen, wie wohl weit umständlicher, von neuem an, und erlaubte endlich dem Capitain, sich nach der Consigne zu verfügen, die am Eingange des Hafens von Marseille befindlich ist. Da der Wind günstig war, legten wir die fünf Seemeilen von Pomègues nach Marseille, mit unserm gutgegeladenen Boote in drittehalb Stunden zurück.

So wie wir in den Hafen hineinruderten, sahen wir uns auf einmal mitten in das lebendigste Gestrümmel versetzt. In den Forts zogen die Wachen auf, und die Daps waren mit Tausenden von Menschen bedeckt. Die Fischerboote kamen aus der See zurück, hun-

dert Hafenboote durchkreuzten sich, und um und neben uns segelte ein langwedatischer Convoy hinein. Wir legten uns vor die Consigne, die zu diesem Ende mit einem Valcon versehen ist, und bald darauf fingen die Formalitäten an.

Das erste Geschäft war nun, den Capitain auf das Evangelium schwören zu lassen, wozu man aber keinesweges eine Bibel zu brauchen pflegt. Es ist nichts als ein Quartblatt, mit dem Anfang des Evangeliums Johanne's, das auf ein Bret geklebt, und unter Glas gefaßt ist. Dieses wird dem Capitain, der die rechte Hand darauf legen muß, vermittelst eines Stieles hingehalten, während der Sanitätsintendant mit lauter Stimme sagt: — „Vous jurez, que Vous allez dire la vérité.“

Nach dieser ersten, nie zu unterlassenden Formalität, sing man nun ein weithäufiges Examen mit uns an. — „Wo kommt ihr her? — Wie heißt ihr? — Was habt

ihr geladen? — Wenn seyd ihr ab-
gesegelt? — Seyd ihr irgendwo ein-
gelaufen oder habt ihr sonst in der
See Communicationen gehabt? —
Wie stark ist eure Equipage? — Wie
viel und welche Passagiers habt ihr
bey euch?“ — Mit einem Worte, der Ju-
tendant fragte nach allen Umständen, die nur
bey einer solchen Expedition gedentbar sind.
Zulezt forderte er dem Capitain die Patente
ab, und erkannte sie erst nach der genauesten
Vergleichung mit der registrirten Declaration
als „Patente nette“ und „en regle“ an.

Jetzt wurde nach den Briefen gefragt, de-
ren fast jedes levantische Schiff eine Menge
bey sich zu haben pflegt. Zuerst hieß es: —
„Habt ihr Briefe für die Regierung
oder für eine höhere Autorität bey
euch?“ — Ja! — „So befestigt sie
an die Lauge!“ — Es geschah, die Par-
fümsmaschine ward herbeigebracht, und die
an den Rändern aufgeschnittenen Briefe wur-

den hineingelegt. Eben so wurden nachher die bloßen Kaufmannsbrieife übergeben, um auf die gewöhnliche Art durch Weinessig gezogen zu werden; indem das Räuchern nur eine Vergünstigung ist. Nachdem nun alle diese Operationen geendigt waren, erhielt der Capitain Befehl nach Pomègues zurückzukehren und bis auf weitere Ordre vor Anker zu bleiben.

Da liegen wir also mit zwey Nachbötten umgeben, und warten die nähere Bestimmung unserer Quarantaine ab. Sobald diese erfolgt ist, werde ich noch vor Oefnung der Thoren nach dem Lazareth gehen, weil mir dann wenigstens eine Decade an meiner Quarantaine zu gute kommt *). Unterdeffen suche ich mich bey der besten Laune zu erhalten,

*) Wenn sich nemlich der Passagier, der seine Quarantaine im Lazareth halten will, vor Oefnung der Thore ankündigt, sündet seine Quarantaine mit dem Tage seines Eintritts, im Gegentheil aber erst nach der gänzlischen Ausladung der Güter an.

und hoffe auch, daß es mir bey diesem herrlichen Wetter nicht zu schwer werden soll. — Doch genug für heute, leben Sie wohl mein theuerster Freund. — In einigen Tagen fange ich einen neuen Brief aus dem Lazareth an.

Zweyter Brief.

Im Lazareth von Marseille
17. Dec. 1803.

Sie sehen aus der Ueberschrift, mein theuerster Freund, daß ich in der völligen Quarantaine bin. Gestern erhielten wir den Befehl zur Ausladung und erfuhren zugleich, daß die Quarantaine der Baaren auf acht und zwanzig, die des Schiffes, und folglich auch der meinigen, auf zwanzig Tage festgesetzt worden sey. Da ich die meinte, wie Sie wissen, nicht an Bord halten wollte, so eilte ich, noch noch vor Eröffnung der Thüren auszuschnitten, und langte daher gestern Nachmittags im Lazareth an.

Ehe ich indessen das Schiff verlassen durfte, ward von den an Bord befindlichen Wächtern noch eine genaue Untersuchung aller meiner Sachen angestellt. Anzahl, Beschaffenheit, Susceptibilität oder Non-susceptibilität, u. s. w. alles ward auf das genaueste einregistrirt. Zum Glück war ich vorbereitet gewesen, und hatte keine Waaren eingepackt, mein Coffre ward also, mit Vorbehalt der gewöhnlichen dreitägigen Pü r g e oder Lüftung, für zulässig erklärt.

Jetzt fing ich also an, den schönen Golf zu durchschneiden, der hier und da mit tobenden Küstenfahrern bedeckt war. Links erhob sich die hohe felsichte Küste, rechts: ein Theil der Stadt mit dem Fort, Notre Dame de la Garde genannt. Vor mir hatte ich die Vista mit ihrem Gärten und Landhäusern, und seitwärts erblickte ich das einsame Pagareth mit seinen hohen Arcaden, weißen Mauern und rothen Pforten, wie auf der Grenze

Grenze zwischen dem Reiche des Lebens und des Todes erbaut.

Noch etwa achtzig Toisen und wir hatten den kleinen Hafen des Lazarethes erreicht. Wir legen an dem Kay Nr. I. an, der für die Patente netze bestimmt ist; die doppelte Pforte der beyden Mauern öfnet sich, ich werde von meinem künftigen Wächter mit einem tüchtigen Parfüm empfangen, und endlich durch die Barrieren hindurch geführt. Wir gehen dann auf ein ziemlich großes, mit hohen Arcaden versch. nes Gebäude zu, er leitet mich eine Treppe hinan, schließt ein kleines Zimmerchen auf und schiebt mich mit einem: „Voici votre loge“ hinein. Meine Sachen wurden von diesem Augenblicke an auf drey Tage en Pûrge gesetzt, d. h. sie wurden in eine offene Arcade aufgehängt, wo sie die Luft durchstreichen kann.

Vor allen Dingen suchte ich mich nun zuerst mit der Einrichtung meines Zimmers bekannt zu machen. Es war untagelirt, wie

sich von selbst versteht, hatte einen kleinen Alcoven, worin eine eiserne Bettstelle mit einer ziemlich harten Matraze stand, und war bloß mit den nöthigsten Meublen, das heißt, mit einem Tische und zwey gestochenen Stühlen versehen. Die Lage war gegen Süd: Südost, die Aussicht gieng auf den Hof, die Tourrette und die halbe Stadt. Uebrigens hatte ich noch einen Theil der offenen Gallerie zu meinem Gebrauche, die längs des ganzen Gebäudes hinlief.

„Nur gutes Muthes mein werther Herr!“ — sagte mein Wächter, der unter dessen Licht geholt hatte, um ein Bündel duftenden Thymian im Camine anzustecken — „Nur gutes Muthes, und nur vor allen Dingen an Speise und Trank gedacht. — Hier ist der Zettel vom Abergiften — lesen sie sich aus und nachher wollen wir weiter sehn!“

Gesagt, gethan; ehe eine Viertelstunde vergieng, stand eine gute Mahlzeit bereit,

und ich muß gestehen, daß die Philosophie meines ehrlichen Wächters völlig praktisch war. Als wir gerubigt hatten, zog er sich vor die Thür in seine Schlafstelle zurück, worauf der Pförtner alles mit Schloß und Riegel verwahrte, und mich bey meiner Verwunderung höflich auf das Quarantainegesetz verwies.

Es war acht Uhr Abends, ich konnte unmöglich so zeitig schlafen gehn. Sinnend stellte ich mich an das offene Fenster, athmete die erquickende Meeresluft, und sah dem Spiele der Wellen zu, auf denen der Vollmond schwamm. — „Nur gutes Muthes!“ — sagte ich zu mir selbst — „in neunzehn Tagen habe ich meine Jeannette verdient!“ — Süß und schmeichelnd schien mir die milde Lust ihre Küsse zuzuwehen, und ehe ichs mich versah, hatte mich leis und lieblich der Schlaf überrascht.

Dritter Brief.

Im Lazareth von Marthide
21. Dec. 1803.

Vorgestern habe ich meinen ersten Spaziergang in dem für unsere Patente bestimmten Bezirke gemacht. Es ist ein ziemlich großer Rasenplatz mit einigen kleinen Springbrunnen, der der Landspforte gegenüber liegt. An der Mauer blühten Mandelbäume, und zwischen dem Rasen sproßten Veilchen und Hyacinthen hervor. Dankbar segnete ich den Menschenfreund, dem der arme, von allem Leben und allem Genuße getrennte Fremdling diese seine einzige Erholung schuldig ist.

Als es Essenszeit wurde, war ich neugierig die Wohnung des Speisewirthe zu sehen. Sie liegt seitwärts, ziemlich weit von unserer Halle entfernt, und ist mit einer hohen Mauer umgeben, in der bloß eine einzige schmale Thür und ein sogenannter Ausprung zum vertheilen der Schüsseln angebracht ist.

Es war mir nicht erlaubt mich über drey Toisen zu nähern, indessen konnte ich in der Ferne zusehen. Lächeln Sie nur mein theuerster Freund, aber es war doch immer ein Zeitvertreib.

Nachmittags bekam ich einen Besuch von dem Capitain des Lazarethes, dem ich durch Herrn A — empfohlen worden war. Wenn ich aber sage, ich bekam einen Besuch, so heißt das, er blieb in der Thür meines Zimmers stehen, während ich mich oben am Fenster hielt. Es ist ein alter äußerst ehrwürdiger Mann, der dreyßig Jahr in der Levante gelebt hat, und diesen Handel mit allen seinen Gefahren vollkommen kennt. Er hatte die Güte mir Bücher und Zeitungen anzubieten, und schenkte mir eine ganze Stunde, in der ich eine Menge das Lazareth betreffende Details erfuhr.

So sagte er mir z. B. daß während seiner siebenzehnjährigen Amtsführung die eigentliche Pest an vierzighmal im Lazareth gewesen

feh; daß Howard *) so gut als gar nichts von den hiesigen Quarantaineanstalten gesagt, und nie die sehr geheimgehaltenen Reglements zu Gesicht bekommen habe; daß man noch jedes Jahr neue Erfahrungen mache und neue Vorsichtsmaßregeln einführe, zumal in Ansehung der susceptibles Baaren, wo ein kleines Stück Bindfaden die Pest in 'ein ganzes Land bringen kann, u. s. w.

Gestern Morgens erhielt ich einen Brief von Herrn E — der erst vorgestern Abends von Aix zurückgekommen war. Er schickte mir Wein, Matrazzen u. s. w. und hoffte den andern Nachmittag mit meiner lieben Jeannette, die sich noch in G — befindet, bey mir zu seyn. Ich fühlte, daß ich dieses holde Mädchen nie zu theuer erkaufen könnte, und so vergingen mir einige Stunden unter alle

*) In seinem bekannten Werke: „Ueber die Vazzerische Europa's. Was er von den Quarantaineanstalten zu Marseille sagt, ist in der That eben so unvollständig als fehlerhaft.

den süßen Schwärmereien, die der hoffnungs-
vollen Liebe eigen sind.

Nachmittags beschäftigte ich mich, die
vielen Inschriften zu lesen, die ich an den
weißen Wänden meines Zimmers fand. Es
waren deren fast in allen europäischen Spra-
chen darunter, sie drückten aber größtentheils
immer dieselben Empfindungen, d. h. Lange-
weile und Unzufriedenheit, Sehnsucht und
Hoffnung aus. Eine arabische indessen fiel
mir doch ihrer Sonderbarkeit wegen auf: —
„Das Leben ist eine Quarantaine
für das Paradies. — Unvernunft ent-
deckte ich noch zuletzt in einer Fensterscheibe
den Namen eines meiner ältesten Freunde
M. der im Jahre 1789 mit einem tunesischen
Schiffe hier gewesen war. Er ist jetzt tief im
Norden, aber er schien in diesem Augenblicke
an meiner Seite zu seyn.

Mit dem Abendessen hatte ich die Freude
eine Violine zu bekommen, die den Nachmit-
tag für mich geholt worden war. Von mei-

ner Liebe berauscht, stellte ich mich auf die Gallerie und spielte und sang in die liebliche schwärmerische Nacht hinein. Zwei junge Griechen, die einige Zimmer von mir wohnten, wurden dadurch begeistert und faßten mit bewundernswürdiger Leichtigkeit meine Melodien auf. So sangen wir beynahe zwei Stunden lang in beständigem Entzücken fort, bis endlich der Vollmond in die Wellen tauchte, und die süße Ermattung unsere Augen schloß.

Vierter Brief.

Im Kaiserthum von Marfillo
24. Dec. 1803.

Es ist Weihnachtsabend. — Ich habe sie gesehen, ich habe sie gesehen, die das Glück meines Lebens machen wird. — Ich erwartete sie schon gestern; keine Nachricht weder von Herrn E — noch von ihr. — Unruhig irrte ich umher und gieng wohl hundertmal

längs des Parloirs auf und ab, endlich brach der Abend an, die Pforte ward verschlossen und ich schlief unter dem Rauseln des Sturmes und dem Losen des Meeres ein.

Als ich am andern Morgen erwachte, war der Himmel rein und klar und das stille freundliche Meer mit unzähligen Fischerbooten bedeckt. Mit einmal hörte ich die Glocke lauten, und wenig Minuten darauf trat mein Wächter mit einem dicken Briefe und einem Rosenstocke herein. Voll froher Ahnungen reiße ich ihm das Paket aus den Händen, und lese — und lese — o schönster Augenblick meines Lebens — und lese, daß meine Jeannette gestern Abends glücklich angekommen ist und diesen Nachmittag ihren „geliebten Freund“ bewillkommen wird.

So kam der Mittag heran, voll Freude und Hast vermochte ich kaum einige Bissen zu essen und unterhielt meinen guten ehrlichen Fabrice von nichts, als Jeannetten und unserm Wiedersehn. Endlich ist es halb zwei Uhr,

ich nehme ihn bey der Hand und ziehe ihn eilig die Treppe hinab.

Mit ängstlich freudiger Erwartung zähle ich nun jede Minute, die mir das ersuchte Signal geben soll, daß Jemand mich zu sprechen verlangt. — Endlich, sieben und vierzig Minuten auf zwey, höre ich den Pförtner seine Glocke ziehn — eins — zwey — drey — o Gott! es ist meine Nummer! — es ist das Signal für mich. — Athemlos stürze ich zum Gitter hin — da fand sie hold und freundlich, wie, eine himmlische Gestalt vor mir. — Vergebens strecke ich meine Arme nach ihr aus, vergebens will ich sie an meinen Busen drücken, wehmüthig lächelt sie mich an, drückt mein Bild an ihre Brust, und wirft mir, mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Liebe und Innigkeit, einige Küsse zu.

Selige Blicke, selige Worte, ihr allein tragt unsere Empfindungen hin und her! — Nur noch vierzehn Tage! — sagte ich —

„und dann auf ewig, auf ewig bey dir!“ —
„O wenn ich dürfte!“ — sagte sie — „und
wenn wir nur beyde zusammen stürben!“ —
Endlich nach drey schönen glücklichen Stunden
mußten wir uns trennen. — Sie weinte, sie
küßte mein Bild wohl tausendmal — was ich
dabey fühlte — o ich habe keine Worte
dafür!

Als ich wieder in mein Zimmer kam,
sah ich einen großen Korb mit tausend Ge-
schenken ihrer Zärtlichkeit. Wäßer, Orangen,
Wein, Confituren, Chocolate, u. s. w. Das
gute Mädchen hatte für alles gesorgt. Ein
kleiner Brief lag dabey voll süßer Liebe und
Zunigkeit. — Ach es war Weihnachts-
abend! — Es war Weihnachtsabend für
mich — alle Freuden meiner Kindheit flossen
in diesem Gefühle zusammen — ich spielte
und sang, ich ließ den besten Wein kommen,
der nur zu finden war, und schenkte dem al-
ten Zahrice ein Glas nach dem andern ein,
während er lächelnd den Weihnachtskox

schätzte, und mit abgenommener Mühe Jeannettens Gesundheit trank.

Fünfter Brief *).

Der Herr von Marthe
5. Jan. 1804.

Freude! Freude mein theuerster Freund! heute ist mein letzter Quarantaintag! — Eigentlich sollte es erst der sechste seyn, aber ich gewinne den sogenannten „Jour de grace“ den man immer zugegeben pflegt. — Ich kann wohl sagen, Jeannettens Liebe hat mir alles leicht gemacht, so daß ich nie gesünder gewesen bin. — Diesen Mittag habe ich sie zum letztenmale am Gitter gesehen; morgen —

*) Die Leser werden leicht bemerken, daß hier in dem Datum eine gewisse Lücke ist. Da aber die Briefe vom 16. Dec. bis 4. Jan. wenig Werthmühe enthalten, so glaubte ich der Herausgeber unbedenklich zu müssen, um so mehr, da die Entschädigung des Lesers dadurch bestritten wird.

morgen um diese Zeit werde ich Sie in meine Arme schließen können.

Vor einer Stunde hat mich der gute alte Lazarethcapitain besucht, und die Formalität auf morgen früh um neun Uhr angesetzt. Ich werde noch eine läßliche Mäucherung zu übersehen haben, indessen hat mich meine gute Jeannette mit doppeltem Eau de Lavande versehen. Auch diese Briefe werden noch tüchtig durchstöchen und geräuschet werden, der Himmel gebe nur, daß der Name des holden Mädchens unbeschädigt bleibe.

Gute Nacht mein lieber alter Freund, es ist elf Uhr, ich will mich niederlegen, um morgen mit der Sonne aufzufrischen. In wenigen Tagen schreibe ich diesen Brief, und Sie erhalten das ganze Paquet durch unsern Freund L. der den schutten nach M. abgibt.

Paris 7. Jan. 1804.

Ich schreibe Ihnen dieses in Jeannettens Zimmer, mein theuerster Freund, nachdem ich

sie gehern der Erde und dem Leben ausdru-
geuden an. Hier lesen Sie, wie es mit
meinem entlichen Abschiede aus der Quaran-
taine zugegangen ist.

Am neunten Mte Morgens erschien mein
Wächter mit einem Dürkel von abwechselnden
Parföms, den Sie sich denken können, hat
mich, einige Minuten in den kleinen Vorhof
zu treten, und plünderte nun den ganzen Hof-
fen an allen Ecken an. So wie das Zimmer
mit dem dicken stinkenden Rauche völlig an-
gefüllt war, mußte ich mich wieder hinüber-
geben, und blieb nun wirklich stief bis sechs
Minuten in einer Art Höllenpehl eingesperrt.
Endlich aber ward ich erlößt, und in den
Saal geführt, wo der Lejantthecapitain, sein
Fierement, der Arzt, der Chirurgus und
noch ein anderer bereits sitz gesund erklarter
Passagier besuchlich waren.

Kaum hatte ich einige Schritte vornedre-
gethan, so nahm mich der Capitain bey der
Hand — „Vous avez la libre entree mon

„cher Monsieur!“ — und führte mich mit diesen Worten wieder unter die Lebenden ein. Alles umarmte mich, alles wünscht mir nunmehr Glück, und so setzen wir uns fröhlich zum Frühstück hin.

Endlich um zehn Uhr höre ich den Pförtner meine Nummer anschlagen. — Jeannette! — Jeannette! — rufe ich außer mir, nehme hastig Abschied, stürze nach der Pforte zu, werde mit der Marque des Capitains sogleich hindurchgelassen, und sehe — und sehe Jeannetten, die mir in die Arme sinkt. — Gott welch' ein Augenblick! — er war voll unnenndbarer Seligkeit! —

Wennetrunkn stiegen wir nun in den Wagen, und langten in dem Hause des besten Vaters an, das nun für immer das meinige bleiben wird.

Anmerkungen.

Erster Brief.

Die Inseln von Marseille. Sie heißen Pomègues, Ratonneau und Île d'If. - Bey der ersten, welche einen kleinen Hafen hat, pflegen die levantischen, und überhaupt alle der Pest verdächtigen Schiffe ihre Quarantaine zu halten; die zweyte ist völlig unbenuzt; auf der dritten ist ein kleines Fort befindlich, das ehemals oft zum Staatsgefängniß, z. B. für den berühmten Mirabeau gedient hat, und jetzt zum Depot der nach Corsica und der Insel Elba bestimmten Deportirten gebraucht wird. Alle drey Inseln haben eine kleine Besatzung und einige Batterien, sind aber völlig unfruchtbar.

Ihre

Ihre Entfernung von Marseille wird zu drei bis fünf Seemeilen angegeben, wobei die Insel d'If die nächste, Pomègues die entfernteste ist.

Den gewöhnlichen Signalschuß. In Kriegszeiten wird der Hafen von Marseille mit einer Kette verschlossen, die wie gewöhnlich auf einer schmalen, aus mehreren Gliedern bestehenden, beweglichen Bohlenbrücke ruht. Die Öffnung oder Sperrung des Hafens wird Morgens und Abends mit Sonnen-Aufgang und Untergang durch zwei Kanonenschüsse angedeutet, wovon der erste vor, der zweite unmittelbar nach der Operation gegeben wird.

Das Fort giebt ein Signal. Es hießte nemlich die Flagge auf, die zur Signalisirung eines Schiffes von dieser Nation (wahrscheinlich eines Ragusaners) gebraucht wird. Dieses Signal wird dann sogleich auf dem Fort de Notre Dame de la Garde wiederholt, von wo man es in ganz Marseille

sehen, und also die Ankunft des Schiffes u. s. w. in einem Augenblicke wissen kann.

Was für eine Patente habt Ihr?
Kein Schiff kann in einem mittelländischen Hafen angelassen werden, besonders wenn es aus einer sogenannten Quelle kommt; es muß mit einer Patente, oder einem Gesundheitspasse versehen seyn. Diese Patente wird von dem Consul oder dessen Stellvertreter ausgestellt, und muß die genaueste und gewissenhafteste Erklärung über den Gesundheitszustand des Hafens enthalten, wo das Schiff seine Ladung eingenommen hat. Je nachdem nun jener abwechselt, kann diese Patente entweder Patente nette, Patente touchée, Patente soupçonnée, oder Patente brute seyn.

Patente nette heißt sie, wenn der Gesundheitszustand vollkommen beruhigend, ohne das mindeste Anzeichen von Pest, oder irgend einer ansteckenden Krankheit angegeben wird. Patente touchée wird sie genannt, wenn

1902- dasselbe versichert, allein hinzugefügt wird, daß Schiffe, microwhl zur Zeit noch ohne Kranke, aus verdächtigen Orten dort angekommen. *Patente soupçonnee* heißt sie, wenn erklärt wird, daß eine eboartige epidemische Krankheit dort herrscht, oder auch, daß Communication mit Caräbaren Statt findet, die aus Gegenden herkommen, wo die Pest grassirt. *Patente brute* endlich heißt sie, wenn gesagt wird, daß die Pest im Orte, oder in der Nachbarschaft grassirt, und aus diesem Plaze Waaren am Bord des Schiffes selbst befindlich sind.

Diese Patenten sind es nun, nach denen mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der Ladung, und den Zustand der Equipage, die Art und die Länge der Quarantaine festgesetzt wird, weshalb auch der Consul für die Richtigkeit derselben mit seinem Kopfe haften muß. Eben so ist aber auch der Schiffer, der sich in Ansehung der Patente einer Nachlässigkeit, oder Unredlichkeit schuldig macht, den

größten Unannehmlichkeiten und Strafen ausgeführt.

Sie hielten in einiger Entfernung vom Ufer still. Man begreift die Ursache ohne Schwierigkeit, weil jede unmittelbare Communication, oder Berührung, als wodurch die Pest allein fortgepflanzt wird, vermieden werden muß.

Er erlaubte dem Capitain sich nach der Consigne zu verfahren. Dieses geschieht auf folgende Art: Ein sogenanntes *Doteau de Service*, oder *Quarantaineboot*, deren immer mehrere bey *Pomègues* bereit liegen müssen, nimmt das Boot des Capitains auf das Schlepptau, und verhindert alle Communication mit ihm. Zum Ueberfluß ist es selbst mit der gewöhnlichen weißen Quarantaineflagge versehen, so daß es von allen übrigen erkannt, und vermieden werden kann.

Die Consigne ist das Gebäude, worin die Gesundheitsbüreaux befindlich sind. Es

ist hart unter dem Fort St. Jean auf den
Kost gebaut, besteht aber nur aus einem Erd-
geschosse, worin ein Zimmer für die Sit-
zen, eines für das Archiv, ein großer Speise-
saal, einige kleine Brunnen, und ein Vorhaus
mit einigen Magazinen befindlich sind. Man
ist eben im Begriffe die Consigne zu vergrö-
ßern, hat aber einen sehr unglücklichen Zeit-
punkt dazu gewählt, da sich der ehemahls so
große Levantehandel, Dank sey es den vor-
trefflichen Masregeln der französischen Regie-
rung, fast ganz nach Triest und Genua ge-
zogen hat.

Die Parfümmaschine. Sie be-
steht aus einem ungefähr 6 französische Fuß
hohen, und 1½ Fuß im Durchmesser halten-
den Cylind von Eichenholz, der auf allen
seinen Fugen mit Eisen beschlagen, oben mit
einem Deckel versehen, unten aber völlig offen
ist. Zwey Fuß vom Deckel ist ein kleiner
Kost angebracht, und unten ist ein Keil be-
findlich, der genau auf ein Kohlfeuer von

demselben Diameter paßt. Sollen nun Briefe durchräuchert werden, so werden sie auf den Rost gelegt, der Cylindrer wird auf das, mit dem Parfüm versehene Kohlfener gesetzt, und der Deckel zugemacht. Auf diese Art ist der Rauch völlig eingeschlossen, und zieht sich in alle Theile der wohl durchstochenen Briefe hinein, ohne daß die Schrift, und das Papier merklich beschädigt wird. Jene Mühe pflegt man sich aber nur bey Briefen für die Regierung, oder sonst vornehme Personen zu geben; die gewöhnlichen Kaufmannsbrieft werden ohne Umstände durch Weinessig gezogen, und bekommen natürlich ein sehr schmutziges Ansehn davon.

Nach dem Lazareth begeben. Das Lazareth liegt nordwärts von der Stadt, auf einer Anhöhe, ungefähr 20 Tollen davon entfernt. Es besteht aus mehreren großen Abtheilungen, Gebäuden, Hallen u. s. w., die man jedoch im Allgemeinen, unter den Namen des großen und kleinen Lazareth

thes, d. h. des bloßen Vorsichts; und des eigentlichen Pestlazarethes zu unterscheiden pflegt. Das Ganze ist mit einer doppelten, 25 Fuß hohen, und 6 Toisen von einander entfernten Mauer umgeben, zwischen denen immer eine Wache patrouillirt, so daß jede Communication unmöglich ist. Auf der Seeseite hat das Lazareth einen kleinen Hafen, an welchem mehrere für die verschiedenen Patente bestimmte Raps befindlich sind, wovon jeder seinen eigenen doppelten Eingang hat. Auf der Landseite kann jedermann bis an die erste Pforte gehen, auf der Seeseite aber darf sich kein Boot über die bezeichnete sogenannte Reserve wagen, oder es wird sogleich in Brand gesteckt. Das Lazareth ist im Jahre 1666 erbaut; die jetzige vollkommene Einrichtung aber besteht erst seit 1757. — Der Riß, den Howard in seinem bekannten Werke geliefert hat, ist äußerst fehlerhaft, wie man sich durch die Vergleichung mit dem Origin

nafrisse überzeugen kann, den die Intendanz befehlt.

Zweyter Brief.

Meinen künftigen Wächter. Jeder Quarantenaire — so heisst man die Quarantaine haltenden — bekommt seinen eigenen Garde, der theils zu seiner Bedienung, theils zu seiner Verwahrung bestimmt ist, damit auch nicht die geringste Communication mit ihm Statt haben kann. Diese Wächter sind gewöhnlich alte invalide Matrosen und Seefoldaten, die aber die Intendanz mit großer Vorsicht wählt. Sie verlassen den Quarantenaire nicht eher, als bis eine, ihm etwa zufließende Unpäßlichkeit, einen verdächtigen Charakter annimmt.

Meine Sachen wurden en Purgé gesetzt. Diese Purgé, oder Lüftung der Waaren, ist eine der wesentlichsten und wich-

tigsten Operationen der ganzen Quarantaineanstalt. Zu diesem Ende sind in dem Lazareth eine Menge großer offener Arcaden oder Hangars erbaut, wo die Waaren theils nach den verschiedenen Patenten, theils nach den verschiedenen Arten der Purgé aufgestellt werden, und wo wenigstens für 30,000 Balken Raum vorhanden ist. Es würde unmöglich seyn, hier alle Details darüber anzuführen, zumal da die Operationen sogar verschieden sind; ich muß daher auf meine größere Abhandlung verweisen, wo alles umständlich auseinander gesetzt werden soll.

Die Aussicht gieng auf die Towrette. So heißt man eine ziemlich große Terrasse, die von dem Fort St. Jean bis an die alte Cathedralkirche längs des Meeres hinläuft, und wo man den ganzen Golf mit der gegenüberliegenden Landschaft übersehen kann. Es ist zu bedauern, daß der heftige Mistral oder Nordwestwind hier keine Anlagen von Bäumen gestattet, und daß der soust

so schöne Platz längs der Stadtseite mit
lauter elenden Fischerbaraken eingefast ist.

Er verweist mich auf das Quarantaine-
gesetz. Der Pförtner muß mit ein-
brechender Dunkelheit alle äußere Thüren
der Quarantainezimmer verschließen, und die
Schlüssel dem Lazarethcapitain überliefern.
Unterließe er jenes aus Nachlässigkeit oder
Gefälligkeit, so würde er sein Amt verlieren,
ja er könnte, nach Raskabe eintretender Um-
stände, sogar criminell behandelt werden.

Dritter Brief.

(Hier sind keine Anmerkungen hinzuzu-
fügen.)

Vierter Brief.

Ich ging längs der Parloirs auf
und ab. Der Parloir ist eine lange schmale
Gallerie, die sich rechter Hand bey dem

Haupteingang befindet, und auf den Rasenplatz des ersten, für die Patente nette bestimmten Enclos stößt. Um alle Communicationen zu verhindern, ist sie auf der innern und äußern Seite mit starken bis an das Dach gehenden Drathgittern versehen, die zum Ueberfluß noch durch einen zwei Fuß breiten Graben getrennt sind. Hier können nun die Quarantenaïres, doch wohl verstehen nur die, welche Patente nette haben, ihre Freunde nach Belieben sehen, und sich mit Ihnen unterhalten, so gut es möglich ist.

Ich höre den Pförtner die Glocke ziehen. Jeder Quarantenaïre hat eine Nummer. Sobald etwas für ihn abgegeben wird, oder sobald ihn jemand zu sprechen verlangt, wird ihm dieses von dem Pförtner durch eben so viel Glockenschläge angezeigt.

Während Fabrice den Weihrauchkloß schürte. Einer alten portugiesischen Sitte gemäß, wird am Weih-

nachtsakend ein ungeheuer großer Fichtenkloß, Calignau oder Calendau genannt, in den Camin gelegt, und mit Oel und Wein begossen, damit ein sogenanntes Cacho: Fuch, oder Freudensener entsteht.

Fünfter Brief.

Eine häßliche Räucherung zu übersehen. Es werden halbverfaulte Espartomatten, alte aufgedriesselte Schiffstane, altes Lederwerk, trockne Soda und nasses Stroh dazu genommen, was einen äußerst dicken Rauch, und wahrhaft höllischen Gestank verursacht.

Ueber Seefischereyen im Allgemeinen,
nebst einigen Bemerkungen über die
provençalischen Fischer.

Sie kennen die herrliche Aussicht vom Fort Notre Dame de la Garde bey Marseille, wo man den ganzen Golf mit einem Blicke übersehen kann. Hier habe ich die Idee zu einem Werke gefaßt, das vielleicht Ihrer gütigen Aufmerksamkeit nicht ganz unwerth ist.

Es giebt vortrefliche Systeme der Ichthyologie, es giebt sehr gute Werke über die Fischerey als Handwerk betrachtet; aber eine alles umfassende Geschichte der Seefischereyen in pittoresker, industrieller und merkantilischer Hinsicht,

giebt es meines Wissens noch nicht. Und dennoch wieviel herrliche Partzien würde ein solches Werk nicht in sich fassen! Wie interessant würd: es für den Dilettanten, wie wichtig für den Statistiker seyn!

Die Hårings; und die Sardellenfischerey; die Bank von Terre-neuve und die Corallenriffe von Bona; der Wallfisch; und der Thonfischfang; endlich die Lebensarten, die Sitten, die Eigenthümlichkeiten der Fischer, und alle Contraste der nordischen und der südlichen, der europäischen, und außereuropäischen Meere — wie viel schöne, große, lebendige Gemälde, der ganzen Kunst des Malers und des Schriftstellers werth!

Zweytens die industriellen, die mechanischen Werkwürdigkeiten der Fischereyen selbst, mit den umständlichsten Details über die Anstalten, die Werkzeuge und die mannichfaltigen Modificationen dieser Beschäftigung, je nachdem das Local oder die Gattung, das Klima oder die Nation verschieden

ist! Ferner die genauesten Nachrichten von der Zubereitung, Vervielfältigung und Veränderung des Produktes, ehe es zu dem Handel passend wird, mit allen dahin gehörigen Verordnungen, Gebräuchen, und Verschiedenheiten, die bekannt geworden sind.

Drittens endlich die Geschichte des Handels, seiner mannichfaltigen Veränderungen, und seines Ertrages selbst, mit allen den dahin gehörigen Verträgen, Gesetzen, und nationalen Verschiedenheiten; ein großes statisch-mercantillisches Gemälde, das aber auf unzählige philosophische Bemerkungen über den Einfluß des Klima's, der Religion, der Kriege und der Moden führt. Das Ganze — doch es würde unbescheiden seyn, Ihnen die Ausführung eines solchen Werkes anzudiven zu wollen — lieber will ich Sie noch von einigen Eigenthümlichkeiten der provençalischen Fischer unterhalten, die Ihnen vielleicht noch unbekannt sind.

Die provençalischen Fischer sind ein äußerst starker und kräftiger Menschenschlag; man sieht leicht, daß die Fischerei in den milden südlichen Meeren, bey weitem nicht so beschwerlich, als in den rauhen nördlichen ist. Sie haben die ganze Energie und Rohheit des alten provençalischen Charakters, die ganze Originalität ihrer antiken Sitten, die ganze Einfachheit ihrer alten Sprache behalten, und bilden eine eigene, alle andern ausschließende Caste, in der man noch die unvermischte Nachkommenschaft der alten Phocéer zu finden glaubt. Sie haben selbst, was Fischereyen anlangt, eine eigene Jurisdiction, die in Marseille residirt, und unter dem Namen „Jurisdiction des prud'hommes Pêcheurs bekannt ist.

Der Ursprung dieses wirklich bemerkenswerthen Gerichtshofes datirt bis in das zehnte Jahrhundert zurück; die eigentliche Organisation desselben aber, wie sie, trotz der alles verändernden Revolution, doch noch jetzt besteht,

besteht, fängt erst mit dem Jahre 1451 an. Die Prüd'hommes, an der Zahl vier, sind als die Ältesten der sämmtlichen Fischer anzusehn, werden alle Jahre neu erwählt, und üben während ihres Amtes eine unumschränkte Gewalt über alle die Fischerey betreffende Gegenstände aus.

Öffentlich finden ihre Gerichtsversammlungen jeden Sonntag Nachmittag um zwey Uhr in ihrem Junfthause Statt, das am Ende des Quays St. Jean, der Consigne gegen über, liegt. Hier werden alle Klagen mündlich angebracht, alle Urtheile nach der Stimmenmehrheit gefällt; — „La ley vous condanno“ — das Gesetz verdammt euch — mit dieser einzigen, alle Appellation ausschließenden Formel ist alles abgethan. Statt aller Kosten werden von jeder Partey zwey Solz bezahlt, und statt aller Formalitäten pflegen die Prüd'hommes schwarz gekleidet zu seyn. Uebrigens haben die Fischer ein Archiv voll vieler wichtiger, besonders die Fischerey be-

treffender Altkleid, das man selbst in den Zeiten der jacobinischen Barbarey unangestastet gelassen hat.

Nicht weniger Aufmerksamkeit scheinen auch die gymnastischen Uebungen der hiesigen Fischer zu verdienen, die ich daher keinesweges mit Stillschweigen übergehen darf. Hierher gehört zuerst das Mastkletterern, la Bigue genannt, das man nachher auch in andern Häfen unter dem Namen „Mat de Cocagne“ nachgeahmt hat. Es wird bekanntlich ein mit Talg bestrichener Mast dazu gebraucht, der von einem Schiffe, bisweilen auch vom Lande ausgelegt ist, und auf dem nun jeder Preisbewerber mit bloßen Füßen bis an die Spitze hin gehen muß. Sie können leicht vermuthen, daß dieses, besonders im Anfange, nur sehr wenigen gelingt, daß eine Menge vorfälliger Scenen dadurch entstehen, und daß das Ganze, besonders für die niederen Classen der Einwohner von Marseille, ein wahres Völkerspektakel ist.

Weit glänzender, aber auch weit seltener, ist das Fischeknechtchen, la Targuo genannt. Hierzu werden lange, schmale, äußerst leichte Kähne genommen, die vorn an der Spitze mit einem vier Fuß langen, doch nur zehn Zoll breiten Bretchen versehen sind. Auf diesem lehtern nehmen die mit einem Schilde und einer stumpfen Lanze bewaffneten Kämpfer ihre Plätze ein, während der Kahn von sechs starken Männern gerudert wird. Gewöhnlich werden nicht mehr als zwölf bis sechzehn Kähne zu der Targuo genommen, und nach ihren verschiedenen Farben in zwey gleiche Haufen abgetheilt.

So haben sie sich also in einer Entfernung von drei bis vier Schiffslängen einander gegenüber gestellt, und warten das Zeichen zum Anfang ab. Der Canonenschuß geschieht, und mit Blitzgeschwindigkeit rudern sie von beyden Seiten auf einander zu. Sie nähern sich, sie sind im Begriffe einander zu berühren; in dem Augenblicke bemühet sich jeder

Kämpfer mit Hülfe der Lanze seinen Gegner in das Wasser zu stürzen, während er selbst dem Stöße des andern auszuweichen sucht. Wenn dieses am äussersten gelingt, der trägt den Preis davon.

Sehr interessant ist es übrigens, die Fischer, besonders des Abends, mit ihrem Range in den Hafen zurückkommen zu sehen. Die nassen röhlichen Netze sind an dem Mast aufgehangen, die weiten Boote mit Körben angefüllt, die weißen Segel glänzen im Abendroth, und Barque an Barque schwebt auf den purpurnen Fluthen herein.

So wie sich die Fischer dem Rang genügend haben, drängt sich alles um die Kommanden her. Die Trägerinnen, die Bettler, die Speisewirthe, die Fischhändler, alle wollen zuerst befriedigt seyn, und alle überlassen sich der provençalischen Lebhaftigkeit. Unter wildem Getöse werden auf diese Art endlich die Boote ausgerückt, ein langer Haufe von Trägern zieht mit den Körben dem Quay

hinauf, und die Fischer eilen zu ihren harren-
den Weibern, um morgen mit Tagesanbruch
wieder in See zu gehn.

Ueber die Wanderungen der provençalischen Schaafterden.

Sie fragen mich, ob ich Ihnen nicht zu
Ihrem Schluß, interessanten Werke: „Ueber
das Hirtenleben“ *) einen Beitrag aus
der Provence liefern kann? Hier haben Sie
einige Details über die Wanderungen der pro-
vençalischen Schaafterden, die man im Win-
ter auf der Crau, im Sommer auf den Gebir-
gen weiden läßt.

Die Crau ist eine große, in der Nis-
terprovence und am linken Ufer der Rhone

*) Im Roman nennt Brunsden auch ich bereits
dem Buchstaben die Beschreibung geben, daß diese
für Dorothea und Leonoreen gleich wichtige
Wort in diesem Buchstaben steht.

gelegene Ebene, die ziemlich eben im Umfange hat. Auf einem davon steht noch mit Kirchturm besetzt, die übrigen sind eingezogen, die durch einen Canal bewässert werden, sind ziemlich gut angebaut. Auf ihrem Kirchhofe ist es, wo man die folgenden Gräber sehen kann:

Wenn man den unbekannten Theil der Ebene durchschneidet, so sieht sich dem Auge nichts als ein unübersichtliches, mit dem Himmel zusammenhängendes Gestrüch an. Wenn man den Punkt man auch betrachten mag, überall sieht man Kirchturm an Kirchturm gestellt, kaum ist der Fußweg ein wenig höher, dann sieht man den Boden grauer, so sieht sich, daß viele Kirchtürme eine Art patinierter Mauer bilden, die sehr bis vier, an einigen Orten gar fünfzig Fuß in die Höhe bringen; daß aber unter der obersten Schicht eine bekannte, meistens aus Kalk, Thon und Sandstein gemachte Erde besteht.

Untersucht man die Kiesel selbst, so findet man deren von der Größe einer Erbse bis zur Größe eines Kiesels hinauf; man trifft deren, die fest und glänzend, und andere, die bröcklicht und verwittert sind; man findet sie bald von der Natur der nordwärts gelegenen Gebirge, und bald ganz verschieden davon. Aus allen diesen Beobachtungen scheint man mit einigem Grunde schließen zu dürfen, daß die Frau ehemals ein großes, mit dem Meere in Verbindung stehendes Bassin gewesen ist.

Gleichwohl giebt dieses Lde, dem Anscheine nach völlig unfruchtbare Steinfeld, ein vortrefliches Weideland für die hiesigen Schaafe ab. Unter und zwischen jenen Kieseln nemlich pflanzen sich eine Menge der feinsten aromatischen Futterkräuter fort, die den Schaafeu äußerst zuträglich sind, und deren Geruche man auch die Feinheit und Vortreflichkeit des hiesigen Hammelfleisches zuschreiben muß. Dieser ganze Theil der Frau ist dennoch in mehrere große Weideplätze oder Cou-

sous abgetheilt, deren Grenzen durch Stelkhaufen bezeichnet sind.

Auf diesen Coufous nun bringen die Schaafse die Wintermonate November bis April, bey Tage in völliger Freiheit, bey Nacht in Hürden, wiewohl immer unter freyem Himmel zu. Die Hürde pflegt aller zwey Tage, theils der Reinlichkeit, theils noch öfter des Stubes wegen verändert zu werden, den man durch eine erhöhte, mit Statten bedeckte Wand abzuhalten sucht. Für die Sicherheit der Heerden ist durch große Hunde gesorgt, die von einer den hiesigen Gebirgen eigenthümlichen Race herkommen, und die ganze Nacht um die Hürden herum zu patrouilliren gewohnt sind.

Was die Hirten selbst anlangt, so führen sie eine äußerst beschwerliche Lebensart, und bringen bey der armseligsten Nahrung den ganzen Winter unter freyem Himmel zu. Zwar ist bey jedem Coufou eine Hütte vorhanden, diese wird aber nur zum Aufbewah-

yen des Holzes und der übrigen Provisio-
nen *) gebraucht; der Hirt ist verbunden in
der Hürde zu schlafen, wo er nichts als eine
Espantonatte, einen Schaafpelz und seinen
Mantel hat. — Dies von den Winterweiden
der Heerden auf der Frau; jezt einige Be-
merkungen über die Sommerweiden auf den
Gebirgen der Oberprovence und der Dau-
phiné, wozu die Monate May bis Oktober
bestimmt sind.

Bey diesen Sommerweiden finden einige
andere Einrichtungen als bey den vorigen
Statt. Hier werden nemlich die Cousous jedes
Jahr von neuem bestimmt, und deshalb mit
den Thalbewohnern eigene Contrakte abge-
schlossen. Die Heerden werden bey starkem
Regenwetter u. s. w. in große bedeckte Hal-

*) Das Halz wird schon im September einige Wochen
weit für den ganzen Winter herbeysgeführt; Wasser
liefert ein Brunnen, der in jedem Cousou befind-
lich ist; die übrigen Provisioren werden aus dem
Dorf St. Martin de la Frau herbeysgeführt.

ten getrieben, und die Hirten leben von einander oft mehrere Stunden weit entfernt.

Was die Wanderungen selbst anlangt, so dürfte die jährlich zweymal hin und her zu machende Reise zwischen dreßßig bis vierzig Tagen dauern, je nachdem die Weideplätze der verschiedenen Heerden näher oder entfernter sind. Da alles auf Sicherheit und Ersparniß ankommt, so pflegen gewöhnlich mehrere Eigenthümer ihre Heerden zusammen zu thun, woraus denn sogenannte Compagnien von zehn bis zwölftausend, ja von zwanzig bis vierzigtausend Stück entstehen.

Die Baile oder Oberschäfer der einzelnen Heerden, woraus jede Compagnie zusammengesezt ist, wählen nun einen aus ihrer Mitte zum Chef der ganzen Compagnie, der Baile comptable genannt wird, die Direktion des Ganzen führt, und gleichsam als der Präsident des Schäfercollegiums anzusehen ist. Allen Compagnien werden übrigens ihre eigenen Droyes oder Carraïcos

angewiesen, worunter man die für die Schaafe ausschließend bestimmten Wege versteht.

Soll nun die Reise angetreten werden, so wird die ganze Conragnie in gleiche Haufen von zweitausend Stück oder in sogenannte Escadourts abgetheilt, wovon wieder je dem ein besondrer Weg angewiesen ist, so daß alle Escadourts auf der Hauptroute der Compagnie in parallelen Linien neben einander hinziehen. In der Mitte des ersten Haufens befindet sich der *Baile comptable* mit sämmtlichen Oberschäfern, der Bagage u. s. w. und dieser Haufen wird la Robbe oder das Hauptquartier genannt.

Jeder Haufe hat übrigens eine Menge Ziegen und mehrere Leitböcke oder *Menouns* bey sich, die zu Anführung des ganzen Escadourts vortreflich abgerichtet sind. Die Reise selbst, die wie gesagt, dreßßig bis vierzig *Lieues* beträgt, nimmt wegen der großen Langsamkeit zwanzig bis dreßßig Tage weg, ohne daß man jedoch, die Nachtlager ausge-

nehmen, einen eigentlichen Aufenthalt zu machen pflegt.

Das sind die Wanderungen der provenzalischen Schaafe, das sind die Eigenthümlichkeiten ihrer Hirten, in deren Charakter man die ganze Originalität ihres Standes bemerkt. Wenn Sie einst in ihrem trefflichen Werke von den Wanderungen der spanischen Schaafe, und von den Hirten der Pyrenäen und Alpen reden, so vergessen Sie auch nicht die rheinischen Provenzalen nicht.

Della Maria.

Eine biographische Skizze.

Peter Anton Dominique della Maria war zwar zu Marseille geboren (14. Jun. 1769), indessen stammten seine Vorfahren eigentlich aus Trient an der tyrolischen Grenze her. Frühzeitig von seinem musikalischen Vater in dieser herrlichen Kunst unterrichtet, überließ er sich derselben schon im vierten Jahre mit aller der Liebe und Lebhaftigkeit, wodurch sich das wahre Genie von jeher auszeichnet hat. Als ein Knabe von elf Jahren hatte er bereits auf dem Violoncell eine so große Fertigkeit erlangt, daß er sich in

öffentlichen Concerten mit allgemeinem Beyfall hören ließ.

In seinem funfzehnten Jahre ward er auf ein Comtoir gethan, und zeichnete sich auch hier zu seinem Vortheil aus. Bald aber gewann der Instinkt des Genies die Oberhand, della Maria verließ den Handel, und nahm bey einem geschickten Componisten Unterricht. Drey Jahre nachher schrieb er bereits die Oper *Idomeneus*, die in Aix und Marseille mit rauschendem Beyfall aufgeführt ward, und bey allen ihren Fehlern dennoch sehr große Talente verräth.

Della Maria, durch diese günstige Aufnahme stolz gemacht, fing an sich bereits für einen fertigen Componisten zu halten, und reiste mit dieser, einem so jungen Manne leicht verzeihlichen Anmaßung nach Italien ab. Allein eine Demüthigung, die ihm hier vor einer glänzenden Gesellschaft von einem alten Capellmeister widerfuhr, überzeugte ihn bald vom Gegentheil. Schon den andern

Morgen eilte er selbst zu jenem unbarmherzigen Epdizer, nahm Unterricht bey ihm, und setzte sich nun erst in den Regeln des Contrapunctes und der eigentlichen Theorie des Satzes fest. Noch lange nachher, und im Augenblicke seines größten Triumphes, sah er jene Demüthigung als eine eigentliche Wohlthat an.

Ein ganzes Jahr hatte er in der Schule dieses strengen Lehrers zugebracht; drey folgende nahm er noch bey dem vornehmsten italienischen Componisten Unterricht. Unter diesen war ihm keiner so unvergeßlich geblieben, als Paisiello, mit dem er eine innige Freundschaft geschlossen hatte, und von dem er immer mit begeistelter Zärtlichkeit sprach. Während aller dieser Studien indessen hatte er sein Lieblingsinstrument das Violoncell keinesweges vernachlässigt, und ward als Virtuose darauf angesehen.

Fünf Jahre hatte er auf diese Art in Venedig, Rom und Neapel verlebt, als er

einen Antrag als Director des Orchesters nach Triest erhielt. Er entschloß sich diese Stelle anzunehmen, weil sie ihm hinlängliche Muße zu seinen Studien übrig ließ, wiewohl der Gehalt ziemlich unbedeutend war. Hier fuhr er fort, sich besonders mit den mathematischen Verhältnissen der Tonkunst zu beschäftigen, die jedem gründlichen Componisten unentbehrlich sind.

Bald darauf hatte della Maria das Glück, die Bekanntschaft des berühmten Sängers Ersceentini zu machen, und eine Arie für ihn zu componiren, die allgemeinen Beyfall erhielt. Dies, so wie die Empfehlung des edeln Ersceentini verschafften ihm eine, für einen Franzosen seltene Auszeichnung. Er erhielt nemlich den Auftrag, eine neue Oper *il Macistro di Capella* zu componiren, und sah sie überall mit rauschendem Beyfall aufgeführt. Dasselbe war der Fall mit seinem „*Matrimonio per Scome-sa*“ dem „*Eunuco finto*“ der Parte-

nopé u. s. w. die er kurz auf einander folgen ließ. Trotz aller dieser Auszeichnungen indessen, entschloß er sich bald darauf, nach Marseille, und wenig Monate später nach Paris zu gehn.

Kaum ist er angekommen, als ihm ein günstiger Zufall die Bekanntschaft des Dichters Duval verschafft. Er erhält dessen niedliches Stück „Le Prisonnier“ als Oper zu componiren, vollendet diese Arbeit in einer Woche, und hat die Freude, seine Musik mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen zu sehn. Dasselbe war der Fall mit einigen andern Opern, besonders mit „L'oncle et le Valet“ sie wurden sämmtlich dreißig bis vierzigmal nach einander aufgeführt, und erwarben Della Maria die ehrenvollste Auszeichnung. — „C'est le compositeur de l'amour“ — pflegte Greten von ihm zu sagen, und auch Dallerac *), Tarchi,

*) „L'on trouve dans les ouvrages de Della Maria — sagt Dallerac, — partout un

Martini u. s. w. sprachen mit großer Achtung von ihm.

Dennoch war Della Maria weit entfernt, mit seinen eigenen Arbeiten völlig zufrieden zu seyn. Er fühlte wohl, daß er noch etwas besseres liefern könnte und schrieb daher die Oper „Rosalba“, die für sein vorzügliches Werk gehalten werden kann. Hierzu wollte er noch ein anderes aus dem Ossian gezogenes Subject bearbeiten, und so seinen Verleumdern, und auch er hatte deren einige, beweisen, daß er nicht nur ein artiger, sondern auch ein großer Tonkünstler sey.

Aber es war ihm nicht vergönnt, diesen vollkommenen Triumph, den Gegenstand seiner

*chant aimable et facile, un stile pur et élégant, des accompagnemens légers et brillants, enfin des pensées charmantes. Ces qualités réunies à la véritable expression des paroles, ce qui est le plus extraordinaire sans doute dans un élève d'une école étrangère, ont placé Della-Maria à côté de nos meilleurs compositeurs.*¹⁴

heißesten Wünsche, erleben zu können; denn ein plötzlicher Tod raffte ihn schon in seinem ein und dreyßigsten Jahre dahin. Dem Anscheine nach bey völligem Fehlschern, sank er eines Morgens auf der Straße um, ward von Unbekannten nach der Todenhalle gebracht, und erst mehrere Tage nachher von seinen trauernden Freunden zur Erde bestattet.

Das war das Ende des edeln, liebenswürdigen Della Maria, dessen sanfter, reiner und kindlicher Charakter in seinen Compositionen wiederzufinden ist. Die Kenner werden ihm eine Stelle neben Gluck anweisen, die Freunde der Musik werden ihn mit *Secrety* den Componisten der Liebe nennen.

La Sainte Baume.

Ungefähr sechs Meilen von Marseille, in jener großen Bergkette, die sich rings um den Golf und die Ebene von Marseille herumzieht, liegt ein an fünfhundert Toisen hoher, größtentheils völlig kahler Berg, den man unter dem Namen Montagne de la Sainte Baume kennt.

In diesem Berge ist es, wo man in einer Höhe von fünfteihshundert Toisen eine tiefe Felsengrotte findet, in der, einer leicht zu würdigenden Tradition gemäß, die heilige Magdalena ihre letzten Tage als Wütherin zugebracht haben soll. Man hatte eine Kapelle darin, so wie ein Dominikanerkloster daneben erbaut; und das Ganze wurde

besonders von dem weiblichen Geschlechte als ein heiliger Wallfahrtsort angesehen.

Die Gebäude sind während der Revolution zerstört, die Wallfahrten verboten worden, die Höhle hat nach der zertrümmerten Statue der Heiligen (von Pujet) auch für den Reisenden keine Merkwürdigkeiten mehr. Aber ich habe bey dieser Gelegenheit ein Gedicht kennen gelernt, das ein ziemlich interessanter Beitrag zu der Geschichte des menschlichen Geistes und seiner Verirrungen ist. Um es desto besser würdigen zu können, mögen zuerst einige Nachrichten von dem Verfasser hier stehen.

Ein junger Mann, Namens Jean Louis Barthelemy, geboren im Jahre 1626 zu Valreas in der Provence, hatte sich in seinem achtzehnten Jahre in ein Mädchen verliebt, die Magdalene hieß, die er aber wenig Wochen vor der Heyrath durch den Tod verlor. In seinem Schmerze beschloß er nun, der Welt auf ewig zu entsagen, ließ sich bey den

Carmelitern von Valreas einkleiden, und fand seinen einzigen Trost in der Fertigstellung eines Gedichtes, dessen Gegenstand die Schutzheilige seiner Geliebten war.

Fünf Jahre hatte er fast unausgesetzt, oft mehrere Tage hinter einander an diesem Gedichte gearbeitet *); als er es endlich im Jahre 1661 unter dem Titel: *La Magdelaine au desert de la Ste Baume en Provence. Poeme spirituel et chrétien en douze Livres* zu Lyon abdrucken ließ. Es blieb indessen bei Lebzeiten des Verfassers völlig unbekannt, nur erst ein Jahr nach seinem Tode (1671) ward es durch den Jesuiten Bertet der Vergessenheit entrissen, und nachher mehrmals wieder abgedruckt. Hier sind einige Proben daraus:

*) Zuweilen soll er ein und zwanzig Stunden über einem einzigen Versen gebrütet haben; wobei man besonders folgenden citirt, indem er die Heilige einen Todeskampf beschreiben hört:

„Elle voit son Futur dans ce présent passé“.

Von der Befehrung der Heiligen heißt

es:

- „Mais enfin Dieu changea ce charbon en
rubis;
- „La corneille en colombe, et la louve en
brebis;
- „Un enfer en un ciel, le rien en quelque
chose;
- „Le chardon en un lys, l'épine en une
rose;
- „En grace le péché, l'impuissance au
pouvoir;
- „Le vice en la vertu, le chaudron en
miroir.

Dreßzig Jahre brachte hierauf die Heilige
mit Weinen über ihren vorigen Lebenswandel
im Walde zu.

- „Ces bois la font passer pour une harma
dryade;
- „Ses larmes font penser, que c'est une
nayade;
- „Venez donc curieux, et vous rencon
trerez
- „Une nymphe aquatique au milieu des
forêts.

Im Verfolge werden die Augen der Heiligen
„Chandelles fondues“ genannt; wie

ſie auch aus „Moulins à vent“ jetzt „Moulins à eau“ geworden ſind. Die blonden Haare, womit Maria Magdalena die Füße des Heilandes abtrocknet, heißen hier ein „Torchon doré“; die Thränen, die Gott weint, ſind lauter „Eau de vie“; der Heiland wird „Le grand opérateur“ genannt, weil er ihr die Augen öffnete, eben ſo auch „Le grand Hercule qui purgea l'étable de son cœur“ u. ſ. w.

Ein andermal findet folgender möglicher Discours zwifchen der Heiligen und dem Echo Statt:

M. Que donne le monde aux siens le plus souvent?

ES: vent.

M. Que dois-je vaincre ici, sans jamais relâcher?

ES: La chair.

M. Qui fut la cause des maux, qui me sont survenus?

ES: Venus.

M. Que faut-il dire après d'une telle
infidelle?

Ehe: Fi d'elle.

Natürlich mußte ein solcher Dichter auch einen sehr hohen Begriff von seinen Versen haben, daher sagt er:

„Si vous aimez des vers la grace et la
douceur,

„Les miens en ont assez, pour vous gagner le coeur;

„Et si vous en cherchez les subtiles
penées,

„Les pointes de ceux-ci ne sont point
émoussées.

Daß er sich überhaupt für einen sehr großen Dichter gehalten haben muß, beweist auch seine sogenannte Eliade, worin er das Leben und die Himmelfahrt des Propheten Elias beschreibt, und wodurch er die profane Iliade desto leichter zu verdrängen hoffte. Dieses Gedicht ist indessen ungedruckt geblieben, weil es nach der Meinung der Carmeliter, die ihren Ordensbruder doch für einen

großen Dichter hielten, gar zu sublim besunden ward. Denken Sie, wie unsinnig es gewesen seyn muß!

Wer weiß indessen, was dem wahnsinnigen Jean Louis Barthélemy, sonst Pater Pierre de St. Louis genannte, noch einmal in unserm lieben Vaterlande für eine Ehre vorbehalten ist? Wer weiß, ob er nicht noch künftig für einen der ersten Dichter anerkannt, und noch obendrein übersetzt werden wird. Wer weiß — nun die Magdalenade ist in der bekannten Sammlung von de la Vonnale abgedruckt, und das Manuscript der Eliade soll auf der Bibliothek des Lycéums zu Aix befindlich seyn.

Die Sternwarte zu Marseille.

Die hiesige Sternwarte ward in den Jahren 1699 — 1703 erbaut, in den Jahren 1794 — 1795 aber reparirt, und mit mehreren neuen Einrichtungen versehen. Bis zum Jahre 1764 ward sie von den Jesuiten administriert, nachher aber von dem ehrwürdigen Sitvabelle dirigirt, dem im Jahre 1800 der thätige und biedere Thullis als jetziger Direktor nachgefolgt ist.

Das ganze unter dem Namen Observatoire de la Marine bekannte Gebäude, liegt auf einem Hügel, Dûte de Roullins genannt, den man als die höchste Stelle der Stadt ansehen kann. Es besteht aus dreyn Stockwerken, wovon das erste die Wohnung des Conciergers, das zweite die Wohnung des Directors, das dritte die eigentliche

Eternworte enthält. Ich werde Sie fast ganz allein von dem letzten unterhalten, weil es doch das wichtigste für Sie ist.

Diese dritte Etage besteht nemlich aus einem Vorsaale, einem großen viereckigten Hauptsale, und aus zwey auf jeder Seite befindlichen Kabinets. Außerdem sind noch drey runde Thürme, einer auf der Nordfacade, zwey auf der Südfacade angebracht, und alle mit einer beweglichen Kuppel versehen. Das Dach des Observatoriums selbst ist platt, und giebt eine herrliche Terrasse ab. In der Mitte desselben befindet sich eine Windsäule, deren Zeiger und Zifferblatt an dem Plafond des großen Saales angebracht sind.

An Instrumenten besitzt das Observatorium:

Erstens: Einem sehr schönen gregorianischen Telescop von Schott, mit der Jahrszahl 1716. Voc. 19 Decimeter. Es ruhe auf einer parallaktischen Maschine von Isaac, und vergrößert von 100 — 1100 mal. Die

beiden kleinen Spiegel sind seit 160000 Jahren nicht zerbrochen.

Zweitens: Einen andern Telescop, ebenfalls von Chert, Hoc. 65 Centimeter. Es vergrößert 90 — 100 mal, und ist mit zwei nicht achromatischen Objectiv- und Microscopen versehen.

Drittens: Ein achromatisches Fernrohr von Dollond, Hoc. 11 Decimeter, Oeffnung von 63 Millim. Es ruht auf einer parallelistischen Maschine von Jacquin, kann als Tabas terrestris eingerichtet werden, und ist mit allem nöthigen Zubehör sehr gut versehen.

Viertens: Ein achromatisches Mikroskopfernrohr, Hoc. 97 Centim., Hc 21 Centim. Es ist von Kessel gemacht, und mit einem vortreflichen Niveau versehen.

Fünftens: Ein beweglicher Wierchkreis von 97 Centim. Radius; von Le Noir.

Sechstens: Ein Wauerquadrant von 1 Met. 5' Radius. Er ruht auf einer

Kant von Hüttnern, ist aber einer sehr
kurzen Entzählung wegen wenig an-
sehnlich.

Eichentus: Eine vortheilhafte astron-
omische Uhr von Peter Berthoud, und
mehrere andere kleinen astronomische In-
strumente, als Cometenfächer u. s. w.

-Ichten: Sämmtliche meteorologische
Instrumente, die von der Pöhlischen, ehemals
zu Mannheim etablirten meteorologischen Ob-
servatorien, im Jahr 1761 dahin gebracht wor-
den sind.

In Büchern befinde sich das Observatorium
(die Primatalschicht des Herrn Thulis na-
mlich abgedruckt) nur folgende Werke:

- 1) Eine vollständige Sammlung der
Connaissance des temps u. s. w. von 1760 an.
- 2) Die vollständige Sammlung der Ma-
thematischen astronomischen Ephemeriden.
- 3) Lalande's Astronomie, die Ausgabe
von 1771 und 1792.
- 4) Die Logarithmentafeln von Gunters.

5) Die acht Bände der von der Pfälzischen meteorologischen Gesellschaft herausgegebenen Beobachtungen.

Das ist der jetzige Zustand des Observatoriums von Marseille; Kenner werden leicht beurtheilen, daß er nichts weniger als glänzend ist. Dennoch verdient der Eifer und die Thätigkeit des edeln kenntnißvollen Thullis, so wie die Geschicklichkeit seines Gehülfsen des wackeren Jean Louis Ponz alle Hochachtung. Wahrlich, wer bey allen Vernachlässigungen von oben herab, die sich selbst auf die geringen Gehalte erstrecken, noch so viel leistet, was würde von diesem nicht in einer günstigeren Lage zu erwarten seyn?

Einigen Ersatz für alle diese Unannehmlichkeiten dürfte dem braven Thullis seine schöne Wohnung gewähren, die, wie gesagt, im zweyten Stockwerke befindlich ist. Sie besteht aus sechs bis sieben, sehr bequemen, in einer Reihe fortlaufenden Zimmern, liegt gegen Süd: Süd: Ost, und hat eine vortref-

liche Aussicht, theils nach der Stadt, theils nach der Seeseite hin.

Außer diesen eigentlichen Wohnzimmern aber, hat sich Herr Thulis noch im ersten Stocke ein besonderes Arbeitszimmer einrichten lassen, das an einer schönen Terrasse und einem daneben befindlichen Gärtchen führt. Hier pflegt Herr Thulis seine Morgen zuzubringen, und hier nimmt er seine literarischen Besuche an. In diesem Zimmer, auf dieser Terrasse war es, wo wir uns unzähligemal von der D. J. J. V. S. G. und einem unserer verehrungswürdigsten Freunde, dem J. V. J. unterhielten! — Schöne liebliche Morgen, sie werden mir unvergesslich seyn. Es war mitten im Winter, dennoch wehte uns auf dieser südlichen Seite eine schmeichelnde Wollust an. Meer und Himmel lachten im Sonnenschein, die Lerchen sangen, die Turteltauben gurrten, die Mandel- und Orangenbäume, die Nelken und die Narzissen standen in voller Frühlingspracht; selbst
der

der Boden der Terrasse war mit großen Büschen *Roseba*, und dem *Antirrhinum Cynabalaria* bedeckt. — „Ja!“ — pflegte dann der brave herzliche Thutis zu sagen — „Ja! wenn wir Seeberg in dieses Klima versetzen könnten, es würde die schönste Osterwarte auf der Erde seyn!“

Das Arsenal von Toulon.

Fragment einer künftigen Reisebeschreibung.

Mein Freund W. war mit einem Briefe an den Marinepräsekt, den Contreadmiral Gauthaume, ich selbst mit einem Empfehlungsschreiben an den Generalsecretär der Marinepräsektur, Herrn Gerard, versehen; wir konnten demnach der besten Aufnahme versichert seyn. In der That sahen wir alle unsere Wünsche in einem Augenblicke erfüllt;

erhielten einen für drey Tage gältigen Erlaubnißschein, um das Arsenal zu jeder Stunde besuchen zu können, wurden an den Commandanten der Rhede empfohlen, und fanden überall Zutritt und Gefälligkeit.

Das Arsenal liegt zwischen dem Hafen und dem Paradeplatze, nur schade, daß der sonst schöne Eingang in einer schmalen und schmutzigen Straße angebracht ist. Bey unserm Eintritt wurden wir sogleich zu dem wachhabenden Offizier geführt, und erfuhren beym Vorzeigen unserer Eintrittskarte, daß eine so unbedingte und langgältige Erlaubniß in dem gegenwärtigen Augenblicke ohne Zweifel sey. Indessen nahm er natürlich keinen Anstand, die ihm sehr wohl bekannten Unterschriften zu respektiren, und behandelte uns auch seinerseits mit der zuvorkommendsten Artigkeit.

So traten wir also durch ein schöngearbeitetes Gitterthor in das eigentliche Arsenal

hinein. Vor uns sahen wir in der Ferne die Ruinen des von den Engländern zerstörten Hauptmagazins, rechts wurden wir das ungeheure Gebäude der Corderie oder Seildrescherey, links die Schmiede und Stüchgießerey gewahr. Wir ließen die letztern vor der Hand unbesehen, gingen über den Canal, und näherten uns dem Chantier, wo wir drey Linien- und zwey Corvetten in Arbeit sahen. Um und neben uns erblickten wir nun nichts als Galcerensclaven, Matrosen, Seesoldaten u. s. w. die den ungeheuren Platz in tausend Richtungen durchkreuzten; eben so vernahmen wir von allen Seiten nichts, als das tausendfältige Getöse der größten maritimen Thätigkeit.

Nachdem wir jene Schiffe zur Gröde gesehen hatten, setzten wir unsern Weg nach der berühmten Docke fort, die den Namen ihres Erbauers Grognaud auf die späteste Nachwelt bringen wird. Wir fanden hier ein 130 franz. Fuß langes, 20 Fuß breites, und

13 Fuß tiefes Bassin, das die Form eines Einienschiffes hat, und mitten in dem Hafen des Arsenal's eingemauert ist.

An dem vordern Theile befindet sich eine Schließenthür, die vermittelt eines dazu eingerichteten Schiffes nach Belieben geöffnet und verschlossen werden kann; an dem hintern Theile ist ein vieredriges Pumpengebläude angebracht, worin man achtzig schwere Pumpen zählt. Vermöge der Schließenthür wird das Bassin mit Wasser angefüllt, und das Schiff hinein oder hinaus gebracht; vermöge der Pumpen wird das Bassin völlig trocken gemacht, und das Schiff mit der größten Bequemlichkeit reparirt. Uebrigens sind die inneren Wände des Bassins mit stufenartigen Abfällen versehen, auf denen man um das ganze Schiff herumgehen kann, und eben so führen mehrere Treppen von den Quays auf den Boden hinab.

Von hier gingen wir nunmehr durch ein fastdemächtiges Gatterthor in den Gallerien

hof, wo auch eine Menge anderer Gefängnisse befindlich sind. Wir sahen bald, daß diese Galeeren nichts als alte abgetackelte, mastlose Kriegsschiffe waren, deren Verdecke man aber auf beyden Seiten vergrößert, und mit einem Dache versehen hatte, das uns ohngefähr fünf bis sechs Fuß hoch schien. Um die Galeere lief eine Gallerie herum, und vorn vom Ufer führte eine Treppe hinauf. Das Ganze war roth angestrichen, und sah ohngefähr wie eine große hölzerne Caserne aus.

Als wir dem sogenannten Capitain der Galeeren unsere Karte gemiesen hatten, erhielten wir sogleich Erlaubniß, in die erste und größte der Galeeren hineinzugehn. Hier sahen wir denn, daß das Innere in zwey lange Bankreihen eingetheilt war, zwischen denen ein breiter Gang hinlief, daß jede Bank zwey Paar Galeerensclaven faßte, und einem vieredlichten Lustloche gegenüber war; daß sich im Hintertheile der Galeere eine Küche, und auf jeder Zelte derselben ein Cabinet für die

Aufseher befand; daß endlich das Ganze bey weitem reinlicher, lustiger und weitläufiger war, als man es sich gewöhnlich vorzustellen pflegt. Wir erfuhren, daß jede Galeere an zweihundert Galerians faßte, und überzeugten uns durch den Augenschein, daß diese Galeeren bloß als Gefängnißschiffe zu betrachten sind.

Was das Schicksal der Galeerensclaven selbst betrifft, so ist es zwar im Allgemeinen hart genug, doch keinesweges so unmenschlich, wie es gewöhnlich geschildert wird. Es ist wahr, die Galerians sind im Allgemeinen zwey und zwey an einander gekettet, haben kein anderes Lager als den Boden, keine andere Bedeckung als grobe Lumpen, keine Nahrung als die gewöhnliche Gefängnißkost, und sind dennoch zu den beschwerlichsten Hafendarbeiten verdammt; indessen finden dennoch eine Menge Verschiedenheiten dabey Statt, wodurch die Lage der meisten sehr erleichtert wird.

Einmal wird jeder nur den dritten Tag zur Arbeit gebraucht, und erhält dann eine etwas größere Ration. Zweytens wird er bey guter Aufführung nach sechs oder acht, zwölf oder sechszehn Monaten von den schweren Ketten befreyt, behält bloß einen leichten Ring am Fuße, und wird mit einem eben so strengen Kameraden zusammengesellt, ohne daß sie an einander geschlossen sind. Drittens steht es jedem frey, sich entweder von seinem Familiengelohne, oder von dem Ertrage seiner Arbeiten so viel Bequemlichkeiten zu verschaffen, als man in einer Galeere haben kann.

So ist es ihm also erlaubt, sich eine Mäntel, bessere Kleidung, Wäsche u. s. w. zu kaufen; er kann, wenn die Reihe zur Arbeit an ihn kommt, einen andern Kameraden dafür bezahlen; er darf sich Fleisch und Wein holen lassen, sobald er nur kein Käufer werden will; mit einem Worte, er kann sich seine Lage außerordentlich erleichtern, und auf der

Galeere so angenehm privatisiren, als es einem Galeerensclaven möglich ist.

Da nun die meisten Galeriers entweder einen Zuschuß von Hause haben, oder eine Handhlerung theils für die Galeere selbst, theils für die Matrosen treiben, so nimmt man auf jede Galeere eigentlich nur fünfhundert aktive Hafenarbeiter an. Da diese aber außer ihrer Reihe von den sie stellenden bezahlt werden müssen, so verschaffen sich auch selbst die ärmsten noch immer einige Erleichterung.

Unter den Galeriers, die von ihrem Vermögen leben, trifft man häufig ehemals sehr angesehene Männer an. So befanden sich auf der Galeere, die wir besahen, unter andern ein General, der Conscriptirten falsche Abschiede verkauft hatte, ein Marinelieutenant, der wegen eines schweren Insubordinationsvergehens in Untersuchung gekommen war; ein Kriegscommissair, der die Cassen bestohlen, und ein Marinesecretär, der falsche Rechnungen geschmiedet hatte.

Allen diesen auf zwanzig bis dreißig Jahr verdamnten Männern waren die obersten Stellen eingeräumt, sie unterschieden sich durch ihre Kleidung, Reinlichkeit u. s. w. auch hatten sie sich vor ihren sogenannten Fenstern kleine Gärten mit Citronen- und Orangebäumchen angelegt.

Unter den Galerlern, die von dem Ertrage ihrer Handthierungen leben, trifft man alle nur mögliche Professionen, und oft sehr talentvolle Künstler an. So waren, um nur von den letztern zu reden, auf der genannten Galeere ein Kupferstecher, ein Violinist, ein Uhrmacher und ein Goldschmid befählicht, von denen der Aufseher mit Achtung sprach. Noch pflegten auf jeder Galeere ein halb Duzend Possenreißer, zehn bis zwölf Wäscher, eine gleiche Anzahl Köche und wenigstens vier Dabblers zu seyn. Von allen diesen Leuten aber haben nur die letztern ihr Handwerk gelernt, die übrigen saugen es erst auf der Galeere an.

Wir verließen die Galeeren, wo man die Physiognomie der Leidenschaften in allen ihren Abstufungen studiren kann, und eilten nun auch die übrigen Theile des Arsenalles zu besuchen.

Zuerst wurden wir demnach in die Seigelfabrik, dann in die Schmiede, dann in die Blechwerkstätte, dann in die Stüchgießerey, Seilerey, Bäckerey und Waffenwerkstätte geführt, alles Gegenstände, die man zwar nennen, ohne Kupfer aber nicht beschreiben kann. Neben der Schmiede sahen wir ein kleines Cabinet von allerhand Seemerkwürdigkeiten, und in der Marineschule das vortrefliche Modellzimmer, worin alle auf den Schiffsbau und die Seewissenschaften Bezug habende Maschinen u. s. w. aufgestellt sind.

Besonders bewunderten wir die schönen Schiffsmodelle, die Maschinen, die Modelle von dem Dassin, wodurch man die deutlichsten Begriffe von der Erbauung, den versenkten Kästen u. s. w. erhält. Alles schien

uns mit der größten Genauigkeit gearbeitet zu seyn, doch vermiften wir an einigen Stücken jene Keimlichkeit und Zierlichkeit, die man an ähnlichen englischen und holländischen Modellen durchaus zu finden pflegt.

Nachdem wir alle diese verschiedenen Gebäude besehen hatten, fanden wir, daß das Arsenal, trotz seiner anscheinenden Unregelmäßigkeit, dennoch ein sehr regelmäßiges, an einer Seite offenes Viereck bilde, in dessen Mitte die Docke und der Kriegshafen befindlich ist. Wir glaubten bemerkt zu haben, daß im Ganzen viel Eifer und Thätigkeit, aber nicht überall die beste Oeconomie und Ordnung herrschte, und daß minder an Materialien als an Arbeitern Mangel war. Wir nahmen endlich die Ueberzeugung mit, daß sich eine Marine nicht wie eine conscriptirte Landarmee erschaffen lasse, weil auch der größte Enthusiasmus hier nie den Mangel an Uebung und Erfahrung ersetzen kann.

Ueber die Baumwollenspflanzun- gen in Cypern.

Folgender auf lauter eigene Erfah-
rungen gegründete Aufsatz rührt
von einem achtungswürdigen Kauf-
mann in Marseille, Herrn Alexis
Pascal her, und dürfte kein un-
wichtiger Beitrag zu einer Mono-
graphie der Baumwollensaude seyn.

d. H.

Bekanntlich sind es die kleinsten Baum-
wollensauben, von denen man die beste
Baumwolle erhält, und diese sind es auch,
die man in Cypern cultivirt. Sie geben eine
sehr schöne, reine, weiße, seidenartige, im

Haben außerst feine Baumwolle, die bloß gegen die übrigen, ihr sonst nachstehenden levantischen Sorten, etwas zu kurz ausfällt.

Was zuerst die Cultur der Baumwollensclauden selbst anlangt, so findet dabey eine große Verschiedenheit Statt. Es giebt nemlich Pflanzungen mit Bewässerung, und Pflanzungen ohne Bewässerung. Bey jenen kommt es nicht anschießend auf den Boden an, und die Baumwolle ist von weit besserer Qualität; bey diesen muß der Boden alles thun, und die Baumwolle steht der ersten Sorte um 35 p. C. nach. Sämmtliche Pflanzungen nehmen hier übrigens eine 12 — 15 Lieuen lange Ebene ein, die gegen Norden durch eine Hügelreihe geschützt, gegen Süden aber völlig offen ist.

Wir haben gesagt, daß es bey den Baumwollenspflanzungen mit Bewässerung nicht ausschließend auf den Boden ankommt; indessen wählt man, wenn es möglich ist, ohne die Vortheile der Bewässerung zu verlies

ren, dennoch immer ein leichtes, feines, röh-
riches Erdreich dazu, indem man nemlich bey
Thon: Sand, und Kiesel: Land weit weniger
und kleinere Bälge erhält. Die Plantation
wird mit nachher unter zu ackerndem Schaf-
misp (welches der passendste ist) bestreut, und
hierauf zwey bis dreyimal bewässert, weswe-
gen die ganze Fläche mit kleinen Canälen
durchschnitten seyn muß.

Ist dieses geschehen, so läßt man den
Boden wieder trocknen, ackert ihn dann zum
zweytenmale um, und säet endlich den Sa-
men auf dieselbe Art hinein, wie es bey dem
Weizen geschieht. Hierbey muß man aber
sehr sorgfältig und gleichmäßig zu Werke ge-
hen, damit zwischen jeder Pflanze wenigstens
ein Zwischenraum von vier bis fünf Zoll
übrig bleibt.

Von den meisten Pflanzen wird der
Same erst vier und zwanzig bis sechs und
dreyßig Stunden in Wasser eingeweicht, und
mit pulverisirtem Mist bestreut, ehe er in die

Erde kommt; was allerdings zur schnellen Entwicklung desselben beitragen mag. Nachher wird im Allgemeinen die Bewässerung von dem ersten Aufgehn der Pflanzen an bis zu ihrer völligen Reife wenigstens zehn bis zwölfmal wiederholt.

Bei den Pflanzungen ohne Bewässerung muß der Boden schlechterdings in hohem Grade leicht und fruchtbar seyn, wenn die Pflanze gedeihen soll. Er bedarf einer dreymaligen Umackerung, und der Same wird auf eine andere Art gesät. Es werden nemlich immer 2—3 Fuß von einander, in ein 3—4 Zoll tiefes Loch 8—10 Samenkörner gesteckt, die dann zusammen in einem Büschel aufgehn. Man thut dieses, um sich einigermaßen vor einer Art Käfer zu sichern, die in den nicht bewässerten Feldern großen Schaden anzurichten pflegt.

In Ansehung der Saazeit selbst macht die Bewässerung oder die Nichtbewässerung keinen Unterschied; es kommt vielmehr dar-

auf an, ob man in dem Distrikte die hier nicht ungewöhnliche Landplage, die Heuschrecken zu fürchten hat. Ist dieses der Fall, so kann man nicht vor den letzten Tagen des Mais säen, ist man aber davor gesichert, so nimmt man schon die ersten Tage des Aprils dazu. In diesem Falle fällt auch die Baumwolle immer weit besser aus.

Die Baumwollenernte geht in der Regel mit der völligen Reife der Pflanze, zu Anfange oder Ende Oktobers, an. Man erkennt dieses an der schwarzbräunlichen Farbe, und den Spalten der Bälge, durch welche die Baumwolle herauszufliegen anfängt. Sobald man dieses bemerkt, muß man die Ernte beschleunigen, weil sonst die Baumwolle verloren geht, oder durch den Regen verderben würde. Diese Baumwolle mit den Bälgen oder Kapseln wird „Coton en graine“ genannt.

Zuweilen sieht man sich indessen genöthigt, die Ernte noch vor dem völligen Plagen
der

der Dälge anzufangen, wenn nemlich die Pflanzung in einer Gegend liegt, die den Herbst Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Die so eingesammelten Dälge müssen dann auf einer Terrasse an die Sonne gelegt werden, damit die unterbrochene Reifung noch einigermaßen zu Stande kommen kann. Diese Baumwolle fällt aber immer unrein, grob und gräulich aus.

Wenn man die Erndte vollendet hat, so kommt es darauf an, die Baumwolle theils von den Dälgen, theils von den Samen zu reinigen, die in Form kleiner schwarzer Körner äußerst genau damit verbunden ist. Zu diesem Ende bedient man sich einer Maschine, ziemlich uneigentlich Mühle genannt, deren ganzer Mechanismus aus zwey langen, neben einander befindlichen Spindeln, einem Rade, und einer Kurbe besteht.

Die eine Spindel ist von Stahl, und wird vermittelst des Rades in Bewegung gesetzt, das von unten getreten werden kann.

Die zweite Spindel ist von Holz, und wird durch die dem Rade gegen über befindliche Karbe gedreht. Beyder Bewegungen müssen also einander entgegengesetzt, und die erste überdem sehr schnell, die zweite sehr langsam seyn.

Soll nun die Maschine arbeiten, so nimmt ein Mann auf dem vorn befindlichen Brette Platz, setzt beyde Spindeln, die erste durch seinen Fuß, die zweite durch seine linke Hand in Bewegung, und hält nun über beyde eine Handvoll Baumwolle hin. Durch die Nachbarschaft, die entgegengesetzte Bewegung, und die verschiedene Geschwindigkeit der Spindeln, wird nun der beoagte Zweck erreicht. Die Baumwolle wickelt sich darum, ohne daß der Same darin bleiben kann; sie fällt auf die eine, dieser auf die andere Seite hinab. Die so gereinigte Baumwolle wird „Coton en laine“ genannt.

Man sieht leicht, daß diese Maschine sehr unvollkommen ist, daher denn auch diese Ope-

vation bey weitem nicht immer mit gleichem Glücke zu Stande gebracht wird. Entweder die Baumwolle wird von der zu scharfen Stahlspindel zerschnitten, woraus der „Coton coupé“ entsteht, oder die Sammler werden mit hinüber gezogen, was den „Coton poivré“ giebt. Zween äußerst unangenehme Zufälle, die aber bey dem kleinsten Fehler in den Spindeln, oder bey der geringsten Nachlässigkeit des Arbeiters entstehen.

In Aufsehung des Einpackens der Baumwolle verdient blos bemerkt zu werden, daß man soviel als möglich, feuchtes oder regnetriches Wetter dazu wählt; daß die dazu bestimmten Säcke aus einer in Egypten fabricirten, groben Leinwand, Canevas genannt, verfertigt werden, und daß die Baumwolle von einem besonders dazu geübten Arbeiter mit Händen und Füßen, so gleichmäßig als möglich, hineingearbeitet wird.

Ueber südliche Naturen.

Es giebt Menschen — wohlverstanden in unsern nördlichen Breiten — deren Wohlbefinden bloß vom Zustande der Atmosphäre, und den Graden der Temperatur abhängt. So stark, so fröhlich, so glücklich ist sie bei heiterem Himmel und einer Wärme von zwölf bis vierzehn Graden zu fühlen pflegen, so schwach, so traurig, so unglücklich wird man sie bei trüber Luft, oder beträchtlich verminderten Wärmegrade sehen.

Derselbe Unterschied in Ansehung der einzelnen Tage findet auch in Ansehung ganzer Jahreszeiten Statt. Die Monate Mai bis August, wo das Wetter am beständigsten, die Temperatur am wärmsten ist, pflegen auch ihre eigentlichen Lebensmonate zu

fern, wo alles von Kraft und Kühnheit, von Lust und Thätigkeit des Jähren überfließt.

Die Monate September und Oktober, die selten durchaus warm und heiter sind, kündigen sich schon durch eine periodische Schwäche und Rathlosigkeit, und besonders durch jene sonderbare melancholische Stimmung an, die das Welken des Laubes, das Absterben der Vegetation hervorzubringen pflegt.

Die folgenden vier oder fünf Wintermonate, November bis März, werden in vollständiger Abspannung, oder unter beständiger Leiden hingebrocht, und nur mit dem ersten Blüthen des Frühlings kehrt wieder einige Hoffnung und einige Erleichterung zurück. — Diese Wünsche sind es, von denen ich unter dem Namen süßliche Naturen reden will.

Wie oft hat man nicht ihre Schwermuth lächerlich gemacht? Wie oft hat man nicht ihre Leiden für bloße Einbildung erklärt? Aber sollte jenes hebe Gefühl für Fichte und Olm, für Elasticität und Keinheit, für mil-

er herrliche Name der Amoschiden stehend
seyn? — Letzte? — Doch ja! — Man
will billig, man will sogar geschmeichelt schrei-
en, und so giebt man es denn für schändliche
Anschuldigung aus.

Reichthum — erstente ich diesen schaf-
fungen Herrn — Reichthum ist es allerdings,
aber ist es immer schändliche? — Be-
steht denn die Schändlichkeit nur darin, eine gro-
ße Ptasagora, oder Orakelhalter, Natur zu
haben, und gegen alle, nur nicht gegen Elfen
und Zwerge auszusprechen zu seyn? Ist nicht
vielmehr jene grobe Harmonie mit den Ma-
gikationen der Natur die Folge einer weit
veränderten Organisation? Ist jener hohe
Sinn für die höchsten Elemente ihrer Kunst
nicht, nicht vielmehr die Folge eines weit
größer Lebensgefühls? Ja ich wage zu be-
haupten, daß diese Reichthum, diese Elfen
schändlichkeit, mit einem Worte, diese schändliche
Natur bey allen gemäßigten Tirothen aus-
gesprochen ist.

Zugestanden muß indessen werden, daß es hier einige Verschiedenheiten, einige bemerkbare Gradationen giebt, und dieselbe Beschaffenheit der Luft, dieselbe Veränderung des Wetters auf einen mehr, auf den andern weniger zu wirken pflegt. Worin sich aber das Gefühl von allen vereinigt, worüber sie alle nur eine Klage führen — wer erräth nicht, daß es die traurigen, daß es die alles erdrückenden Winter sind?

Und findet denn wirklich auch kein wesentlicher Unterschied zwischen nördlichen und südlichen Wintern Statt? Ist diese allgemeine Erstarrung, diese allgemeine Monotonie der Natur im Norden, vielleicht dem kräftigen Leben, und der jugendlichen Schönheit im Süden vorzuziehen? Jene schneebedeckten Felder, jene mit Eis belegten Flüsse, jene verdorrten Bäume, jene allgemeine Zerküderung, Oede und Todesgestalt, hält sie mit den grünenden Fluren, mit den rieselnden Quellen, mit den blühenden Orangendäumen, mit die-

ser allgemeinen Schönheit, Lieblichkeit, und Lebensfülle eine Vergleichung aus?

Und dann der Einfluß dieser Verschiedenheit auf die Organisation, auf das Spiel der Maschine, in physischer und intellektueller Hinsicht, macht er keinen Unterschied? Dort tausend chronische Uebel, wovon eines das andere ablöst; hier tausend Genüsse des erhöhten Lebensgefühls; dort lauter schwarze verzweiflungsvolle Bilder, in denen sich nur die Todesgestalt der Natur wiederholt; hier nichts als Freude und Heiterkeit, und alles mit Hoffnung und Lieblichkeit erfüllt!

O Hieros! o Valencia! wenn alle Bildthen der Natur vermengt, alle Hoffnungen des Lebens in meiner Seele erloschen sind; dann will ich meine sehrenden Blicke auf eure Rosenhügel, auf eure Orangenhaine richten, dann will ich mich mit euren schönsten Erinnerungen umgeben, und dem trostlosen Herzen juremen: Auch du warst in Arcadien!

Einige topographisch - physikalische Bemerkungen über das Departement de Bacluse.

Nachstehender Aufsatz röhret von einem, mit seinem Departement äußerst genau bekannten Manne her, und dürfte kein ganz unwichtiger Beytrag zu einer künftigen guten Statistik von Frankreich seyn. Ich sage zu einer künftigen guten, weil das so eben bey Duiffon in Paris herausgekommene Werk *), zwar im Ganzen nicht ohne Verdienst seyn mag; im Einzelnen aber, und

*) Statistique générale et particulière de la France par Horbin etc. Paris 1803. VI. Voll. gr. in 8.

gerade in Ansehung der südlichen Provinzen, noch viel zu wünschen übrig läßt.

D. 3.

Das Departement de Vaucluse, von der berühmten Quelle so benannt, liegt in dem südöstlichen Theile der Republik, zwischen 43° 41' und 44° 14' N. B. so wie zwischen 2° 13' und 3° 10' O. L. Länge von Paris. Es besteht fast ganz aus dem ehemaligen Comtat, wozu man noch das alte Fürstenthum Orange, und einige kleinere Distrikte von der vorigen Provence genommen hat.

Die natürlichen Grenzen anlangend, so ist das Departement nördlich und östlich von hohen Gebirgen, besonders von dem Mont Ventoux, südlich von der Durance, westlich von der Rhone begrenzt; so daß es also in dem stumpfen Winkel eingeschlossen ist, der zwischen jenen Gebirgen, und dem Zusammenflusse dieser beyden Ströme übrig bleibt.

Die politischen Gränzen sind: nördlich, das Departement der Drome; östlich, das Departement der Niederalpen; südlich, das Departement der Rhodemündungen; westlich, das Departement du Gard. Von diesen Departements haben nur die beiden ersten unmittelbare Berührung damit, indem die beiden letzten durch die genannten Ströme davon getrennt sind.

Die topographische Form des Departements ist beynahe epal; der große Durchmesser von NO. nach SO hat 21 Lieues, der kleine 10; der ganze Flächeninhalt wird auf 176 □ Lieues angesetzt; wober die Lieue immer zu 2666 Toisen angenommen ist.

Nach dem bereits oben gesagten, theilen wir das ganze Departement in zwey große Haupttheile, die Ebene, und die Gebirge ein. Die Ebene ist im Grunde weiter nichts, als die Fortsetzung des Rhodethales bis Avignon, und die Fortsetzung des Durancethales von Avignon bis nach Robion. Diese Ebene ist

anfangs, längs der Rhone hin, äußerst eingeschränkt, dehnt sich aber von Orange an allmählig weiter aus, nimmt dann eine zirkelförmige Richtung von Westen nach Osten gegen Sarrions, Montaur, Vernes u. s. w. und läuft endlich südwärts oberhalb Castellon, gegen die Durance hinab. Hier und da werden übrigens auf dieser Ebene einige unbedeutende Hügel bemerkt.

Die Gebirge anlangend, so zeigt sich erst im Norden, eine ziemlich hohe, von dem Drouindepartement herrintretende Bergkette, die sich oberhalb Balreas an die sogenannte Montagne de la Lance anschließt. Von Balreas aus geht eine andere Kette gerade südwärts, bis an die Oucys bey Vaquerres. Hier verläßt sie ihre Richtung, läuft zirkelförmig nach Osten bis zum Orte Montaur, wendet sich dann wieder nach Süden, und verliert sich endlich in die Gebirge De Libron, die erst einige Zeit westwärts, längs der Durance

hinlaufen, und dann in das Departement der Niederalpen hinübergehen.

An Flüssen nennen wir zuerst die beiden großen Ströme, im Süden die Durance, im Westen die Rhone, wie bereits gesagt worden ist; wobey aber auch die sehr wasserreiche Sorgue mit ihren vielen Armen nicht vergessen werden muß. Zugleich finden wir ferner eine Menge kleiner Flüsse, oder eigentlich bloße Gebirgsbäche z. B. den Lez, die Ourveze, die Mesque, u. s. w. die im Sommer meistens trocken, bey einem plötzlichen Anlaufe aber sehr gefährlich sind.

Wir bemerken dabey, daß alle diese Gewässer die Direction jener beiden großen Ströme haben; d. h. daß sie theils wie die Durance von Osten nach Westen, theils wie die Rhone von Norden nach Süden fließen, je nachdem sie in die eine oder die andere fallen, worunter die Rhone die meisten erhält. Von allen diesen Flüssen wird übrigens nur die Durance zum Ackerbau benutzt,

noch gehen die von ihr abgeleiteten Kanäle, mit allen ihren Seitenabtheilungen noch viel zu wenig, und höchstens drey Lieuen tief in das Land hinein.

Den Boden des Departements anlangend, so treffen wir ihn in verschiedenen Distrikten, bald aus Thonsand, bald aus Kiesel-erde, bald aus Kalkland bestehend, an. Die erste Sorte finden wir ohngefähr eine □ Lieue in den sogenannten Paluns, welches ehemals Teiche und Moräste abgebende Niederungen, in der Nähe des Zusammenflusses der beyden grossen Ströme sind. Merkwürdige mineralische Produkte werden in diesem Thonsande nicht bemerkt, nur sieht man, daß die untern Schichten aus Kies bestehen, der vermuthlich auf Kalkstein ruht, wie er sich hier und da in einigen kleinen Hügeln zu zeigen scheint.

Die Kiesel-erde trifft man von Orange bis ganz nahe bey Avignon, immer in der Nähe der Rhone an, etwa anderhalb Lieuen

von den ersten Abhängen der östlichen Gebirge entfernt. Dieser ganze Distrikt ist demnach mit einer Menge Kieselgeschiebe bedeckt, die im Grunde aus nichts, als schmutzigweißem Blätterspath bestehen; doch werden auch Glimmersteine, kieselartiger Porphyr, quarzartiger Quarzstein, agathartige Jaspis, Variolithe, Puddingsteine, u. s. w. darunter bemerkt. Hier und da bilden diese Kiesel kleine, mit Muschelsteinen vermischte Hügel, oder sie bedecken andere, die aus bloßem Sand und Kalkstein bestehen. Von beyden wird aber keine Spur mehr gefunden, sobald man sich über eine Viertelsunde von der Rhone entfernt.

Kalkland, oder vielmehr Kalkstein, aus welchem die hohen Gebirge bestehen, nimmt fast zwey Theile des ganzen Departemens de Saualäse ein. Man trifft Gyps und Kalksteinadern, Jaspisblöcke, schwefelsauren Eisenstein, und Schwefelkiese darin an, auch werden zuweilen bunte Schörels und Mergel darin

bemerkt. Sind die Gebirge niedrig, und ihre Neigung gering, so werden Petrefakten darin gefunden, bei einer starken Neigung aber zeigt sich nicht die mindeste Spur davon. Eben so findet sich der Muschelstein in höhern Gebirgen nur auf der Oberfläche, da hingegen die niedrigen Abfälle zum Theil fast ganz aus Seeprodukten u. s. w. zusammengesetzt sind.

An Mineralien haben diese Gebirge keinen großen Ueberfluß. Man findet nichts als etwas Blatstein, Eisenstein, Bolus, Öcker und Wegerz, aber ohne regelmäßige Schichten, und oft sehr sonderbar zerstreut. Sehr reichlich aber wird der Thon, und zwar in allen Sorten, von dem feinsten Kaolin, bis zu dem größten schieferartigen bemerkt.

Was das Klima des Departements betrifft, so kann man leicht vermuthen, daß es bei diesem so sehr verschiedenen Boden auch sehr verschieden seyn muß. Da indessen die Ebene

Ebene der bewohnteſte Theil des ganzen Departements genannt werden kann, ſo haben wir uns bey folgenden Angaben bloß auf dieſe beſchränkt.

Die Temperatur iſt im Allgemeinen außerſt veränderlich. Es iſt nichts ſeltener, in einigen Stunden Verſchiedenheiten von 8—10—12 Graden, beſonders abwärts zu ſehn. Die Sommerhiße ſteigt bis zu 28 Gr. Reaum. die Winterkälte bis zu 9 Gr. In Anſehung der letzten iſt bemerkenswerth, daß ſie erſt ſeit dem Jahre 1789 ſo außerordentlich hoch geſtiegen iſt, da ſie vorher ſelten bis zu fünf Grad kam. Die mittlere Höhe des Barometers iſt 28 Z. 2 L. die größte bis jetzt bemerkte Veränderung ſeines Standes war 1 Z. 10 L.

Ein ſehr großer Einfluß auf die Modification der hieſigen Witterung iſt beſonders den Winden zuzuſchreiben, denen das Departement außerordentlich ausgeſetzt iſt. Unter dieſen nennen wir zuerſt den äußerſt kalten

und durchdringenden Nordwest (Mistral), der wenigstens zwey Drittheile des Jahres, ja gewissermaßen in allen Jahreszeiten herrscht. Er brauset mit solcher Heftigkeit durch das Rhonethal herunter, daß er oft 160—170 Metres in der Minute, und fast vier Myriamètres (Liesen) in der Stunde durchläuft. Seine Dauer ist verschieden, zu weilen hält er vier, ein andermal sieben, ja wohl auch neun Tage, oft wieder nur vier und zwanzig Stunden an. Dasselbe ist der Fall bey dem eigentlichen Nordwind, so wie bey dem West: Nord: Westwind, der unter dem Namen Bise, Moure, Tems dró häufig mit dem Mistral verwechselt wird.

Weniger leidet man in dem Departement von dem Nordost, da er sich wegen der hohen Alpenkette nur als Nord: Nordost fühlbar machen kann. Man nennt ihn hier Barroufiere, weil er sich bey dem Dorfe Barroux von den Gebirgen herunterzuführen scheint. Er ist nicht so kalt als die vorigen,

aber er ist zuweilen eben so heftig, und zeichnet sich durch seine ungeheuern Wirbel aus. — So unangenehm indessen auch alle die genannten Winde an und für sich immer seyn mögen, so sehr fühlen sie dennoch in den glühend heißen Sommern die Atmosphäre ab. Nur wenn sie alle drey mit einander zu kämpfen anfangen, pflegen besonders um die Aequinoctien die schrecklichsten Orkane davon zu entstehen.

Außerst heftig, wiewohl mit sehr verschiedenen Gradationen, sind auch die Südost; die Süd; und die Südwest; Winde, hier *Marins* genannt. Sie bringen gewöhnlich Regen mit, der dann, vorzüglich im Winter, einem Wolkenbruche gleicht. Nicht selten springen sie aber auch plötzlich nach West; Süd; West oder gar völlig nach Westen herum, und es entsteht ein sogenannter *Marin blanc*, sonst *Kaou* und *Traversou* genannt, der die Wolken ohne Regen mit großer Heftigkeit verjagt.

Der Blumenmarkt in Marseille.

Was während des Winters im Norden die Kunst nur unvollkommen und nur mit Mühe hervorzubringen vermag, das bietet die Natur im Süden mit verschwenderischer Freigebigkeit dar. Auch in Marseille kann man mitten im Winter alle Blumen des Frühlings besammeln sehen.

Der Blumenmarkt ist auf dem Theile des Courses befindlich, der zwischen der Rue de Rome und der Canebière liegt. Hier sitzen die Gärtnerinnen in zwey Reihen gleich Blumenköniginnen, und haben Veilchen, Nelken, Narzissen, Aurikeln u. s. w. in großen Haufen feil. Sie zeichnen sich durch ihre schönsten Formen, durch ihre angenehmere Sprache, durch ihre größere Sanftmuth aus; der

freundliche Geist der blühenden Natur scheint in sie überzugehen.

Die Blumen pflegen hier selbst im Winter äußerst wohlfeil zu seyn, zumal wenn das Wetter nicht zu trocken ist. So wird z. B. ein großer Beilchen- und Narzissenstraus für zwey bis drey Sols, ein Bouquet von Nelken oder von Orangenblüthen für fünf bis sechs Sols verkauft. Die hiesigen Weiber machen daher auch allgemeinen Gebrauch davon, besonders des Sonntags, wo selbst kein Dienstmädchen ohne Straus erscheint. Sie wissen wohl, wie sehr ein reizender Busen dadurch verschönert, wie sehr der Sinnenzauber dadurch erhöht werden kann. — Nirgends werden auch soviel Blumenessenzen verbraucht.

Außer den Blumen, die in den Gärten von Marseille selbst gezogen werden, erhält man auch aus Toulon, Grafte, Nizza und San Remo, ganze kleine Schifseladungen davon, worunter besonders allerhand erotische

wohlriechende Pflanzen, vortrefliche Rosen- und Nelkenstöcke und kleine Orangenbäume sind. Man pflegt sie auf die Terrassen und Balcone zu setzen, und treibt eine Art botanischen Luxus damit.

Nichts angenehmeres für den an seinen traurigen Winter gewöhnten Nordländer, als mitten im Januar diese herrliche, unter freyem Himmel ohne Mühe, ohne Kunst gedeihende Blumenflur zu sehn! Gewiß wenn von der südllichen Natur ihm etwas unvergeßlich bleibe, so ist es jene ununterbrochne schöne poetische Blumenvegetation, die alle Bilder des Lebens und der Liebe, der Hoffnung und der Jugend in sich schließt.

Es würde ein schönes Werk zu schreiben seyn: „Ueber Blumen und Blumenzucht“ in allen botanischen, ökonomischen, historischen und mercantillischen Verhältnissen betrachtet, und mit eben soviel Kenntniß als Geschmack ausgeführt. Kein bloßer Gartencalender, kein trocknes Varietätenverzeichnis,

aber ein schönes botanisches Gemälde von der ganzen Verwandtschaft, dem ganzen Leben, dem eigenthümlichen Aufbau dieser schönen poetischen Kinder der Natur. Keine historische Compilation, keine Collectaneensammlung, aber eine geistvolle philosophische Darstellung von der ganzen Geschichte der Blumen, in ihren sittlichen Beziehungen, ihren Verbindungen mit den häuslichen und religiösen Verhältnissen älterer und neuerer Nationen, soviel nur davon bekannt geworden ist. Keine Preis-courante, keine Handels-Excerpte endlich, aber ein pragmatisches Gemälde von der Betriebsamkeit, den industriellen Speculationen und den Vortheilen, die man diesem schönen Handelzweige schuldig ist *).

*) Zwei meiner Freunde, wovon sich der eine schon lange mit Blumenzucht beschäftigt hat, werden diesen Werk gemeinschaftlich anordnen, und wünschen sich, daß es dem Publicum gewiß willkommen sein wird.

Ueber die Alterthümer im Departement de Vaucluse.

Zwey Departements der französischen Republik sind es besonders, die sich durch die vielen und schönen Ueberreste römischer Kraft und Größe auszeichnen. Das Departement de Vaucluse und das Departement du Gard. In beyden hatten die Römer große Colonien angelegt, beyde werden noch lange dem Alterthumsforscher wichtig seyn. Wir wollen uns indessen in diesem Aufsatze nur mit dem ersten beschäftigen, und behalten uns die Nachrichten über das zweyte für ein andermal vor.

Unter allen Städten des genannten Departements verdient unstreitig in antiquarischer Hinsicht Orange die meiste Aufmerk-

samkeit. Außer mehreren, zum Theil sehr prächtigen Ruinen, von einer Wasserleitung; einer Arcne u. s. w. haben sich besonders ein Circus und ein Triumphbogen erhalten, die man unter die schönsten Denkmäler dieser Bauart rechnen kann.

Der Circus liegt jetzt in der neuen Stadt, an dem Fuße des Berges, auf dessen Spitze man die Ruinen des ehemaligen kaiserlichen Schlosses sieht. Man findet noch die völlige, aus lauter Backsteinen bestehende Einfassung, die 37 Metres hoch, 98 Metres lang und oben 4 Metres dick ist, deren unterste Bogen aber seit ohngefähr fünfzig Jahren zugemauert sind.

Auf der nördlichen oder äußern Seite dieser Mauer bemerkt man drey Reihen hervorspringender, immer zwey Metres von einander absteigender Steine, deren jeder mit einem großen Loche versehen ist. Wahrscheinlich wurden die Stangen darin befestigt,

wenn das Amphitheater der Sonne wegen mit Lathern überspannt ward.

Auf der südlichen oder inneren Seite der Einfassung sieht man noch eben die neunzehn Nischen, wo wahrscheinlich Statuen standen; in der Mitte der Fassade ist noch der Eich des Prätors zu erkennen, und vor demselben wird man noch die Reste einer marmornen Gallerie gewahr. Am östlichen und westlichen Ende der Einfassung endlich sind noch die Ruinen zweier großer, den Circus hier verschließender Gebäude zu sehen, ohne daß sich jedoch ihre vorige Beschaffenheit näher bestimmen läßt.

Eben so ist es unmöglich den Namen des Erbauers, so wie das Jahr der Erbauung anzugehen, da man bloß über dem Karnies der Hauptarcade die drei Buchstaben C. I. S. gefunden hat. Sie scheinen zu einer größern Inschrift gehört zu haben, und dürften „Colonia Julia Secundanorum“ griesen werden können, indem bekanntlich Orange

der Sitz der zweiten, für das nördonische Gallien bestimmten Legion gewesen ist.

Der Triumphbogen liegt ohngefähr fünf-
hundert Schritt nordwärts von der neuen
Stadt, wiewohl er sich ehemals in der alten
selbst befand. Er besteht aus drei Bögen,
von denen der mittlere der größte ist; oben
sieht man eine Art Thurm darauf. Das
Ganze ist aus Werksteinen in corinthischer
Ordnung erbaut, hat vier Facaden, die mit
vorzüglicher Bildhauerarbeit versehen sind,
und mag ohngefähr 20 Metres hoch und eben
so viel Metres lang seyn.

Die am besten erhaltene Facade, die sich
auch durch die schönste Arbeit auszeichnet, ist
die nördliche. Man sieht hier zuerst über
den beiden kleinen Bögen einen Haufen alter
Waffen, auf denen eine Menge Inschriften
besindlich sind. Weiter hinaus über den Tri-
gen und Kameien sind zerbrochene Schiffe,
Anker, Masten, Dreymaste, Ruder u. s. w.
angebracht. Noch höher oben ist auf der ei-

nen Seite ein Haufen Opferwerkzeuge, auf der andern ein Reuter in voller Rüstung zu sehn. Zwischen beyden Vierreden ist ein Cavalleriegefecht vorge stellt.

Die südliche Fassade enthält beynahe dieselben Verzierungen, wiewohl sie bey weitem nicht so schön gearbeitet, und auch mehr beschädigt sind. Außerdem sieht man längs dem Fries einige Gladiatoren, und oberhalb des einen Bogens eine bescheidete Frauenzimmerfigur abgebildet, deren linke Hand auf dem Gesichte, die rechte auf dem Busen ruht.

Auf der östlichen Fassade sind eine Menge Gefangene mit auf den Rücken gebundenen Händen zu sehn. Die Figuren sind immer zu zwey und zwey zwischen die Columnen vertheilt, und über ihnen sind Tropheem aufgestellt. Auf dem Fries bemerkt man mehrere kämpfende Reiter, über denen ein Hähnen befindlich ist. Die westliche Fassade bietet fast dieselben Verzierungen dar.

Das Innere dieses Triumphbogens besteht aus mehreren über einander angeordneten Gemälden, alle mit schöner Bildhauerei verziert, wozwischen herrliche Säulen angebracht sind. — Noch ist unbekannt, von wem, oder wem zu Ehren dieser Triumphbogen errichtet worden ist; am wahrscheinlichsten dürfte aber vielleicht mit Menard angenommen werden, daß er unter Julius Cäsar aufgerichtet worden, und zu einem allgemeinen Denkmale der römischen Nationalfeier bestimmt gewesen sey.

Weit schlechter erhalten, und noch oben-
denn sehr unglücklich gelegen, ist der Triumphbogen, den man zu Carpentras sieht. Vermuthlich einer Barbare, die man dem Cardinal nicht zuschreibt, macht er nemlich einen Theil der in dem bischöflichen Pallaste befindlichen Röhre aus. Mit einiger Mühe und Aufmerksamkeit indeß kann man noch immer einige schöne Figuren und fast die völlige Anordnung des Ganzen entdecken.

Es sieht man also, daß er ein länglicher Viereck von 1 Weite, 1 Decim. Länge, 4 Weite 6 Decim. Breite, und eingeschärft 12 Weite, 7 Decim. Höhe bildet, das ganz aus Werksteinen erbaut ist. Man bemerkt, daß sich in jedem Winkel eine große concavete Ecke befindet, deren Piedestal indessen fast ganz von dem neuen Plaster verborgen wird. Man findet ferner, daß die beyden langen Jagaden des Triangelsystems, die stielliche und die schräge, mit Araden verkleidet, und so wie die beyden andern mit Kalkputzwerk bestrichen sind.

Die einzige, jetzt noch völlig stehende Jagade, ist die stielliche. Auf dieser bemerkt man zwischen den Ecken eine große Treppe im Gefälle, an einem Baumstamm lehnt sich, von dem auf jeder Seite zwei Stübe herunterhängen, wovon das eine schief, das andre rektum ist. Unter jedem Stübe formt man auf jeder Seite ein kleines Nischchen, und in der Mitte eine Nische

rüstung, gewahrt, die oben mit einem gemähten Casquet versehen ist, und an einem Baumstamme lehnt u. s. w.

Noch verdienen die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher zu Venasque die Ruinen eines alten Tempels; zu Baisson die herrliche Brücke über die Ouvèze, auf der drei Wagen neben einander fahren können; die Reste eines alten römischen Quays und einer Wasserleitung, eines Tempels und eines Circus nebst mehreren Inschriften, von denen noch kaum die Hälfte bekannt gemacht worden ist; zu Cavailhon endlich die Ruinen eines Triumphbogens, dessen Figuren sehr schön gearbeitet sind.

Der Mensch geht vorüber wie ein Schatten, und ganze Nationen verschwinden gleich Nebelgehalten; die glänzendsten Thaten eilen der Vergessenheit entgegen, und die ältesten Monumente werden endlich in Staub zerfallen seyn. O Erdengröße! o Menschendünkel, eure Ewigkeit ist ein Augenblick!

Ueber die Camargue.

La Camargue ist der Name einer Rhoneinsel unterhalb Arles, bey der sich jener majestätische Fluß in zwey Arme theilt. Sie hat die Form eines gleichseitigen Triangels, und ist auf jeder Seite sieben Lieues lang. Nordwärts hat sie den großen, südwärts den kleinen Rhonearm, ostwärts wird sie vom Meere begrenzt, während westwärts die Stadt Arles liegt. Von der Rhone sowohl als von dem Meere laufen eine Menge Canäle hinein. Der Boden der Insel besteht aus einem feinen, mit Kies vermischten Moorlande, das eine sehr große Menge Salztheile enthält, und theils zu Salinen, theils zu Weidenlande benutzt wird.

Zu Salinen wird besonders der sogenannte Etang de Vacarets gebraucht, der wenigstens drey Lieuen im Umfange hat, und mit dem Meere in Verbindung steht. Das Salz wird hier auf die gewöhnliche Art durch Ausdünstung gewonnen, indem man das Seewasser in verschiedenen Kanälen zirkuliren läßt; doch kann das nur vom Janius bis zum Oktober geschehen. Der Ertrag der Salinen wird auf 120,000 Livres geschätzt.

Ueberhaupt werden in dem niedrigeren Theile der Insel eine Menge salziger Teiche, Lachen und Quellen gefunden, die offenbar mit dem Meere in Verbindung stehn. An ihren Ufern wachsen auch eine Menge alkalischer Pflanzen, unter denen besonders die „*Salsola herbacea* fol. inerm. Linn.“ zur Soude gebraucht wird. Indessen pflegt diese Soude immer um 40 Procent schlechter als die spanische zu seyn, indem die Pflanze, deren Samenkrüner zuerst durch

ein gescheitertes spanisches Schiff hierher kamen, allmählich ausgeartet ist.

Was das Weideland der Insel betrifft, so werden besonders die äußersten Ränder dazu benutzt, auf denen man vermöge der reichen Bewässerung die herrlichsten Wiesen anlegen kann. Die Viehzucht wird durch diesen Umstand auch so außerordentlich befördert, daß man auf der Insel Tausende von Pferden, Ochsen und Schafen zählt. Da man diese Herden in der Wildnis weiden läßt, jeder Eigenthümer aber natürlich die ihm zugehörigen Stücke bezeichnen muß, so veranlaßt dieses eine Art von Hirtenfesten, die unter dem Namen *Ferrades* bekannt sind.

Eine solche *Ferrade* wird gewöhnlich von mehreren Eigenthümern zugleich angestellt, und zieht oft Tausende von geladenen und ungeladenen Zuschauern, zehn Meilen weit in der Runde herbei. Es wird zu diesem Ende auf einer großen abgemähten Wiese, mit Hülfe mehrerer hundert Karren, eine Art von Eis-

aus errichtet, in dem die Operation mit einiger Sicherheit vorgenommen werden kann.

Diese Wagen sind mit Fahnen, Flaggen, Wimpeln, Bändern u. s. w. geziert, und mit eigenen Gerüsten für die Zuschauer versehen. An der einen Seite ist ein großes Feuer angezündet, um die Eisen glühend zu machen, an der andern ist eine Oeffnung gelassen, durch die das Vieh hineingetrieben werden soll. Letzteres ist unterdessen in der Nähe in einem Verschlage eingesperrt, den man ebenfalls zu diesem Ende errichtet hat. Die größte Schwierigkeit pflegt das Marquieren der Stiere zu haben, daher dieses umständlicher beschrieben werden soll.

Die Zuschauer sind versammelt, die Gardiens zu Pferde mit großen eisernen Drepsacken bewaffnet, warten nur das Signal ihrer Herren ab, endlich kündigen drei Pistolenschüsse den Anfang an. Jetzt sprengen die Gardiens nach dem Verschlage hin, lassen zwölf bis funfzehn Stiere heraus, und jagen

sie in vollem Gallop in den Circus hinein, gerade auf das Feuer zu. Kaum sind die Stiere demselben auf zwanzig Schritte näher gekommen, so stürzen über jeden fünf bis sechs Gardiens her, werfen sie zu Boden, und halten sie so lange unbeweglich, bis ihnen der Oberhirt das glühende Eisen auf den Eckenfel gedrückt hat.

In diesem Augenblicke werden die Stiere losgelassen, und wälzen nun schäumend und schäumend im Circus herum. Die Gardiens zu Pferde suchen das Weiße, die übrigen springen auf die Bogen, jene werden abgeworfen, diese vom Stiere niedergereut, das Ganze bietet eine Menge tragisch-komischer Scenen dar. Endlich sind die Stiere ermüdet, stehen still, und folgen den zu diesem Endzweck losgelassenen Kühen ruhig auf dem Weideplatz. Die vorige Operation geht nun mit einer gleichen Anzahl von neuem an, und so werden täglich an hundert Stück marquirt.

Einige Bemerkungen über den Ackerbau
im Departement de Vaucluse.

Der Boden des Departements de Vaucluse ist im Allgemeinen äußerst dürr und unfruchtbar, welches man theils climatischen, theils topographischen Ursachen zuschreiben muß.

Die climatischen Ursachen anlangend, so ist der herrschende Charakter der hiesigen Witterung Trockenheit. Im Frühjahr regnet es entweder gar nicht, oder doch so äußerst wenig, daß die Erde nicht erweicht werden kann. Im Sommer vergehn zwey, drey, ja vier Monate, ohne daß ein Tropfen Regen fällt. Im Herbst pflegt es zwar nicht an Platzregen zu fehlen, allein das Wasser läuft über den harten Erdboden, wie über eine

Tenne hinweg, ja obendrein bleibt öfters von den Ueberschwemmungen eine hohe Kieselage zurück. Im Winter friert die Erde immer etnige Zoll tief, ohne mit dem so wohlthätigen Schnee bedeckt zu seyn. Alles was daher der Boden an Feuchtigkeit empfängt, beschränkt sich auf die wenigen sanften Herbst- und Frühlingsregen, so wie auf den ziemlich spärlichen Thau, der in den Sommernächten zu fallen pflegt.

Die topographischen Ursachen der Trockenheit des Bodens betreffend, so finden dabey folgende Bemerkungen Statt. Zwar ist das Departement von zwey großen, und mehreren kleinen Flüssen bewässert, zieht aber wirklich für den Ackerbau nur wenig Vortheil davon. Die Rhone, die fast in gerader Linie dem Mittelmeere zufließt, benetzt kaum die Gränzen des westlichen Theils, und wird so gut als gar nicht zur Bewässerung benützt. Aus der Durance, die den südlichen Theil des Departements durchströmt, sind zwar drey

große Kanäle abgeleitet, die unter dem Namen Kanal de Cavailhon, Kanal de Trillon, und la Durancole bekannt sind; allein diese Kanäle gehen kaum drey Lienen weit in das Land hinein. Die kleinern Flüsse, die Sorgue ausgenommen, sind den größten Theil des Jahres völlig ausgetrocknet, und dienen folglich ebenfalls nur wenig zur Bewässerung.

Aber wo sind denn eigentlich die herrlich angebauten, und schön bewässerten Gegenden zu finden, von denen man so viele Kelsende mit Entzücken sprechen hört? Es ist die Ebene zwischen Cavailhon und Nîm, ein reizendes Thal voll der üppigsten Vegetation, und der mannichfaltigsten Fruchtbarkeit. Die übrigen höher gelegenen und nicht bewässerten Theile des Departements, bringen zwar auch noch einige Produkte, besonders Mandeln und Safran hervor; allein der Anbau ist ungleich beschwerlicher, und der Ertrag hängt von den Früh- und Spätjahr, Regen ab. Weiter nach den Gebirgen zu, gehen die so

genannten Garigues ober Landes an, die meistens nur mit aromatischen Kräutern bewachsen sind.

Die Methode des Ackerbaues betreffend, so ist sie zwar im Allgemeinen seit fünfzig Jahren etwas verbessert worden; im Besondern indessen dürfte noch manches zu wünschen übrig seyn. So wird von erfahrenen Landwirthen über die schlechte Art zu pflügen, zu säen, zu schneiden, zu dreschen geklagt; so wird die Nachlässigkeit im Jäten, die Buschaffe Vögel wegzuschießen, und so den Insekten alles Preis zu geben, mit vielem Rechte getadelt; so werden endlich die vielen Drachen, die Verwahrlosung und zweckwidrige Anwendung des Düngers, die fehlerhafte Verpachtungsweise der Güter, mit Recht als dem blühigen Ackerbau äußerst schädlich angesehen.

Die Produkte des Ackerbau's anlangend, so pflegen sie meistens in Roggen, Gerste, Haizen, Hafer, Oel, Wein, Futterkräutern,

Gemüßen, Krapp, Safran, Erdmandeln, Hanf und Flachs zu befehn. Unter diesen Produkten ist der Weizen und Safran das ungewirkteste, der Wein das schlechteste, indem man ihn nicht zu behandeln versteht; der Krapp das einträglichste und allgemeinste; die Erdmandel, die an den Ufern der Rhone und Durance sehr gut fortkommen, ist das reueste; der Hanf, der Flachs, und das Oel das unbedeutendste. Die Viehzucht wird sehr nachlässig betrieben, die Seidenzucht scheint allmählich einzugehen, und auch der Obstbau ist äußerst eingeschränkt.

Die provenzalischen Räuber.

Fragment einer künftigen Reisebeschreibung.

Die Diligence von Lyon hatte nicht weniger als zehn, die von Marseille sechs Passagiere mitgebracht. Dazu waren noch einige Kutschen mit Damen und ihren Begleitern gekommen, so daß es also diesen Abend eine sehr glänzende Birtbschaft gab *).

Seit ohngefähr einem Monat schienen die mit so vieler Mühe vertilgten Räuber in der Provence plötzlich wieder aufgelegt zu seyn. Sie hatten nicht nur den Courier bereits verschiedenumal ausgeplündert, sondern auch vor einigen Tagen Nîme zum Angriff

*) Der Verfasser befand sich damals in Nîmes.

der Diligencen gemacht. Ja man wollte sogar Zettel an den Bäumen gefunden haben, worin bey Todesstrafe jedem Passagier eine Contribution von zwey Carolinen aufgelegt ward. Sie können denken, mein theuerster Freund, daß die ganze Tisch- und Reisegesellschaft an diesen Vorfällen den lebhaftesten Antheil nahm.

Zuerst kamen die Räubergeschichten des Jahres 1799 — 1800 auf das Tapet. In diesem Zeitraume war es so arg geworden, daß beynahe keine Woche ohne mehrere Anfälle verging. Vergebens ließ man die Diligencen durch Gensdarmen begleiten, vergebens auf dem Deckel der Kutschen selbst, sechs bis acht Mann Infanteristen posiren, die Räuber erschienen in ganzen Haufen, und trugen immer den Sieg davon. Nur als man große Detachements von mehreren hundert Mann auf die Wege vertheilte, oder wie einige behaupteten, als man förmliche Negotiationen

mit den Räubern anfang, gelang es endlich diesen Verbrechen Einhalt zu thun.

Zu diesen Erzählungen wurden nun eine Menge artiger Bemerkungen und Anekdoten hinzugefügt. So soll es z. B. den Räubern im Anfange bloß um die öffentlichen Gelder zu thun gewesen seyn; und nie wurde den Passagieren das geringste genommen, oder zu Leide gethan. Man bat sie auf das verbindlichste auszusteigen, und suchte dann mit Hülfe der dem Condukteur abgenommenen Karte die Diligence durch.

War die Operation beendigt, so half man den Passagiers wieder in den Wagen, bat wegen des Aufschubs um Verzeihung, und entfernte sich. Nur wenn die Passagiers etwas verdächtig ausfahen, wurden ihnen während des Vistirens Pistolen auf die Brust gesetzt, und nur wenn sie einen unklugen Widerstand leisten wollten, wurden sie gemishandelt, oder niedergemacht.

So wie indessen die Diligencen keine öffentlichen Gelder mehr übernehmen wollten, fingen die Räuber an zuzugreifen, wo sonst etwas zu finden war. Sie plünderten nun auch die Passagiere, und selbst die Damen ohne Unterschied aus; stellten ihnen aber nach Maßgabe der Entfernung und ihrer Reiseroute, immer noch sechs bis sieben Livres für den Tag, als die gewöhnliche Zehrung wieder zu. Eine Art von räuberischer Großmuth und Willigkeit, die nicht unbemerkt bleiben darf.

Aus dieser Periode wurden eine Menge artiger Beispiele erzählt. So hielten sie einmal bey dem Pont St. Esprit den Courier an, in dessen Gesellschaft sich noch ein anderer Reisender befand. Der Courier gab seine fünfzehn Louis'd'or ohne Schwierigkeit her; der Reisende versicherte ohne den Sou zu seyn. — „Nun so werden Sie uns Ihre Etiefeln geben!“ — sagten die Räuber, machten sogleich Anstalt sie ihm auszuziehen, und fanden hundert Louis'd'or darin.

Während dieser Operation glaubte einer der Räuber an dem Fracke des Reisenden einen ziemlich starken Moschusgeruch zu verspüren — „Haha! du bist ein Muscadin!“ — sagte der Anführer — „Nun so laßt ihm die Hälfte! Er wird sie brauchen können!“ — Wirklich wurden sogleich fünfzig Louisd'or für ihn abgezählt und die Räuber schieden lachend von dannen.

Ein andermal hatten sie die Dilligence angehalten, worin drei Herren und eine Dame befindlich war. Die Herren wurden bis auf einige Laubthaler ausgeplündert, als endlich die Reihe auch an die wirklich sehr häßliche Dame kam. — „Comment Messieurs?“ — sagte sie mit eben so viel Selbstgegenwart als Zutraulichkeit — Des Français insulteroient-ils une femme? — Gewiß nicht Madame, war die Antwort. — „Nous ne voulons que vous embrasser.“ — In der That kam

die Dame mit einem halben Duzend Käse davon.

Noch ein andermal befand sich ein Schwede in der Diligence. Als die Reihe an ihn kommt, so sagt er ganz gemüthlich: — „*Je suis étranger Messieurs! Je voyage sous la sauvegarde de la loyauté française!*“ — Sie forderten darauf seinen Paß, und da sie ihn richtig befanden, sagten sie ganz höflich: — *Montez Monsieur! Vous ne payez rien!*“ —

Ein andermal war ein Kaufmann aus Toulouse darin und hatte an viertausend Livres in Golde bey sich. Als er aussteigen soll, sagt er in seinem gasconischen Accente, indem er ihnen ein Beutelschen mit ohngefähr drey Livres hin hielt: — „Wenn ihr vor einer Viertelstunde gekommen wäret, da waren noch tausend Louisd'or darin!“ — Das „bedi quarde d'uré“ so wie die gar zu possirliche Aufschneidercy machte die honette

Gesellschaft lachen, und sie ließen den „armen Teufel“ in Frieden ziehen.

Am besten, und was wirklich der Nation wegen charakteristisch ist, am feinsten zog sich ein Italiäner heraus. Er hatte sich sein Geld unter die Achseln genäht, aber noch einen großen Beutel, dem Anschein nach voller Louisd'or, in die Tasche gesteckt. Die Dilligence wird in der Dämmerung angehalten, ganz gelassen giebt er seinen Beutel hin, und bittet blos um eine Kleinigkeit um vollends bis nach Mizza zu gehn. — Das versteht sich! — antwortet der Anführer — Sie werden aber so gut seyn und es in Silber nehmen! — So erhielt er vier und zwanzig Laubthaler, und hatte die Räuber angeführt. In jenem Beutel waren nichts als Spielmarken gewesen, deren Werth sich höchstens auf achtzehn Livres belief. Diese und eine Menge ähnlicher Anekdoten wurden mit vieler Lebhaftigkeit erzählt.

Eben

Eben so ward von den mancherley Entfindungen gesprochen, wodurch den Räubern manche beträchtliche Summe entging. Der eine Reisende z. B. ließ seine Goldbröckchen in die Fensterrinne fallen, ein anderer hing sie an einem Wiedershalen darin auf; dieser wußte seine Louis in einem Apfel, jener in einem Brode zu verbergen; ein vierter hatte sie in einen hohlen Stockknopf versteckt, ein fünfter trug sie als Knöpfe angenäht; dieser hatte sie seinem Pudel unter dem Bauche besorgt, und noch ein andrer brachte sie in einer stehenden Latrvergenbüchse fort.

Zulezt wurde auch von dem Ursprunge dieser Räuber gesprochen, und manche freye Bemerkung dabey gemacht. Es sollen theils verabschiedete Soldaten, theils desertirte Conscripten, mit unter auch junge in den privilegierten Spielhäusern ruinirte Bästlinge, und häufig auch ehemalige Galeerenklaven seyn. Ungerecht schien es mir indessen, das alles auf Rechnung der Revolution zu schreiben.

ten, da die Provence ja von jeher ein eigentliches Räuberland war. — So stand die Gesellschaft endlich auf, und jeder zog sich in sein Zimmer zurück.

Ueber die provençalische Sprache.

Fürchten Sie keine lange Abhandlung, mein theuerster Freund; so bequem auch die Gelegenheit wäre, recht gründgelehrt auszuschn. Es ist hinreichend Ihnen zu sagen,

Erstens: daß die provençalische Sprache aus den Idiomen der dieses Land noch und noch beherrschenden Völker entstanden ist, und daß sie folglich aus einer Mischung griechischer, römischer, germanischer, arabischer, spanischer, italienischer und neufranzösischer Wörter besteht.

Zweitens: Daß sie schon seit zwey Jahrhunderten und darüber, ihre ursprüngliche, durch die Troubadours fixirte Reinheit verloren hat, und sie nur noch einigermaßen in den Gebirgen erhalten zu haben scheint.

Drittens: Daß die Fortschritte der Kultur, besonders seit der Revolution, sie immer mehr, selbst unter den niedrigeren Klassen zu verdrängen scheinen.

Viertens endlich: Daß die Aussprache nichts als ein buntes Gemisch von griechischen, arabischen, spanischen und italienischen Tönen ist.

Nach dieser kurzen Einleitung mögen hier einige der auffallendsten Redensarten und Sprichwörter stehen, bey denen sich Ihnen manche philosophische Bemerkung darbieten wird.

Es wird z. B. von jedem harten Menschen gesagt: Es un Arabe. Es ist ein Araber.

Von einem sehr verliebten Hasen heißt es: *Samoutracharia d'uno gato couissado*. Er würde sich in eine Kiste verließen, wenn sie eine Hande aufhätte.

Von einem, Heintichen dem Zwede unangemessenen Mitteln heißt es: *Es uno Carbounado entre doucia violas*. Eine Cartouche zwischen zwey Lampenruern.

Von einem Menschen, der vor Huth ganz außer sich geräth, wird gesagt: *A couleco túrie un pan per un four-nier*. Im Zorn würde er das Brod statt des Bäckers todtschlagen.

Sehr zahlreich sind die Lebensarten und Gleichnisse, die man von dem treuen Gefährten des Landmannes, von dem Esel hergenommen hat, und worin alle dessen Eigenschaften aufgenommen sind. Indessen soll nur folgende angeführt werden, weil sie manchen Leser an sein liebes Vaterland erinnern wird: *Se fa uno bueno ribo, es per*

un marié. Der gute Dilettant kommt für den faulsten Esel.

Von einem stockstumpfen Menschen heißt es: Es espes, comme une muraille maîtresse. Er ist so tod wie eine Grundmauer.

Von einem sehr quacksilberigen, falschartigen Menschen wird gesagt: Es inquiet, comme un croaker. Er ist nervig, wie ein Klopfer.

Eine Schelte wird von Herrn Luthacker ma delicato meine Zotte, oder ma bagiere meine Zäuserin genannt, wober man bemerken muß, daß das Terminus immer die Endsybe O bei dieser Sprache hat.

Von einem Manne, der ohne Mühe und mit einer unbedeutenden Sache sehr viel gewinnt, heißt es: Ses sach une Mademo. Er hat sich eine Mademo (eine Wäckerin) daraus gemacht.

Sehr zahlreich und charakteristisch sind die Ausrufearten und Sprachwörter über das

medische Grösstet. Es heist es: Apres
tres jours l'en s'ennuie de fre-
mes, d'hoies et de pluege. Nach
drey Tagen wird man Weiser, Weis und
Weis d'hoies.

Ein anters Epitheton heist: D'aus-
seus, de chins, d'armes et d'a-
meurs, per un plecter mille dou-
loirs. Von Bögen, Lenden, Gewehren
und Tischen, für ein Vergnügen tausend
Schmerz.

Ober: Amours de courtisan, ben
de violon, et sé de samelin, nous
d'ours pas passet un an. Eine eines
Hofmanns, Grösstet eines Weisigen und
Trenn eines Weisigen gibt es in einem Jahr
in in in in.

Weiser: Le fremo et la cagnone,
de souere belle, dentro es la ma-
gagne. Weiser und Casanovus aus ausen
Weis, von in in in.

Ober: Douis bouens jours à l'homé sur terro, quand prend mouilhe et quand l'enterro. Zwei gute Tage für den Mann, wenn er mit seinem Weibe Hochzeit hält, und wenn er sie begraben läßt.

Ober: Oumbro d'homé, vau cen fremos. Ein Schatten von dem Manne ist hundert Weiber werth.

Wetter: Fremos et telo, leis soou pas veiné a la candelu. Weiber und Leinwand muß man nicht bey Licht besehn. — Und ähnliche Sprichwörter mehr.

Audere bemerkenswerthe Ausdrücke sind: das berühmte Ti cali un basseou. Ich geb' dir eine Ohrfeige, was aber wohlklingen, immer erst hinterdrein gesagt wird, so daß die Hand der Zunge zuvorkommt.

Eben so das sonderbare Digo grego! welches eine Art von Herausforderung ist. — Nachse nur! — Antwortet nun der andere

trois greges, so folgt gewöhnlich ein Taustschlag darauf.

Auffallend ist auch der Ausdruck: Ni tu, ni vous, weder du noch ihr, welches ohngefähr wie unser deutsches „weder gehauen noch gestochen,“ und „keinen Pfifferling werth“ gebraucht wird. Es sagt man: Aqueou es ni tu, ni vous. Das ist weder gehauen noch gestochen; und a- quello esto es ni tu, ni vous. Dieses Zeug ist keinen Pfifferling werth.

Sehr charakteristisch ist auch der Ausdruck, womit das weibliche Geschlecht im Nothfall jenes geheimnißvolle Organ zu bezeichnen pflegt, das eine materielle Seele bey ihnen zu seyn scheint. Mi extra yeou. Mein Zwischchen mir.

Nichts ist übrigens komischer als einen Provenzalen zu hören, der das französische provençalisch ausspricht. In einem solchen Munde wird plus haut in bisau, ver- ser in vesser, frotter in fretter, peu in

bau, rond in long, rente in lend verwandelt, je nachdem das L weggelassen, das R mit L verwechselt, das P in B, das T in D gemacht wird.

Noch lächerlicher klingt es, wenn der Provenzale sogar seine Wörter und Redensarten mit hinüber trägt. Da hört man j'ai vu une fess statt j'ai vu une fois; oder j'ai acheté un troussu cu statt j'ai acheté un porte-épée. Da wird trou statt trop und vid statt vie unaufhörlich gebraucht. Das Lustigste was ich gehört habe, war: Madame l'a fait, sans me traire, was nichts weiter heißen sollte als: Madame l'a fait de bonne grace, indem das letztere im Provenzalischen durch senso mau traire ausgedrückt wird.

Das Weihnachtsfest in Marseille.

Wenn einst ein talentvoller Schriftsteller ein allgemeines Gemälde der südlichen Länder Europa's, in pictoresker, physikalischer, und sittlicher Hinsicht *) liefern wollte, so würden die verschiedenen Schilderungen des Weihnachtsfestes, eine der lieblichsten Parthien seines Werkes seyn.

Auch in der Provence, besonders aber in Marseille, wird dieses auf so sanfte und menschliche Gefühle gegründete Fest, als eines der schönsten und genussvollsten des ganzen Jahres angesehen, dem noch überdem das mil-

*) Dieses Werk ist bereits angefangen, und wird mit großer Eile vollendet werden. D. S.

de freundliche Klima, neue Reize und neue Freuden verleih.

So wie sich Weihnachten allmählich nähert, verschreibt sich jede nur einigermaßen wohlhabende Familie, ihr Häßchen Muskatwein, und macht ihre Provisionen von Süßfrüchten, die zu dieser Zeit in großen Haufen am Hasen aufgestapelt sind. Auf dem Blumenmarkt werden Orangenbäume mit Blüthen und Früchten, kleine Orangenbäume in schönen Kufen, Rosenstöcke in herrlichen Töpfen zu Auffäßen verkauft. Für die Kinder giebt es hohe Lorbeerbäume mit Süßfrüchten behangen, artige, mit Spiegelglas ausgelegte Krippen, bunte bemahlte Thonfiguren, unter denen man seit zwey Jahren wieder Päpste und Mönche sieht, Eidecke von Papler oder Baumwolle, mit langen Schnäbeln von rothem Tuch, mit denen die Krippe besetzt wird, und ähnliche Spielereyen mehr.

Der Weihnachtsabend selbst ist der allgemeinen Freude und Fröhlichkeit geweiht. Alle

Tuben, alle Gewölbe, alle Kaffeehäuser, sind doppelt erleuchtet, die ärmsten Narrenbrautere haben sich mit einem Lämpchen versehen, und kein Freudenmädchen erscheint ohne einen großen Orangen- und Nelkenkranz. Die Theater geben große Ballets, die Spielhäuser Soupe und Ball, die Tanzsäle halten die ganze Nacht Musik, und die Straßen sind unaufhörlich mit Menschen angefüllt.

Das schönste aber, was kein Provençal vergessen kann, und wovon er tausend Klagen von seinem Vaterlande mit Entzücken spricht, das sind die Weihnachtsfeste, zu denen sich die ganze Familie zu vereinigen pflegt. Verwandte, die sich das ganze Jahr nicht sahen, sehen wenigstens bey dem Weihnachtsfeste nicht; Verwandte, die zehn Monat in der größten Feindschaft lebten,öhnen sich wenigstens bey dem Weihnachtsfeste aus. Der blüdeste Liebhaber ist bereitet, die sprödeste Schöne hört ihn mit Wohlgefallen an. Ehen werden geschlossen, getraute Pa-

ten wieder vereinigt, und jedes Herz überläßt sich dem Wohlwollen und der Rärtlichkeit.

Bey einem solchen Weihnachtschmause darf es übrigens weder an einem großen weissen Hahne, noch an der Noya, (Kuchen von Honig und Mandeln) noch an dem Fichtentloze im Kamine, (Kalignau) der mit Oel und Wein begossen wird, noch an Noë's oder Weihnachtsliedern, noch an Muskatwein fehlen. Diese fünf Dinge sind schlechterdings nothwendig, wenn der Weihnachtschmaus echt provençalisch seyn soll.

Noch mehr Reste der alten provençalischen Eigenthümlichkeit, haben sich auf dem Lande erhalten, wo man überhaupt das Nationale immer besser studiren kann. Da giebt es Wettläufe, Wettkämpfe, Wettgesänge, Hahnengefechte, Kletterkangen u. s. w. wobey natürlich der Becher der Freude nicht fehlen darf. Besonders Auszeichnung indessen bey diesen Weihnachtsspielen, verdient ein artiger Gebrauch, der in der ehemaligen Unterpro-

vence, im jetzigen Departement du Var, besonders in der Gegend von Tressus und Antibes herrscht.

Die letzten vier Wochen vor Weihnachten nemlich, pflegen die jungen Bursche sämmtlichen Mädchen ihres Dorfes, gewöhnlich an den Sonntagsabenden sogenannte Ständchen zu bringen, die man hier Kubades nennt. Dafür muß jedes Mädchen zu Weihnachten einen Kuchen liefern, die der Hauptmann dieser jungen Bursche, der sogenannte Aba in Verwahrung nimmt, und mit dem Namen der Geberin versieht. Am zweiten Feiertage Nachmittags ziehen dann alle jungen Leute beiderley Geschlechts auf einen großen Rasenplatz, um der Versteigerung dieser Kuchen beizuwohnen, die auf folgende Weise vorgenommen wird.

Ein junger Bursch steigt auf ein eigends dazu bestimmtes Gerüst, wo die Kuchen in vierlichen Rörben stehn. — „Ein schöner, ein herrlicher, ein vortreflicher, zu

kersüßer, saftiger Apfelmuchen, Nunu-
mer eins, Maria Coutelou, und nun
ein langer Lobspruch über die Schönheit, die
Birthschaftlichkeit, die Verdienste der Bäcke-
rin. Sogleich bieten nach Befinden einer,
oder mehrere ihrer Liebhaber darauf, bis end-
lich der reichste, oder hartnäckigste den Vor-
zug erhält.

Daß es dabey für blöde Schäfer Gele-
genheit zu Liebeserklärungen, für begünstigte
zu Beweisen der Dankbarkeit, für schöne
Mädchen manchen Triumph, für nichtschöne
manche Demüthigung geben müsse, braucht
keine Erinnerung. Auf diese Art werden alle
Kuchen nach einander verauktionirt, und die
daraus gelbsten Summen geben nachher für
das ganze Jahr einen öffentlichen Tanz-
fond ab.

Während der Sittenmahler diese Details
zu schildern versucht, bieten sich dem Philo-
sophen eine Menge Bemerkungen über den
Einfluß des Klima's auf ästhetische Ideen,

und über das Aesthetische in den Sitten der
Südländer an. In jenem allgemeinen Ge-
mälde der südlichen Länder von Eu-
ropa werden diese Betrachtungen an ihrem
rechten Orte stehn.

Ueber den Seidenbau und die Seiden-
manufakturen in Nismes.

Sie wissen, mein theuerster Freund, daß
Languebec unter allen französischen Pro-
vinzen, von jeher den meisten Seidenbau, so
wie die meisten Seidenmanufakturen besaß,
und daß Nismes gewissermaßen als die
Hauptniederlage von beyden anzusehen war.
Ich schmeichle mir demnach, daß Ihnen fol-
gende Bemerkungen über den neuesten Zustand
derselben nicht unwillkommen seyn werden,
zumal

jumal da Ihnen dieser Industriezweig von jeher sehr wichtig gewesen ist.

Man pflegt im Gebiete von Nismes, wie in dem ganzen Languedoc, den schwarzen und den weißen Maulbeerbaum „*Morus alba*“ und „*Morus nigra*“ jenen um der Blätter, diesen um der Früchte willen zu erziehen. Man unterscheidet bey dem ersten den „*Murier sauvageon*“ der die Urspecies, und jetzt nur noch in sehr kleiner Anzahl vorhanden ist, von dem „*Murier greffé*“ den man davon durch die Kultur und Impfung erhalten, und in unzähligen Varietäten vervielfältigt hat. Die „*Muriers sauvages*“ haben die besten, wohlschmeckendsten, und nährhaftesten Blätter, die der „*Muriers greffés*“ zeichnen sich durch Größe, Dichte und Anzahl aus. Seit fast neunzig Jahren hat man daher diesem Baume allgemein den Vorzug gegeben, und von dieser Species wird demnach in dem folgenden immer die Rede seyn.

Die Maulbeerbäume werden hier durch den Samen fortgepflanzt. Dieses geschieht, indem man ein grobes Siebart mit den zerdrückten Beeren reibt, und alsdann in die Erde vergräbt. Je fetter und substantiöser der Boden ist, desto besser kommen die Setzlinge fort. Sobald sie anderthalb Fuß hoch sind, werden sie gepflöpft und weiter verpflanzt. In der Regel muß jeder Maulbeerbaum dreymal des Jahres um die Wurzel aufgeschüttet werden, damit er neue Kräfte sammeln und die nöthige Fruchtigkeit an sich ziehen kann. Die Blätter werden vom Februar bis Julius gesammelt, worauf man den Baum vor Ende des Herbstes ausästen muß.

¹ Die hiesigen Maulbeerbäume sind außerordentlich schön, und bieten im Frühjahre, ehe sie abgelesen werden, längs der herrlichen grünen Auen und Weinfelder, einen sehr reizenden Anblick dar. Am ergiebigsten werden sie gewöhnlich im zwanzigsten Jahre, und dauern dann wenigstens noch fünf

zig bis sechzig Jahre fort. Ein Maulbeerbaum, der dreizehn Toisen Umfang, und fünf Toisen Höhe hat, liefert jährlich an Blättern ohngefähr 350 Pfd. (poids de marc) wovon das Hundertgewicht mit 25 bis 35 Sols bezahlt wird.

Die Blätter dieser Maulbeerbäume sind im Allgemeinen nicht sehr harzreich, aber dick und saftig, und voll Zuckerstoff. Im Älger meinet man die Blätter von den Bäumen vor, die in kalkigten Lehmboden stehn, darauf kommen die im steinigten Thonland, vorausgesetzt, daß beides Anhöhen sind. Hingegen werden die Blätter von den besten Bäumen und in dem besten Boden für wenig vorthellhaft gehalten, sobald sie in Niederungen stehn.

Der Frost scheint den Maulbeerbäumen wenig Schaden zu thun, während der geringe Reif den jungen Augen schädlich ist. Eben so nachtheilig ist es, wenn auf einen starken Thau sehr große Hitze folgt, weil die Blätter

dann ruzlicht werden, oder wenn die Hitze sehr lange anhält, weil dann der Zuckersafft wegschwitzen muß.

Außerdem ist der Maulbeerbaum noch einer Menge Krankheiten unterworfen, die aber meistens nur von dem nachlässigen Ausfällen, oder der zu dünnen Erdbedeckung entsiehn. Von Insekten scheint er wenig zu leiden, es müßten die Engerlinge seiner Wurzel oder eine Art Coccus dem Samen ein wenig Schaden thun. Sonst verdient noch bemerkt zu werden, daß das Holz von den Tischlern und Drechseln sehr gut verarbeitet werden kann.

So günstig nun im Allgemeinen das Klima von Nismes für den Anbau des Maulbeerbaumes ist, so ungünstig scheint es für die eigentliche Seidenzucht zu seyn; wenigstens haben die benachbarten Ebenen einen entschiedenen Vorzug darin. Eine Unze Puppen giebt in Nismes im Durchschnitt nur dreyßig Pfund Cocons, von denen man höchstens, zwölf Quentchen Seide

auf das Pfund erhält; während man in den Cevennen auf dieselbe Quantität Puppen funfzig, ja hundert Pfund Cocons, und auf jedes Pfund dreyzehn Quentchen Seide rechnen kann. Gleichwohl haben diese Puppen hier und dort dieselbe Quantität von Blättern, nemlich zweytausend Pfund verzehrt.

Aber woher dieses Mißverhältniß? Einmal ist die Luft in Nîmes doch bey weitem nicht so rein und gesund, als sie in den Gebirgen ist. Zweitens sind die Sommer zu heiß, und die Südwinde besonders für die Seidenwürmer mörderisch. Drittens ist der Behälter für die Seidenwürmer, im Languedokischen La Magnagnière, immer in der Küche angelegt, wo er also dem Rauch und tausend übeln Dünsten ausgesetzt ist. Viertens endlich gehn die Wärter, Magnagniers genannt, viel zu nachlässig mit den Würmern um. Aus diesen Angaben läßt sich leicht er-

stären, warum der Ertrag so gar gering seyn muß.

Noch verdient übrigens bemerkt zu werden, daß man hier zwar auch nur eine Art Seidenwürmer, aber zwey sehr verschiedene Varietäten kennt, wovon die eine große aber schwache Cocons, die zweyte kleinere und festere giebt, jene aber in Ansehung der Feinheit der Seide den Vorzug hat. Die verschiedenen Farben der Cocons zeigen keine verschiedenen Arten von Seidenwürmern an; denn oft pflegen aus gelben wieder weiße, und umgekehrt zu entspringen.

Was die Seidenmanufakturen anlangt, so werden fünfhundert Spinner, dreyhundert Seidenwinder, viertausend Strumpf-Fabrikanten, dreytausend Tassantarbeiter, zweytausend dreyhundert Strumpfflickerinnen, tausend Fabrikanten von halbseidnen Zengen, fünfhundert Bandmacher, und zweyhundert Färber gezählt. Die wichtigsten sind die Strumpffabrikanten, selbst jetzt noch,

wo dieser Zweig durch die Handelsverbote in Spanien ziemlich gelitten hat. Hierauf folgen die Taffentfabrikanten, deren Zeuge sich durch ihre Wohlfeilheit, Leichtigkeit und schönes Ansehen empfehlen, auch ins Unendliche variiert worden sind. Nach diesen kommen die Fabrikanten von halbfelddenen Zeugen, deren Absatz besonders nach Italien, Spanien und Portugal geht u. s. w;

Nach einem ziemlich glaubwürdigen Mittheilungsschlage, werden jährlich an Strümpfen für 5,616,000 Liv.; an Taffeten für 4,875,000 Livres; an halbfelddenen Zeugen für 750,000 Livres; an Bändern für 392,000 Livres abgesetzt. Hierzu kommt noch der Rest der nicht verbrauchten rohen Seide, den man ein Jahr in das andere gerechnet zu 2,000,000 Livres, so wie die Flock- und Floretseide zu 350,000 L. anschlagen kann.

M a z a r g u e s.

Ungefähr zwei Stunden südlich von Marseille befindet sich ein 217 Toisen hoher Berg, der unter dem Namen Marseille Petré bekannt ist. Er hat diesen Namen erhalten, theils weil man von der Spitze desselben ganz Marseille übersehen kann, theils weil man hier in Kriegszeiten die feindlichen Schiffe signalisirt.

An den fahlen Seiten desselben befinden sich einige Tropfsteinhöhlen, mit einer Einsiedelei, Hermité de St. Michael genannt; am Fuße des Berges und in einer kleinen romantischen Bucht liegt das Fischerdorf Mazargues, das in ältern Zeiten der corsischen Familie Ornano gehörte, und dessen Schloß

durch folgenden tragischen Vorfall in den Chroniken von Marseille bekannt geworden ist.

Benigna D'Ornano, die einzige Erbin ihrer Familie, hatte sich mit einem corsischen Officier, Namens San Pietro, einem der schönsten, und tapfersten Männer seiner Zeit, vermählt, der sich aber bey einem äußerst finstern und melancholischen, obgleich großen und energischen Charakter, der heftigsten Eifersucht überließ. Eine Folge davon war, daß er Benigna wie eine Gefangene behandelte, und sich selbst in die tiefste Einsamkeit vergrub.

Sechs volle Jahre waren auf diese Art in Corsica unter beständigen Leiden vergangen, als Pietro bey einer jener häufigen Revolutionen seines Vaterlandes auszuwandern gezwungen ward. Er schiffte sich demnach mit seiner Gemahlin und seinen zwey Töchtern nach Marseille ein, bezog das Benigna zugehörige Schloß in Mazargues, und hielten sie

selbst auch hier in der strengsten Gefangenschaft.

Unterdessen ward in Toulon eine Expedition gegen die Barbaren ausgetücht, und Pietro aufgefordert einer der vornehmsten Anführer zu seyn. Sein Ehrgeiz erwacht; er kann diesem ehrenvollen Rufe nicht länger widerstehen, reißt ab, und läßt Benigna unter der Obhut eines alten Dieners zurück. Benigna benützt diese Adressenlosigkeit, um einige ihrer vorigen Freundinnen zu sprechen, läßt sich von diesen überreden nach Corsica zu flüchten, und ist im Begriffe sich mit ihren Kindern und allen ihren Kostbarkeiten einzuschiffen, als sie von einigen Landstrolächern ihres Namens eingeholt wird. Indessen beschließt der Gewerthaus von Marseille sich ihrer anzunehmen, läßt sie in das Haus einer Verwandtin bringen, und verschafft ihr den Schutz des in ihr residirenden Parlaments.

So vergehen einige Monate, endlich kommt San Pietro zurück, erfährt was vor-

gefallen ist, läßt den Schuhschreiber vernichten, erhält Benigna wieder, führt sie nach Nazarenes und überläßt sich dem ganzen Wahnsinn seiner Leidenschaft. Nur wenig Tage haben Euth und Liebe, Rache und Eifersucht in seinem Innern getobt, so dringt er um Mitternacht mit einer Fackel in Benigna's Schlafgemach, wirft sich vor ihr nieder, und entdeckt ihr, daß sie sterben muß. — Sie drückt ihre beyden Kinder an ihr Herz — „Nur von deiner Hand soll es sein!“ — sagt sie zu ihm, indem sie ihm die ihrige reicht. —

San Pietro steht auf, küßt sie noch einmal auf die Stirn, nimmt den ärtlichsten Abschied von ihr, ermüdet sie nebst beyden Kindern, und stürzt sich in sein eigenes Schwert. — O Herkulesmus! o Barbarey! Ich bewundere, und wende mich vor Abscheu ab!

Ueber die neuen antiquarischen Ent-
deckungen in Nismes.

Man kennt das Werk des gelehrten
und feigigen Menard, über die Alter-
thümer von Nismes. Es macht den
siebenten Band der weitläufigen
Geschichte aus, die er von dieser
Stadt geliefert hat, umfaßt aber
nur die Entdeckungen bis zum Jahre
1761, wo es herausgekommen ist. Ich
habe den Versuch gemacht, eine kleine
Nachlese dazu zu liefern, die bis zum
Jahre 1803 geht, die man aber als
eine bloß vorläufige Notiz nicht zu
sehr beurtheilen muß.

D. G.

I.

Orbäude und dazzu gehörige Stücke.

1.

Römische Thor.

Bei der Niederlegung der im Jahre 1174 erhaltenen Wälle wurden die Ueberbleibsel zweier römischen Thore entdeckt, wovon das eine fast noch ganz erhalten ist, wiewohl sich dessen Schwelle drei Toisen unter dem heutigen Boden befindet. Das Ganze bildet außer den Ruinen der beiden Seitenthürme, eine Fassade von zehn Toisen, drei Fuß Höhe, und von vier Toisen, drei Fuß Tiefe, bis zu dem jetzigen Karnisch der. An beiden Enden ist ein Pfeiler von corinthischer Ordnung, und in der Mitte sind noch zwei andere befindlich, wodurch das Ganze in drei Theile getheilt wird, unter denen der mittlere der beste ist. Dieser mittlere bildet zwei

erte von einander getrennte Hauspassagen, während sie beiden andern niedrigten zu den Nachbarn geführt zu haben scheinen. Die Größe der Hauspassagen sind eine Tasse voll. Ueber denselben steht man folgende In-
schrift:

Imp. Caesar. Divi. F. Augustus
Cos. XI. Trib. Potest. VIII.
Pater. Mater. Col. Dat.

Zusätzlich ergibt sich, daß dieses Thor unter dem Kaiser Augustus, und zwar im Jahr 716 der christlichen Zeit, als eingeweiht wurde bis zum Jahr vor der christlichen Zeitrechnung gehört werden soll.

2.

Themen.

Es sind in diesem eine große Menge christlicher Themen entdeckt worden, und man findet deren fast bei jedem Thurm, wo ein Grund gegeben werden muß. Die letzten

indessen nichts Merkwürdiges, als ihre unveränderte Cirkelform, und die Festigkeit ihrer Bauart aus lauter Druchsteinen, die durch einen unzerwärtlichen Kitt verbunden sind.

Die Tiefe ist natürlich nach dem Local, der Durchmesser hingegen nur sehr wenig verschieden. Gemeinlich haben sie nur 25 bis 30 Zoll in der Breite, doch giebt es auch welche, deren Dimensionen weit beträchtlicher sind. So findet man einen in dem Garten des Ingenieur Durand, der eine Oefnung von 5 Fuß, 6 Zoll hat. Dieses ist aber auch bis jetzt der größte, der bekannt geworden ist.

In dem Garten eines Herrn Cässon *) befindet sich ein Brunnen, der ziemlich merkwürdig ist. Etwas über sechs Fuß von dem gegenwärtigen Boden sieht man nemlich einen großen viereckigten Stein, der einen neun Linien breiten Rand, an zwey von seinen

*) „Vis à vis la placette“ am neuen Cours.

Winkeln einen Abschnitt, und in der Mitte eine runde, 18 Zoll große Oefnung hat. Er ruhe auf einem zweyten sechs Zoll, acht Linien dicken Steine, der eine gleiche Oefnung hat, und bedeckt einen Brunnen, der bis zur Dammerde aus sechs Reihen Steinen besteht. Jede dieser Reihen ist vier Zoll und fünf Linien hoch, während sie drey Fuß acht Zoll im Durchmesser hat. Der ganze Brunnen ist vier Toisen, sechs Fuß tief.

Unterhalb der letzten Reihe Steine, führt eine alte römische Treppe von elf Stufen zu einer kleinen, ohngefähr drey □ Fuß im Umfange haltenden Fläche hinab. Auf der vierten Stufe jener Treppe findet man einen Stein, den man sogleich für antick erkennt, der aber das Zeichen EROS * enthält. Die Buchstaben erscheinen verkehrt, weil der Stein so aufgelegt ist, sind aber übrigens sieben Zoll, vier Linien hoch, sehr tief eingegraben und vollkommen gut erhalten. Wahrscheinlich rührt diese Inschrift von einem römischen Christen

christlichgewordenen Sklaven her, der diesen Namen führte, — man weiß, daß er unter den Sklaven nicht ungewöhnlich war, — und denn dieses Zeichen daneben schrieb. Dies scheint wenigstens Herrn Vincens die natürlichste Erklärungsart zu seyn.

Eben so wird es auch sehr wahrscheinlich, daß dieser Brunnen zu einer sehr ansehnlichen Wohnung gehört haben muß, theils weil die Treppe eine sehr ungewöhnliche Bequemlichkeit war, theils weil man eine Menge von Fragmenten musivischer Fußböden, und eine schöne Statue der Hygiea in der Nähe gefunden hat.

3.

F u ß b ö d e n.

Man hat eine Menge Fußböden mit musivischer Arbeit gefunden, von denen besonders folgende bemerkenswerth sind.

1.

In dem Hause eines Herrn Renouard *) wird ein großes Fragment von einem solchen Fußboden aufbewahrt, das drey Toisen, drey Fuß lang, und zwey Toisen, zwey Fuß breit ist. Der Grund ist schwarz, das Innere besteht aus drey in einander befindlichen Vierecken, die mit einer doppelten Einfassung umgeben sind. Die herrschenden Farben sind weiß, roth und schwarz. Die äußere Einfassung stellt eine Linie von Thürmen und Zierthürmen vor, die wechselseitig auf der Basis eines Triangels, und dem Haupte einer Figur zu ruhen scheint. Die innere Einfassung besteht aus einer Reihe Portiken, die mit ihrer Basis ohngefähr einen Fuß, acht Zoll hoch sind. Das Ganze zeichnet sich durch Schönheit und Vollenbung aus.

*) Man darf nur noch den „Calandre anglais“ fragen.

2.

In dem Jahre 1767. wurde ein vortreflich gearbeiteter Fußboden gefunden, auf dem man in einer eben so leichten als geschmackvollen Einfassung *Ame Diane* in einer liegenden Stellung sah. Ihre Haare waren liegend, in der Hand hatte sie eine Lanze, zu ihren Füßen war auf einer Seite ein Hund, auf der andern der Rüffel eines Ebers zu sehn. Das Ganze war aus den schönsten und mannichfaltigsten Marmorarten zusammengesetzt, doch schien Grün die herrschende Farbe zu seyn. Unglücklicherweise aber ist dieses herrliche Gemälde während der Revolution in gleichgültige Hände gekommen, und größtentheils zerstübelt worden.

3.

Von einem Herrn Laporte in der Straße *Petro, Moulabo*, nicht weit von dem, unter dem Namen *Maison carree* bekannten Tempel, sieht man einen Fußboden,

der, wie sich leicht berechnen läßt, sechs Zeilen lang, und drey Zeilen, zwey Fuß breit gewesen ist. Der Grund besteht aus großen schwarzen Eckschalen auf gelbem Felde, in denen allerhand Figuren, Als Sterne, concentrische Kreise, verhältnismäße Ellipsen u. s. w. befindlich sind. Die Einfassung ist sehr einfach und besteht blos aus schwarzen und gelben Linien, die aber von verschiedener Stärke sind.

4.

Einem vierten sehr schönen Fußboden findet man bey den Herren Jousard, Astier und Rigaud, nur schade, daß er in dem Magazin und Comtoir befindlich ist. Er verdient besonders wegen seiner schönen Blumen- und Vögelfiguren gesehen zu werden, die hier noch mit mehreren andern auf das geschmackvollste verbunden sind. Durch Zeichnung und Materialien scheint dieses Fragment eines der kostbarsten dieser zu Art seyn.

I.

Noch verdient bemerkt zu werden, daß in dem Hause eines Herrn Maury, zwischen dem Coyre, und dem Thore von Klaus, ein sehr schöner, Fußboden gefunden, aber aus Gleichgültigkeit des Eigenthümers nicht ausgegraben worden ist. Er soll noch völlig erhalten und aus weißen, rothen und blauen Erdfarben zusammengesetzt seyn. Ein reicher Liebhaber würde vielleicht einen vortheilhaften Kauf machen können.

II.

Statuen, Büsten, Basreliefs u. s. w.

I.

Statue der Hygiea.

Die Statue ist von weißem Marmor. Die Göttin sitzt, und hat ein Füllhorn in der Hand; der untere Theil des linken Arms

fehlt. Die Statue ward in dem oben beschriebenen Brunnen gefunden, ist zwar an drey Stellen zerbrochen, könnte aber mit solcher Mühe restaurirt werden. Der Styl ist sehr gut, und verräth die schönsten Zeiten der Kunst.

2.

Ein bronzenener Kopf.

Er ist von colossaltischer Größe, und scheint zu einer Statue gehört zu haben, von der man noch nichts weiter gefunden hat. Die Augen mögen wahrscheinlich von Silber gewesen, und daraus entwendet worden seyn. Es ist unmöglich eine Vermuthung über jene Statue zu fassen, ja man kann kaum bestimmen, ob der vorhandene Kopf ein männlicher, oder weiblicher ist. Eine kleine Rinne, die man an der Stirne bemerkt, mag wahrscheinlich zur Befestigung einer Krone u. s. w. gehört haben.

den. — Der Kopf ist jetzt auf der Bibliothek zu sehn.

3.

B a s r e l i e f s.

1) Vespasian. Ein marmerner Medaillon von ohngefähr neun Zoll Durchmesser, der sehr schön gearbeitet und sehr gut erhalten ist. — bey Herrn Sigori.

— 2) Ein Basrelief auf einem Opferaltar. Es ist ein Priester, der in der rechten Hand eine Opferschale hält und im Begriffe steht eine Libation zu machen. Unten liest man:

Augusti

Laribus

Cultores ur-e

Fontis.

Das Ganze ist in dem Garten des Herrn Düchet (auf der Straße nach Avignon) zu sehn.

1) Einige andere kleine Vasenreliefs, die an Fremde verkauft worden sind.

III.

Instrumente, Meublen u. dergl.

1) Eine bronzene Base von großer Schönheit und vortreflich erhalten; sie ist auf der Bibliothek zu sehen.

2) Eine noch schönere bronzene Lampe, auf deren Schneppe vorne eine Maus befindlich ist. Ebenfalls auf der Bibliothek.

3) Mehrere Vasen und Lampen von Thon u. s. w. die aber eben so häufig als unbedeutend sind.

4) Mehrere Todtenurnen, Thränengefäße u. s. w. die man auf der Bibliothek sehen kann. Bemerkenswerth ist auch eine sehr schöne gläserne Urne, die Herr Büchet besitzt.

5) Mehrere schön geschnittene Steine und Medaillen, die theils in dem Kabinete des jetzigen Präfectes, theils in der öffentlichen Bibliothek, theils in Privacabinetten vorhanden sind.

6) Eine große Menge Inschriften, von denen Herr Vincens eine Sammlung heraus gegeben hat.

Das ist ein kurzes Verzeichniß der antiquarischen Merkwürdigkeiten, die in den letzten vierzig Jahren in Nismes gefunden worden sind. Indessen ist dieser classische Boden noch bey weitem nicht erschöpft, und verbirgt höchst wahrscheinlich noch sehr wichtige antiquarische Schätze in sich.

Das dürfte besonders in den Gegenden der Fall seyn, die man als die ehemaligen Wohnplätze der reichern Bewohner ansehen

kaun; das heißt an dem Fuße der Hügelsreihe, die den Nordwind abhält, und ganz gegen Süden offen ist. Die schönsten jetzt vorhandenen Monumente sind hier gefunden worden, allein im Ganzen ist kaum der sechste Theil des Bodens untersucht.

Vastiden um Marseille.

Die ganze Gegend von Marseille ist mit mehreren Tausenden von Landhäusern oder Vastiden bedeckt, die zusammen in der Ferne, wie eine zweyte mit Dörfern vermischte Stadt ansiehn. Nur wenige sind indessen zu einem ländlichen Aufenthalte geschikt, nur wenige lassen sich mit den herrlichen Campagnen vergleichen, die man z. B. in der Schweiz und in Italien zu finden pflegt.

Eine gewöhnliche Vastide faßt nichts als einen Salon mit einigen Nebenkabinets, höchstens noch ein Paar kleine Oberstübchen in

sich, die nur zu einem Aufenthalt von einer Sommernacht eingerichtet sind. Der sogenannte voranstoßende Garten ist ein beschränktes Stückchen Land, wo man nichts als einige Gemüß- und Rebensfelder, so wie einige kleine Orangen-, Mandel-, Oliven- und Feigenbäume sieht. Keine Spur von der schönen mannichfaltigen Vegetation, die man in nördlicheren Landhäusern bewundert hat! Kein lieblicher erquickender Schatten, wo man unter Quellengemurmel, und Vögelgesang entschlummern kann! Alles ist in diesen Bastiden kahl und verbraunt, alles ist ebe und einförmig, alles, bis auf die hohen Mauern, mit denen man sich eingeschlossen sieht, erinnert an eine kuppeliche Natur!

Desto schöner sind aber auch die leider nur zu seltenen Bastiden, wo man bequeme freundliche Zimmer, Blumen und Bäume, Schatten und Vögel, Quellen und Ruhe finden kann. Dergleichen wirklich paradiesische Landhäuser giebt es einige an dem Abhange

jenes, unter dem Namen Biso bekannten Hügels in der Gegend, die von den Einwohnern auf Eygalades genannt wird.

Hier, wo mehrere kleine Quellen, und besonders ein in der Nähe fließender Gebirgsbach, die Häveaune, die Bewässerung erleichtern, hier kann man die herrlichsten Bäume des Nordens und Südens, und die üppigste Gartenvegetation, in einer Kraft und einer Schönheit sehen, die unbeschreiblich sind. Mehrere Besitzer dieser reizenden Landhäuser pflegen auch eine Menge exotischer, besonders afrikanischer und westindischer Pflanzen zu ziehen, die gegen den Nordwind geschützt, sich völlig acclimatiren, und in herrlicher Schönheit blühen. In diesen Gärten ist es, wo man wenigstens neun Monat des Jahres unter Blumen und Blüthen leben, und alle Vortheile eines südlichen Landaufenthaltes genießen kann.

Eine gewöhnliche Vastide wird im Werthe zu acht bis zehntausend Livres, eine bessere

zu zwölf bis sechzehntausend, eine vorzügliche zu vier und zwanzig bis dreßßigtausend Livres geschätzt, woraus sich die Kostbarkeit des Bodens beurtheilen läßt. Gleichwohl ist der Besitz einer solchen Bastide, in kaufmännischer Hinsicht betrachtet, nichts weniger als vorthellhaft, indem man ohne das Kapital verinteressirt zu erhalten, sehr häufig noch die Unterhaltungskosten zuschießen muß. Da in dessen jeder angesehen Kaufmann aus Ton und conventionellem Luxus eine Bastide haben muß, sollte er sie auch des Jahres nur einigemal gebrauchen; so pflegen die Preise selten niedriger, und sehr oft noch etwas höher zu seyn.

Die gewöhnlichen, und selbst mehrere der besten Bastiden, werden eigentlich nur in den fünf Sommermonaten, und auch dann nur wenig Tage gebraucht. Gemeinlich kommt man Sonnabends Abends mit einigen Freunden dahin, bringt den Sonntag dasselbst zu, und kehrt Montags in die Stadt zurück. Die

Hauptbeschäftigungen dieses Landaufenthaltes pflegen in Schmausen und — Spielen zu bestehen.

So wenig ländliche Vergnügungen man aber auch in den meisten Vastiden genießen kann, so leidenschaftlich werden sie dennoch an den durch Mode und Gewohnheit bestimmten Tagen, selbst von dem andern Geschlechte besucht. Selbst Handwerksleute u. s. w. äffen hierin den höhern Ständen nach, und mischen sich wenigstens zu diesen kurzen Besuchen bey einem Bauer ein, was denn auch bey ihnen ohne Bedenklichkeit „meine Vastide“ heißt.

Was Fremde anlangt, die in der Nähe von Marseille auf dem Lande zu leben wünschen, so werden sie bey guten Empfehlungen, wohl hier und da in einer der besten Vastiden, noch immer einige Zimmer finden können. In der Regel indessen werden nur ganze Landhäuser, die schlechten für 500 Livres, die besten für 1000, die vorzüglichsten für

2000, ja oft theurer vermicthet, und leider sind es nur die letztern, wo man eigentlich mit Vergnügen wohnen kann.

Es würde ein schönes Werk zu schreiben seyn „über Landhäuser und Landaufenthalt“ soviel dazu bey den Alten und Neuern Materialien zu sammeln sind. Göthe hat in seiner bekannten Beschreibung ein Muster gegeben, wie man solche Gegenstände behandeln muß.

Ueber die Schifffahrten des massili-
schen Astronomen Pytheas.

Folgender Aufsatz ist ein Auszug
aus einer Abhandlung des berühm-
ten Azuni, die in einer öffentlichen
Versammlung der Academie der Wis-
sensschaften zu Marseille vorgelesen,
und mir freundschaftlich mitgetheilt
worden ist.

d. G.

Unter den vielen berühmten Männern,
die in den ältesten Annalen der Geschichte
von Marseille glänzen, verdient der ohngefähr
170 Jahr vor Anfang unserer Zeitrechnung
geborne Pytheas, als einer der größten Astro-

nomen und Seefahrer seines Zeitalters mit allem Rechte oben an zu setzen. Früh in den mathematischen Wissenschaften unterrichtet, die mit den ersten Züftern seiner Vaterstadt aus Griechenland hier eingewandert waren, suchte er sich in kurzem durch eben so nützliche Entdeckungen, als große Unternehmungen aus. Er bestimmte zuerst die Breite von Marseille *), und erklärte die Erscheinung der Ebbe und Fluth, mit eben so viel Genauigkeit **), als Richtigkeit; er unternahm endlich jene große Seereise, von denen in diesem Aufsatze gehandelt werden soll.

Die erste that er im dem Jahre 330 vor unserer Zeitrechnung an, und lief mit seinem Schiffe aus Marseille aus ***). Von Vorgebirge zu Vorgebirge, fuhr er längs der spanischen Küste, bis nach Gibraltar hin, ging durch die Meerenge, und segelte längs den

*) Strab. Lib. II.

**) Ptolemaeus de Placid. Lib. 2. c. 17.

***) Strab. Lib. 2.

portugiesischen und spanischen Küsten, durch den Meerbusen von Biscaya u. s. w. in den Canal hinein. Nachdem er glücklich hindurch gekommen war, verfolgte er die küstlichen Küsten von England, nahm dann seinen Lauf nördlich, und kam endlich nach einem Lande, das die Eingebornen Thule nannten, und wo der längste Tag 24 Stunden lang war, woraus sich auf eine Breite von 66° 30' N. D. und auf die Schottlandsinseln, oder auf Island schließen läßt.

Wie sehr es nicht zu bedauern, daß von dem eignen Berichte unsers Pytheas nur unvollkommene, und vielleicht gar absichtlich veränderte Fragmente, durch Geminus und Strabo bis auf uns gekommen sind. Ja dieser Bericht ist um so empfindlicher, da jener Bericht allem Anscheine nach, noch eine Menge wichtiger Bemerkungen enthält. Es ist wahr, Polybios und Strabo, und besonders der letzte, haben sehr hart darüber geurtheilt, auch Bayle hat ihnen nach seiner

Wirkende ohne Bedenken bezeichnen, aber man lese was Cassendi, im vierten Bande seiner Werke, in der Verteidigung unseres Pytheas sagt, und man wird sich überzeugen, daß die meisten, ja daß alle angeführten Stellen entweder verflämmeit, oder unrichtig verstanden worden sind.

Nur ist es gewiß, daß auch Pytheas die angeführten Erscheinungen sah, die von den neuen Beobachtern so oft beschrieben worden sind; daß auch er die Idee einer nordwestlichen Durchfahrt gehabt haben mag; daß aber auch er noch mit allen den Hindernissen zu kämpfen hatte, die von jeher mit der Kindheit der Astronomie, Ploß und Schiffahrtstunde verbunden gewesen sind.

Dah nach seiner Zurückkunft von dieser Reise, unternahm Pytheas eine zweite nach der Ostsee, die man gewöhnlich mit der ersten ja verwechseln pflegt, die aber selbst Strabo ausdrücklich davon unterscheidet

des *). Sie ging aus der Elb- und Weichsel von Europa herauf, durch den Kanal in die Nordsee, und von da durch den Sund in das baltische Meer hinein, trafen Köpfe Pytheas bis zu der Mündung eines von ihm sogenannten Flusses Tanais, auf das gemeine unterste in haben schiet. "

Diese zweite Reise ist um so genauer von der ersten zu unterscheiden, da allen vorhandenen Zeugnissen zu Folge **) Pytheas eine eigene, durch Zeit und Inhalt von der ersten verschiedene Beschreibung desselben herausgegeben haben muß. Hier sind einige Details darüber, wie sie uns Strabo im zweiten und vierten Buche seines Werkes erhalten hat.

Pytheas legte den Weg von Cadix bis zum Cap Gaur, jetzt Cap St. Vincent ge-

*) S. oben Lib. II.

**) S. oben Strabo. Cap. 2. S. 148. Appellat. Lib. IV.

erwart, es sind Tugenden, indem es nem-
lich immer an der Küste hinfuhr; er machte
weshalb systematische Beobachtungen, die Er-
taufschens zu den Vertheilungen von
Spanien, Frankreich und England bezogte,
und die in der Folge alle richtig befunden
werden sind; er entdeckte endlich, oder fand
wenigstens den Weg zu dem europäischen
Handel, den die Carthaginenser bis jetzt
ausführten mit dem holländischen Indien ge-
führt hatten.

Aber der Fluss Tanais, dessen Mündung
Syndus in der Odessa fand? Sollte
hier kein Jethon das Zerkleineren, oder das
Systematisiren seiner Ufer vorhanden sein?
Nun auch in die weitläufigen Schifffahrten
einer, Oskani, rümpfte, weil ich hier das
Reisende der weinigen ansehe. Es scheint
mir dennoch, daß der Tanais die Weich-
sel war; und ich schreibe daher besonders aus
der Entdeckung des Zerkleineren, dem Sy-

theas dem Zeugnisse des Plinius zu Folge *), in großer Menge daselbst fand.

Kudere haben ferner bezweifeln wollen, daß Pytheas je in einem enalischen Hafen gelandet sey, daß überhaupt die Massiler an dem brittischen Zinnhandel Theil gehabt hätten? Allein ich verweise sie auf die Stellen im Diodor und Strabo **), wo ausdrücklich von fremden Kaufleuten gesprochen wird, die ganz Gallien in dreißig Tagen durchkreuzen, das Zinn abholen, und es nach Marseille brachten; ich verweise sie auf die Stelle im Diodor ***), wo ausdrücklich von den Zinntransporten die Rede ist, die über Marseille nach dem Innern gehn.

Doch ich breche ab, es muß mir genügen, die Aufmerksamkeit von neuem auf einen Astronomen und Seefahrer gerichtet zu haben, der

*) Plin. Hist. natur. Lib. 37. c. 2.

**) Hist. Lib. 5. Strab. Lib. 3.

***) Hist. Lib. 6.

in der Geschichte der Geographie und des Handels die ehrenvollste Erwähnung verdient.

Das ist die Abhandlung des Herrn Mizumi *). So wenig sie auch im Ganzen ihren Gegenstand erschöpfen mag, so schien sie mir dennoch wegen einiger eigenthümlichen und neuen Ideen der Bekanntmachung nicht ganz unwerth zu seyn. Immer ist es interessant, die älteste Schifffahrtsgeschichte genauer kennen zu lernen, die vorhandenen Angaben zu prüfen und zu vergleichen, und mit dem Geiste eines Hopen und Heeren Resultate daraus zu ziehn.

D. S.

*) Herr Mizumi beziehet sich gegenseitig in Paris, wo er eine neue, sehr verbesserte Ausgabe seiner „des Etats physiques et politiques de l'Asie“, und eines allgemeinen „Etat des connaissances de l'Asie“ beziehet. Letzteres hat er in dieser völlig umgearbeiteten, und sehr beträchtlich vermehrten Ausgabe, ursprünglich gleich selbst französisch geschrieben, so daß also keine schlechte Uebersetzung (wie den der ersten Auflage) in dieser Sprache zu finden ist.

Ueber die südlichen und nördlichen Län- der von Europa im Allgemeinen.

Die Extreme liegen in der Natur, sie liegen
in dem menschlichen Geiste, der der Ausdruck
derselben ist. Wir haben aber von einem Ge-
mälde der südlichen Länder von Eu-
ropa gesprochen, als in pittoresker, physischer,
und sittlicher Hinsicht geschrieben werden soll.
Es wird sein Gegenstück an einem mit glei-
chem Geiste bearbeiteten Gemälde der
nördlichen Länder von Europa finden,
das nichts als Kontraste zeigen wird. Beide
werden dann eine Parallele zwischen Norden
und Süden nöthig machen, wovon der folgen-
de Aufsatz einige leichte Umrisse enthält.

Betrachten wir zuerst den pittoresken, und eigenthümlichen Charakter der Landschaften. Was finden wir im Norden? Eine große, wilde, gewaltige, gleichsam noch mit sich selbst im Kampfe liegende Natur! Überall nichts als Spuren halb entwickelter Kräfte, mächtiger Gegenwirkungen, unvollendeter Schönbheiten. Alles groß und erhaben, alles Kühn und mächtig, aber auch alles mit dem Charakter der Rauheit, der Härte, und der Schrecklichkeit, die sich minder beschreiben, als fühlen läßt.

Der Süden hingegen? — Zeigt er nicht überall eine sanftere, liebliche, in sich selbst vollendete Natur? Zeigt er nicht überall Versöhnung, Harmonie und Vollkommenheit? Alle Formen sind hier leichter, zarter, vollendeter; alle Massen scheinen loser, magischer und glänzender zu seyn; alles trägt den Charakter der Milde, Liebe und Freundlichkeit, die über dem ganzen Himmel schwebt.

Weiter die physischen Kontraste selbst, die Erscheinungen, die Formen, die Eigenthümlichkeiten der nördlichen und südlichen Natur, wie sie nur in meteorologischer, botanischer, zoologischer Hinsicht u. s. w. zu betrachten sind. Wie viel interessante Darstellungen, wie viel große und schöne Ideen bieten sie nicht dem Dichter und Philosophen dar! Dieser Theil ist unendlich reich, und erfordert den ganzen Fleiß des Schriftstellers, der diese Werke unternehmen wird.

Endlich die sittlichen Verschiedenheiten mit allen Eigenthümlichkeiten der Existenz, und in allen Formen des Lebensgenusses verfolgt! Wie der Mensch zwar nur ein Produkt seines Bodens und seines Klima's, zwar nur ein Resultat seiner Umgebungen und Verhältnisse, doch in dem rein menschlichen, in dem innern Leben der Species, sich überall gleich geblieben ist, und wie sich am Ende bey allen Verschiedenheiten der ein-

seinen Theile, alles in große herrliche Harmonie ausfließt!

Glauben Sie nicht, mein theuerster Freund, daß zwei solche Werke Interesse und Verfall finden würden? Wollten wir dann noch weiter gehn, wollten wir die Natur nach allen ihren Formen, Beziehungen und Verhältnissen, in ihrer höchsten und niedrigsten Lebenskraft kennen lernen, so könnten wir ein Gemälde der tropischen Länder, und ein Gemälde der Polarländer hinzufügen, denen es sicher auch nicht an Mannichfaltigkeit fehlen soll.

Sie fühlen den ganzen Werth, den ganzen Vortheil solcher geographisch, ästhetischen Darstellungen. Sie wissen besser als ich, wie viel Materialien dazu erforderlich sind, und wie viel Kritik und Geschmack man sie bearbeiten muß. Aber Ihnen brauche ich auch nicht zu sagen, daß eine solche Ansicht der Erde, und des Menschenlebens das sicherste Mittel ist, sich von dem Kleinlichen Geiste

der Localität, und der nationalen Beschränkung, zu jener hohen, heiligen, und ächten Weltphilosophie zu erheben, die von jeher das System aller großen und guten Menschen gewesen ist *).

*) Von alle ähnlichen Speculationen unnöthig zu machen, hiermit die Nachricht, daß obige vier Gesetze bereits vor einigen Jahren in Verbindung mit mehreren Freunden angefangen worden, und ihrer Vollendung nahe sind. Sie sind mit dem größten Fleiße nach den besten Materialien bearbeitet worden, und werden in dem künftigen, und überhaupt in dem naturhistorischen Theile, noch außerdem von Kennern auf das sorgfältigste revidirt. Die umständliche Anzeige, sobald sich die gewisse Entscheidung bestimmen läßt.

D. G.

Versuche, das Seesalz zum Düngen
der Wiesen zu gebrauchen.

Dieser kleine Aufsatz rührt von einem denkenden Landwirthe, Herrn Koch Darbez her, der zu Salon im Departement der Rhonemündungen lebt. Es versteht sich von selbst, daß das Ganze blos Uebersetzung ist.

d. S.

Man pflegt in unsern Gegenden die Wiesen mit kleingestoßenen alten Schiffspänen zu düngen, und hat sichtbaren Vorthell davon. Da dieses bloß von den darin enthaltenen Salztheilen herkommen kann, so beschloß ich einige Versuche mit bloßem Salze zu machen,

deren Erfolg ich Ihnen mittheilen will. Ich bestimmte eine kleine Wiese von ohngefähr einem Morgen dazu, wovon ich aber die eine Hälfte auf die gewöhnliche Weise düngten ließ.

Der erste Versuch ward im Jahre 1799 im Frühjahr gemacht; lief aber ziemlich unglücklich ab, denn das Gras ward völlig verbrannt. Ich mußte also auf andere Mittel denken, wozu sich auch bey der Lage meiner Wiese Gelegenheit fand.

Längs derselben befindet sich nemlich ein Bach, aus dem ich nach hiesiger Gewohnheit einen kleinen Kanal abgegraben hatte, worin sich eine sehr gute Leimerde anzusehen pflegt. Von dieser Erde machte ich kleine Schichten, bestreute sie dünn und vorsichtig, mit meinem grob zerstoßenen Salze und breitete die ganze Mischung, nach dem ersten Hiebe, zu Anfang des Junius über meine Wiese aus. Das Gras wurde aber gelb davon, und ich überzeugte mich, daß die Dosis noch zu

scharf gewesen war. Ich beschloß daher, eine ähnlich zubereitete Düngemasse, die zum nächsten Frühjahr unter freiem Himmel zu lassen, und dann zu sehen, was damit anzufangen sey.

Das Frühjahr kam, meine Masse war ganz von der Winterfeuchtigkeit durchweicht, und hatte von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche eine Art von Crystallisation angefaßt; ich streute aus, bewässerte ohne Aufschub, und hatte die Freude, meine Versuche endlich gelingen zu sehn.

Mein Gras glug weit schöner auf, als auf der andern Hälfte, die wie gewöhnlich gedüngt worden war; es hatte eine weit höhere Farbe, wurde weit feiner, und schien dem Viehe ungleich angenehmer zu seyn, was sich auch durch die begemischten Salztheile sehr leicht erklären läßt. Ich konnte die Weie überdem drey mal hauen, und hatte dennoch an den Bestellungskosten erspart. Während

ich nämlich für die gedüngte Hälfte in einem
Jahre dreißig Livres an Dünger aufge-
wendet hatte, kamen mir die sechs verbrauch-
ten Scheffel Salz nur zwanzig Livres
zu stehen.

Ueber
den Sämereyhandel von Nismes.

Man weiß, daß von Nismes jährlich sehr große Ladungen Sämereyen nach Holland, England, Dänemark, Schweden und Rußland gehn, die wegen ihrer Güte, Reinheit und Schönheit sehr geachtet sind. Hier ist eine vollständige Liste derselben, mit den beygefügten Languedolischen Namen, die teutschen Botanikern und Gartenfreunden gewiß willkommen seyn wird.

Verzeichniß der Handelskörner von Nismes.

I.

Gartenkörner.

Lateinisch.	Französisch.	Provincialname.
Allium sativum.	Ail	Avé
Lepidium sativum	Anitor	Anitor
Scolymus - Cynara	Artichaux	Artichaux
Solanum - Melon- gena	Anbergine	Aoubergino *)
Ocymum basili- cum	Basilic	Basili
Beta vulgaris	Betteraves	Blétarabos
Scolymus cardun- culus	Cardon d'Espagne	Cardo
Daucus - carota	Carotte	Pastanargo
Apium graveolens	Celeri	Api
Scandix cerefolium	Cerfeuil	Charfeuil
Cichorium-intybus	Chicoree	Sicourcio

*) Auch Melomgeno.

Latelnisch.	Franzöfisch.	Provincialname.
<i>Brassica oleracea</i>	Choux	Caoulés
<i>Melissa officinalis</i>	Citronelle melisse	Citronnéto
<i>Cucumis sativus.</i>	Concombres	Councoumbres.
<i>Capicum anuum</i>	Corail des jardins	Coural (Pohroun)
<i>Cucurbitae</i>	Courges	Cougourlos
<i>Cichorium endivia</i>	Endives	Endéviols
<i>Spinacia oleracea</i>	Epinards	Espinards
<i>Hedisarum caput galli</i>	Esparcette	Espercé
<i>Anethum foenicul. graveol.</i>	Fenouil doux	Fénouil doux
<i>Foeniculum dulce</i>	Fenouil d'Espagne	Dasselbe
<i>Rubia tinctorum</i>	Gaxence	Agaranco
<i>Reseda luteola</i>	Gaude	Gaulo
<i>Lactucas</i>	Laitues	Lachugos
<i>Laurus nobilis.</i>	Laurier	Laourie
<i>Prunus lauro- ce- rasus</i>	Laurier romain	vacat
<i>Viburnum- tinus</i>	Laurier thyrs.	vacat
<i>Medicago sativa</i>	Lucerne	Luzerno
<i>Origanum - majo- rana</i>	Marjolaine	Marjoulléno
<i>Cucumis- melo</i>	Melons	Melonnés
<i>Morus alba et ni- gra</i>	Muriers	Amouriers
<i>Brassica napus</i>	Navets	Nabets

Latéinisch.	Französisch.	Provincialname.
Allium cepa	Oignons	Séhos
Rumex scutatus	Oseille	Aigréto
Papaver somniferum	Pavot	Pavo
Apium petroselinum	Persil	Jaouvez
Poterium - Sanguisorba	Pimprenelle	Pimpanelo
Allium porrum	Poireau	Porro
Solanum - Lycopersic.	Pomme d'amour	Toumato
Portulacca - oleracea	Pourpier	Bourtoulaigo
Raphanus sativus	Raifort	Rabés
Brassica - rapa	Rave	Raifort
Ricinus communis	Ricin	Palina - Clauze
Brassica - eruca	Roquette	Rouquôto
Tragopogon - porrifolium	Salsifis	Sarcifi
Scorzonera - hispanica	Scorsonère	Escarsounère
Delphinium - Staphisagria	Staphisaigre	Grano de capouchin

Rilbe Cãmereven.

Latéinisch.	Französisch.	Provincialname.
Vitex - agnus - ca- stus	Agnus castus	Pébré
Ammi - majus	Améus	vacat
Daucus-carota-syl- vestr.	Carotte	Pastanargo saovajo
Anethum - foenicu- lum	Fenouil amer	Fenouilé
Trigonella - foenu- graecum	Fenu grec	Sénégrè
Spartium - scorpius	Genet epineux	Argielas
Juniperus - commu- nis	Genièvre	Génébré
Rhamnus infecto- rius	Graine d'Avignon	Granéto
Lithospermum - of- ficinale	Grémil	Milion - solis
Sambucus ebulus	Hièble	Ecuffo
Lavandula Stoe- chas et Spica	Lavande	Spà
Urtica - pilulifera	Ortie romaine	Ourtigo
Plantago - psyllium	Fsillum	Grano d'enciro
Ruta graveolens	Rue	Rudo

Latéinisch.	Frantzösisch.	Provincialname.
Rosmarinus officinalis	Romarin	Roumarin
Satureia-montana	Sarriette, Savaurée	Sauricujo
Seseli-tortuosum	Séséli	Fenoul de marseio
Rhus-Sumach	Sumac	Nerto
Coriaria-myrsifolia	— — —	Redou
Thymus serpyllum et vulgar.	Thym	Férigoulo

3.

B u r g e i n.

Aristolochia rotunda et longa	Aristolocha ronde et long	Fauterno
Dictamnus albus	Fraxinelle	vacat.

Ueber Licht und Luft im Süden.

Zwey große Principe sind es, die der ganzen Natur Leben und Farbe verleihn, Licht und Luft, jene geheimnißvolle Materien, denen der Mensch zwey seiner schönsten Künste, Malerey und Musik, verdankt.

So unveränderlich diese Materien in ihren Urbestandtheilen sind, so sehr werden sie durch die verschiedenen Breiten, und wenn wir einen blos sinnlichen Ausdruck brauchen dürfen, durch die verschiedenen Entfernungen von der Sonne modificirt. Licht und Luft im Süden, und Licht und Luft im Norden, wer hat sie vergleichen können, und nicht den Unterschied gefühlt?

Im Süden ist alles Klarheit, Reinheit, Durchsichtigkeit, das Blau des Himmels ist schöner, die Sonne glänzender, das ganze Firmament erscheint mit neuer Herrlichkeit. Alle Umrisse sind reiner und lieblicher, alle Massen treten bestimmter und schärfer hervor; über der ganzen südlichen Welt schwebt ein magisches Licht, mit tausendfältigem Farbenspiel.

Im Süden ist die Luft gleichsam ein verfeinertes geistiges Fluidum, mit dem man Leben und Kraft, Muth und Begeisterung hinuntertrinkt. In leichten, lieblichen, silbernen Wolken walt sie am Himmel hin, schwebt an den rosigen Spitzen der Berge, oder wird auf dem Spiegel des Meeres zum schönsten Grün. Zart und leicht zusammengehoben, von allen Nordischen Nebeln entbunden, spielt sie mild und sanft um die Brust ihrer Lieblinge herum.

Im Norden hingegen ist alles hart und eisförmig, alles glanzlos und freudenleer.

Schwer und düster senke sich der eiserne Himmel auf die Welt herab, und umhüllt alles mit Grabenacht. Dicht und gepreßt flieht die Luft in rohen und halb gebildeten Massen daher, beengt die Brust, die sie beleben soll, und erfüllt alles mit Schwermuth und Lebensmüdigkeit.

Sehr schön und gefühlvoll sagt Störke in einer seiner Elegieen:

„O wie fühlt ich in Rom *) mich so froh!
gedenk ich der Zeiten,
„Da mich ein graulicher Tag hinten im
Norden umfieng.
„Trübe der Himmel und schwer, auf meinen
Schädel sich neigte,
„Jard, und gefaltlos die Welt am den
Ermatteten lag;

*) Mit einer, der vielen einseitigen Worte wegen, überdem sehr vorkommenden Veränderung könnte auch gelesen werden: Im Süden, wo aber alldein So wegstreichen muß.

„Und ich über mein Ich, des unbefriedigten
Geistes

„Düstre Wege zu suchen, still in Betrach-
tung versank.

„Nun umleuchtet der Glanz des hellen Ae-
thers die Stirne,

„Phöbus ruft, der Gott, Farben und
Farben hervor.

„Sternenheiß glänzet die Nacht, ertönend von
frohen Gesängen.

„Und wir leuchtet der Mond heller, als
ehemals der Tag.

„Welche Seligkeit ward mir Sterblichen!
Träum' ich? Ernstlänger

„Dein ambrosisches Haus, Jupiter, Wa-
ter, den Gast?

Der Einfluß dieser beiden Principe auf die Organisation, auf das physische, und intellektuelle Spiel der Maschine, bedarf keiner weitem Erläuterung, auch die südliche und nördliche Poesie liefert unter andern Beweise dafür. Das gilt besonders von den Naturschilderungen, bey deren Vergleichung sich aus einer Menge bedeutsamer Details, sogleich

das Vaterland des Dichters 'errathen
läßt.

Es ist eine bekannte Sache, daß fast alle
Vögel vorzugsweise an der Südseite bauen.
Alle fein organisierte Menschen haben denselben
Instinkt, und werden nie freiwillig in eine
nördliche Wohnung ziehn. Für Schriftsteller
besonders müssen diese Rücksichten sehr wich-
tig seyn. Wie manches mißlungene Werk
ward in einem düstern nördlichen Zimmer
geschrieben; wie manches unsinnige System
in einer solchen metaphysischen Hölle ausge-
heckt! Wie der Mensch denkt, so wohnt er,
und wie er wohnt, so denkt er, sein äußeres
und sein inneres Leben wird immer gegensei-
tig reproducirt. Aller unser metaphysischer
Wußt ist eitel nordisches Nebelwerk; schickt
unsre finstern Scholastiker nach Süden, und
ihr werdet sie plöblich verwandelt sehn.

O Natur, mit deiner Sonne und dei-
ner Lebenslust! Wenn ich euch nur behalten,

soenn ich auch nur mein nennen kann!
Und mag ich arm und vergessen sterben, mein
letzter Blick wird selig, mein letzter Athemzug
entscheidend seyn.

Forstwissenschaftliche Bemerkungen über
die Ursachen des Holzmangels, und
die vornehmsten wildwachsenden Bäume
und Gesträuche in der Provence.

E i n l a d u n g

aus einer in der Academie zu Marseille vor-
getragnen Abhandlung.

Der Boden der ehemaligen Provence, oder
der heutigen Departements: Bouches, Rhodan-
nensungen, Var und Nideralpen, ist im
Allgemeinen zu trocken, um viel Holz hervor-
zubringen, zumal, da auch im Ganzen nur
wenig Regen fällt. Man kann ihn in zwei große
Haupttheile, in Kalk- und Granithoden ab-
theilen, wovon der erste, die Sieben Thier

des Ganzen umfassend, fast ausschließlich in den Departements Vaucluse, Rhodanmündungen und Niederalpen, der zweyte nur in dem Departement du Var befindlich ist.

Was zuerst den Kalkboden anlangt, so ist er in sehr mannichfaltigen Verhältnissen, theils mit Kreide, Gyps und Mergel, theils mit Letten, Sand und Kiesel vermischt, auch findet man Granitgeschiebe und hier und da, wie z. B. bey Beaulieu und Evénos, einige Spuren ausgebrannter Vulkane darin.

Mitten in diesen Kalkgegenden giebt es große, aus lauter Kieselgeschieben bestehende Flächen, wie z. B. die Crau, den Distrikt von Diot, Antibes, Niz, Nices, Balansolle u. s. w. wo man zwar Früchte und Wein, aber auch kein Holz bauen kann.

Dasselbe ist der Fall mit den niedrigen Gebirgen, die besonders auf ihrer Südseite fast völlig kahl und baumlos sind; kaum trifft man hier und da einige Eichenbüsche (*Ilex*

und Quercus), etwas Rosmarin, Spartum, Buchsbaum, Thymian und Lavendel an; nur in den höhern und kältern Gegenden kann man Buchen, Tannen, Fichten und Lerchenbäume sehen. Die Nordseite indessen bietet im Allgemeinen mehr und schönere Bäume dar.

Was die von der Rhone und Durance in diesen Kalkgegenden gebildeten großen Ebenen anlangt, wie z. B. die Camargue, die Ebenen von Arles, Avignon, Cavillon u. s. w. so sind ebenfalls nur wenig mit Holz bebaut. Der fruchtbare Boden ist hier zu kostbar, man begnügt sich einige Bäume längs der Kanäle zu lassen, und wendet das übrige Land lieber zum Korn- und Wiesenbau an. Das von den Kalkgegenden; jetzt von dem Granitboden, der in dem Departement da Var befindlich ist.

Man findet in diesem Granite Quarz, Porphyr, Glimmer, Topfstein, Schiefer u. s. w. ohne die mindeste Vermischung von Kalkstein.

stetn. Da er ist so bestimmt von dem letztern abgesondert, daß man in einer Strecke von vier und zwanzig Lieuen (von Lacadiere bis Auzibes) links die hohen kahlen Kalkgebirge, rechts die noch höhern schön bewachsenen Granitgebirge, ohne die mindeste Vermischung erblickt. Diese letztern sind es, die man im südlichen Frankreich mit dem Namen „Les Maures“ bezeichnet hat, weil die Araber fast zwey Jahrhunderte durch ihre Positionen darin hatten.

Hier findet man eine Menge ziemlich schöner Bäume, und zwar bis an die Gipfel der Berge hinan. Mehrere Eichen, und Fichtenarten, hohe Eschen, Kastanien u. s. w. wechseln mit Epfeln, Myrthensträuchen, Erdbeerbäumen, Ericas u. s. w. ab; und bilden, besonders in Vergleichung mit jenen kahlen Gegenden, ziemlich angenehme Waldungen. — Dies im Allgemeinen; wir wollen nun auch von jedem der beyden Haupttheile im Beson-

dern sprechen, und fangen wieder mit den Kaltgegenden an.

Gemeiniglich glauben unsere Landleute, der Kaltboden sey gar nicht zum Holzanbau geschikt. Allein aus alten Chronicalischen Nachrichten und andern Anzeigen erhellet, daß es hier in frühern Zeiten sehr beträchtliche Waldungen gab. Nur mit der zunehmenden Bevölkerung wurden sie allmählich ohne System und Ueberlegung ausgerottet, besonders um dem übertriebenen Weinbau Platz zu machen; der doch im eigentlichen Sinne eine Landplage unserer südlichen Provinzen ist.

Allein was hat man dadurch gewonnen? Ich antworte: Man hat vielmehr den größten Schaden davon gehabt. Einmal hat man dadurch das ohn-hin sehr heiße Klima der Provinz nur noch trockner; zweitens hat man den heftigen Regengüssen den Zugang in die Ebene nur noch leichter gemacht; drittens hat man die werthige gute Erde, die die Felsen bedeckte, und die vorher durch die Wurzeln der

Baume festgehalten wurde, völlig eingebüßt. Daher der traurige Anblick unsrer nackten Gebirge, daher die Unmöglichkeit, sie jemals wieder angebaut zu sehen.

Man verstehe mich indessen nicht unrichtig. Ich will keinesweges die vernünftige Ausrottung in Anspruch nehmen, ich rede blos von der thörichtern Wuth, mit der man gleichsam jedem Baum den Krieg angekündigt hat. Dieses ist vielleicht funfzig Jahr hinter einander ohne auffallende Wirkungen getrieben worden, aber plötzlich haben sich alle schlimme Folgen auf einem Punkte vereinigt, und sich also nun desto fühlbarer eingestellt.

Man sehe doch nur einmal, wie trocken unsere Sommer, wie schlecht also unsre Erndten seit ohngefähr achtzig Jahren sind; wie sehr die Verdüsterung gerade in den Gebirgen abgenommen hat, wie wenig unsre Fabrikern die Concurrnz mit den nördlichern, in holkreichern Gegenden gelegenen aushalten können,

und man wird von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugt sein.

Was ist nun in den Kalkgegenden an Waldung übrig geblieben? Mit Ausnahme einiger Fichten, Tannen, und Lerchenbaum, Fichte in dem Departement der Niederthalen, einiger Eichen, Eschen, und Fichtenwaldungen in den Departements Vaucluse, Rhonemündungen, die, wohl zu merken, noch ebendrin in sehr schlechtem Zustande sind, so gut als gar nichts. Man kann Tagelang reisen, ohne in den übrigen Theilen der genannten Departements etwas mehr als kleine verkrüppelte, hier und da zerstreute Gebüsche zu sehn.

Was die Granitgegenden anlangt, so findet man, wie gesagt, noch ziemlich Waldungen darin, besonders wenn man eben aus den kahlen Kalkgegenden kommt. Es ist daher keinem Zweifel unterworfen, daß die unverkündigte Ausrottungsmethode hier keine Nachahmer gefunden hat. Indessen wird dennoch der Ackerbau nach einem Systeme ge-

trieben, das auch diesen Waldungen schon nachtheilig geworden ist, und es immer mehr werden muß.

Die armen Einwohner dieser Gebirge nemlich haben den Eigensinn, trotz ihrem dürren, steinigten und unfruchtbaren Boden, so viel Getreide als möglich auszusäen. Zu diesem Ende hauen sie aller zwanzig Jahre einige Morgen Wald um, doch so, daß die größern Fichten und Korkleichen stehen bleiben, machen es urbar, säen das erste Jahr Weizen, das zweyte Hafer hinein, und lassen es dann wieder achtzehn Jahr als Waldstück stehn. Dieses sind die sogenannten Taillades, die aber für die Erhaltung der Wälder äußerst nachtheilig sind.

Zuerst gehen nicht nur eine Menge junger herrlicher Stämme durch die unsystematische, und unwissenschaftliche Abtheilung des Ganzen selbst verloren, sondern auch sehr viel große und schöne Bäume, die man gern verschonen möchte, leiden mehr oder weniger da-

beg. Zweitens giebt diese Ausrottungsart zu den häufigen Waldbränden Gelegenheit, aber die man jeden Sommer in diesem Departement klagen hört, und die oft sieben bis acht Meilen weit gehn.

Wir schließen diesen Aufsatz mit einigen Bemerkungen über die vornehmsten, in der Provence, oder dem genannten Departements wildwachsenden Bäume und Gesträucher, welches folgende sind:

Quercus Saëbar. Chêne-kégo. (die Korkeiche). Sehr häufig in den sogenannten maurischen Gebirgen (*Les maures*), von denen oben gesprochen worden ist, wo die Rinde verarbeitet wird. Er kommt in jedem Boden, selbst zwischen Felsen, und in Glimmerschiefer fort, wenn es ihm nur nicht an Wärme fehlt. Um den Stamm zu bilden, muß man den Baum in der Jugend aussäen. Die Rinde wird aller acht bis zehn Jahr abgezogen, und damit im zwölften Jahre der Anfang gemacht; gleichwohl wird der Baum in der Regel niehr

reer hundert Jahre alt. Die beste Rinde geben die Bäume, die in sehr magerm und steinigtem Erdreich stehn. Das Holz ist gut zum Brennen, auch zum Zimmern, wiewohl es ziemlich schwer ist. Die Früchte sind gut fürs Rindvieh, auch mäset man Schweine und Truthühner damit. Der Gebrauch des Korkes selbst ist allgemein bekannt.

Quercus Ilex. Chêne verd. Man findet diesen Baum vom Ufer des Meeres an, bis in die niedrigern Gebirge hinauf. Er wächst in dem trockensten Boden, am liebsten zwischen Felsen, nur muß er gegen die rauhen Winde geschützt seyn; in der Regel pflügt er aber immer klein zu bleiben. Er giebt das beste Brennholz, auch wird die Rinde ganz vorzüglich zur Gerbetlohe gesucht.

Quercus alba. Chêne blanc. Ueberall bis an den Fuß der Alpen; der Boden muß aber fester und tiefer, so wie die Lage kühler seyn, als bey den vorigen. Er wächst äußerst langsam, wird aber sehr groß und

dick, und stirbt so zu sagen niemals aus. Der große Nutzen, den man von dem Holze zum Schiffbau u. s. w. so wie von der Rinde zum Gerben, von den Früchten zum Masten des Rind, und Federviehes zieht, ist bekannt.

Castanea. Chataignier. Am häufigsten in den maurischen Gebirgen, auch in einigen Riesgegenden in dem Departement der Niederalpen, fast gar nicht im Kalkboden, wo er immer einzugehen pflegt. Die hiesigen Örtlicher machen Dauben und Reifen daraus.

Pinus pinea. Pin cultivé. Provençal. Pin-pignier. Wild in den maurischen Gebirgen, zwischen Frejus, St. Tropez und Hyeres, wo es ehemals große Plantagen davon gab, die aber jetzt fast ganz verunstet sind. Er kommt fast überall sehr gut fort, am besten aber in fettem Sandlande, nur muß er der Kälte nicht zu sehr ausgesetzt seyn, wogegen er äußerst empfindlich ist. Wegen

seiner Früchte und seiner Schönheit wird er auch vorzugsweise in Gärten gepflanzt.

Pinus maritima major. Grand pin maritime. Kommt in dem dürresten und steinigsten Boden, sogar zwischen Schieferlagen fort. Ehedem waren die maurischen Berge und auch der Berg Estérelle ganz damit bedeckt, aber häufige Brände und revolutionaire Räubereien haben diese schönen Waldungen sehr dünne gemacht. Im Kälteboden scheint er nie zu gedeihen. Dagegen kommt:

Pinus maritima minor. Petit pin maritime sehr gut darin fort; ob er gleich auch im Kies- und Kreidelande, und überhaupt in dem allerschlechtesten gedeiht. Er zeichnet sich durch sein Harz aus.

Lotus fructu cerasi. Micocoulier. Prov. Falabriguier. Wird sehr groß und schön, und kommt in den südlichen Theilen der Provence, selbst im trockensten Boden fort. Er wird durch Samen fortgepflanzt.

Pyrus sylvestris. Poirier sauvage.

Provenç. Perussier. In den wildesten unfruchtbaren Gegenden, von der Küste bis an den Fuß der Alpen. Das Holz dient zur Tischlerarbeit; die aller fünf bis sechs Jahre abzuplattenden Äste werden zu Faschinen, die Früchte zum Viehfutter und Mästen des Geflügels gebraucht.

Pinus sylvestris fol. brev. glan. con. parv. albicantib. Pin d'Ecosse, Pin de Genève. Auf den niedrigen Gebirgen und überhaupt in allen hohen und kalten Gegenden der Provinz. Er kommt in dem schlechtesten Kreideboden und auch wieder in dem fruchtbarsten Lande fort. Das harzreiche Holz wird zur Tischlerarbeit gebraucht.

Sorbus Aucuparia. Sörbier des oiseaux in den hohen kalten Gegenden des Departements der Nideralpen. Und *Sorbus sativa* (Cormier) in den mittlern und untern Theilen der Provinz. Letzterer kommt wild in den Hecken, und zwar in je-

dem Boden und in der südlichsten oder nördlichsten Lage ohne Unterschied fort. Das Holz wird seiner Härte wegen sehr gesucht. Er wird durch Samen fortgepflanzt.

Cerasus sylvestris amara. Mahaleb. Im Departement der Niederalpen. Er kommt selbst in schlechtem Boden ziemlich gut fort, wird schnell und leicht aus den Samen gezogen, und liefert ein gutes Holz, das von den Tischlern zum Einlegen, und von den Drechslern zu allerhand kleinen Arbeiten gebraucht wird.

Acer. Erable. Man findet mehrere Species, als: *Acer foliis trilob. lob. integr.* Linn. l'étable de Montpellier, in schattigen Gegenden des südlichen Theils. *Acer camp. fol. lob. obtus. emargin.* le petit érable, an den Wegen und Bächen. *Acer pseudo-platanus*, in allen höhern und kalten Gegenden der Departements.

Crataegus aria. L'alisier. In bergigten Gegenden und im Schatten. Er

pflanzt sich durch die Früchte fort, sein Holz ist hart.

Fraxinus. In den kühlen nördlichen Gegenden: *Fraxinus foliol. serrat.* Florib. apetal. In den warmen südlichen: *Fraxinus fol. serrat.* Florib. corollat.

Erica maxima alba. Grande bruyere. Häufig in den maurischen Gebirgen, und auf dem Berge Esterelle, wo sie allmählich die ehemaligen Fichten und Korkbaumpflanzungen ersetzen wird. Aus dem Stamme werden sehr gute Schmiedekohlen gebrannt.

Cistus ladaniifera monspel. Cyste. Prov. Massuguo. Von sehr großem Nutzen für die Granitgegenden, wo diese Pflanze theils frisch, theils versauert zum Düngen gebraucht wird, auch dem steinigsten und erschöpftesten Boden, wenn man sie sieben bis acht Jahr darauf vegetiren läßt, seine erste Fruchtbarkeit, und so zu sagen eine neue Oberfläche guter Erde, wieder giebt. Sie wird drei bis vier Fuß hoch, und hat vor dem, in

den Kalkgegenden zu gleichem Zweck, gebrauchten Buchsbaum den Vorzug, schneller zu wachsen und in größerem Uebersusse vorhanden zu seyn.

Quercus coccifera. Chêne nain.
Prov. Avauz. In den Kalkgegenden und zwar in dem unfruchtbarsten Boden zwischen Felsen und Kieseln, wo sonst nichts gedeihen will. Es ist noch der einzige Baum, der hier und da die Kalkhügel bedeckt, und gutes Brennholz giebt. Der Kermes wird aber nur auf den Bäumen gefunden, die in den südlichen Gegenden angepflanzt sind; z. B. in der Crau, bey Vambese, Ventabreu, in allen Dörfern um dee Leich Berre u. s. w. In den Küstengegenden pflegt er immer am größten und schönsten zu seyn.

Ueber die provenzalischen Schnitter.

Die zwey schönsten Beschäftigungen des Ackerbaus, Säen und Erndten, schließen eine Menge ästhetischer Ideen in sich, die auch in dem herrlichen poetischen Alterthum durch mehrere reizende Symbole und Feste bezeichnet worden sind. Erndte und Erndtebeschäftigungen vorzüglich, mit allen ihren Beziehungen auf Freude und Erfüllung, auf Genuß und Vollendung, haben von jeher, und bey allen Nationen eine der schönsten Epochen des ländlichen Lebens gemacht.

Wüßte ein Schriftsteller von Geist, Gefühl und Geschmack, alle diese schönen Bilder in ein Gemälde vereinigen, die erste, die friedlichste, die nützlichste Beschäftigung des Men-

schen in ihren mannichfaltigen Beziehungen zu dem Schönen verfolgen, und so auch selber die herrliche poetische Ansicht des Lebens wieder herzustellen streben, die der scholaistische Geist des Zeitalters beynahe vernichtet hat. Bis einer meiner Freunde jene interessante Idee ausführen wird, mag folgender Aufsatz ein kleiner Beytrag zu seinen Colleetaneen seyn.

Die Provence nach ihren alten Gränzen betrachtet, bietet bekanntlich drey große, durch ihr Klima äußerst verschiedene Theile, nemlich den untern, mittlern, und obern dar, in denen natürlich die Erndte auf verschiedene Monate fallen muß. Dieser Umstand hat in der Provence eine ganz eigene Art, wenn ich so sagen darf, von Schnitternomaden gebildet, die als freye ökonomische Künstler, den ganzen Sommer von einem Orte zum andern, und aus einem Theile der Provinz in den andern, doch immer von Süden nach Norden ziehn.

Der Anfang wird mit dem südlichsten Punkte Napolé, ohngefähr zu Ende des Mays, gemacht. Von hier bis zum nördlichen, Barcelonette, ist ein fast dreymonatlicher Zwischenraum. Dieser nach einer sehr natürlichen klimatischen Progression in kleinere Theile getheilt, giebt für die dazwischen liegenden Punkte Verschiedenheiten von acht bis zwölf, von vierzehn bis achtzehn Tagen ab. Auf diese Art hat sich demnach eine fortlaufende Kette von Erndtarbeiten und von Verbindungen unter den Landleuten gebildet, die selbst durch die falsche und lächerliche Departementsentheilung nicht verändert worden ist.

Diese Schnitter nun ziehen mit Weibern und Kindern, in Karavannen von achtzig bis hundert Mann, und führen immer ihre ganze Oeconomie auf Eseln mit sich. Sie haben ihre Ober- und Unterschnitter, machen ihre Bereitigkeiten vor einem eigenen dazu gebildeten Ausschuss aus, zehren aus einer gemeinschaftlichen

schastlichen Klasse, deren Vext am Ende gleichmäßig vertheilt wird, und zeichnen sich überhaupt durch gewisse patriarchalische Sittenformen aus, die von ihrer Beschäftigung unzertrennlich sind.

Nichts froheres, nichts freieres überhaupt, als ihre Lebensart. Alles ist hier gepaart, jedes Mädchen hat ihren Liebhaber, der ihr die Warben binden hilft; jeder Schnitter hat ein Weibchen oder ein Liebchen, die ihm von Zeit zu Zeit einen Labetrunk reicht. Ist der Tag unter der Arbeit zugebracht, so zündet man Abends auf der Tenne ein großes Feuer an; die Aelter zechen und schwäzen, die Jungen tanzen und gehen der Liebe nach. Der Sonntag besonders ist ein außerordentliches Fest, wo sich alles der provenzalischen Freiheit zu überlassen pflegt.

So bringen diese Schnitter fast viertelhalb Monat des Jahres beständig unter freyem Himmel zu, ohne daß sie den in unsern Breiten so häufigen, mit dieser Lebensart

verbundenen Krankheiten unterworfen sind. Die einzige Vorsicht, die sie beobachten, dürfte der häufige Genuß von Weinessig seyn, den sie an alle ihre Speisen thun; auch werden ihre Reisen immer nur des Nachts gemacht. Mit Eintritt des Herbstes endlich kehrt alles in die Heimath zurück; und fast jedes Mädchen langt guter Hoffnung an.

Der Enthusiasmus dieser Schnitter für ihre Lebensart ist außerordentlich. Den ganzen Winter hört man sie von dem vorigen Sommer sprechen, und alle ihre häuslichen Einrichtungen drehen sich um die Erndte herum. Schade, daß ihre frühlichen Schnitter- und Reiselieder so schwer sammeln und niederzuschreiben sind; sie seyen kein unbedeutender Beytrag zu der Geschichte der provenzalischen Dichtkunst seyn.

Ueber den moralischen Einfluß der verschiedenen Jahreszeiten.

Aus allen Formen, allen Erscheinungen der Natur, spricht eine unerforschliche Harmonie das Herz des Menschen an. Alle Gestalten der Dinge rufen vertraute Empfindungen hervor, alle Verwandlungen des äußern Lebens spiegeln sich in dem innern ab. So auch der Wechsel der Jahreszeiten, der mit einem geistigen Cycles von Ideen und Gefühlen in der genauesten Verbindung steht.

Die Luft wird schärfer, der Himmel höher, alle Felder sind verdedet, alle Bäume entblättert, Reif und Nebel, Stürme und Regengüsse, kündigen den Uebergang des Herbstes zum Winter an. Auch in dem Ju-

uern des Menschen fängt alles an abzufließen; alle Hoffnungen, alle Freuden, alle Oel der der Liebe und des Lebens verlassen ihn. Wohin er blickt, überall wird er nichts als Zerstörung und Auflösung gewahr; überall sieht er die Schritte des Todes, der ihn sein eigenes Grab zu bezeichnen scheint.

So tritt der Winter mit seinen kurzen traurigen Tagen, mit seinen Ebnegewölken, mit allen seinen Schrecknissen ein. Alle Formen der Natur sind vernichtet, alle ihre Erbscheinungen kündigt ihren Untergang an. Auch die Schwermuth, der Lebensüberdruß des Menschen erreicht nun seinen höchsten Grad. Der letzte Schimmer von Hoffnung ist verschwunden, die letzte Blüthe der Erinnerung verwelkt. Die stille Verzweiflung läßt sich in freiwillige Vernichtung auf. — Hinab, hinab in die finstere starrende Todesnacht, wenn ihn nicht der Engel der Liebe an dem Rande des Abgrundes zurückzuhalten vermag.

Aber Tage, Wochen und Monate reißen sich an einander, und mit jedem Morgen ist die holde lebensbringende Sonne näher gerückt. Die Luft wird milder, der Himmel heiterer, die Fluren werden von ihrem Schneegewand befreit, die Ströme werfen allmählich ihre Fesseln ab. Die ganze Natur fängt an, aus ihrem Schlummer zu erwachen, und jeder Tag führt neue Ahnungen des Lebens herbei.

So steht der holde Frühling mit allem seinen Nüssen und Blumen, seinen Vögeln und seinen Zephyrs ein. Alles keimt und sproßt, alles ist mild und lieblich, alles voll Leben und Fröhlichkeit. Auch in der Brust des Menschen ist ein holder himmlischer Tag erwacht. Alle Bilder der Liebe und des Lebens sind mit neuen herrlichen Farben geschmückt; alle freundliche Hoffnungen, alle schönen Erinnerungen, gleich künftlichen Freundsinnen zurückgekehrt. Groß und ruhig wandelt er wieder in der blühenden Natur umher,

und die schlaffen Ideen, die schlaffen Entschlüsse sprengen held und kräftig in seinem Innern auf

Reife und lieblich hat der Frühling die Gestalt des Sommers angenommen, und alles mächt und reift, in Kraft und Herrlichkeit. Die Natur eilt nun dem höchsten Grade ihrer Stille, dem höchsten Punkte ihrer Vollendung zu. Auch in der Brust des Menschen strebt alles zur kräftigsten Thätigkeit und Vollkommenheit hin. Trübsen sind nun Früchte, Pläne sind Wirklichkeiten geworden, und alle Ideen und alle Verträge sind von dem feurigsten Leben durchglüht.

Reich und segensbeladen, ruft endlich die milde Natur den freundlichen Herbst herbei. Alles wird nun sanfter und milder, alles beugt gern und freudig seine Früchte dar. Auch in der Brust des Menschen ist das milde todbende Leben verkommen, und still und besonnen ruht er an seinem Ziele aus. Freundlich scheint ihn die Natur noch einmal

an ihren Busen zu nehmen, und mit frommer Ergebung sieht er die holde Sonne in ferne Zonen ziehn.

Das ist der Cyclus der menschlichen Empfindungen, in so fern er durch die Metamorphosen des Jahres bestimmt wird. Nur feinorganisirten Menschen, nur südlichen Naturen indessen wird er verständlich seyn. Sie und nur Sie werden hier das wandelude Gemälde ihres Herzens wiederfinden, und die Natur erkennen, die sich ewig darin zurückspiegelt wird.

Was ihr unternimmt, bestimmt den Frühling, bestimmt den Sommer dazu! Liebt und dichtet, führt eure schönsten Ideen, eure schönsten Entschlüsse in diesen Monaten des erhöhten Lebens aus! Und wißt du einmal deine Freunde zu dir rufen, o holder Genius der Ruhe, so sey es mitten in der Blumenzeit! Laß uns mit Rosen bekränzt, in deine Arme sinken, und führe uns unter grünenen Bäumen in das himmlische Frühlingsland!

Ueber die provenzalischen Gebirge und deren Einwohner, nebst einigen Bemerkungen über den angeblichen Vulkan von Kevesi.

Mitten in die Provence drängt sich eine Kette alpinischer Gebirge hinein, die sich von den Gränzen der Dauphine bis an das Mittelmeer erstreckt, den nördlichen und südlichen Theil der Provinz von einander trennt, und aus zwei parallelen, doch sehr verschiedenen Reihen besteht.

Die unterste Reihe, und gleichsam der erste Absatz der Kette, besteht aus blättrichtem Kalkstein, mit unregelmäßigen Thon- und Schieferadern, auch unterbrochenen Conchylienbänken vermischt. Das Klima ist ziem-

lich rauh, doch keinesweges ungesund, besonders auf den südlichen Abhängen, wo die Winter etwas kürzer sind. Der Ackerbau ist unbedeutend, theils weil es überhaupt an fruchtbarer Erde fehlt, theils weil der noch vorhandene Boden zu heiß und zu streng ist. In den Thälern indessen wird guter Weizen gebaut. Im Allgemeinen sind diese Kalkgebirge nur sparsam mit Bäumen bedeckt, und bieten meistens nichts als kahle verbrannte Felsen dar. Eine Folge davon ist der Mangel an Wiesewachs und Viehzucht, was keiner Erläuterung bedarf.

Die Bevölkerung dieser untern Gebirgsreihe ist verhältnismäßig äußerst schwach, kaum werden anderthalb bis zweitausend Einwohner gezählt, auf deren ärmliche Lebensart sich leicht nach obigen Angaben schließen läßt. Der größte Theil dieser Bergbewohner pflegt daher mit Ende des Herbstes, und zwar mit Weibern und Kindern in die südlichen Theile der Provinz zu ziehn, wo sie sich als wahre

provenzalische Savoyarden auf tausend Arten zu nähren wissen.

Einige arbeiten in den Fabriken, andre vermietzen sich als Kärner, Stallknechte, u. s. w. oder arbeiten für Tagelohn; die Weiber nähren sich als Wäscherinnen, die Knaben werden Schuhpuher, Kastanienverkäufer und dergleichen, oder ziehen mit Murmelthieren und Orgeln herum, die Mädchen suchen sich vom Flicken zu erhalten, oder fangen einen kleinen Zeigen, und Käsehandel an, jedes Glied der Familie hat einen kleinen Erwerbszweig, dessen Ertrag in die gemeinschaftliche Wirthschaftskasse kommt. Was denn am Ende des Winters erspart worden ist, giebt den nothdürftigen Unterhalt für den kommenden Sommer ab.

Diese Wanderungen haben schon seit den ältesten Zeiten Statt gefunden, und werden fast immer mit den Zugvögeln zugleich gemacht. Aus diesem Umstande muß man sich die südliche Verfeinerung, die städtische Bil-

dung, aber auch die städtische Verderbnis jener Bergbewohner erklären, die den Reisenden anfangs so auffallend ist.

Was die zweyte, oder höhere Gebirgskette anlangt, so besteht sie aus Granit, Quarz, Hornstein, Schiefer und körnigem Kalkstein, in großen auf einander ruhenden Blöcken zusammengefeht. Die Verbindungen sind gleichmäßiger, die Thäler geräumiger, die Ramificationen ausgebreiteter, als bey den niedrigeren. Das Klima hat alle Eigenthümlichkeiten der hohen Alpen, so wie man auch die Alpenquellen und die Alpenpflanzungen, die Alpenwiesen und die Alpenwälder, und jene hohen herrlichen Alpenthäler, in diesen Gebirgen wieder finden kann.

Durch denselben Alpencharakter zeichnen sich ferner auch die Bewohner jener hohen Gebirge aus; groß, stark, muthig, kühn und frey, ein herrlicher kräftiger Menschenschlag, in der ganzen Provence wegen seiner Redlichkeit, Arbeitsamkeit und Gutmüthigkeit be-

kannt. Ohne gerade so regelmäßig wie jene niedrigeren Gebirgswohner auszuwandern, bringen doch sehr viel von ihnen einen großen Theil ihrer Jünglingsjahre in den größern Städten der südlichen Provence zu, wo man sie besonders zu Aufwärtern in den Kaffeehäusern und Gasthöfen, so wie zu Köchen und Hausknechten braucht. Die sogenannten *Gavouuts de Barcelonnette*, oder die aus diesem Thale gebürtigen, sind wegen ihrer ausgezeichneten Anlagen zum Handel, sämmtliche „*Womtaguards*“ aber wegen ihrer großen Anhänglichkeit an ihre Berge bekannt.

Soviel von den provenzalischen Gebirgen im Allgemeinen; jetzt noch einige Bemerkungen über den angeblichen, so oft ohne genauere Untersuchung citirten Vulkan von *Revest*, (in der Nähe von Toulon), wie sie der berühmte *Saussüre* in seinen Reisen mitgetheilt hat *).

*) *Voyages dans les Alpes*. III. 237. Ed. in 4.
Da die unten besagte Thatsache nicht vorzuziehen

„Das Dorf Revest liegt zwey kleine Meilen nördlich von Toulon. Es ist auf einer Anhöhe erbaut, die aus Kalk- und Sandstein besteht, die einzige Gattung, die man auf dem ganzen Wege von Toulon bis nach Revest erblickt. Eine vulkanische Produktion hingegen war weder hier, noch in der Gegend des Dorfes, auch selbst nicht einmal etwas ähnliches davon zu sehn.“

„Nordwestlich von Revest indessen, ward ich, an dem Abhange eines Kalksteingebirges, einige braunrothe Schichten gewahr, die doch vielleicht Laven seyn konnten, und die ich des-

Werkes nur wenig bekannt geworden, und jetzt nur mit Mühe zu erhalten sind, so werden obige Bemerkungen, mit denen man übriges das bekannte Werk von Faujas, und die Abhandlungen der Herren Bernard, Dolomieu, und Bardeyron in dem Journal de Physique, 1777. ff. vergleichen kann, mehreren Lesern willkommen seyn. Was Sauvage über die wahren Laven von Troupfant, und die angeblichen von Evénos sagt, ein andermal.

halb näher zu untersuchen beschloß. Ich dachte dabey den Gipfel zu besteigen, und über Droussant und Evénos zurückzugehn. Da ich aber einen Führer dazu brauchte, so trat ich ohne Umstände in ein offenstehendes Bauernhaus hinein, wo eben die Familie, bey dem Frühstück saß, und trug dem Hausherrn mein Anliegen vor.“

„Mein fremdes Aussehn, mein Plan, statt des gewöhnlichen Weges über die Gebirge zu gehen, meine sonderbare Leidenschaft für diese verachteten Steine, alles kam den guten Leuten verdächtig vor. Indessen lud mich der Hausherr zu seinem Frühstück ein, ein Wort führte das andere herbey, und endlich ergab sich, daß mein ehrlicher Wirth selbst eine Art von mineralogischem Dilettanten war. Willig bot er sich mir selbst zu meinem Führer an, und ich hatte alle Ursache von der Welt mit seiner Gesellschaft und seiner Führung zufrieden zu seyn.“

„Nachdem ich also meinen Wagen nach Ollioules beordert hatte, brach ich mit meinem braven Jean zu Fuße auf. Wir gingen an den Berg auf der Ost- / Nord- / Ostseite hinaufzuzeigen, bis wir nach drey Viertel Stunden an eine Bastide (Landhaus) kamen, die zu dem sogenannten Quartier de Erue gehört. Jetzt wendeten wir uns gerade nördlich, und kamen bald zu den dicken braunrothen Schichten, deren genauere Untersuchung der Gegenstand dieser Reise war. Was fand ich? Nicht die mindeste Spur von einem ehemaligen Vulkan; sondern Sandsteine, die aus ziemlich großen weißen Quarzkörnern, mit rothem Ocker vermischt, bestehen, und deren beyde Bestandtheile durch einen kalkartigen Glutin verbunden sind *). Die

*) Von der chemischen Analyse zeigte sich, daß die Salpetersäure diesen Glutin auflöste, worauf der Quarz sand so zu Boden sank, der Ocker sich aber oben hielt, und nur langsam hinunter fiel.

Landleute nennen diese Steine „pierres colombares“ und mein Führer unterschied sie ganz genau von den „Pierres moresques“ oder Laven, wie ich mich nachher bey den wirklichen vulkanischen Produktionen von Broussant zu überzeugen Gelegenheit fand. Wenn also Lamanon so ganz bestimmt von den Laven bey Nevest spricht, so ward er durch den Scheln getäuscht, und hat sie sicher nicht genauer untersucht *)“.

„Wir fahren nun fort zu steigen, bis wir den Fuß eines sehr steilen Kalkfelsens erreichten. Jetzt gingen wir längs desselben hin, und so fanden wir endlich den Punkte seiner Vereinigung mit dem Sandstein. Er ruhte ohne die mindeste Zwischenlage unmittelbar

*) Unter den Schichten dieses Sandsteines bemerkte ich eine, die anderthalb Zoll dick war, und aus braunrothem Kalkspath bestand, der in großen Blättern ohne Verwachsung crystallisirt war. Der Spath brauste mit den Säuren sehr heftig auf, und ließ, wie der Sandstein, die corbe und seine Erde fallen, die ihm ihre Farbe mittheilt.

bar darauf, doch war der Sandstein nur auf der Oberfläche roth; das Innere war gelblich weiß, und bestand aus Quarzkörnern, und einigen Kalkspathcrystallen, die ein wenig in das Rothe spielten. Um eine bequeme Stelle zum Hinaufsteigen zu finden, gingen wir nun längs des Fußes bis auf die nördliche Seite desselben fort. Hier trafen wir endlich eine Art steiles Defile, worin sich hinaufklimmen ließ. Bei dieser Gelegenheit suchte ich die Struktur des Kalksteines zu untersuchen, wie wohl es seiner Unregelmäßigkeit wegen, mit vielen Schwierigkeiten verbunden war.“

„Hier sah ich nemlich parallele Spalten, von denen sich sehr gut auf vertikale Schichten schließen ließ; weiter hin bemerkte ich große, auf einander ruhende, nur sehr wenig geneigte Blätter, die ebenfalls wie Schichten ausahm. Letztere Struktur schien mir endlich die wahrscheinlichste zu sein, besonders, wenn ich die horizontalen Sandsteinschichten betrach-

tere, auf denen dieser Felsen unbezweifelt ruhte...

„So kamen wir auf eine Art hoher Terrasse, die indessen noch keinesweges der höchste Punkt des Berges war. Um diesen zu erreichen, flogen wir auf der Westseite weiter, fanden noch einmal horizontale Sandsteinschichten auf dem Kalkstein ruhend, (obgleich aus diesem letztern der Gipfel besteht) und erreichten endlich eine kleine pyramidalische Erhabenheit, die der Gipfel des Berges ist. Hier machte ich Halt, um das Barometer zu beobachten und diesen ganzen Theil der Provenze mit Auge zu übersehn.“

„Der Berg, auf dessen Gipfel ich mich also befand, wird in dem provenzalischen Patois Caumont, im rein Französischen aber nach der Angabe meines Führers, Caume genannt. Es ist eine kleine Kette, die von Ost, Süd Ost nach West, Nord, West läuft, und das Dorf Revest von dem Dorfe la Vignasse trennt.“

„Der Gipfel, dessen Höhe ich nach meinen Barometerbeobachtungen 408 Toisen über Toulon fand, scheint mit Ausnahme des Condon über Soliers, die höchste Bergspitze in der ganzen Gegend zu seyn. So ausgedreitet indessen auch die Aussicht von diesem Gipfel seyn mag, so bietet doch nur die Meerseite große und anziehende Gegenstände dar.“

„Während man nemlich hinter sich nichts als kahle, nackte, größtentheils kreideweisse, oder nur hier und da auch einzelne Waldbäusche, schwarzpunctirte, überdem fast formlose, und steife Berge erblickt, thut sich vor dem Beobachter eine reiche Hülle maritimer Schönheiten auf. Man sieht die hohen felsichten Klüften, eine Menge Buchten, Vorgebirge, Inseln und Halbinseln, man erblickt die ganze Stadt Toulon mit der benachbarten Gegend, dem Arsenal, den Werften, dem Hafen, den beyden Rheden; man entdeckt in Westen den großen Golf von Ciotat, in Südost die Rhede von Hyeres mit ihren Inseln,

während der Horizont von dem glänzenden, mit Schiffen bedeckten Meere, begrenzt wird.“

„Trotz meiner Vorliebe für unsere Schweizergebirge muß ich doch gestehn, daß mir auf allen meinen Bergreisen noch keine solche Aussicht vorgekommen war. Mit großem Vergnügen ward ich indessen hinter mir in blauer Ferne, von Nord-Ost nach Nord, unsern beschneuten Alpengipfel gewahr, besonders machte der Montblanc, den ich hier nicht erwartete, bei ich aber zu erkennen glaubte, und der damals der Gegenstand meines Ehrgeizes war, (vor meiner endlichen Erreichung) *) einen sehr lebhaften Eindruck auf mich.“

„Nach dieser allgemeinen Uebersicht fing ich an die Lage der Abfälle zu untersuchen,

*) Die Leser werden die interessante Beschreibung desselben im zweiten Theile der des Harknisch erschienenen Bergreisen von E. A. Fischer finden, wo auch von den Alpen von Faucigny die Rede ist.

wobey mir besonders im Süden der weiße und kahle Berg auffiel, den man oberhalb Toulon in Nord und Nord-Ost sehen kann. Von meinem Gipfel betrachtet, scheinen sich die Schichten nach Norden zu erheben, von Toulon aus gesehen, scheinen sie nach Süden gerichtet zu seyn. Wie läßt sich dieser Widerspruch? Es sind zwey sehr nahe Begreifen, die sich einander den Rücken zukehren, was in einer so schmalen Masse allerdings etwas Außerordentliches ist.“

„Was die Schichten des Berges Caume selbst anlangt, so erheben sie sich nach Südost, und bestehen aus einem weißlichten Kalkstein, der bald grobkörnigt, bald schnuppicht, bald blättricht ist, ohngefähr wie unregelmäßig crystallisirter Epath. Sie enthalten sehr viel Reste von Versteinerungen, die man zwar nicht auf dem frischen Bruche gewahr wurde, die sich aber an den Seiten entdecken lassen, wenn der Stein lange der Luft ausgesetzt gewesen ist. Sie sind indessen so unvollkommen

men, daß man ihre Species nicht bestimmen kann; vielleicht dürften es aber *Divalvae* gewesen seyn.“

„Dieser Stein wird übrigens von der Luft und Feuchtigkeith auf eine so sonderbare Art decomponirt, daß er am Ende nichts als lauter scharfe Erhabenheiten, so zu sagen wie Gräten darhietet, an denen man sich Hände und Füße verwunden kann. Pflanzen findet man sehr wenig darauf, es müßten denn einige niedrige Büsche von Bocksbart voller *Coccinellen*, (*Coccin. septempunct. negr.*) und von Wolfsmilch mit purpurnen Blätthen seyn.“

„Im Allgemeinen fällt die Kahlheit und Unfruchtbarkeit dieser Gebirge, bey dem ersten Anblick außerordentlich auf; und es ist ein sonderbarer Anblick, eine oder höchstens zwey Flecken vom Meere an alles grün und fruchtbar, das innere Land hingegen blos mit dürren weißen Bergen, Kieselgeschieben u. s. w. bedeckt zu sehn. Gleichwohl erhellet aus

Chroniken und Dokumenten, daß diese Berge ehemals mit den schönsten und größten Wäldungen bedeckt waren, die aber unvernünftiger Weise ausgerottet worden sind. Eine Folge von dieser gänzlichen Kahlschneidung ist der Mangel an Feuerung und an Weiden, wozu noch die Heftigkeit der herabstürzenden Regenbäche kommt, die nun nichts in ihrem Laufe aufhalten oder schwächen kann.“

„Auf der andern Seite, da diese kahlen Berge keine Dünste erzeugen, und den Wolken keine frische Oberfläche zum Anhalten und Auslaufen ihrer Feuchtigkeit darbieten, findet man auch weder Quellen und Bäche darauf und ist ebenfalls der Wohlthat sanfter und befruchtender Regen beraubt. Man ist also beyden Extremen, entweder der glühendsten Dürre, oder den heftigsten alles zerstörenden Platzregen ausgesetzt.“

„Aber sollten sich diese Berge nicht wieder bepflanzen lassen? Warum nicht? sobald

man nur Geduld haben, und die Natur nicht in ihren Arbeiten stören will. Sieht man doch in Italien und Sicilien, unter einem noch brennendern Himmel, die Laven des Vesuvius und Aetna, sich allmählich mit einer jungen Vegetation bedecken, deren verfallende Reste zuletzt eine Lage von fruchtbarer Erde bilden, sobald man sie nur stehen läßt. Auch auf den provenzalischen Gebirgen kommen dergleichen wenig Erde bedürftende Pflanzen, als die Geniste, die Eysen, der Lavendel, die Wolfsmilch u. s. w. ohne Schwierigkeit hervor; aber der hiesige Dauer reißt sie unverzüglich aus, um sie theils zum Brennen, theils zum Streuen, theils zum Düngen zu brauchen, ohne daß er den Schaden berechnen kann.“

„Eine andere Bemerkung, die ich auf diesem Berggipfel machte, betrifft eine meteorologische Erscheinung, die mir noch nirgends vorgekommen ist. Man weiß, daß die Dünste

in der Regel am Horizonte am dichtesten sind, und daß der Himmel um so schöner und heiterer erscheint, je näher er dem Zenith beobachtet wird. Hier fand ich gerade das Gegentheil.“

„Das entfernte Meer, gerade ausgehoben, lag völlig klar und rein vor mir, je mehr ich aber die Augen erhob, je mehr verdichteten sich die Dünste; es war gerade, als ob an dem Himmel ein dunkelgrauer Schleier aufgehängt wäre, der in verschiedenen Graden von Helligkeit bis zu meinen Augen hinunterging. Indessen war der Himmel völlig wolkenlos, und die Sonne im Süden über dem Meere glänzte in aller ihrer Pracht. Das Barometer stand auf 25 Zoll 6½ Linie, das Thermometer auf 11 Grad, das Hygrometer 70 Grad, das Elektrometer 2, 4. Es wehte ein kleiner frischer Seewind dabei. — Uebrigens zeigte sich diese Erscheinung nur über dem Meere, denn auf der Land-

schaft war Horizont und Zenith gleichmäßig rein und klar.“

„Nachdem ich so eine sehr interessante Stunde auf diesem Gipfel zugebracht hatte, stiegen wir allmählich schräg auf der westlichen Seite des Berges hinab, und kamen nach fünf Viertel Stunden bei dem ersten Hause des Dorfes Braussant an. Wir waren äußerst hungrig, dennoch versicherte mich mein Führer, daß in dem Dorfe schlechterdings nichts zu finden wäre; es müßte denn gerade in diesem Hause seyn, das wie eine gute Meperrey aussah.“

„Gesagt, gethan, wir klopfen, und so gleich erschien ein junges artiges Frauenzimmer am Fenster, die unsere demüthige Bitte aufs leutseligste beantwortete, doch unser Ehrenwort verlangte, nicht über die Schwelle zu gehn. Unter dieser Bedingung ließ sie uns Wein, Brod und Eyer hoffen, indem sie uns zugleich zu einem benachbarten Maulbeerbaume

wies. Wir gaben ihr die redlichsten Versicherungen, erhielten, was sie versprochen hatte, und wurden endlich sogar mit ihrer Gegenwart und äußerst lebhaften Unterhaltung besetzt, doch wohlverstanden, ohne daß sie über die Schwelle ging. Nachdem wir mehrmals auf ihre Gesundheit getrunken hatten, trennten wir uns endlich mit gegenseitiger Zufriedenheit.“

Einige Ideen über Lebensgenuß und Frugalität.

Es giebt gewisse Wörter, die jedermann im Munde führt, und die im Grunde nur sehr wenige verstehen.

Was ist Lebensgenuß? Der volle Gebrauch der Kräfte, die vollste Befriedigung natürlicher Neigung. Ein solcher Lebensgenuß findet aber nur bey Thieren, und obendrein nur bey Thieren in der Freyheit Statt.

Was ist demnach menschlicher Lebensgenuß? Es ist der volle Gebrauch der Kräfte, die vollste Befriedigung der Neigungen, in so fern beydes, weder mit der Vernunft, noch mit den Gesetzen in Widerspruch steht. Diese Definition ist mangelhaft,

wie jede Definition von sehr zusammengefügten Begriffen; aber sie hat wenigstens den Vorzug deutlich zu sein.

Einen allgemeinen Maßstab für den Lebensgenuss giebt es eigent'lich nicht. Jedes Individuum, jede Nation, jedes Jahrhundert macht einen Unterschied darin. Der höchste Lebensgenuss eines Landmannes und eines Dichters, eines Phlegmatikers und eines Sanguinikers, eines Schwäbners und eines Provenzalen, eines Teutschen der neuen Zeit, und eines alten Römers mit einander verglichen, welche Verschiedenheit!

Es ist zu verwundern, daß noch kein Schriftsteller auf die Idee gekommen ist, eine Geschichte des Lebensgenusses bey den Alten zu schreiben; daß noch keiner daran gedacht hat, eine Geschichte des Lebensgenusses bey den neuereuropäischen Völkern zu liefern, daß endlich noch keine allgemeine Geschichte des menschlichen Lebensgenusses wenig-

stetig Nüchtern worden ist. Gleichwohl dürften alle dergl. Werke eben so interessant als belehrend sein; nur bedarf es freilich auch eines eben so gelehrten als geschmackvollen Critischen Richters dazu.

Was die Vernunft zur Phantasie, das ist die Frugalität zum Lebensgenuss; ja bey den bessern Menschen besteht aller Lebensgenuss nur in der Frugalität, wodey dieses Wort im weitesten Sinne genommen wird. Ein kleines bescheidenes Loos, eine kleine süssliche Hitze, eine kleine süssliche Wohlthat — doch wozu bedarf es hier noch einer Erklärung?

Es liegt ein hoher moralischer Zauber in der Frugalität, da sie eine Menge lieblicher Empfindungen und schöner Thaten weckt. Ein frugaler Mensch ist immer Herz seiner selbst, und sein ganzer Charakter veredelt sich. Ja die Frugalität kann eine gesellschaftliche Tugend werden, ja so fern sie das menschliche Glück vermehren hilft.

Wer hätte die Tiesen desselben kennen gelernt, und dürfte sich eine Schwelgerei verzeihn? Wer hätte Wittwen und Waisen darben gesehen, und sich die Frugalität zu keiner heiligen Pflicht gemacht? Eine kleine tägliche Aufopferung mit Lust und Liebe unternommen, und mit Eifer und Redlichkeit fortgesetzt, und wie viel Thränen werden abgetrocknet, wie viel Unglückliche gerettet seyn!

Ueber den französischen Handel nach der
Levante und der Barbarey.

Folgender Auffatz ist die Uebersetzung eines officiellen Memoire's, das im Jahre 1802 von der Handelskammer zu Marseille für den Minister des Innern aufgesetzt ward. Die Wichtigkeit, und Authentizität desselben bedarf keiner weitern Erörterung; indessen ist alles von den Zeiten vor der Revolution zu verstehen.

D. G.

Um den Handel nach der Levante und
Barbarey auf das genaueste kennen zu lernen,
müssen

müssen wir ihn nach den einzelnen sogenannten Echellen durchgehn. Die Echellen in der Levante sind: Konstantinopel, Smyrna, Salonichi, Adrianopel, Morea, Candia, Cypern, Scanderona, Haleb, Sayde, Trablus (Trablus in Syrien), Alexandrien und Cairo. Die Echellen in der Barbarey sind: Tripolis, Tunis, Algier, und die Häfen von Marocco; wozu man noch die Niederlassungen der afrikanischen Kompagnie, als la Calle, Bona, und le Collo rechnen kann.

Konstantinopel.

Der Handel nach dieser Echelle war äußerst beträchtlich, die französischen Häuser hatten vor allen übrigen den bedeutendsten Absatz. Jährlich wurden ungefähr funfzehnhundert Ballen Tücher, und in verhältnismäßiger Quantität, Wäßen, Papiere, Gold- und Silberbrocate, Zucker, Cochenille, Indigo, Ge-

würzwaaren, und westindischer Kaffee *) dahin geschickt.

Die Tücher wurden nach Pic's verkauft, ein und drey Viertel Pic war einer Pariser Elle gleich. Die Preise wurden in Parats berechnet, wovon man das Stück in Marseille zu 1 Sol 6 Den. zu Buche trug; vierzig solcher Parats machten einen türkischen Piaster aus. Jetzt hat sich aber dieser Werth vermindert, und man rechnet ihn nur zu 9 Den. ½ an. Wenn also ehemals der Piaster drey Livres galt, so ist er jetzt nur noch zwey und dreyßig Sous werth.

Die Tücher wurden in der Regel an eine Gesellschaft griechischer Tuchhändler verkauft, die vor der Revolution im besten Credit standen; etwas wenigens wurde auch an Juden überlassen, doch konnte das bey ihnen

*) Von dem Kaffee ward nur ein kleiner Theil in Konstantinopel selbst consumirt, das übrige ging nach den Sündern am schwarzen Meere, wo der Mohls-Kaffee einzuführen verboten war.

Schwachen Fonds nie von Bedeutung seyn. Um die Verkäufer im Großen noch mehr zu sichern, hatte man bis zum Jahre 1781 eine Garantiecasse unter sich eingerichtet, die der Gegenstand der Bewunderung und der Eifersucht aller übrigen nach dieser Methode handelnden Nationen war.

Die Fonds zu dieser Casse erhielt man durch eine Prämie von drey Pro Cent, die von jedem Ballen Tuch bezahlt werden mußte. Der Nutzen derselben zeigte sich bey jedem Banquerotte eines griechischen oder jüdischen Käufers, wenn nemlich der Gläubiger Mitglied der Garantiegesellschaft war. Die Vertheilung geschah jährlich nach Verhältniß der Einlage und des Ueberschusses, der von den Verwaltungskosten, oder nach den durch Banquerotte verursachten Verlusten übrig blieb.

Der ganze Werth jener funfzehnhundert Ballen Tuch, die immer sämmtlich verkauft wurden, belief sich auf 1,800,000 Livres; der

Werth der übrigen Artikel war beynahe eben so hoch.

Die Rückfrachten bestanden aus Wolle, Getreide, Wachs, Pelzwaaren, Häuten und Kupfer; alles zusammen deckte kaum die Hälfte der Importation. Um nur ein Beyspiel anzuführen: Noch im Jahre 1787 betrug die Einfuhr 8,190,800 Livres; die Ausfuhr 2,808,466 Livres.

Was einzelne Geschäfte anlangt, so ward der Betrag der Faktur entweder mit Produkten, zum Theil auch aus benachbarten Ländern, oder mit Tratten auf Konstantinopel saldirt. Die ganze zu deckende Summe schlug man jährlich auf 3 Millionen Liv. und mit dem Gewinne zu 30 Pro Cent über: vier Millionen an. Zwey Drittheile davon waren immer als Wechselzahlung anzusehen, und nur ein Drittheil ward in Produkten, zum Theil aus benachbarten Ländern, als: Ziegenhaare, Baumwolle, Korn und Oel bezahlt.

Beim Ausbruch der Revolution waren
elf französische Häuser in Konstantinopel.

E m p o r a.

Diese Echelle war die allgemeine Waarenvertheilung von fast ganz Asien. Die dort
hin gebrachten Waaren wurden entweder auf
dem Plage selbst, oder in Natolien consumirt, ja sie gingen bis nach Persien; diese
Echelle muß überhaupt als die wichtigste in
der ganzen Levante betrachtet werden, da der
gehobene und ausgebreitetste Handel daselbst ge-
trieben ward.

Die Franzosen brachten jedes Jahr ohn-
gefähr 2500 Ballen Tuch, und nach Verhält-
niß auch westindische Produkte dahin; so daß
sich der Werth der ganzen Importation auf
sechs Millionen Livres belief.

Der wichtigste Artikel der Rückfrachten
war die rohe Baumwolle, wovon jährlich
12 bis 13000 Ballen nach Frankreich gingen.
Die ganze jährliche Ernte ward auf 40 bis

43,000 Ballen geschätzt, hiervon zogen die Franzosen die angegebene Quantität, die Holländer 8,000, die Engländer 3,000. Nach Italien gingen 5,000, der Rest ward im Lande fabricirt.

Uebrigens zogen die Franzosen noch Seide und Oel, Wolle und ziegenhärnes Garn daher, das von Angora und Deybezad dahin gebracht ward. Das neugebohrne Ziegenhaar aber ward immer von Fremden (besonders den Engländern und Holländern) aufgekauft.

Ehedem pflanzte der Werth der Rückfrachten, (die Kommissionen von Konstantinopel mit inbegriffen) den Werth der Importation etwa um ein Drittel zu übersteigen, allein in dem Jahre 1785, 1786, 1787, 1788, 1789, machte das wenigstens die Hälfte aus. Dieser Ueberschuß ist indessen keinesweges ganz als Gewinn zu betrachten, wie weiter unten gezeigt werden soll. Für jetzt bemerken wir bloß, daß auch viel baares Geld nach

Smyna geschickt, aber nicht in den Importationslisten angegeben ward.

Die meisten nach Smyna handelnden Kaufleute hatten eigene Schiffe, aus deren Frachtgeldern ihnen ein ansehnlicher Gewinn erwuchs. Konnten auch diese Schiffe ihre volle Ladung nicht in Smyna finden, so ließen sie dieselben in Mytilene u. s. w. Oel einnehmen, oder sie vollends mit Korn für den Archipelagus belasten, wie sich die Gelegenheit darbot. Die Kapitäns nahmen zu diesem Ende baares Geld und einem Dolmetscher mit sich. — Vor der Revolution waren neunzehn französische Häuser in Smyna.

Salonich.

Der Handel mit dieser Echelle war beyw Anfange der Revolution eben so beträchtlich, als er in frühern Zeiten eingeschränkt gewesen war. Die Ursachen dieser Zunahme sind in dem starken Absatze von Wgaren zu suchen,

die Salonichi nicht nur nach den benachbarten Gegenden, sondern auch nach Bosnien, Albanien und Dalmatien, so wie nach der Wallachei und Moldau schickte.

Es gingen jährlich 1000 bis 12000 Balken Tuch dahin, die übrigen Artikel nach Verhältniß. Die Rückfrachten bestanden in roher Wolle, Ziegenhaaren, Baumwolle, Wachs, Häuten, Getraide, Kupfer, Taback, Seide, feinen Schwämmen, Scharlachbeeren und Kaputtröcken aus Ziegen, und Kamelgarn gewebt.

Die zwölf Meilen davon entfernte Stadt Cavalla, gab für die benachbarten Gegenden einen Stapelort ab. Man konnte hier dieselben Artikel, und bisweilen wohlfeiler als in Salonichi kaufen, auch hatte man im ganzen Jahre Gelegenheit, mehrere Ladungen Korn ohne Schwierigkeiten und Gefahr hier einzunehmen.

Die Echelle Salonichi hatte übrigens das Eigenthümliche, daß alle hierher geschickte Waar

ren auf Messen verkauft wurden, deren drey, eine im May zu Eulinie, eine im September zu Ouzundgiova, eine im Oktober zu Doglia, gehalten werden. Zum Behuf dieser Messen kauften die Armenier den Franzosen ihre Waaren ab, und vertrieben sie dann bis nach der Moldau, wie oben gesagt worden ist.

Im Jahre 1789 belief sich der Werth der Importen auf 1,684,549 Liv. und der der Exporten auf 2,380,544 Liv. Im Jahre 1788 überstieg der Werth der Rückfrachten das Total der Importen nur um 169,318 Liv. Im Jahre 1786 und 1787 aber war er doppelt so groß. — Man zählte acht französische Häuser, die theils zu Salonichi, theils in Cavalla etablirt waren.

Adrianopel.

Seit ungefähr fünfzig bis sechzig Jahren hatten sich in dieser Echelle einige französische Häuser niedergelassen, die anfangs blos Kom

missionaire theils französische, theils fremder, in Konstantinopel und Emprna ansässigen Häuser waren; allmählich fingen sie aber an, mit Marseille in unmittelbare Verbindung zu treten.

Adrianopel liegt an drey Strömen ungefähr vierzig Meilen vom Mittelmeer, und funfzehn bis zwanzig vom schwarzen Meer. Die Schiffe können nur in der guten Jahreszeit den Strom (die Mariça) hinauf fahren, die übrigen Monate müssen sie in dem Hafen von Enos, im Mittelmeere vor Anker gehn.

Die Importen von Adrianopel sind: Tücher, Mäßen, Stoffe und Vergoldungen von Lyon, Zucker, raffinirter sowohl als Puderzucker, westindischer Kaffee, Indigo von allen Arten, Papier, Cochenille, Pfeffer, und einige kleinere Artikel von minderm Belang. Die Exporten bestehen in Wolle, Wachs, Kupfer, Hasenbälgen, Rhannus Linct., Ochsenhäuten, Ziegenfellen, rothem Maroquin

und einigen unbedeutenden Artikeln, ohne besondern Werth.

Der Werth der Importen und Exporten ward zwischen 2 bis 3 Millionen geschätzt. — Der Preis der Importen steht immer um 10 Pro Cent höher als in den übrigen Echellen. — Ein großer Theil derselben wird durch ganz Rumelien bis nach Belgrad, auch in die Moldau und Walachej versandt. — Im Jahre 1789 waren vier französische Häuser in Adrianopel etablirt,

M o r e a.

Der Handel dieser Echelle war in Vergleichung mit den vorigen nur unbedeutend, ob er gleich in frühern Zeiten weit beträchtlicher gewesen war. Diese Abnahme scheint den häufigen Revolutionen in diesem Lande und den Räubereyen der Albanesen zuzuschreiben zu seyn.

Die Städte dieser Halbinsel sind: Tripolissa, Napoli di Romania, Corron, Modon,

Patras, Onficha und Corinth. Die vornehmsten Importen bestanden in groben Tüchern, Mägen, etwas Cochenille, Indigo und Kaffee. Das wichtigste waren die Geldsendungen in Piaßtern und Zechinen, wenn auf dieser Circulation zu speculiren war. Die Exportation beschränkte sich auf Oel, Seide und Korn. Der Werth der Einfuhr ward nur (in Baaren nemlich) auf 400,000 Franken, die Ausfuhr auf beynahе zwey Millionen geschätzt. — Es waren fünf französische Häuser dort etablirt.

Cyprien.

Der Handel dieser Insel hatte schon mehrere Jahre vor dem Anfange der Revolution viel von seinem alten Glanze verloren, was den Bedrückungen der Paschas und dem Verfall des Ackerbaus zuzuschreiben ist. Cyprien war zuletzt fast nichts als ein Stapelort.

Die Importen bestanden in achtzig Balken Tüchern, weindischen Produkten und andern obengenannten, für die Levante schicklichen Waaren, alles in Verhältniß mit der Tuchquantität, die immer der sicherste Maassstab des französischen Handels nach irgend einem gegebenen levantischen Hafen war. Die Exporten waren dortige Fabricate von Seide, Ziegenhaar und Baumwolle, Syrras, Mastix, rohe Seide, Baumwolle und baumwollenes Garn. Die Einfuhr betrug im Jahre 1789, 118,291 Liv. und die Ausfuhr 902,746 Liv. — Es waren zwey französische Häuser dort etablirt.

Aleppo und Scanderona.

Aleppo (Haleb) ist die ansehnlichste Handelsstadt von ganz Kleinasien, obgleich ein Theil des persischen Handels jetzt über Smyrna getrieben wird. Scanderona ist als der Hafen von Aleppo anzusehn, und liegt etwa vierzig Meilen davon. Hier gehen die Schiffe

vor Anker, und die Waaren werden alsdann auf Kameelen nach Aleppo gebracht.

Jedes Jahr kommen zwey Karavanen aus Persien nach Aleppo, und bringen Seide, Musseline, Wolle, Ziegenhaar, Ahabarber und Specereyen mit. Dagegen kaufen sie Tücher, Cochenille, Indigo und andere französische Waaren ein, wie sie für die Levante brauchbar, und bereits mehrmals genannt worden sind.

Die Franzosen führten an diesen für ohngefähr 2,500,000 Liv. ein, und nahmen dafür an persischen Waaren, so wie an Landesfabricaten von Seide und Baumwolle für 2,600,000 Livres mit. — Es waren sieben französische Häuser dort etablirt.

Harablus (Trablus) in Syrien.

Der Handel mit dieser Echelle richtete sich immer nach der größern oder geringern Seidenenerndte, weil die Seide der Hauptartic

tel desselben war. Außerdem zog man auch Galläpfel und Äsche daher.

Es ist indessen äußerst schwer, etwas gewisses über den Werth der Importen und Exporten zu bestimmen. Eine schlechte Seidenenernte, oder der Mangel dieses Produktes machte die Ausfuhr entweder ganz unmöglich, oder doch gegen die Einfuhr äußerst unbedeutend. Bey einer guten Seidenenernte hingegen, und wenn der Markt mit diesem Produkte überführt war; überstieg der Werth der Ausfuhr die Importation in sehr ungleichen Verhältnissen. Wenn also die letztere oft nur 200,000 Liv. betrug, so hob sich die erstere bis zum Werthe einer Million. — Es waren nur drey französische Häuser dort etablirt.

S a y d e.

Zu dieser Echelle rechnete man auch Acre, Dejeur, Damaek, Jassa und Damlä. Nach allen diesen Plätzen war der französische Har-

del sehr bedeutend. Die jährliche Einfuhr bestand in acht bis neun Ballen Tuch, und die übrigen für die Levante brauchbaren Waaren nach Verhältniß. Die Ausfuhr ward mit roher und gesponnener Baumwolle und mit Seide gedeckt. Jene belief sich jährlich auf 1,500,000 Liv., diese auf 1,300,000 Liv.

Die drei genannten Exporten machten besonders Sayde zu einem sehr wichtigen Markt. Hier hatte man keine Concurrenten zu fürchten, und kaufte alles aus einer gemeinschaftlichen Kasse, und unter Aufsicht der Intendanten ein. Nicht so in Acre, wo der Pascha sich das Monopol angemessen hatte, und den Preis immer sehr hoch erhielt. — In Sayde und Acre waren etwa zusammen zehn französische Häuser etablirt.

E g y p t e n.

Der ägyptische Handel ward über die Häfen Alexandrien, Rosette und Damiette getrieben, von wo aus denn die Waaren den
Nil

Nil hinauf nach Cairo gingen. Dieses war die eigentliche Hauptniederlage davon, wo ein Theil in das Innere abgesetzt, und ein anderer Theil nach Suez, Mekka, Medina, und bis nach Abyssinien geschickt ward. In den oben genannten Häfen blieb nur sehr wenig für die Localconsumtion zurück.

Die Hauptartikel waren Lächer von allen Gattungen und Preisen, dann kamen Cochenille, Gewürzwaaren, Eisen und Liqueurs. Die Exportation umfaßte alle ägyptische Produkte, zuletzt auch Natrum für die Seifenfabriken zu Marseille. Der Werth der Einfuhr ward auf 2,500,000 Liv. der Werth der Ausfuhr auf 3,000,000 Liv. geschätzt.

Der Hauptsitz des Consulates und der französischen Comtoirs war zuletzt zu Alexandrien, um den häufigen Bedrückungen und Beleidigungen der Landesbehörden in Cairo zu entgehen. In letzterer Stadt blieben nur einige französische Häuser, denen jährlich von

der Handelskammer zu Marseille eine Summe von 10,000 Liv. zu Geschenken für die Landesbehörden bestimmt war. Die Häuser in Cairo waren auch die Kommissionairs derer von Alexandrien, so wie der Comtoirs von Damiette, Rosette u. s. w. — Im Ganzen waren in Egypten nur zehn französische Häuser etablirt.

Tripoly in der Barbarey.

In dieser Echelle hatten die Franzosen kein einziges fixirtes Handelshaus; der Handel ward durch die Capitains der dazu bestimmten Schiffe getrieben, die Importen bestanden in groben Tüchern, Quincailleriemaaaren, Liqueurs und Seidenzeugen. Die Exporten waren; Gerste, Hülsenfrüchte, Oel, Krapp, Datteln, Senesblätter, Vanille u. s. w. Der Werth der erstern ward in der Regel auf 20 — 25,000 Livres, der der letztern auf 50,000 Livres geschätzt.

Mangel an Schuh, unaufsichtliche Drückungen, und das allgemeine Elend der Einwohner haben die frühern Handelshäuser vertrieben, und jeden ähnlichen Versuch zurückschreckt. Desto blühender und sicherer aber waren die Handelsetablissemments zu

T u n i s

wo die Beschäftigung und Aufmunterung den selben bey den Deyn unveränderliches System zu seyn schien. Die Importen bestanden in Lächern, Cochenille, Charachbeeren, Indigo, Zucker, Kaffee, spanischer Wolle, und manchen andern Artikeln, die als brauchbar für den Levantehandel bereits mehrmahls angeführt worden sind. Die Exporten waren: Getreide, Hülsenfrüchte, Oel, Wolle, Häute, Wachs und Nische. Der Werth der ersten war z. B. im Jahre 1788 als dem letzten vor der Revolution 247,537 Livres; während der der letztern 5,024,763 Liv. betrug. Gewöhnlich gingen von Marseille 18 — 20

Schiffe, und bey guten oder außerordentlichen Erndten 40, 60 — 80 dahin ab.

Unter den Importen verdienen noch besonders die Rühen „Fagon de Tunis“ genannt zu werden. Diese reinen wollenen Rühen wurden ursprünglich in Tunis selbst fabricirt und in das ganze türkische Reich versandt; nachher aber von den französischen Fabrikanten so gut nachgeahmt, daß man den französischen häufig den Vorzug gab. — Zu Tunis waren sechs französische Handelshäuser etablirt.

A l g i e r.

Der Handel dieser Schelle war bey weitem nicht so beträchtlich, als der von Tunis. Die Importen bestanden in Tüchern, Eichenille, Zucker, Kaffee, Liqueurs, Vieh, Eisen, Pflastern und Kammern. Die Exporten waren: Getreide, Hülsenfrüchte, Wolle, Oel, rohe Häute und Wachs. In dem letztern Jahren vor der Revolution betrug die Einfuhr

3 — 400,000 Livres. Die Ausfuhr 1 — 600,000 Liv., ja in den Jahren 1736 und 1739 war sie bis zu einer Million, und darüber gestiegen. — Kurz vor der Revolution war nur noch ein einziges Handelshaus zu Algier, während es vorher drei gab.

M a r o c c o.

Die Franzosen hatten hier einige Etablissements sowohl im Innern als an der Küste, und der Handel war besonders der Rädfrachten wegen nicht unvotheilhaft; sämtliche Häuser wurden aber wegen der beständigen Plünderungen der Landesherren mehrere Jahre vor der Revolution aufgegeben.

Afrikanische Compagnie.

Die Hauptcomtoirs waren La Calle, Derna, und le Collo. Die Hauptartikel der Importation waren Pfeffer, die man aber nach Verschiedenheit der Comtoirs, für die sie be-

stimmt waren, von 10, 11 — 15 Cents deschnitt, wozu schon ein Ansehnliches gewonnen ward. Mit diesem Gelde wurden die Landesprodukte als Korn, Wachs, Wolle und Hinte eingekauft. Nach einer genauern Untersuchung kann man berechnen, daß die Compagnie jährlich 1 — 700,000 Livres, theils in Diebstern, theils in den bekannten Waaren davon schickte, und fast eine Million in den genannten Exporten daher zog.

Unter den letztern müßten noch besonders die Corallen bemerkt werden, deren Ertrag ganz allein die Unterhaltungsstellen der Establishments zu decken im Stande war, wiewohl man sie auf 400,000 Livres jährlich einschlug. Dies über die einzelnen Theile; jetzt noch einige Bemerkungen über diesen Handel überhaupt.

Zuerst ergibt sich, daß er in den letzten zehn Jahren vor dem Anfange der Revolution mit jedem Jahre zugenommen hat; wie aus den Büchern der Handelskammer bewie-

sen werden kann. Zweitens, daß Tücher fast immer die halbe Ladung (an Werth) ausmachten, und daß die andern Artikel nur nach diesem Verhältniß importirt wurden. Drittens, daß die Ungleichheit in dem Werthe der Importation und Exportation *) geringer war, als sie nach den obigen Angaben erscheint, indem immer eine sehr beträchtliche Summe baaren Geldes u. s. w. zur Deckung der Exportation mit abgeschickt ward.

— Das baare Geld bestand in Pfästern, Zechinen, spanischen Dublonen und brabantischen Thalern. Die stärksten Sendungen geschahen in den Jahren 1774 — 1781, nahmen aber nachher ab, und scheinen aus natürlichen Ursachen in den letzten Jahren ganz unterblieben zu seyn. Man schlug die Totalsumme dieser baaren Uebersendungen jährlich auf eine

*) Das heißt: der Waaren, die nach den Ehrenzungen und daher kamen.

Millen livres an. Diese ist also von der Exportationssumme abzugiehn, da sie bey der Importationssumme nicht mit angegeben ist.

Eine vierte Bemerkung betrifft die Exportation von Konstantinopel. Wir haben oben gesagt, daß diese Echelle höchstens den sechsten Theil des Importenwerthes mit Rückfrachten decken konnte, daß demnach die drey übrigen Millionen dieses Kapitals (mit dem zu 30 Pro Cent angeschlagenen Gewinn vier Millionen) in Konstantinopel blieben.

Wir fügen jetzt hinzu, daß dieser Fonds so wie ein ähnlicher kleiner zu Smyrna und Salonichi die Basis des großen Wechselhandels abgab, der zwischen Marseille und diesen Echellen Statt fand. Die Wechsel auf Konstantinopel wurden dabey mit Leichtigkeit in der ganzen Levante negotirt, weil bekanntlich von daher immer Remisen nach der Hauptstadt zu machen sind.

Wenn man nun findet, daß wir auf Konstantinopel, Smyrna und Salonichi zogen, die Holländer, Engländer und Deutschen aber auf sich von daher ziehen lassen mußten, (wie es allgemein bekannt ist) so ergibt sich, daß die Handelsbalance ganz zu unserm Vortheil war, und daß jene Nationen immer mehr schuldig blieben, als sie mit ihren Importen decken konnten. Ein Theil der auf sie gezogenen Wechsel ward daher zum Vortheil und zur Bezahlung französischer Häuser negotirt.

Eine fünfte Bemerkung betrifft die französische Schifffahrt nach der Levante und Barbary. Hier unterscheiden wir einmal die direkte, von Marseille nach irgend einen bestimmten Hafen hin und her; und die sogenannte Karavane von einem levantischen oder barbarischen Hafen zum andern, wie es nach Umständen und Handelsconjunkturen am vortheilhaftesten war.

Was die direkte Schifffahrt anlangt, so gingen jährlich wenigstens an zweyhundert bis zweyhundert funfzig Schiffe aus Marseille dahin ab, und machten oft zwey Reisen das Jahr. Jedes war wenigstens mit zwölf Mann Equipage besetzt, so daß also dieser Handel über 4000 Matrosen erhielt.

Was die sogenannte Karavane anlangt, so liefen jährlich aus den kleinen Häfen Agde, Martigues, la Clotat, Saint-Tropès, Cannes und Antibes hundert und funfzig Schiffe dazu aus, die zwey Jahr ausblieben, und unterdessen die Frachtsahrer der Türkischen Kaufleute von einem Levantehafen u. s. w. zum andern waren. Zuletzt kamen sie jedesmal mit einer Ladung Reis, Korn oder Oel zurück, die im Durchschnitt zu 100,000 Livres gerechnet, einen jährlichen Gewinn von zwey Millionen gaben.

Eine sechste Bemerkung endlich betrifft die innere Organisation dieses Handels, der von jedem andern verschieden ist, und ganz

eigene Einrichtungen, Anstalten und Gesetze nöthig gemacht hat. Sie lassen sich indessen sämmtlich auf zwey Punkte: Achtung vor orientalischen Sitten, Gebräuchen und Vorurtheilen, und Vorsichtsmaassregeln gegen die Pest zurückführen.

In Ansehung des ersten Punktes kam es vor allen Dingen auf die Güte der Waaren und auf die Erhaltung des Vertrauens an. Deswegen wurden für die Lächer besondere Schananstalten, und für die übrigen Artikel ebenfalls eigene Inspektoren bestellt, die alles verwarfen, was der Vorschrift zuwider war. Daher das unbegranzte Vertrauen der Abnehmer, die ihre Waaren ganz unbesehen kauften.

Weiter kam es auf die politisch, mercantilische Beschützung und Verwaltung der französisch, levantischen Handlung an. Der erste Friedens- und Handelsvertrag ward von Franz I. geschlossen, und nachher von Heinrich IV., Ludwig XIV. und Ludwig XV. wieder erneuert. Diese Verträge sind unter

dem Namen Capitulations bekannt, und der letzte ist vom Jahre 1740. Die Franzosen erhielten dadurch Freyheiten, wie sie in den neußen Zeiten schwerlich wieder erhalten werden.

Eine Folge davon war die Einrichtung der Consulate, die mit der 1799 zuerst errichteten Handelskammer in Marseille in direkter Verbindung standen. Diese Handelskammer, die aus den erfahrensten Kaufleuten zusammengesetzt war, ist gewissermaßen als die Leiterin und Beschäherin des ganzen französischen Handels nach der Levante und Barbarey anzusehn. Ihre Unterdrückung zu Anfange der Revolution durch das Decret vom 27. September 1791, verbunden mit den folgenden sinnlosen und unvernünftigen Handelsgesetzen, zogen auch den gänzlichen Verfall dieses wichtigen Handels nach sich.

Die Administration der Schellen war äußerst kostbar, dennoch wurden die Fonds blos von dem nach der Levante und Barbarey

handelnden Kaufleuten gedeckt. Nach mancherley im Laufe des Jahrhunderts gemachten Abänderungen wurde sie endlich zu Anfange des Jahres 1780 festgesetzt, so daß für die ordentlichen Gehalte eine Summe von 287,030 Flores und für die außerordentlichen Ausgaben von 76,773 Liv. bestimmt ward.

Die Anzahl der in jeder Echelle zu erhaltenden Handelshäuser war genau bestimmt, und durfte ohne Erlaubniß der Regierung nicht überschritten werden. Dieses war eine sehr weise Politik, um überall gleichmäßige Preise, sowohl für Einfuhr als für Ausfuhr zu erhalten, und keine nachtheiligen Concurrenzen zu veranlassen. Eben so durfte kein Kaufmann über zehn Jahr in der Levante bleiben, durfte sich weder dort verheirathen, noch seine Frau mitnehmen, und war also gezwungen, nur sein Vaterland als den letzten Ruhepunkt anzusehn. Hierdurch wurde mehr Fleiß, mehr Ordnung, mehr Anhänglichkeit bezweckt, und auf jeden Fall der Gewinn ei-

nes beträchtlichen Kapitals (für das Mutterland) gesichert.

Durch Erfahrungen geleitet, fing man späterhin an, noch vorsichtiger zu Werke zu gehn. Kein Franzose konnte nach der Levante oder der Barbarey als Kaufmann, ja nicht einmal als Commis abgehn, er mußte vorher von der Handelskammer zu Marseille geprüft, und bestätigt worden seyn. Kein Kaufmann konnte sich nach erhaltener Bewilligung der Regierung, wobey die Handelskammer doch immer befragt ward, in der Levante oder Barbarey etabliren, ohne der Handelskammer Kaution zu stellen, daß er für jeden durch seine Schuld in jener Echelle zu entstehenden Schaden verantwortlich seyn wolle.

Die Handelskammer war gewissermaßen das Organ der sämtlichen Consulate. Sie beförderte deren Berichte an die Regierung, und theilte ihnen die Befehle der letztern mit; sie negotzirte sogar mit den Barbaren

selbst, und nahm sich ihrer in Marseille bethätigten Unterthanen an; sie war mit einem Worte, wie schon oben gesagt worden ist, die Leiterin und Beschützerin des ganzen Handels nach der Levante und Barbarey.

Was den zweyten Punkt anlangt, auf den alle diesen Handel betreffende Geseze und Anstalten zurückgeführt werden können, nemlich auf die Vorsichtsmaßregeln gegen die Verbreitung der Pest, so kann hier freylich keine umständliche Beschreibung davon stehn. Es sey genug an die Isolirungsmethode in den Echellen und an das vortrefliche Lazareth von Marseille *) zu erinnern, das in Ansehung seines Locals, so wie seiner innern Organisation, gewiß das erste von Europa genannt zu werden verdient.

*) Siehe die obigen Briefe über die Quarantaine S. 41 ff. Eine vollständige Abhandlung über jene Quarantaine-Anstalten behalte ich mir an einem andern Orte vor.

S ü d l i c h e M e e r e .

Sie kennen die herrlichen Seesüde von Vernet. Sie haben die unnachahmliche Perspektive, die Wärme, die Reichheit und Lieblichkeit des Tones oft mit Entzücken gerühmt. Ich habe die Originale, ich habe die südlichen Meere selbst gesehn.

Aber um die Schönheiten derselben ganz zu fühlen, muß man auch mit den nördlichen bekannt geworden seyn. Man muß die mannichfaltigen Erscheinungen der Natur, und die vielfältigen Beschäftigungen des maritimen Lebens, auf beyden beobachtet haben, um mit Sicherheit bestimmen zu können, worin die Vorzüge der ersten bestehen.

Auf

Auf den südlichen Meeren haben alle Phänomene der Natur eine gewisse romantische Schönheit, die den nördlichen durchaus zu fehlen scheint, da sie in der Mannichfaltigkeit des Farbenspiels, und in der Leichtigkeit des Wolkenzugs, in der Milde des Himmelsstriches, und in der hydrographischen Beschaffenheit jener Meere liegt. Jede Tageszeit, jede meteorologische Veränderung kündigt sich hier durch einen eigenthümlichen malerischen Charakter an; selbst die feindlichen Naturerscheinungen, wie Stürme, Ungewitter u. s. w. behalten trotz aller ihrer Schrecklichkeit, noch etwas mildes und etwas südliches bey.

Eben so die mannichfaltigen Beschäftigungen des maritimen Lebens, die Schifffahrt, die Fischereyen u. s. w. welche liebliche romantische Idyllenwelten bilden sie nicht! Wie sind die südlichen Meere so still und freundlich, so reich und gnußvoll, wenn man sie mit den nördlichen vergleicht! Der südliche Matrose, der südliche Fischer beweisen es;

die größere Leichtigkeit, die größere Schönheit ihres Lebens drückt sich in ihrem ganzen Wesen, in allen ihren physischen und moralischen Formen aus.

Aber was endlich auch die südlichen Meere so entzückend und unvergesslich macht, das ist die reine, erquickende, alles erneuernde Lebensluft, ein himmlischer Aether, in dem man sich über die Erde erhoben fühlt. Hier ist nichts von der Schärfe, Härte und Rauheit der nördlichen Meeresluft; hier ist nichts als mildes, liebliches, schmeichelndes Leben; hier — doch was vermögen todte Worte auszu- drücken — eilt nach Valencia und Hieres, nach Mallorca und Nizza, und überzeugt euch selbst, wie südliche Meeresluft die Seele erhebt! Welches Ideal von Wohnung für einen Dichter, für einen Schriftsteller! Hier oder nirgends gelänge ein Werk für die Unsterblichkeit.

Einige Bemerkungen über die Lebensart und die Krankheiten der Seidenfabrikanten in Nîmes.

Wenn einmal ein geistvoller Schriftsteller von Weltkenntnis und Erfahrung, der das Leben in allen seinen Beziehungen, Formen und Abwechslungen beobachtet hätte, ein großes, originelles, wahrhaft philosophisches Werk unternehmen wollte; so dürfte ihm vielleicht ein Gemälde des menschlichen Lebens mit allen seinen Namificationen und Modalitäten zu empfehlen seyn.

Hier würde dann auch die Schilderung der arbeitenden Klasse nach allen Verschiedenheiten ihrer Existenz eine bedeutende Stelle einnehmen, um so mehr, da sie die zahlreichste

und die wichtigste ist. Bis irgend ein geistvoller Schriftsteller jenes Werk zu unternehmen wagt, mögen hier einige Veträge dazu sehn.

Die Lebensart der Seidenfabrikanten in Nîmes ist äußerst elend, wie sie es bey einem sehr niedrigen Tagelohn, bey der Theurung der Lebensmittel und bey den zahlreichen Familien der meisten Arbeiter auch nicht anders seyn kann. Früchte dunnle Wohnungen, die oft mehrere Fuß tief unter der Erde, und in den ungesundesten Theilen von Nîmes befindlich sind; grobe ärmliche Nahrungsmittel, unter denen ranziges Schweinefleisch und zähe eingefalzene Fische die ersten Gerichte sind; eine Kleidung endlich, wie man sie ungefähr in Teutschland den Züchtlingen zu geben pflegt; da haben sie die Existenz jener zahlreichen, unglücklichen Menschenklassen, die ihr ganzes Leben dem Lurze dienen und ihr ganzes Leben im Elend sind.

Diese Lebensart, verbunden mit dem Mißbrauche geistiger Getränke und einer anhaltenden unnatürlichen Beschäftigung, erzeugen bei den hiesigen Seidenfabrikanten eine Menge Krankheiten, Zufälle u. s. w. die zwar nach den einzelnen Zweigen der Fabrikation etwas verschieden, im Ganzen aber einander ähnlich sind. Da indessen die Kenntniß derselben für wahrhaft philosophische Aerzte nicht unwichtig seyn kann, so wollen wir die einzelnen Zweige der Fabrikation und die damit verbundenen Krankheiten nach der Reihe durchgehen.

^{1,}
S p i n n e r e y,

Dieser Zweig beschäftigt fünfhundert Personen weiblichen Geschlechts, und eben so viel zehn bis zwölfjährige Kinder beyderley Geschlechts, letztere zum Drehen bestimmt. Die Spinnerinnen sind besonders Brustbedrängungen, catarrhalischen Zufällen, Geschwülsten,

Schwären und fauligten Fiebern ausgesetzt; die zu dem Drehen bestimmten Kinder leiden außer diesen Zufällen noch überdem an Schwindel, Bluthusten, Uebelkeiten, Arms- und Beingeschwulsten, Reissen u. s. w. was sich aus der Natur ihrer angreifenden Beschäftigung, in einer schon für die Spinnerinnen so ungesunden Atmosphäre, leicht erklären läßt.

3.

Taffettfabrikanten.

Man nimmt die Anzahl derselben zu ungefähr 3000 an; die Beschwerlichkeit dieser Fabrikation ist aus der Technologie bekannt; jede Minute wenigstens drey und zwanzig heftige Bewegungen, und jeden Tag wenigstens siebenzehn tausend, die bey recht fleißigen Fabrikanten oft bis zu zwanzigtausend gehn; diese einzige Bemerkung wird für Aerzte hinreichend seyn. Kein Wunder demnach, daß diese Fabrikanten Brustkrankheiten

aller Art, und den heftigsten Schmerzen in diesen Theilen ausgesetzt sind, daß die meisten an der Lungenucht, oder an Brustverhärtungen sterben, daß sie überdem an Weingeschwären, Gliederschmerzen, Leberverstopfungen und Erbrechungen leiden, auch daß sie oft mehrere Jahre vor ihrem Tode an Händen und Füßen völlig gelähmt zu werden pflegen.

3.

Strumpffabrikanten.

Ihre Anzahl wird auf ungefähr viertausend geschätzt; diese Klasse ist die gesündeste unter allen, was dem meisterhaften Mechanismus ihrer Stähle zuzuschreiben ist. In dessen haben sie viel von Hämorrhoidalzufällen und Zittern der Glieder zu leiden, auch sind sie, wegen der beständigen Anstrengung der Augen, häufig der Blindheit ausgesetzt.

4.

Strumpfnäherinnen und Strumpf-
flickerinnen.

Es werden ihrer an zwientausend und drehun-
dert gezählt. Vermöge ihrer unnatürlichen ge-
bückten Stellung und der unaufhörlichen An-
strengung ihrer Augen sind sie allen Krankhei-
ten des Unterleibes, Leber- und Drüsenver-
stopfungen, Hämorrhoidalfällen und Mut-
terbeschwerden, Augenflüssen u. s. w. ausge-
setzt. Man erkennt sie sogleich an der Hal-
tung ihres Kopfes und ihrer runden Schul-
tern, von denen die rechte immer dicker als
die andere ist.

5.

Floresseidenweber.

Ihre Anzahl wird auf tausend geschätzt;
größtentheils beschäftigen sich Weiber damit.
Vermöge ihrer ungesunden Werkstätte, wozu
sie immer die feuchtesten und tiefsten Keller:

Mädchen (wegen der Wohlfeilheit) wählen, so wie vermöge der Natur ihrer Beschäftigung selbst, sind sie dem Gliederreißen, den Druckschmerzen, dem Blutspucken, der Lungenentzündung, den Augenentzündungen und ähnlichen Zufällen ausgesetzt. Die stärksten Arbeiterinnen können diese Beschäftigungen kaum zwei Monate treiben, ohne ihre Gesundheit geädert zu sehn. Gleichwohl lockt die verhältnißmäßige Leichtigkeit dieser Arbeit, und der damit zu machende Gewinn immer anglische Mädchen genug, besonders aus den Eeyennien, zu dieser Beschäftigung,

6.

Bandfabrikanten.

Ihre Anzahl wird auf einige hundert geschätzt; ihre Fabrikation ist nach der Tassenfabrikation die allerbeschwerlichste. Sie sind fast denselben Krankheiten, und noch außerdem Intestinalentzündungen und hitzigen Fiebern ausgesetzt u. s. v.

Das ist eine kurze Skizze von den Krankheiten, denen die Seidenfabrikanten in Nismes, und im Allgemeinen alle ähnliche Arbeiter unterworfen sind. Ein großer Theil dieser Zufälle, eine Menge dieser langwierigen Leiden kommt ohne Zweifel von dem fehlerhaften Mechanismus ihrer Werkstühle her. Aber warum hat sich noch niemand mit der Verbesserung derselben beschäftigt? — Warum? — Ach unsere Mechaniker haben vor lauter unendlichen Erfindungen noch keine Zeit dazu gehabt.

Belagerung und Einnahme von Lyon
im Jahre 1793.

Ein historisches Fragment.

Folgender Aufsatz ist aus einem Werke gezogen, das zwar im Jahre 1797, zu Lyon in zwey Octavbänden gedruckt worden, aber so gut als gar nicht in den Buchhandel gekommen ist *). Da es nemlich außer einer

*) Histoire du siège de Lyon: des événemens, qui l'ont précédé, et des désastres qui l'ont suivi, ainsi que de leurs causes secrètes, générales et particulières. Paris et Lyon 1797. 2 Vol. 8. Mit einem Plane. — Man muß nicht weit nach der Tompheit erröthen

Menge neuer, von den bisherigen gar sehr abweichender Nachrichten, äußerst freymüthige Bemerkungen über den Gang der Revolution enthielt; so ward die ganze Auflage auf Befehl des Direktoriums weggenommen, und zu Patronen verbraucht. Es ist mir gelungen, von den wenigen noch etwa geretteten Exemplaren eines aufzufinden, und ich theile nun den Lesern folgendes interessante Druckstück daraus mit.

D. 3.

I.

Auch in Lyön waren die ersten schönen Hoffnungen einer constitutionellen Verbesserung mit großem Enthusiasmus aufgenommen worden; allein auch schon vom Anfang an han-

den, die unter ähnlichen Umständen schon früher erschienen sind.

sen die besser gefassten Bürger den Intriguen der organischen Partei nach Möglichkeit entgegenzuarbeiten gesucht. Als daher nach dem Tode des unglücklichen Königs alle jene frohen Tageszeiten vernichtet, und dagegen alle Gerecht der herrschenden Faktion auch nach Lyon verpflanzt worden waren: da fanden die guten Bürger endlich in Masse auf, setzten ihre schändlichen Municipalitätsbeamten ab, wählten sich neue Obrigkeiten aus ihrer Mitte, richteten die überwichenen Verbrecher hin, und zeigten so ganz Frankreich, wie das Vaterland zu retten sey. (29. 30. Nov. 1793.)

Kaum hatte indeß der Convent von diesen Ansitzen Nachricht erhalten, als er den, bey der damaligen Alpenarmee befindlichen Deputirten die gemessenen Befehle zum Angriff gab, um so mehr, da Lyon jetzt überdem der Sitz des nur halb besiegten Girondismus zu seyn schien. Vergebens suchten die Einwohner auf Jureken ihrer girondinischen Obachteten selbst das Ungewitter durch die

Nachnahme der Constitution von 1791 abzuwenden, die bestehenden Anstalten wurden festgesetzt und Eten mußte der schrecklichsten Noth entgegenstehen *).

Das alles war indessen nicht vernachlässigend, den Rath der gütigsten Einwohner einzuberufen; im Gegentheil sagen sie die Anstalten zu ihrer Vertheidigung mit verstärktem Enthusiasmus an. Perrin de Prey, ehemals Oberlieutenant unter den Linien truppen, nach zum Commancheanten gewählt, und unter seinem Befehlen gewannen namentlich die ganze Stadt eine kräftigste Gestalt.

*) Es war bei mit den Cordeliers zur verhandeln
an Victor Orléans, zu sein wollen auf dem
Thronen brang. Was wenigstens nicht aus
Perrin de Prey, ist nicht davon kommen können
— Es ist bei sich Victor zu gewinnen —
bei seinen von Victor Orléans, Orléans,
Orléans u. L. m. die Orléans, an der Spitze
des Orléans. Die Orléans war bei
Orléans Orléans.

Uebersall sah man die Bürger sich in den Waffen üben, an Redouten und Plaisfaden arbeiten, Patronen und Kartuschen versertigen; die ersten Kaufleute, die vornehmsten Fabrikanten, selbst Weiber, Kinder und Geistliche, nahmen Theil daran. Mit gleichem Eifer ward eine Kriegskasse zusammengebracht, und ein Belagerungspapier votirt, die Cavalerie und Artillerie mit Pferden, das Hospital mit Arzneyen und Charpie versehen, kurz für alle Gegenstände mit gleicher Aufmerksamkeit gesorgt. Eben so ließ auch Percy die beyden wichtigen Positionen St. Etienne, und Mont Brison besetzen, wovon jener der Schlüssel zum Delay, dieses zu der Auvergne war.

Trotz aller dieser Anstrengungen indessen, blieb Lyon nur unvollkommen mit den nöthigen Verteidigungsmitteln versehen. Die Redouten konnten nur in Eile errichtet, die bey der ungünstigen Lage der Stadt so zahlreichen Angriffspunkte nur schwach besetzt werden;

an Munitionen waren nur einige siebenzig tausend Pfund Pulver, und kaum drittehalb tausend Kanonenkugeln vorhanden; an Provisionen fand sich verhältnißmäßig nur ein geringer Vorrath in der Stadt; und die ganze Anzahl junger streitbarer Bürger ward höchstens auf acht tausend gebracht.

Gleichwohl rückte die jacobinische Armee bereits von allen Seiten in mehrern Colonnen herbey, und schon langte Dabois Craucé mit fünftausend Mann Infanterie, funfsechshundert Mann Cavallerie und zwölf Kanonen aus Savoyen an. Es war das an der Rhone und auf der Straße von Genf gelegene Schloß *la Pape*, wo er sein Hauptquartier nahm, während er zugleich noch zehntausend Mann *Volontaires* aus den benachbarten Departementen, und ungefähr zwölftausend aus der Stadt zu ihm entwichene Einblisten an sich zog (5. August 1793.).

Noch einmal hofften die Lyoner das drohende Ungewitter von sich abwenden zu können,

nen, und schickten demnach eine Deputation mit Vorschlägen zu einem Vergleich in das Lager ab. (8 Aug.) Dûbois Crancé aber ließ die Deputirten niederschießen, und fing in demselben Augenblicke sein Feuer an. Es ward mit Lebhaftigkeit erwidert, ohne daß es jedoch von beyden Seiten großen Schaden that. Unterdess waren die aus den südlichen Departements erwarteten Hülfsstruppen der Epoué theils zerstreut, theils völlig abgeschnitten worden, und diese unglückliche Stadt sah sich demnach bloß auf ihre eigenen, aber leider zu schwachen Bürgercorps beschränkt.

Das war der Zeitpunkt, wo der Royalismus, dessen man die Epoué schon längst beschuldigt hatte, erst bestimmte Freunde und Anhänger unter ihnen fand. Er blieb indessen mit allen Formen des Republikanismus bekleidet, und war in sofern immer als unerschieden anzusehn. In den Redouten der Epoué wie auf den Batterien der Feinde, war

die dreifarbigte Fahne aufgesteckt, und an allen Thoren und an allen öffentlichen Gebäuden waren die republikanischen Inskriptionen noch unverlöschet. Nur im Schelmen wurden weiße Cocarden, und jene mit Lilien geflickte Fahnen verfertigt, von denen zwey Monat später im Convent die Rede war. Hätten sich indessen die Lyoner öffentlich erklärt, wahrscheinlich würden alle Royalisten in und außerhalb Frankreich zu ihrer Hülfe herbeigeeilt seyn. Da jenes nicht geschah, so blieb die Stadt einem Schicksale überlassen, das mit jedem Tage drohender zu werden schien.

Schon hatte nemlich Dubois Crancé eine Schiffbrücke über die Rhone schlagen, und in der sogenannten Plaine des Brotteaux, am östlichen Ende der Stadt, eine furchtbare Batterie anlegen lassen, die noch durch neues Belagerungsgeschütz von Grenoble und Auxerre vergrößert ward. Die Lyoner zogen daher

die in dem Pont de la Guillotiere *) befindliche Zugbrücke auf, legten am Pont Morand eine Drakenschanze, und längs des ganzen Quays eine Menge Redouten an, wozu man alle vorräthige Daumwollballen nahm. Eben so wurden an dem Pont la Malinière. **) , und auf den, das feindliche Lager in der Ploisne des Brotteaux dominirenden, Anhöhen Batterien angelegt.

Kaum waren die Anstalten der Feinde beendigt, so nahm das Bombardement in der Nacht vom 22 — 23. August seinen Anfang, ohne daß jedoch beträchtlicher Schade ausgerichtet ward. Dessen schrecklicher hingegen war

3 2

*) Nicht weit am so wichtigen, da die Eisenbahn der in der Nähe der Brezeaux liegenden Vorstadt la Guillotiere, ein oberirdisch vertheidigtes Weisthal, die Annäherung der Feinde auf alle Art zu begünstigen suchte.

**) Auf der Höhe, als Ende der Rue Perrache, bei der Zusammenkunft der Saone und Rhone ist.

sen die Wirkungen des zweiten Bombardements, das in der Nacht vom 24 — 25. anging; was man besonders der Verräthercy der in der Stadt selbst befindlichen Jacobiner zuschrieb *). Vergebens suchten sich die Lyoner bey einem Ausfalle der feindlichen Väter zu bemühen; sie wurden mit Beschlusse gedrückt und hielten auf einer andern Seite (à la Croix rouffe auf der Nordseite der Stadt) sogar zwey von ihrem eigenen Schutze ein. Von nun an dauerte das Feuer fast unaufhörlich fort, und selbst das Hospital, wo doch die großmüthigen Lyoner die eigenen Verwundeten des Feindes aufgenommen hatten, blieb von dem barbarischen Dabois Francé und Ganthier krummweges verfehlt.

Unterdeffen waren auch die übrigen republikanischen Colonnen angekommen, so daß

*) Es besetzten den Feinden die vorstehenden Gebäude durch Einnahme, oder legten sich Feuer an, wie z. B. der Fall bey dem National war.

die Stadt nunmehr auf allen Seiten und im Ganzen von mehr als sechszigtausend Mann eingeschlossen war. Auf der Nordseite befand sich nämlich ein Lager von neuntausend Mann, unter dem Commando von Dabois, Trance und Gauthier; auf der Ostseite standen zehntausend Mann unter Baubois; auf der Westseite achtausend unter Reverchon *), und zwölftausend unter Maignet und Chateaufort; auf der Südseite endlich war ein Lager von zehntausend Mann unter Javogne **), und von fünf und zwanzig tau-

*) Dieser Reverchon war selbst ein Epöner, der Sohn eines Speckhändlers aus der Vorstadt St. Julien. Er war erst Aufwärter des feinem Vaters, nachher Weinhändler in Mâcon gewesen, bis er zuletzt Representant du Peuple ward. „Bientôt — schrieb er an den Convent — Bientôt nous Vous annoncerons la destruction de cette nouvelle Sodôme“ u. s. w.

**) Dieser Javogne war eigentlich ein Notarius, aber allgemein als ein nichtsmüßiger Schurke und als herrlicher Trunkenbold bekannt. Nach einem sehr ernsthaften Schermüßel, in dem die Epöner sehr

send Mann unter Couthon befindlich. Die
Tyoner mußten jetzt ihre Garnisonen aus St.
Etienne und Montbrison zurückziehen, und
aus der letztern Stadt schlossen sich sämtli-
che Einwohner mit Weib und Kindern an
sie an.

Schon nahm indessen der Mangel an
Provisionen mit jedem Tage zu, schon war
man blos auf kleine Portionen von Weizen,
Oel, Chocolate, Reis und Mandeln einge-
schränkt, und nur die dienstthuende Mann-
schaft erhielt noch etwas Hafer- und Kleinen-
brod. Dennoch blieb die Standhaftigkeit der
gutgesinnten Einwohner unerschütterlich, den-
noch beschloßen sie alle für einen zu stehen,
Weiber, Kinder und Greise, alle waren von

sehr gelitten hatten, schrieb er an den Comant:
„La boucherie a été bonne“ und ei-
ne seiner Lieblingsphrasen war: „La republi-
que ne peut s'établir, que sur le ca-
davre du dernier des hommes
gens.“

gleichem Enthusiasmus belebt. Die edelsten Frauen hatten sich in die Hospitäler vertheilt, andere trugen den tapfern Vertheidigern Lebensmittel zu; noch andere scheuten selbst die Gefahren in den Verschanzungen nicht, halfen Stüke laden, und branten Mörser los. Knaben und Mädchen suchten die feindlichen Kugeln auf und trugen sie den Artilleristen zu *), selbst Greise halfen mit an den Spritzen arbeiten, oder gaben auf die Richtung der feindlichen Bomben Acht. Ein junger braver Ingenieursofficer Namens Bosquillon ging mit mehreren muthigen Fährleuten über die Rhone, und zündete die ungeheuern Berse

*) Um diesen Enthusiasmus systematisch zu heben, hatte man aus den edelsten und erfahrensten Männern eine Comité de Surveillance gewählt, dem die ganze innere Administration überlassen war. Von diesem Comité wurde jedem Soldaten, jedem Offiziermann u. s. w. täglich fünf Livres ausbezahlt, was zusammen eine tägliche Summe von 150,000 Livres gab; auch ward auf jede gefundene Kugel eine Prämie von drei Livres gesetzt u. s. w.

te an, die den Feinden statt einer Brustwehr dienten; ja ohne die Verräthercy eines der vielen heimlichen Jacobiner hätte er mit der Schiffbrücke bey la Pape dasselbe gethan.

So hatte die Belagerung schon fast sechs Wochen gedauert, ohne daß für das bedrängte Lyon von irgend einer Seite Hülfe zu erwarten war. Plötzlich erschien ein Bevollmächtigter von dem in der Schweiz residirenden sardinischen Gesandten, und bot gegen eine zu bewilligende Anleihe ein beträchtliches Hülpscorps an. Man berathschlagt, man ist ungewiß, bis sich die geheime sardinische Politik von selbst verräth *). Die Unterhandlung wird abgebrochen, und das ohnehin sehr schlechtorganisirte Piemontesische Truppen-

*) Es war bloß auf einige Millionen Fr. abgesehen, die man bey dieser Gelegenheit zu bekommen hoffte. Somit sah der sardinische Hof die Franzosen sehr gern durch diese Operation beschäftigt, da die Unterhandlung von Casagran im Werke war.

corps zieht sich wieder an seine Gränzen zurück.

Kaum war der sardinische Unterhändler abgereist, als ein neuer Bevollmächtigter von der Armee des Prinzen Condé erschien. Es war der junge Montcalomb, ein Nefse von Precy, er brachte die Nachricht, daß der Prinz entschlossen sey, etwas für die bedrängte Stadt zu thun. Leider zeigte sich aber bald, daß dieser, so wie ein anderer von dem Grafen von Provence und Artois entworfene Plan, mit viel zu großen Schwierigkeiten verbunden war. Zum Glück blieb dieses den Lyonern anfänglich unbekannt, und so setzten sie ihren Widerstand mit neuem Muthe fort. Um aber mit den täglich mehr abnehmenden Provisionen noch so lange als möglich auszureichen, schickten sie den Feinden alle Gefangene zurück und trieben selbst eine Menge verdächtiges Gesindel über die Brücke la Guillotiere zur Stadt hinaus.

Unterdessen hatten die Belagerer ihre Batterien vermehrt, und griffen nun die vorzüglichsten Außenposten der Lyoner mit zehnfach doppelter Mannschaft an. Es war daher kein Wunder, daß z. B. das Chateau de la Duchère im westlichen Theile der Stadt, der Gottesacker de Culos im nördlichen, der Pont d'Oullins im südlichen, zum Theil vielleicht auch durch Verräthercy erobert wurden, ohne daß jedoch der Feind die letzte Linie zu durchbrechen im Stande war. (Nacht vom 26 bis 27. September.)

Gefährlicher aber hätte die Wegnahme des Postens St. Joy und der Redouten von St. Just, im westlichen Theile, so wie die Besetzung der Brücke la Mulatière im südlichen Theile werden können; wäre nicht der tapfere Precy selbst sogleich mit neuen Truppen herbeigezogen. Schon waren die beiden Colonnen im Begriff unter dem Schutze eines mörderischen Feuers in die Stadt zu dringen, dennoch wurden sie glücklich zurück-

getrieben, und jene Positionen mit neuer Mannschaft besetzt *). (Nacht vom 28 bis 29. September.)

Trotz diesem augenblicklichen Siege in dessen nahin das Elend und die Gefahr der Lyoner mit jedem Tage zu. Die in dieser Jahreszeit ungewöhnliche Seichtheit der Rhone, ließ einen neuen Angriff von der Seite des Quays befürchten, und verhinderte die Ueberschwemmung, die bisher die letzte Hoffnung der bedrängten Bürger gewesen war. Die dienstfähige Mannschaft war allmählich

*) Zu wissen stehen und lächerlichen Lügen die Repräsentanten ihre Zukunft nahmen, kann manne andern folgende Stelle in einem Briefe des hiesigen Rapports an den Conseil de la ville: „l'ignorance — hélas! — Si les muscadins sont accoutumés, à ne faire la guerre, qu'en carrosse. Nous leur avons pris bon nombre de voitures, et de cabriolets de toutes couleurs; ils ont été obligés, de s'en retourner à pied, dans leurs murs. — In der Nachbarschaft der Redoute befand sich nämlich ein Kutschermagazin, das von den wilden Herden geplündert worden war.

bis auf sechs tausend Mann geschmolzen, und schon wurden die Pöfen blos verändert und nicht mehr abgelöst. Die Provisionen waren mit Ausnahme von Oel und Chocolate völlig aufgezehrt, die Wirkungen des feindlichen Feuers wurden immer schrecklicher, und die Krankheiten vermehrten sich fast jeden Augenblick. Die gemeinen Fabrikarbeiter fingen an schwärzig zu werden, mehrere Bataillons legten die Waffen nieder, die Unordnung, die Verwirrung, die Auflösung der bisherigen Organisation, nahm von Stunde zu Stunde zu. Eine heuchlerische sehr gemäßigte Proclamation des Feindes, verbunden mit den Machinationen der nun in Masse aufstehenden Uebelgesinneten, vollendete jene Unordnung, schon zogen einige Bataillons an ihre Redouten zu räumen, und die Uebergabe der Stadt schien unvermeidlich zu seyn.

In dieser verzweifeltsten Lage der Dinge faßte der brave Precy den Entschluß, sich mit dem Kern seines kleinen Heeres aus der

Stadt, und wo möglich, durch die Gekirge, bis an die schweizerische Gränze zu ziehen. Der Versammlungsort war der Außenposten in der Vorstadt de Waize, leider blieb aber dieser schnelle Entschluß den mehesten unbekannt. Als daher Precy das Zeichen zum Abmarsch gab, (9. Oktob. Morgens) waren nur funfzehnhundert Mann versammelt, von denen mit Ausnahme des braven Anführers und einiger seiner Officiere, der größte Theil von den nachfolgenden Feinden niedergehauen, oder auch von den raubhütigen Bauern erschlagen ward. In diesem Augenblicke nahmen die feindlichen Truppen sämtliche Außenposten in Besitz, während die guten Bürger mit ängstlicher Unruhe, die bereits bewaffneten Jacobiner hingegen mit wilder Freude ihrem Einzuge entgegen sahn.

2.

Er erfolgte den 10. Oktober, unter Anführung des General Doppet, begleitet von

den Repräsentanten Couthon, Maignet, Laporte und Chateaufort Bandon, ohne daß die mindeste Unordnung dabei vorfiel. Die Soldaten boten vielmehr den Bürgern ihre Commisbrode an, die Repräsentanten und Generale sprachen von nichts, als Milde, Schonung und Amnestie. Allein nur zu bald zeigte sich, daß diese anscheinende Mäßigkeit nichts als Verstellung gewesen war, daß man den Widerstand der Verzeihung gefürchtet hatte, und erst alle Quartiere besetzen wollte, um desto sicherer zu seyn.

Nur wenig Tage, und die Repräsentanten zogen die Maske ab. Alle gutgesinnten Bürger wurden entwaffnet, und die verruchtesten Jacobiner als Municipalbeamte angestellt. In Lyon und zu Tours wurden zwey Revolutionstribunale, unter dem Namen Tribunal de justice populaire errichtet, und aus dem verworfensten Pöbel neue Clubs organisiert. Ein unter dem Namen Comité de surveillance errichtetes Hauptgericht fing leider

an alle Gefangene zum Tode zu verurtheilen, und überall hob der Terrorismus sein bluthiges Schwert empor.

Alle diese Maßregeln erhielten durch das bekannte Decret des Wohlfahrtsausschusses *), durch die von Dabois Crancé gefertigten Proscriptionslisten **), und durch die Absendung von vierzig verruchten Jacobinern aus Paris (zu Präsidenten der Lyoner Clubs bestimmt) einen neuen Zuwachs von Härte und Grausamkeit. Rauben und Mäthe, Kirchen

*) Auf den Bericht des freigen und niederdrückten aller revolutionären Befehlshaber, des berühmten Barrete, der aber bekanntlich unmittelbar nach dem achtzehnten Brumaire von Bonaparte wieder angefaßt ward.

**) Dabois Crancé war von seinen Collegen verdächtigt gemacht und nach Paris zurückgerufen worden. Er theilte dem Auschuß die energische Antwort mit, die ihm mit der Unterschrift von zwanzigtausend Bürgern auf seine hochtöndende Proclamation gegeben worden war. Aus diesen Unterschriften ward die Proscriptionsliste zusammengesetzt.

und Gebäude wurden nun von reichbezahlten Arbeitern *) niedgerissen, Magazine, Gewölbe, Comtoirs u. s. w. mit barbarischer Wildheit ausgeleert. Tausende von Unschuldigen wurden eingekerkert, und täglich an zwanzig zum Tode verdammt **).

Uns

*) Die unglücklichen, allen Erwerbes beraubten Pariserarbeiter ließen sich selbst dazu brauchen, und es wurden alle zehn Tage 400,000 Hektol. darauf verpackt. Courton hatte einem Anzeigen, einem gewissen stehenden Schuß, Namens Lordez, die Aufsicht darüber gegeben, und dieser ehemalige Schußwager schrieb sich nun: Directeur general des demolitions d'edifices federalistes et aristocratiques de la Commune affranchie. Man sieht, es war ein französischer Decretat, den man gleich an seiner Eitelkeit ersehe. — Bei der Demolitionsarbeit mit einiger Fingerspitzenfeinheit anzufangen, ließ sich der von der Gicht geplagte Courton auf dem Platz Bellevue vor einer der Hauptgebäude tragen, schlug mit dem Hammer daran, und gab mit den Worten: „La loi te frappe“ das Signal zur Einreißung. —

**) Die Wuth der Einwohner ging so weit, daß einer dieser Unholden, Namens Kieseling, ein Schuß

Um dieser Tyranney zu entgehen, suchten sich nun ein großer Theil der Einwohner, mit Weibern und Kindern, theils in die Wälder theils in die Gebirge zu flüchten; lebten aber selbst hier der treulosen Bauern wegen in unaussprechlicher Gefahr. Andere suchten sich in der Stadt selbst zu verbergen und brachten ganze Monate in Cloaken, zwischen Fußböden u. s. w. zu. Nur wenigen gelang es, glücklich nach der Schweiz zu gelangen, und auch hier sahen sie sich bey der politischen Nachgiebig-

und treulichen Ursehung, in einer Rede einmal in folgende Apostrophe ausbrechend: „Chaque tête abattue, ne devoit-elle pas exciter en vous un travaillement particulier? Vous ne jouissez point de votre bonheur, si vous ne savez pas le nombre des fleets de sang, qui coulent. Envoyez donc chaque jour des commissaires, afin de les compter. Pour l'exemple, je me nomme moi-même, et des aujourd'hui j'humerais pour vous, s'il est possible, tous les esprits viraux, qui s'en exhaleront!“

Na

keit der Cantonsregierungen nur halb in Sicherheit. Nur Zürich, das literarische, humane Zürich, machte eine edle Ausnahme hierin, nahm alle Flüchtlinge mit offenen Armen an, und sicherte ihnen Freiheit und Leben zu. Eine Folge davon war, daß der größte Theil der Fabrikarbeiter in diesen Canton eilte, und manches Kapital in das gastfreundliche Land gezogen ward.

So hatten die Repräsentanten Couthon, Wagnier und Chateaufort Randyn mit ihren Helfershelfern länger als einen Monat gewüthet, als das Oberhaupt ihrer Pارتей, der berüchtigte Danton, von Robespierre beseitigt, und bald darauf hingerichtet ward. Auch sie wurden nun plötzlich als verdächtig geadeltgerufen, und an ihrer Stelle zwey noch verworfenerer Obschwärzer Collot d'Herbois, und Fouquier de Nantes *) mit ei-

*) Collot d'Herbois war ehemals Comédiant gewesen, und hatte sich in Lyon geäußert, wo er aber immer aufgegriffen worden war. Er ist bekannt

mer starken Division der revolutionären Armee und einem Haufen ihrer würdigen Subalternen abgeschickt. Ihre Ankunft war das Signal zu neuen Grausamkeiten, wogegen alles bisherige nur ein Vorspiel gewesen zu seyn schien.

Das erste, womit sie anfangen, war die Unterdrückung der bisherigen Comités, und die Anstellung ihrer vierzig mitgebrachten Helferscheifer. Auf diese Art bildeten sie jene schreckliche Commission de Surveillances, die nun nichts als Comités de Sequestre, de Demolition u. s. w. so wie Tribunaux de Justice und Tribunaux revolutionnaires errichtete, ohne durch die geringsten Formen eingeschränkt

K a s

Sich noch immer in der Egothe, ihrem Wohlverdienenden Verhöhnungsloos. Fouqué de Valenciennes ist ein ehemaliger Hauptmann, der sich aber zu halten getraut, war nachher Polizeiminister, und ist jetzt mit mehreren andern berühmten Senatoren und Staatsrath.

zu seyn. Von nun an sah man also alle
Lyoner Jacobiner, die diesen Tigern noch viel
zu mild, und demnach verdächtig gehalten
hatten, von jenen blutigen Kemtern ausge-
schlossen. Pariser waren es, die jetzt über das
Leben und Eigenthum der unglücklichen Bür-
ger richten sollten, Pariser, deren schändliche
Tyranney noch durch ihre alte Eifersucht ver-
größert ward *).

Am schrecklichsten zeigte sich die neue Com-
mission temporaire, ein wahres Blutgericht

*) Sie trieben zu gleicher Zeit den geschandten
Spott mit ihren unglücklichen Schicksalsopfern.
„Toi“ — sagte der eine — „Tu passeras la
nuit à la chaise!“ — „Toi“ — sagte der
andere — „Tu mettras la victime à la fenêtre
rouge.“ — „Toi“ — hieß es bei einem dritten
— „Tu auras les honneurs du valoir
national!“ — Man rühmte übermuth die from-
schönen Gesinnung an ihren kleinen Mitgefangen, je
nur an der Fäulnisdecoraden, einem schwarzen Hui-
le, das ihnen an einem besorglichen Wandel vom
Fest herunterhing. — Auch zu Gefangenenführern
wurden adäquaten die verurtheilten Gefangenen mit bei-
stehenden Namen gewählt.

aus lauter Schwächern zusammengesetzt, und von der Comite der fünf Richter auf das kräftigste unterstützt. Die Commissign beschloß sich bloß mit der Zinkerkerung, mit der geheimen Bestimmung des Urtheils, wen sie aber hinrichten lassen wollte, dem schickte sie den fünf Richtern zu *). Diese den größten Theil des Tages betrauschten Schwächter nahmen sich kaum die Mühe, einige Fragen zu thun, und sprachen dann ihr Urtheil durch anfangs mit dem Kerkermeister verständliche Zeichen aus **). Alle zehn Minuten wurden

*) Von den beidgen Chamber Comités hier ist: Ces commissions judiciaires s'embarrassaient dans les formes, et ne savaient point se passer des preuves pour condamner. Il falloit pouvoir se contenter de celles, que les fronts indiquoient, afin de donner à la justice nationale un mouvement plus rapide.⁶⁶

**) Wenn sie ihr Urtheil wollten, so that ich: per Guillotine! Ich fand an der Thüre gesetzt, der dritte Erschießen; auf den Tisch aufgelegt;

auf diese Art sieben Gefangene verurtheilt und verurtheilt, selten kam aber einer mit dem Leben davon. Es war hinreichend, ein einziges Mal die Ecarte verossen, oder einen Clubisten u. s. w. beleidigt zu haben, um ein Opfer des Todes zu seyn.

Doch alle diese schrecklichen Waffengezeu konnten der Ungebuld der blutdürstigen Anpalstanten noch keine Gnade thun. Sie berathschlagten daher unter einander, ob sie die Gefangenen in ihren Gefängnissen zusammen versetzen, oder in die Luft hengen, oder durch Kartätschenfeuer hinrichten lassen sollten; welches letztere Collet d'Herbois das beste schien. Sogleich sah man mit prun und schatzig aus den Gefängnissen von Neunne abgehenden jungen Fruten, in der Plaine des Vertreag die Probe machen, und von nun an wurden diese Hinrichtungen noch

Fortsetzung. welche aber sehr selten und nur bei großen Vorkommnissen der Fall war.

sterer wiederholt, ohne daß jedoch die Guillotine darum stille stand *).

Vergebens suchten die Gattinnen, die Schwestern, die Kinder der Verurtheilten, das Herz dieser niederträchtigen Vbferichter zu erweichen; niemand ward gehört, die rührendsten Scenen des Abschiedes, die größten Anerbietungen der kindlichen Liebe, die bewundernswürdigsten Aufopferungen des weiblichen Enthusiasmus

*) „Le feu, la flamme — schrieben Collet und Foudré an den Convent — „peuvent seuls exprimer la toute-puissance du peuple, sa volonté doit avoir les effets de la foudre.“ Gewöhnlich ließ Collet diese Hinrichtungen während seiner schmerzlichen Mühsen vornehmen; wo dann der erste Kanonenschuß das Zeichen zu der andern letzten wurde war. „Cela vaut mieux, que les vo suffoques!“ — sagte er — als er einmal zweihundert und zehn Unglückliche auf diese Art erschossen ließ. — Die Leichname sowohl der Erschossenen als Gehängten wurden in die Rhône geworfen, und mehrere Meilen unterhalb Lyon waren beyde Ufer damit bedeckt. Nur aus Furcht vor einer drohenden Epidemie wurden endlich Anstalten zum Begräbniß gemacht.

mus wurden mit Lächeln angesehen. „Unsere ganze Existenz — schreiben Collot und Fouché, — ist mit Ruinen und Gräbern beschäftigt, das ist unsere Zufriedenheit, das ist unser wahrer Genuß!“

Doch wir brechen ab, es giebt ein Ziel für die vollständige Darstellung. Wir begnügen uns zu sagen, daß Collot bald darauf zurückgerufen ward, daß aber der niederträchtige und verruchte Fouché *) bis zu der bekannten

*) In dieser Hinsicht verdient er die Exzellenz, die ihm jetzt mit mehreren andern Genossen verliehen worden ist. — „Ancientissimes“ — schrieb er an Collot, dessen Subaltern er war — Ancientissimes d'un seul coup tous les traîtres. Exerçons la justice, à l'exemple de la nature, frappons comme le foudre, et que la cendre même de nos ennemis disparaisse du sol de la liberté. Les larmes de la joie coulent de mes yeux, elles inondent mon ame. Nous n'avons qu'une manière de calibrer la victoire (et war noch der Einnahme von Rouen) nous envoyons ce soir deux cent trois rebelles

Revolution vom neunten Thermidor gang in
seinem Geiste zu handeln fortfuhr *).

sous le feu de la foudre!"" Klüßende Flammen
ist! auch nicht Fenster mich seiner Hand nicht
entgehen!

*) Und dennoch schied der verächtliche Querschnitt: Avec
quelle religieuse meditation, les accusés
sont examinés! Avec quelle courageuse im-
partialité, le juge descend dans leur pensée
la plus intime, jusque dans leur conscience,
pour en enlever les monumens. — Uebrigens
muß noch bemerkt werden, daß dieser Foudré sei-
nem Namen Ehre sind großen Vermögens während
seiner blutigen Thaten zusammengebracht hat.

An einen Hypochondristen, der nach
Marseille und Hyeres reisen will.

Ich setze voraus, mein werthester Freund, daß
sie ohngefähr tausend Thaler Elchsich zu
dieser Reise mitbringen, keinen Bedienten mit-
nehmen, und des Französischen einigermaßen
mächtig sind. Ich nehme ferner an, daß Sie
ihren Creditbrief von einem guten Haus auf
doppelte Adresse stellen, ihren Paß von ei-
nem französischen Gesandten gehörig unter-
zeichnen lassen, und sich zum Ueberfluß,
wenn Sie deren bekommen können, noch auf
jede ansehnliche Stadt mit einem Empfeh-
lungsbrieфе versehen. Nach diesen Voraus-
setzungen lassen Sie uns versuchen, ob ich
Ihnen ihrem Wunsche gemäß, noch in dieser

oder jener Kleinigkeit mit meinem unmaßgeblichen Rathe dienen kann.

Sie sind, um die abscheulichen Postwägen von Norddeutschland zu vermeiden, mit irgend einem bequemen Fuhrwerk glücklich in Frankfurt am Main angekommen, und haben sich hier im Weidenhof *) bey dem wackeren und gefälligen Schneer einige Tage ausgeruht. Jetzt können Sie nun durch den Elsaß oder auch durch die Schweiz gehen, wie es Ihnen am besten dünken wird.

Im ersten Falle haben Sie eine sehr gute Dilligence nach Straßburg, die nur vierzig Stunden unterwegs ist, und finden dort eine eben so bequeme geradesweges nach Epen; im zweyten Falle gehen Sie mit der neuen, vom ersten Julius an im Gang zu bringenden Reichsdilligence, die zugleich die Briefe führt, nach Basel, nehmen dort die

*) Die letzte östliche Lage macht diesen Gasthof jedem Hypochondriaken empfehlenswerth.

eben so gute nach Genf, und sehen dann
ihre Reise mit dem Courier (zu vier Plätzen)
ziemlich bequem und schnell nach Lyon fort.
In Strassburg logiren Sie bey dem bra-
ven Weiß im Geist *); in Basel in dem
drey Königen bey dem wackern Hieslin **),
in Genf aux Balances, oder auch im Feu
de Genève, wo man nicht ädel ist. Da es
aber beyden Gasthöfen an Sonne und Aus-
sicht fehlt, so rathe ich Ihnen in die Krone
(à la couronne) zu gehn.

In Lyon ruhen Sie nunmehr einige
Tage aus und sehen im Parc (au Parc)
ein, der an der Place de Terroux liegt, und
etwas Morgensonne hat. Hier lassen Sie
sich für die nächste Diligence nach Marseil-
le einschreiben, und treten in letzterer Stadt

*) Auch durch Strassburg verläuft sich durch eine
kleine Tage nach herrliche Schenken auf.

**) Die Zimmer nach dem Hotel haben die
Morgensonne und eine reizende Aussicht. In allen
diesem Durchländern zweyte Kränze.

bey dem braven Erard, im Hotel des Ambassadeurs, in der Rue Beauveau ab *). Lassen Sie sich hier ein Zimmer im dritten Stocke auf die genannte Straße geben, so werden Sie Morgensonne und Aussicht auf die Canaliere und den Theaterplatz haben, die den Seltenzimmern fehlt. Sie sind hier im Mittelpunkte aller Ressourcen, und werden mit der Einrichtung des Ganzen gewiß nicht unzufrieden seyn.

Da wir nun fürs erste einen Aufhängepunkt haben; noch einige vermischte Bemerkungen, die am besten hier alle beysammen stehn.

Zuerst was die Dauer Ihrer Reise betrifft? Meines Bedünkens reisen Sie am besten in der Mitte Septembers aus, und

*) Da der vorige Inhaber dieses Hotels jetzt wenig Klugheit davon ein neues, unter dem Namen Hotel de Beauveau, eingerichtet hat, unkundige Fremde aber durch allerhand Künste an sich zu ziehen sucht, so gehe man genau auf die Ueberschrift Acht, um so mehr, da man im Hotel de Beauveau unheimlich gestreut wird.

kommen Ende Aprils wieder nach Teutschland zurück. So entgehen Sie den Herbststürmen und treffen wieder mit den Schwalben ein.

Zweytens was Ihre Reiseroute anlangt. Haben Sie kein besonderes Verlangen die Schweiz wenigstens im Fluge zu sehn, und fürchten Sie einige Nächte unterwegs zu seyn, nun so ist freylich die Route über Strasburg vorzuziehn. Sie treffen dann jeden Abend ihr bequemes Nachtlager an, nehmen den kürzesten Weg und bringen noch überdem Ihre Bagage wohlfeiler mit sich fort *). Ich setze jedoch in Ansehung der letztern im Allgemeinen fest, daß der Coffre nicht über 50 bis 60, der Nachtsack, wenn er, wie gewöhnlich, gratis gehen soll, nicht über zwölf bis funfzehn Pfund wiegen muß.

Drittens, was die Dilligence anlangt. Suchen Sie, so viel als möglich, immer den

*) Welt auf den Dilligencen von Frankfurt a. M. bis Leon, die zugleich die Briefe führen, doppelte Taxe für jedes Pfund bezahlt werden muß.

ersten Platz zu bekommen, was durch frühzeitiges Einschreiben geschieht, oder nehmen sie wenigstens nie Nummer fünf oder sechs, welches die Mittelplätze sind. Wäre schlechterdings kein Eckplatz (place au coin) mehr übrig, so bleiben Sie lieber bis zur nächsten Diligence zurück, was höchstens drey Tage Aufschub macht.

In Ansehung ihres Coffers, so wählen Sie immer einen von englischer Art, wie man sie jetzt in allen großen Städten haben kann. Sorgen sie dafür, daß er jedesmal mit Stricken geschnürt, auf dem Boden bezeichnet, und zeitig genug in das Bureau der Diligence abgeliefert wird. Gehen Sie immer selbst mit hin, damit kein Irrthum entsteht. Vergessen Sie dann nicht, ihn den Gehülffen des Kondukteurs zu empfehlen, die immer zugegen und für ein wohlthätiges Solostück nicht undankbar sind. Ihr Coffer wird dann unten in den Panier gesetzt, und auf allen Seiten mit

Stroh verwahrt, so daß er wenig oder gar nichts leiden kann.

In Ansehung der Zahlungen an das Bureau bemerken Sie, daß man Ihnen schlechterdings ein Billet geben muß, weil dieses zuweilen auf den andern Bureaus, um die Identität der Passagiers zu beweisen, gefordert wird. Stellet man es Ihnen frey, ob sie die andere Hälfte der Fracht, (besonders für ihre Bagage) erst bey der Ankunft bezahlen wollen, so nehmen Sie dieses an; man giebt dann noch besser Acht darauf. Ihren Nachtsack bringen Sie ohnehin erst im Augenblick der Abfahrt mit, da man diese kleinen Effekten gewöhnlich in die Wache zu legen pflegt.

In Ansehung des Condukteurs, so geben Sie ihm bey der Abfahrt (auf den Routen nemlich, wo Trinkgelder gebräuchlich sind) *) ohngefähr

*) Von Strassburg bis Lyon; von letzterer Stadt bis Marseille und Toulon, so wie bis Nîmes und

dhngesfähr fünf bis sechs Livres dazu; sie entgehen dadurch mancher Unbequemlichkeit, und haben alsdenn schlechterdings nichts mit dem Postkion zu thun. Wenn Sie denn bey der Ankunft noch drey Livres hinzufügen, so wird der Condukteur, (wenn er nicht ganz besondere Mühe mit Ihnen gehabt hat) vollkommen zufrieden seyn.

Wertens was die Wirthshäuser anlangt, wo Sie Mittags und Abends mit der Dilligence einkehren. Hier treffen Sie gewöhnlich eine sehr gemischte Gesellschaft an, und man hat also doppelte Ursache, in seinen Aeußerungen vorsichtig zu seyn. Ich rathe Ihnen, mein w. F., sich hier mit niemand einzulassen, sondern jeden für einen Espion anzusehn, zumal da die Umstände in Frankreich so sehr verändert sind. Halten Sie sich überhens an das Essen, (wie es Ihre Diät verträgt) und sorgen sie selbst für sich, oder Sie werden mit Ihrer teutschen Bescheidenheit hungrig aufstehn.

Montpellier werden Prins bezahlt. Die Einrichtung bey den neuen Reichsdilligencen kenne ich noch nicht; bey den Schweizdilligencen wird, wo ich nicht irre, ein Wagen per Station bezahlt.

Dem anwartenden Mädchen geben Sie Mittags 2, 3 Sol; des Morgens, wenn sie Ihnen besonders ein gutes Bett angewiesen hat (was Sie zur Bedingung machen müssen) 5, 6 Sol; im Allgemeinen aber werden für das Mittagessen 3 Liv.; für das Abendessen und Nachtlager 3 Liv. 10 Sol bezahlt. Zu Frühstück rathe ich Ihnen nicht, da es immer sehr häufig geschehen muß, und die Leute (den elendesten Caffee ausgenommen) selten darauf eingerichtet sind. Führen Sie einige Tafeln gute Chocolate bey sich; in der Hand erwärmt, läßt sie sich mit vieler Leichtigkeit kauen.

Hinftens ihr Geld anlangend. Ich setze voraus, daß Sie etwa siebenhundert Thaler auf einen Creditbrief genommen haben, so daß Ihnen dreyhundert übrig geblieben sind. Von diesen wechseln sie zwey Drittheile in Carolinen und ein Drittheil in Louisdhalern ein; sehen aber darauf, daß jene keine falschen, sogenannten „Louis d'Angleterre“^{*)}

*) Man erkennt sie sehr leicht, wenn man nur die Rücken genauert ansieht. Sie weichen die Louisdhalern so weit voneinander, daß ihre Spitze mit dem obern Quadranten zusammenfällt, aber die

und diese weder beschnitten, noch durch Schweißwasser vermindert sind, daher man sie einzeln wiegen muß. Den größten Theil dieses Geldes können Sie nebst Ihrer Uhr u. s. w. in Ihrem Coffer verwahren, da auf einer Reise von 70 — 80 Piecen vier bis fünf Louis zu den gewöhnlichen Ausgaben völlig hinreichend sind.

Auf diese Art können Sie auch im Fall eines Räuberangriffes zwischen Lyon und Marseille ziemlich gleichgültig seyn. Sie werfen dann den ehrwürdigen Mitgliedern der großen Nation die Hälfte hin, und bringen Ihren kleinen Schatz unangerrührt im Panier fort, der bey der Schnelligkeit dieser Expeditionen nie gekniet werden kann. Uebrigens belieben Sie zu bemerken, daß jetzt in Frankreich keine verwischte Münze (*pièce effacée*), deren Gepräge ganz, oder größtentheils nicht mehr sichtbar ist, passirt werden kann, und nehmen Sie sich also vor den Betrügereyen der Blätter, die dergleichen Zwölffsonstücke, kleine Tha-

B 2

das mit der rechten und dem Seitenrande der Gall. so können sie darauf rechnen, daß es ein falscher Louis ist, der nur fünfzehn Livres im Werthe hat.

ter u. f. w. nur gar zu gern an Fremde geben, sorgfältig in Acht.

Sechstens die Gränze anlangend. Erkundigen Sie sich noch in Frankfurt genau, wie es jetzt mit der Visitation und den Douanengesetzen steht und nehmen Sie im Nothfall ihre Maasregeln darnach. Vergessen Sie nicht, daß ihr Paß auch von dem nächsten französischen Residenten wieder visirt seyn muß, damit man Ihnen keine Chikane machen kann. Zeigen Sie ihr Geld dreist vor, und verlangen Sie einen Passavant, was man ihnen auch sagen mag. Er wird ihnen bey der Zurückreise sehr nützlich seyn, denn Sie können damit dieselbe Summe ohne Anstoß wieder über die Gränze bringen. Bieten Sie übrigens den Zollbedienten erst nach der Visitation eine Kleinigkeit (30 Solis) an, und zeigen Sie im Allgemeinen ruhige Gleichgültigkeit. Auf diese Art kommt man gewöhnlich mit dem bloßen Eröffnen des Koffers davon.

Siebentens einige Kleidungsstücke betreffend. Da Sie im ganzen südlichen Frankreich lauter steinerne Fußböden finden, so nehmen Sie sich theils zum Gebrauch auf der

Reise, theils um der häufigen Bequemlichkeit willen, einige Paar mit Kiehleder besohlte Filzschuhe mit. Seyn Sie überhaupt um's Himmelswillen auf warme Winterkleider bedacht, da es gar nicht an kalten, und wegen der vorübergehenden Wärme doppelt empfindlichen Wintertagen fehlt. Ein guter Schanzlooper, ein warmer Ueberrock, Stiefeln, Pantalons u. s. w. werden also auch hier sehr nöthige Kleidungsstücke seyn. —

So wären Sie also glücklich in Marseille angekommen, und hätten sich bey unserm braven Evrard einlogirt. Ist fragt es sich, was Sie Willens sind? Wollen Sie nun einige Wochen in Marseille bleiben, oder wollen Sie erst zu Anfange Decembers, ja vielleicht noch einige Wochen später nach Hyeres gehn? Im erstern Falle rathe ich Ihnen gleich bey Evrard zu bleiben, er wird zu jeder Einrichtung sehr bereitwillig seyn; im letztern Falle hingegen ist es besser für Sie, in ein Privathaus mit oder ohne Pension zu ziehn. Vergleich zu finden hat keine Schwierigkeit, sobald Ihnen ihr Banquier nur einigermaßen behülflich seyn will; doch müssen Sie immer

auf die Morgensterne, und so viel möglich auf die Seelster sehn.

Wollten Sie eine passendere Diät anfangen, als man an den gewöhnlichen Pensionstischen nicht halten kann, so haben Sie bey den vielen Restaurateurs, den trefflichen Frächten, u. s. w. sehr gute Gelegenheiten dazu. Ich würde Ihnen rathen auf alles warme Essen Verzicht zu thun. Ein kleiner Lammbraten (die hier vortreflich sind) von dem Restaurateur geholt, oder noch besser bey unserm Erard bestellt, Weintrauben und gekochte Brignolen so viel Sie essen können, nebst einem guten Glase alten abgekälerten provenzalischen Wein dazu, Chocolate ohne Gewürz, Ziegenmilch u. s. w. das mache mit leicht zu findenden Abwechslungen ungefähr ihre tägliche Nahrung aus. Sie müssen auflösen und stärken, nur diese beyden Zwecke nehmen Sie immer als Basis an. Wegen ihrer übrigen Zerstreuungen, Promenaden u. s. w. verweise ich Sie auf meine obenstehende Abhandlung *).

Wollten Sie nur einige Wochen in Paris seilen bleiben, so würden Sie wohl thun, schon

*) Ueber Edeisen und Edeuren.

von Strassburg aus an Felix Suzanne, im Hotel des Ambassadeurs, in Hyeres zu schreiben, damit er Ihnen ein Zimmer in Bereitschaft hält. Hielten Sie sich hingegen bis Mitte Decembers in Marseille auf, so schicken Sie ihren Brief erst Anfang Novembers ab.

- Auf jeden Fall vergessen Sie nicht, ihm Ihren Preis zu melden, ihm ihre Diät zu beschreiben, u. s. w. und nehmen Sie dabei die in der angeführten Abhandlung befindlichen Details zum Maassstab an.

Um von Marseille nach Hyeres zu reisen, müssen Sie über Toulon gehn. Nehmen Sie die bequeme Diligence, die jeden Morgen um 4 Uhr aus Marseille fährt, und Abends um 7 Uhr in Toulon ist. Hier kehren Sie im Hotel de Montanville ein, geben ihre Empfehlungsbriefe ab, womit Sie ihr Venquise versehen haben muß, und werden dann im Friedenszeiten leicht Erlaubniß erhalten, das Arsenal zu sehn. Von Toulon aus nehmen Sie dann auch einige Briefe nach Hyeres mit.

Um hieher zu gehn, rathe ich Ihnen, ein Pferd zu nehmen, und Ihren Coffre mit dem Voten zu schicken, der wöchentlich einigemal

mit einem Wagen von Hyeres kommt. Auf diese Art wird Ihnen der ganze Transport für das Pferd und den Führer fünf Livres, für den Coffer 30 bis 40 Sous kosten, da hingegen eine Kutsche mit 10 ja 12 Livres bezahlt werden muß, und der schlechten Wege halber doch sehr un bequem ist. Wegen Ihrer Einrichtungen in Hyeres verweise ich Sie abermals auf obige Abhandlung.

Das wäre so ungefähr, mein w. Fr., was ich Ihnen über die kleineren Details Ihrer Südreise sagen kann. Mancher wird darüber lächeln, wir beyde wissen aber schon, wie einem armen Hypochondristen zu Mache ist. Wollen Sie zum Ueberflus noch meine Reise nach Hyeres *) in ihren Coffer legen, so wird es eine Ehre für mich seyn. Und so leben Sie wohl, und kommen Sie glücklich und gesund in unser liebes Vaterland zurück!

*) Sie wird unschätzbare zur Ostermesse 1903 in Leipzig als des Hartmann, so wie die Reise nach Romspolier in Berlin des Unger erscheinen.





Frances Lee Merrill and Co.

Gustchens Geschichte

oder

eben so muß es kommen um Jungfer
zu bleiben.

Ein Seitenstück

zu Hannchens Hin- und Herzügen

von

C. Kiching.

Stambul und Avignon.

1805.



Ertes Buch.



Entbehre und genieße! so rief ein im
Rufe der Weisheit stehender Araber einem
lehrbegierigen Jünglinge, als dieser ihn
fragte, was er thun müsse, um mit seinem
Schicksale zufrieden zu seyn und um nicht
nöthig zu haben, sein Daseyn zu ver-
fluchen.)

Wie vieldeutend sind diese beiden
winzigen Worte! welcher hohe Sinn liege

) Man ist zu beglückt: Etwas in Guten
Wells Bagatellen.

in ihnen, den zu fassen ein Lebendiges,
soch fast eben so viel Zeit bedarf als ein
Hermeneutiker, der den Stein der Weis-
sen sucht! —

Wie mancher strebt rastlos nach Bes-
nuß und sieht sich genöthigt zu entbeh-
ren! — selten entbehrt Einer, der genie-
ßen kann. Mancher will entbehren und
berauscht sich im Genuße. Wir trachten
nach einem Gegenstande, gleichviel wel-
chen von unsern Sinnen er erabhen soll,
wir wünschen, streben nach seinem Besiße,
aber das, was wir so sehnlichst zu genie-
ßen wünschen, entschlüpft uns gemein-
lich am ersten. Je mehr Schwierigkei-
ten sich der Erreichung unsers Wunsches
entgegen stellen, desto reizender dünkt uns

der Deth, immer hängen wir beßtaßte
 Geßchäpfe von zufälligen Begebenheiten
 ab und müßten uns füßen wie —

„Ach ums Himmels willen nicht phis
 losophirt, Herr Autor oder Herausgeber!
 wir glauben vom Titel des Buchs ge
 lockt, etwas leichtfertiges zu lesen und
 nun sollen wir —“

nicht betrogen werden! Jedes Ding,
 geneigter Leser! fordert eine Vorbereit
 ung, sogar ein Brief soll eine Einleitung
 haben, müßten können wir doch nicht, nach
 Art der Kindermühen unsre Erzählung
 mit einem „Es war einmal“ anfangen.
 Wir wollen auch sogleich zur Sache eilen,
 nur sey uns noch vergönnt eine, freilich
 alltägliche, Bemerkung anzukommen.

Dies Mädchen nimmt sich vor, sehr
 stesam zu seyn. Sie will, der Betrogen,
 ihre Tugend soll als exemplarisch gerühmt
 werden: aber zufällige Begebenheiten
 verschwören sich gegen sie — der Wille
 wird von Umständen besiegt, sie taumelt
 kraftlos zum Abgrunde und ihre Tugend,
 ihre Zierlichkeit ist so schwach wie ihr
 Vorbehalt. Jenes Mädchen hingegen krat-
 tet dessen was loblich genannt wird, in
 ihrem Busen lobet nicht die heilige
 Flamme der Unschuld, sie hat Tempera-
 ment, das Feuer in ihren Augen zieht
 genussüchtige Anbeter herbei, die Mätk-
 nen. und Ditschweistern: Welt verdammt
 sie, Sit.richter bemakeln ihre Grunde-
 sähe, das Tribunal des guten Rufes ers-

kennt in letzter Instanz und Inquisition ist demohngeachtet eine echte Jungfer, die Kleinste unter den Kleinen und gilt mehr als jene, die mit Tugendsschein die schwachehafte Sama zu hintergehen sucht.

Zweifel an dieser Behauptung lies nun weiter und was gilt die Wette, deine Zweifel müssen schwinden? —

In Livorno lebte ehemals ein Kaufmann. Er nannte sich Anton Danini und weil er sehr einträgliche Geschäfte mit gutem Erfolg getrieben und sich ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, so hieß man ihn: den reichen Danini. Seine Ehehälfte war hager vom Ätz, hatte einen quitzengelben Teint, schalt und schimpfte häufig, that selten ein Wort der Wohlthätigkeit und führte den Spottnamen: alte Hexe. In ihrem drei und vierzigsten Jahre schenkte sie ihrem Gemahl eine Tochter und die erhielt den Namen: Anapfe. Dieser Spätling gedieh und wuchs heran und nahm mit jedem Jahre an Schönheit des Körpers zu. Sie war noch nicht funfzehn Jahre alt und Jeder,

der sie sah, hielt sie für eine vollendete Venus. Pava Vanini kam aber in seiner Handlung zurück, hatte mancherlei Verlust und Verdrüsslichkeiten, dies brachte ihn zur Desperation und aus Desperation verließ er Handlung und Familie und ging mit einem Schiffe nach Indien.

Augustens Mutter verließ ebenfalls Livorno und begab sich mit ihrer Tochter nach ihren Wittwenfize in einer Provinzialstadt einige Meilen von Livorno. Hier lebte sie von dem übrig gebliebenen Theile des Vermögens, woran die Curatoren nach geschlossenem Concurs keinen Antheil mehr zu haben behaupteten, — es gewährte ihr doch noch ein mäßiges Auskommen und so lebte Madam Vanini

war herzlich und einsam, aber zufrieden
und fromm und war in jeder Hinsicht
beruhigt über ihren Witwenstand.

Die muntere, lebenswichtige Auguste
hatte eine Geheißin. Luise Lieschen war
auch ein muntrer Geschöpf, ein paar Jahr
älter und nicht so schön wie Auguste.

An einem kühlen Sommerabende
spielten beide im Garten — ihr Lieblings-
spiel bestand darin, daß die Eine ein
Schnupstuch versteckte und die Andere es
suchen mußte. Schon ein paar Stunden
hatten sie sich damit beschäftigt. Auguste
mochte das Tuch hinlegen wohin sie wollte,
Lisette fand es. Dies verdross Augusten.
Lieschen lachte jedesmal laut auf, brachte
das gesundne Tuch häßfend und singend

und that sich nicht wenig auf ihre Geschäftlichkeit im Finden zu gute.

„Warte schnurrendes Ding — dachte jezt Guspähen — so will ich dir doch das Tuch auch an einen Ort legen, daß die dein Nütthgen gekühlt wird.“ Mit gesüßgeltem Schritte eilte sie aus der Hinterecküre des Gartens. Ein anmuthiger Wiesenteppich gränzte an den Garten, Tausende von Blumen prangten auf seiner Oberfläche, ein kristallheller Bach rieselte an der linken Seite der Wiese hinab, die Ufer waren mit Weiden und Pappeln bespflanzt, schon formierte die junge Pflanzung eine lebendige Hecke und hier wollte Guspähen ein Plätzchen für das Tuch aufsuchen.

Sie nähert sich dem Ufer der Nacht,
 ihre Augen träben, wo die verchlummenen
 Zweige das beste Dickicht bilden und aus
 den einen munteren, nackenden Burschen,
 der entweder so eben ins Bad steigen will
 oder schon sich wieder zum Ankleiden vorz
 bereitet. In dem Augenblicke wo Guts
 chens erste Blicke auf ihn fielen, beschäfti
 gte seine Hand sich mit einer der edelsten
 Pflanze der Schöpfung. Wie nach einer
 lange anhaltenden Dürre die Pflanze erst
 welkend auf der Erde liegt und nun nach
 dem wohlthätigsten Regen sich gestärkt ems
 porrichtet: so die Pflanze des jungen
 Mannes, in welchen Gutschen den Gärtn
 erburschen Christoph erkennt.

Auguste blieb einige Secunden unbeweglich auf ihrem Standpuncte, der uns erwartete Anblick überraschte sie — jetzt sah Eustachy sich um, bemerkte Augusten, ergreift hastig sein Hemde und verbirgt seinen — Trouble. *) Auguste fühlte Blut

*) Für die der französischen Sprache unkundigen Leser bemerken wir: daß Trouble so viel als Gemüthsunruhe, Verwirrung, Bestürzung, Verlegenheit bedeutet. Wir wählten das französische Wort, weil wir im Deutschen gleich kein anderes, das kurz dasselbe sagt, finden konnten und weil wir gegen den Vorwurf, als wollten wir jenem berühmten Schriftsteller nachahmen, dessen Werke von einem durch ihn den Schmach erlittenen Volke aus Frankreich in's Versteck überlegt und zu Bethlehem nachgedruckt worden seyn sollen,

auf ihren Wangen, Ballung im Mute,
Spannung am Unterleibe, Verklemmung
in ihrem Herzen und gewinnt erst nach
mehrern Pulschlägen Kraft genug zur
Flucht.

Athemlos, wie ein gescheuchtes Reh,
mit verstörten Nerven kommt sie wieder
zu Esseten.

„Nun was giebt?“ fragte diese vers-
wundrungsvoll.

Auguste steht sprachlos vor ihr.

„Mirrin, erzähle doch —“

Ach, ich befe am ganzen Leibe! —
stotterte die zitternde Gespielin — spielen
wir heute nicht mehr.

„Gut! aber spiele Du nur nicht auch
länger die Geheimnisvolle. Rede, ers

zähle; du glühst ja im Gesichte wie, als war' es im Morgenrothe gebadet worden.“

Augustens Röthe stieg höher als Lisette das Wort haben aussprach.

„Willst Du Dein Geheimnis nicht unter freiem Himmel verrathen, so komm in jene Laube dort.“ Mit diesen Worten zog die neugierige Lisette sie hin zur Laube. „Ich will ein Glas frisch Wasser aus dem Bache holen, um Dich wieder zu Dir selbst zu bringen.“

Wie! Du sollst alles erfahren — rief Auguste und nun erzählte sie mit niedrigen schlagenden Augen und klopfendem Herzen. Ach, was sah ich, liebste Lisette! ich wollte das Luch in jenes Weidenge-

versuch am Ufer verüben, ach, ich sah —
Christoph wollte sich baden, ganz nackt sah
ich ihn und — nein, ich kann nicht weiter
erzählen — bringe nicht mehr in mich. —

„Du bist, aber nimm mir mein Ur-
theil nicht übel, du bist ein Gänsechen!
Also, ein nackender Junge ist die Ursache
Deines Schreckens! ha, ha, ha! Nicht
wahr und da sahst du etwas, was Du
nicht so groß, so fürchterlich schön sahst?
Dachtest wohl gar: greif nicht an, es
beißt! ha, ha, ha! Amor bewahre doch
jedes Mädchen für solche unzeitige Verles-
genheit. Nein, du bist wirklich ein zwar
hübsches, aber recht albernes Mädchen!“

Aber Lisette, mir ward doch so wun-
derlich, wie Christoph —

„mit

„mit dem spielte, was wir nicht haben, nicht wahr? das kann ich mir denken.“

Psuy, schäme Dich! rief Gustchen und wollte gehen.

Lisette lies sie aber nicht fort.

„Du mußt mir mehr erzählen, ich liebe das Umständliche — sagte sie — wir sind ja unter uns. Willst Du aber durchs aus nichts weiter verrathen, so verlaß Dich auf mein Wort, ich werde böse und sobald nicht wieder gut. Wer A sagt, muß auch B sagen. Hättest Du lieber gleich vom Anfang an geschwiegen. Nun Gustchen, sey nicht mehr blöde oder spröde!“

Gutchen fürte nun weltläufiger an,
 was sie gesehen und wie sie es gesehen
 habe und wie ihr so sonderbar zu Muthe
 gewesen und wie sie endlich fortgelaufen
 sey. Ach, du meine Güte! die Manns-
 bilder müssen doch wohl ein beschwerliches
 Gehen haben, wenn ich mir das so über-
 lege — schloß sie naiv ihren Bericht und
 Lisette hub an.

„Je nun Christoph ist kein übler
 Burcke; seine Figur ist edel, sein Kör-
 per musku'ls, seine Nase lang, seine Bas-
 den sind dick und folglich wird auch —“

Ach, sprich nur nicht weiter, ich weiß
 schon was Du nennen willst — fiel ihr
 Auguste in die Rede.

Lisette lachte laut auf.

Aber, warum mich wohl eine nie gehabte Empfindung ergriff? — fragte Cyprien unbefangen.

Lisette lachte noch lauter.

„Wenn ich nicht befürchten müßte, Deine zärtlichen Ohren zu beleidigen, so wollte ich Dir die Ursache erklären.“

Auguste versicherte der Kousine: diese Bedenklichkeit sey jetzt ungegründet.

„Ey sieh doch, kleiner Schalk! was die Neugierde über Dich vermag. Wohl! an so höre! Das was Du an Christophen bemerkest ist — ja, wie drücke ich mich nun wohl am passendsten aus? — Halt, da fällt mir ein Gleichnis ein, wenn Du etwas naschen oder kosten willst, was nimmst Du zu Hülfe?“

Den Mund — antwortete Gusißen.

„Dumhuth! könnte ich Dich nennen. Allerdings ist Dein Mündchen der Einspänger, aber womit bringst Du den Leckerbissen zum Mündchen? — meiner Einfalt nach mit dem Finger! folglich ist das was Du sahest —“

ein Kestefinger! — fiel Gusißen schnell ein.

„Bravo mein kluges Kind! Wenn Ihrer zwei, davon das Eine ein Männlein, das Andere ein Fräulein ist, zusammen kommen, so liegt etwas Naschbares zwischen beiden. Gesieht Du und Christobk kämen näher zusammen, als vorhin, Du wolltest das was zwischen Euch beiden

von der guten Mutter Natur hingelegt ist, kosten, so — doch Du bist klug genug mein Gleichnis selbst anzuwenden. — Unser Reichthum, sprach Lisette weiter, ist bestimmt genascht zu werden, will also Dein künftiger Liebhaber Deine Reize kosten so — auch hier brauche Deinen Scharf sinn und wende mein Gleichnis an. Erst küßt Dein glühender Anbeter Deinen Mund; dann werden seine Lippen sich auf Deinen Busen senken, Dein Busen wird hoch klopfen; seine Hand wird lähn, Du willst sie abhalten, Er ist schon vom Entzücken berauscht. Dein Blut wird warm, Deine Gefühle werden verlangend, Dein Blick ist schwärmend und besegnet dem seinigen, jetzt rollt das Blut

stehend durch die Adern, Deine Hand gleitet herab auf seinen —“

Lisette wollte weiter sprechen, aber es entstand ein Geräusch hinter der Laube. Die Mädchen sahen sich um und Christoph stand vor ihnen.

Augusten schlug beschämt die Augen nieder; Lisette redete ihn an.

„Wohin liebster Christoph?“

Christoph bemerkte jetzt daß auch Auguste zugegen war. Dies machte ihn verlegen; er konnte nicht antworten. Die Ursache seiner Verlegenheit war aber folgende. Er liebte Augusten und mußte seine Liebe verhehlen. Der Gegenstand seiner Liebe hatte ihn in demselben Momente überrascht, wo seine Phantasie sich

mit Buchen beschäftigte, das Tob hatte die Nerven gelähmt und Auguste sah etc. was, was sie, so offenerzig sie auch der Kouine zu erzählen schien, doch verzahwieg. Eben dieser Umstand verursachte bei Christopphen die peinliche Empfindung von Schaam und Beslegenheit. Er war überzeugt, Auguste habe alles, sowohl sein Thun als sein Lassen gesehen; Eisetrend schalkhaftes Benehmen, das eigentlich eine Folge des Gefechts mit Kouine Gusten war, beulästie ihn in seiner Verminnung und so war die Verroffenheit des armen Jungen aus zweifachen Gründen eiführbar.

„Ich will dort das Spargelbeet begießen,“ — stuterte er endlich und forang

von dannen. So bleib doch noch ein paar Augenblicke hier — rief ihm Lisette nach. Wer aber nicht zu hören schien, war Christoph.

Ein väterlicher Rausch! — flüsterte Lisette — Aber was meinst Du Guckchen, ob wir uns die schöne Gelegenheit zu Ruhe machen und uns von Christophen —

Ah, sech doch! — Sei Guckchen in's Wort zwei Händlinge genossen die Wonnen der Liebe unbekümmert, ob es auch schicklich sey, daß sie von zwei Jungfern beobachtet werden konnten.

„Diese thun, wovon wir vorhin klos sprachen — sagte Lisette —“

Auguste bedrte vor Verlangen.

Aber sag mir nur Liebes, von wem
weißt Du denn schon alles so genau?
fragte Auguste.

„Ja, das rathe 'n mal!“

Wie kann ich das — antwortete Au-
guste.

„In meinem sechsten Jahre war ich
noch so unwissend wie Du Guckchen.
Aber meine damalige Hofmeisterin
lehrete mich, wenn auch nicht häufig durch
Worte doch desto öfter durch Beispiele,
dies und jenes, was gewöhnlich nicht so
sichtlich gelehrt wird. Ein junger Doktor
logierte damals bei uns; er kam von der
Universität und hatte michin noch sehr we-
nig Patienten. Die Hofmeisterin schloß
sich vom Fieber ergriffen und trank zu

fien, als es wirklich war. Der Dofter
 ward herbeigerufen und die Kranke genad
 nach einigen Tagen. Allein die Schicksale
 des Kitter: tauchten fort. Wenn er kam,
 entzogen sich meine Leberunden. Anlangt
 behagte mir dies. Doch mit der Zeit fiel
 es mir auf. Ich ging, wie er auch eins
 mal kam, aus der Stube, stieß mich
 oder bald darauf wieder zurück nach der
 Türe, stieß durchs Schließblech und sah
 daß beide auf dem Sopha lagen und tha-
 ten wie vorher die Handlung. Schien
 genug um mir nichts merken zu lassen, ich
 sah mehr wie einmal das Spiel und jedes
 mal in anderer Manier, wie in der Hantel
 solche überreißend. Überdies reizte
 mich, franghafte Zustände strafen

meine Neugierde, ich kam auf den unglücklichen Gedanken mir selbst genug zu seyn. Das Feuer meiner Augen schwand; Todtenblässe überzog meine Wangen. Sonst fleischig, voll, rund und elastisch, welkte jetzt meine Haut, ich glich so ziemlich einer zusammengeschrumpften Pflaume, in welcher weder Kraft noch Saft mehr ist. Mein Vater bemerkte meinen Zustand. Er drang in mich, ich mußte bekennen. Sein Fluch fiel Zentnerschwer auf mich. Des Tags über schlich ich wie eine Schattengestalt umher; des Nachts besuchten Thränen meine Schlafstätte. Die Ruhe floh mein Lager. Erst nach Monaten gelang es der Kunst des Arztes, (doch nicht dessen, der die Gouvernante

in der Kur erhabt hatte, denn beide wurden von meinem Vater nach meiner Beichte aus dem Hause gejagt; mich wies der herzustellen. Die laubre Büchersammlung meiner Gouvernante lobte im Kamin in hellen Flammen auf. Mit dem Zuwachs meiner verjüngten Kräfte, erwachte auch das Sehnen und Schmachten wieder in meinem Busen. Doch zu fürchtete mich auch wieder in mein voriges Selbstgefühl zu werfen, suchte ich den Schreiber des alten Criminalraths, der zu jener Zeit in unserm Hause wohnte, zu gewinnen und mein Kränzchen gerstob wie Soreu vom Binde. Da haßt Du die treueste Dichte meiner Sünden. Ich laß mich machen; ich werde Ehrstoppfen

rufen. Das Spargelbett ist nun begossen, aber hier ist noch Eins und Eine Melone obendrein. — Heda Christoph!”

Christoph kam herbei. Die Schaamschamlosigkeit floh von dannen und eine halbe Stunde später war Augustens Blüthe der Unschuld vom Wehltbau der Verführung total vergiftet, und Christoph emsig beschäftigt, Küsse gegen Küsse einzutauschen und den Vorhang zu lösen, hinter welchen Eifersüßens Reize verborgen waren.

Lisette lächelte und seufzte; Christoph rief: Maria! und Gutschen stand wie vom Blitz getroffen und betäubt, neben den Kämpfern.

„Nun halte Dich gefasst Gutschen! Wenn Cupido und die Gelegenheit zusam-

mentrifi wie hier, dann Adieu Vorsicht! oder ist Dir vielleicht die Lust vergangen?"

Das eben nicht, erwiderte Auguste in flammenden Tönen, aber — wenn — man kann nicht wissen, wenn unglückliche Herweise meine Mutter — gute, herzende gute Lisette! gieb schon Obacht, damit nicht Jemand kommt. —

„Gieb Du nur Obacht, daß nicht etwa nach drei Viertel Jahren erst die Zeugen Deiner Raschhaftigkeit von der verbotenen Frucht hervortreten und an das Licht ziehen, was jetzt noch in der dicksten Finsterniß verbüllt liegt.“

Lisette begab sich auf den Anstand und Gustchen blieb mit ihrem flammigen

Liebhater allein. Ihre Leiden/Lust hat den höchsten Grad erreicht; bei Ihm zieht die Sehne straff gespannt, er schmelzt aus Gushens Knochen; ihre Athmen nach Lust gleicht dem Rauchen der Weilen, die sich an einem Wasserfalle brechen.

„Gushen! Gushen! die Mutter kommt,“ rief die lauchende Lüste.

„Und du Christoph, ergreif das Hasenrannier! Dein Zögern erregt Verdacht und Verdacht würde Gefahr bringen.“ —
 „So mache doch, Gushen! — „Da ist noch ein. Haite in Deinem Kleide — vorn das Busentuch in Dienang gebracht? —“

Raum war Christoph aus der Laube; noch half Lüste die erschrockne Auguste ausbessern als eher Mama vor ihnen

stand. Sie fragte die Mädchen was sie in der Laube vorhätten und schalt endlich: daß man nicht wisse, wie spät es, und daß es Zeit zum Abendessen sey.

„Wir erzählten uns Geschichten; darüber verstrich die Zeit,“ entschuldigte Lisette.

Auguste konnte nicht eine Sylbe hervorbringen.

Was hatte Christoph bei Euch zu suchen? fragte die Mama weiter. Sie hatte nämlich doch bemerkt, daß Christoph flüchtigen Schrittes aus der Laube ging.

„Er war hier in der Nähe wie wir erzählten und weil er vermutlich auch gerne Märchen erzählen hört, so hochte

er zu; wir konnten ihn doch nicht gehen heißen.“

So! So! erwiderte Mama.

Augustens Verblüfftheit entging dem scharfsiehenden Auge der Mutter nicht, aber sie äußerte sich nicht darüber, sondern ging mit den Mädchen nach dem Speisesaal. Bei Tische fixirte sie jede Gebehrde, jede Miene der Mädchen.

Christoph ward herbeigerufen unter dem Vorwande, einige Geschäftsverrichtungen sollten ihm aufgetragen werden. Er kam. — Augustens Blick fiel zuerst auf ihn und wie gelblichen Blut ward ihr Gesicht; sie schlug die Augen nieder, ein Seufzer hob ihren Bufen. Auch eine weniger erfahrene Dame würde bemerkt

haben, daß Beschämung in Gustav's Gesicht lag.

Die Mutter lies sich nichts merken, daß ihr dies auffalle.

Morgen früh wirst du mein Haus meiden — redete sie den armen Teufel an, der gar sehr über diesen Befehl betroffen war und nichts darauf zu erwiedern vermochte.

Saum war Christoph zur Thüre hinaus, so ward auch der Kusine angekündigt: sie solle sich bereit halten, Morgen in ihre Vaterstadt zu reisen.

Vergebens waren alle Fragen nach der Ursache dieser schleunigen Verweisung: Befehle. Mama war gewohnt das, was sie einmal gesagt, oder verspro-

den, oder gedroht hätte, vankelnd zu halten und zu erfüllen. Sie nahm sie einen Befehl oder ein Wort zurück, eben so forderte sie auch streng pünktlichen Gehorsam.

Die Mädchen schlüpfen schluchzend aus der Stube. Mama lies sie gehen.

Das fehlte noch — sagte sie bei sich selbst, wie sie allein war — das fehlte noch daß die Tochter in die Fußstapfen der Mutter träte und eine lockre Kusine das Ihrige dazu beitrüge! Nein, Tochterchen, wir wollen dich schäfer in's Auge fassen.

Vier und zwanzig Stunden nach diesem Monologe war Christoph aus dem Hause, die Ruine unterwegs und Gustchen seufzte unter der Aufsicht einer Ges

selfschafferin, oder vielmehr Aufseherin, die in einigen Monaten den Tag ihrer Geburt zum drei und funfzigsten male feierlich begen wollte. Sie war nie verheirathet gewesen, hieß michin Mamasellen und behauptete: Nie von den Früchten des menschlichen Arcadenbaums gegessen zu haben. Die Mama ahaufte für Guschens Kleinod und Wohl auf das beste gesorgt zu haben.

Wer weiter zu lesen geneigt ist, wird sehen, ob Mama sich irrt oder nicht.

Gustchen härmte sich; der Schlaf floh ihre Augen; aus ihren Blicken strömte Sehnsucht. Wozu nützte mir meine Jugend? was soll ich mit der Lebensfülle, die in meinen Adern rieselt, anfangen? ich soll warten, bis Runzeln mein Gesicht bedecken? wie weit glücklicher als ich, sind die Vögel, die dort auf und ab flattern? — aber ich will, ich werde meinem qualvollen Leben ein Ende machen, je eher, je lieber, so bald ich dazu kommen kann.

Dies waren Gustchens Gedanken und Entschlüsse; doch eher als die herbeigewünschte Gelegenheit, liefen zwei Schiffe aus Smyrna im Hafen ein.

Auf diesen Schiffen befand sich ein kleines Truppen - Korps. Bei diesem Korps war ein junger, wohlgebauter Offizier und dieser Offizier und seine Mannschaft wurden auf ein paar Monate, ehe sie nach Livorno marschirten, in ein Wirthshaus einquartirt, das Gutschens Fenster gegen über lag.

Dem Escosfizier fiel die leuzende Gefangne schon am zweiten Tage nach seiner Ankunft in die Augen. Er sah oft an Gutschens Fenster hinauf und grüßte freundlich. Auguste dankte eben so freundlich und der Offizier bemerkte mit Wohlgefallen, daß Gutschens Blicke ebenfalls mit Wohlgefallen an seiner Person hingen. Er war ein ächter Soldat; tapfer,

beherzt und wußte das Reglement rückwärts und vorwärts. Das Reglement befiehlt bekanntlich den Soldaten geradezu zu gehen und Lindorß so nannte sich der junge Mann, wußte meisterhaft diese Anweisung auch auf andre Fälle des Lebens außer dem Dienste anzuwenden. Einige Tage nach seiner Ankunft besaß Auguste ein Billet voller Artigkeiten, Süßigkeiten und zärtlicher Ausdrücke von ihm und der Prozeß den Gutsichen gegen ihr Leben anstrengen wollte, war niedergeschlagen. Das Billet ward beantwortet, die Antwort flog aus dem Fenster in Lindorßs Hände, aber das Hinderniß, was sich zwischen ihr und ihn geworfen hatte, war und blieb Ramsell Zuschen. Der eifers

süchtigste Erancier kann keine verdienstlichere Aufseherin dinnen, als Mama aus mütterlicher Fürsorge gebungen zu haben wähnte. Zuzchen verdiente mit Recht und Wahrheit ein wohlbesetzter Kappsraum für Augustens sündliche Lüste und brünstige Triebe genannt zu werden.

Ovidius, der weltberühmte Lehrmeister in der Kunst zu lieben verbietet zwar: bei Liebes- Angelegenheiten eine Kammerjungfer, ein Stubenmädchen, Kleinmädchen oder eine Schleuserin mit in's Spiel zu ziehen, allein Gustchens Liebhaber fand eine Abweichung von dieser Lehre gerathner als die pünktliche Befolgung. Da er that schnurstracks das Gegentheil.

Wer jemals mit einer Offizierdame, oder einem Fräulein, oder mit der Tochter oder Frau eines Leipziger Professors, oder eines Hamburger Fettwaaren-Schiffers oder Wechsel-Maklers oder eines Schlesischen Offizianten sponsirte, möge bestimmen, ob der verliebte Lindor zu tadeln sey, oder das Lob eines gewandten Liebs habers verdiene.

Zuschen's Herz ward also, freilich nur dem Scheine nach, förmlich blockirt. Das arglose Geschöpf lies sich überlistn und so wie zuweilen ein Strohhalbm eine Ananasstaube umfaßt, so auch schloß der feurige Lindor das alternde Zuschen in seine Arme.

Diese Fähigkeit genoß Zuschen jes

doch nur einige Tage. Lindor machte den
 Gleichgültigen und Zuschen die Ent-
 scheidung daß auf die Treue eines jungen
 Offiziers nicht viel zu rechnen sey. Sie
 wandte freilich alles an, einen so hübschen
 Jungen fest zu halten, der, was heut zu
 Tage unter jungen Leuten selten ist, frisch
 und kraftvoll aussah, obendrein von Adel
 war und dem die Uniform in seinen Rei-
 zen noch mehr heraus hob und weit besser
 kleidete als die neue Civil-Uniform man-
 chen der sie zu tragen berechtigt ist. Mit
 thränenden Augen und hörbar schlagenden
 Herzen seufzte sie über den Wankelmuth
 der Männer und war endlich schwach ge-
 nug, die Gegenwart einer Nebenbuhlerin
 zu dulden.

Diese war Niemand anders als Suschen. Suschen übernahm die Bestellung der an Augusten gerichteten Billet: dour's und überlieferte sie ^{ihm} treu und redlich. Konnte eine Kammerjungfer wohl dienfts beflissen seyn als sich hier eine Gouvernante befeigte! Suschen that noch mehr. Sie versprach Augusten in Lindors Arme zu bringen, und so gewissenhaft ein Offizier nur immer seiner auf Ehre gegebenen Versicherung treu bleibt, so gewissenhaft ersollte Suschen ihr gegebenes Versprechen.

Auguste traute anfänglich nicht und hielt Suschens Rath und Aufmunterung für eine Wolfegrube. Nur nach manchen sichern Beweisen setzte sie Vertrauen und gab ihre Bedenklichkeiten auf.

Alte Jungfern sind sehr gerne Geleitsgenheimmaderinnen, sind meistens geldsüchtig und nehmen mit Genugthamkeit mit wenig Verköstungen vorlieb. — In diesem Erfahrungssatze liegt die Enttäuschung des Susannischen Charakters.

Nächtliche Stille beherrschte das Vaterland; die Einwohner im Städtchen lagen im erquickendsten Schlafe, küßte Wolken flogen am Firmamente auf und ab, die Straßen waren öde und Menschens leer und Rama schlief im Oberstübchen ebenfalls sorglos und fest in ihrem Himmelbette.

Lindor war auf der Wache. Punsch und Wein und Mandelorte war herbei

gesellschaft und mit Sehnsucht erwartete er seinen Besuch.

Beide die Alte und junge Namseß traten wie schlüferne Neße aus dem Hause. Sie hatten sich wohl verschleiert und jede nach ihrer Art mit vieler Nettigkeit herausgeputzt. Suschen konnte ihre Liebesgluth und Euseben ihre Eifersucht nicht hinlänglich verbergen. Jetzt sind beide an der Wache. Ein leises Gefühl von Züchtigkeit regte sich bei Augusten. Doch Amor flatterte mit seinen Zittigen jede Besorgnis hinweg und von diesem unsichtbaren Schalk umgeben und beherrscht, trat sie in die Offiziersstube.

Einder nahte sich Augusten mit einem ehrsüchtigen Handluffe. Euseben

hingegen erwidert die Kennerin von dem
Compagnie Chirurgus. Vorher kann die-
sen als Freund und als Mitgenosse so
manches früher beklannnen lockern Aben-
theuers gleichfalls zu sich einladen. Eine
Nebenabsicht dieser Einladung war, das
mit Sorgen nicht leer ausgeht, Langer
weile habe und zum Zorn gereizt werde.

Nach den gewöhnlichen eckern Höf-
lichkeitsbezeugungen kam man zum Essen;
vom Essen zum Trinken. Das Fremde,
das Scheue verlor sich bey Augusten; ihre
Augen funkelten, seine Blicke wurden
brennend. Das Herz klopfte ihr in heis-
sen Schlägen. Sehnsucht zum Genuß
durchschloß alle seine Nerven; ihr Dusen
schwell. Punsch und Champagner wirkt

ten. Eben wollte Lindor und Guckchen aus dem süßen Becker nippen, aus dem sie, ach! so wallend wie er zu trinken lechzte, aber auf einmal schrie die Schildwache: Feuer! Feuer! der Lambour wirbelt feuerförm. Das Gewühl der Menschen vermehrte sich auf der Straße. Strühen kamen galoppirend herbei und Lindor mußte mit seiner Mannschaft unter das Gewehr treten.

Ein dichter Rauch umhüllte das nette Haus, worin Auguste wohnte. Die Flamme brach schon eben durch den Giebel; die Straße war hell beleuchtet, Jungen schühten sich ängstlich umher und droheten dem ganzen Volkschen die größte Gefahr.

Die beiden Mädchen waren Einge-
 on dem Feuer. Sie hatten das Lath ver-
 nend hinterlassen, es hatte die Fenste-
 gardinen ergriffen und da Niemand das
 Feuer bei seinem ersten Entzünden däm-
 pfen konnte: so war natürlicherweise der
 Ausbruch der Feuerbeuge unvermeidlich
 gewesen.

Verluth und von Angst gefoltert
 standen die zwei Urheber der Gefahr nes-
 ten den Soldaten. Lautlos hielten sie
 sich dem brennenden Hause. Zwischen
 verwandte den Gang zu Kindern und
 Anzuseh dachte: ach, wenn doch die Huth
 der glühenden Kasse die Kinder auf meine
 Lippen drückte, dies Feuer dämpfen
 könnte!

Furcht

Zurückkam lebten sie endlich nach ihrer Wohnung zurück. Nach vieler Anstrengung bedrängten sie sich durch den Menschenhaufen, und erreichten das Haus. Gleich beim Eintritt blieben sie die besorgte Mutter rufen: Auguste! Entsetzt — Auguste antwortete mit schwacher Stimme. Die Mutter hört die Antwort und froh, daß sie die geliebte Tochter für deren Leben sie in der größten Verflammerung schwebte, wieder gefunden hatte, flüchtete sie gar nicht ein, daß Gauden mit der verhängten Wamse das Unheil angegriffen habe. Zärtlich umarmte sie die wieder gefundene Tochter und übergab sie einem Freunde, der um zu retten, herbeigekommen war.

Ich will das Jenseit anknüpfen wollen
 nur mit der unvollständigen Thematik, die
 unter je längerer Bekanntheit kam, daher
 sie mehr Lier für die künftige Anwesenheit
 der letzten Mithras nach, und irgendwo
 nicht Ostentat zeigen sich in ihrer Seele.
 Es ist nun ein, daß bei dem ersten Jahr
 wurde der Jenseit die Aufhebung Lieder
 mit jenseit der die gegenwärtigen Anwesen
 nicht glücklich kamen; sie erkannte sich,
 daß sie sie geliebt und herbeizugewandt, aber
 nicht gefunden habe; daß sie mehr her
 schmeckt als ersehnen gewesen waren.
 Nach der Klärung war an den Mithras
 zum Wirtin geworden. Es hingab
 und verfinstert die Fragen der Thematik
 waren, so schon und unbesonnen konnten

aber auch die Antworten der Tochter. Das Verhör begann. Gustchen läugnete. Zusehen, als bei dieser Verhandlung mit einge Griffen, ward auch vernommen und läugnete so wie Gustchen. Die Mutter hatte weiter keine Beweismittel, die Sache blieb unentschieden, und folglich auch ohne mütterliche Rndung.

Auguste hoffte schon, daß das Abentheuer in Vergessenheit kommen werde. Allein diese Hoffnung schlug fehl. Der Teufel mischte sich — wie man zu sagen pflegt — in's Spiel, und bediente sich dazu einer Vetschwester. Die Sache verhielt sich folgendergestalt.

Gustchen hatte Linders Einladungsbrief verloren und glaubte: es sey mit veraannt oder wenigstens getreten worden.

Einige Tage nach dem Feuer ließ sich die Frau Commerzienrätin Pumpellusche zur Kaffevisite anmelden. Mama nahm den Besuch an; er war ihr sogar willkommen, da sie Zerstreuung bedurfte. Zur gefestigten Zeit erschien die Commerzienrätin und brachte ihren Wops und ihre Strickzeug mit. Nach mancherlei Klagen und Mitleidsbezeugungen ihrerseits fiel das Gespräch auf Stadtsingaketten. Da ward nun dies und jenes erzählt und besprochen, und die fromme Pumpellusche bewährte ihr Talent als Stadtsingakette, Ehrensängerin und Veridume darin hinlänglich. Bei dieser Unterhaltung war die Zeit verstrichen. Es fing an dunkel zu werden, und die Rätin

schickte sich zum Abmarsch. Doch vorher gab sie der Mama einen Wink, welcher deutlich sagte, daß ihr noch etwas auf dem Herzen lag. Mama ging mit ihr in ein Nebenkabinett, und nun ließ sich die Dame weiter hören.

„Danken Sie dem allgütigen Schöpfer, meine einzige Freundin — stierte sie mit ehrbar rollenden Augen — der Sie und Ihre Goldtochter von Schimpf, Schmach und Hohn rettete. Et! ei! das wäre ein großer Schandfleck für Gutschen, und für die betäubte Mutter ein Nagel zum Sarge gewesen, aber so war der Herr Zentor, mein wohlachtbarer Seelsorger und Beichtvater, das erkohlene Nützleug, wodurch Sie meine einzige

Freundin! sammt Ihrer werthgeachteten
 sten Familie aus der Leutz Häuser wun-
 derfamlich gerettet wurden.“

Mama hörte dieser Anrede mit halbo-
 ffenen Kunde zu: erwartungsvoll, was
 am Ende herauskommen sollte.

Die Commerzienrathin fuhr in ihrer
 Rede fort: „Um's Himmelswillen, um
 Ihrer eignen Ruhe und dem Seelenheil
 Ihrer Jungfer Augustchen willen! geräthe-
 ren Sie bald die Gruel der sündlichen
 Lüste und Begierden, worin der böse
 Feind, Gott der Vater wohn und hei!
 mit Hülfe der sanftern Mamsell Esfarna,
 dieser Erzieherin, und eines Kriegs-
 knechts das reine Herz ihres Kleinode,

ich meine Mamsell Augustchen, gefangen und verstrickt hält.“ —

Jetzt fing Mama an zu verstehen. Die Näthin zog ein Stillet hervor, und der Mama ward das Dunkel der bisherigen Worte noch heller.

„Großer Gott! in welchen laster- und sündhaften Zeiten leben wir — Zucht und Ehrbarkeit wird gar nicht mehr geübt; es geht jetzt zu wie in Sodom und Gomorrha! — Da hier, einzige, beste Freundin! lesen Sie.“ — Die knöchernen Arme der Näthin hielten jetzt ein niedlich gebrochenes Bräuschen und streckten sich aus, dies Bräuschen der Mama zu überreichen.

Mama holte die Brille herbei, setzte sie auf die Nase und las folgendes:

Nur wenig Worte, angebetete Magie, schreibe ich Ihnen jetzt; aber schließen Sie daraus nicht etwa auf die Größe meiner Liebe. Euzken hat mir wissen lassen, daß ich diesen Abend von Ihnen mit einem Besuche beglückt werden soll. — Welche seltsame Stunden harren meiner! — Unsere Winne soll aber auch dauern, bis Aurora die Gipfel der Dämme vergolbet. Die Zeit bis dahin wird mir wie das hundert Jahre nach der Ewigkeit danken! Ich verbleibe bis an den letzten Hauch meines Lebens
Ihr

Ihnen mit den wilden Em-
pfindungen ergebener Antiker
Kinder.

„Nun was sagen Sie zu diesen alten? fragte die Commerzienrätin — Psui des Gottelästere! er weiß wahrhaftig das erste Gebot nicht — setzte sie entrüstet hinzu.“

Mama war wie zu Boden gedonnert. Die Freundin tröstete sie mit weinenden Augen.

„Ich dachte, wenn ich Ihnen meine Beste raten darf, Sie sagten Knall und Fall das geile Weibsbild aus ihren Diensten und schickten Gutschen nach Genf in ein Kloster, damit diesem unkeuschen Wandel noch bei guter Zeit Einhalt geschehen werde.“

Ja, das soll geschehen, entgegnete Mama. Dort mag mein ausgeartetes

Sind einige Jahre bleiben und lernen
stetig und weise werden.

„Vortreffliche Freundin! kreischte
Pumpellische. Was mich anbetrifft, so
sind Sie gewiß ohne meine Zusicherung
überzeugt, daß ich kein Sterbenswörtchen
irgend einer menschlichen Seele von dies-
sem Ereignis sagen werde. Gott sey ge-
benedict, daß er mich würdigte, eine
Seele zu retten. Ja! ja! die Welt liegt,
wie ich schon gesagt habe, im Argen.“

Mit diesem Schlußsatz herzte und
küßte die verwittwete Matrone die Mama
sehr jählich, und nun empfahl sie sich mit
dem Wunsche; bald erfreulichere Nach-
richten der Sinnesänderung von Augus-
ten hören zu können.

Winnen einigen Tagen wußten Neun
 Zehnthel des Städtchens die einzig
 wahre und genaueste Veranlassung der
 Feuersbrunst und bei allen Theergesell-
 schaften ward der Brief, den Lindor an
 Gustchen schrieb, herdeclamirt und berau-
 sonnirt.

Auguste und Eustchen wurden nun
 aufs neue zu einem Verhöre gezogen.
 Diesmal half kein Lügner, Das Urtheil
 folgte dem Verhöre auf dem Fuße, und
 schneller als die Verurtheilung des un-
 glücklichen Herzogs von Enabien vollführt
 ward, ward gegen Eustchen die Verweis-
 sung aus dem Hause und gegen Augusten
 die Abführung nach Genf vollzogen.

Mama mietete sich auf ein Segelsfertiges Schiff ein und begleitete die junge Werbeklerin. Das Schiff lief mit günstigem Winde aus, und nach einigen Stunden gonelte es auf hohem Meere herum. Aber plötzlich umzogen schwarze Wolken den Horizont. Ein heftiger Orkan erhob sich. Die Wogen brauseten, und die Todesgefahr schien unvermeidlich. Doch der Himmel klärte sich wieder aus. Der Sturm legte sich, und die Gefahr schwand. Kaum aber hatten die Reisenden sich von dem ersten Schrecke erholt, so ereignete sich eine neue Widerwartigkeit.

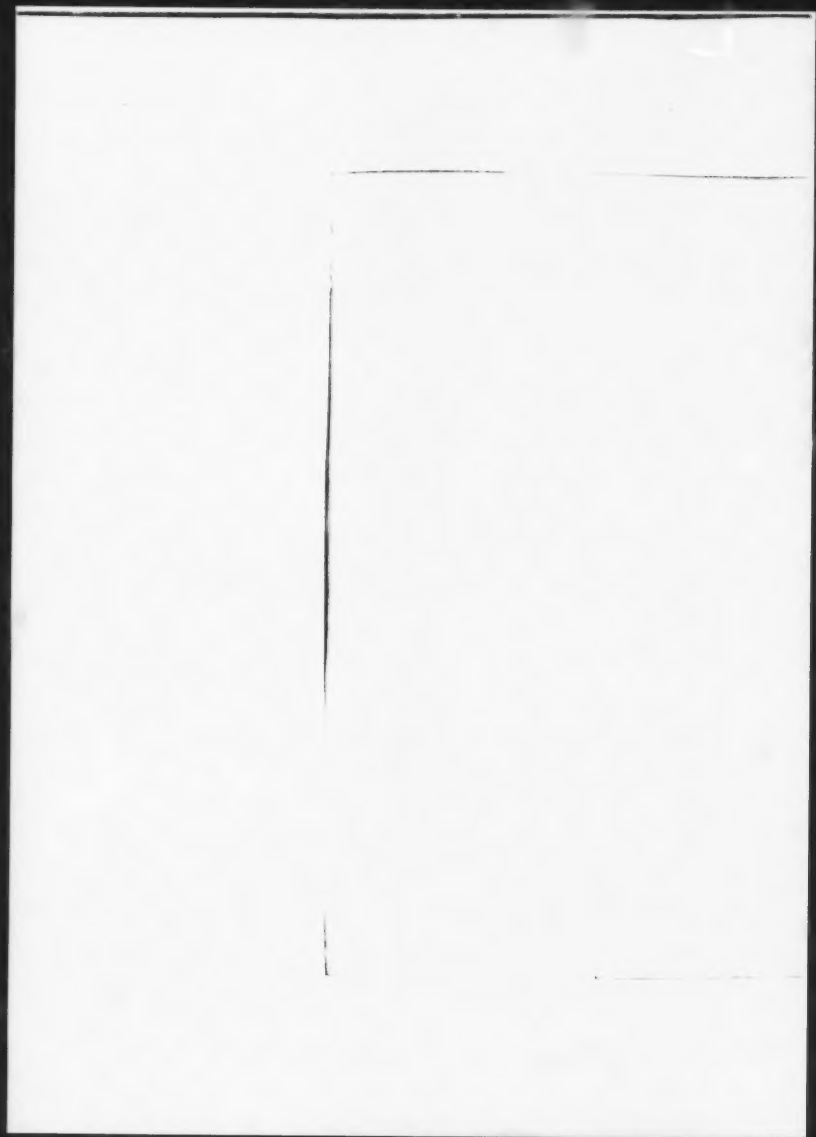
Ein Seeräuberschiff mit lauter Tausenden angefüllt lauerte in einer Bucht auf

die Gelegenheit zu einem glücklichen Tausch.
 Es kam zu einem unbedeutenden Hand-
 gemenge. Der Korsar als der stärkere
 Theil siegte. Die Waiselänner kamen
 an Bord des überwältigten Schiffe, und
 Schiff und Mannschafft wurden die Beute
 der Korsaren. Reichthümer führte das
 zur Preise gemachte Schiff nicht, mithin
 war auch die Beute nicht erheblich. Aber
 die reizende Auguste war dafür den Tür-
 ken ein desto schätzbarer Gewinn. Die
 unglückliche Mutter war außer sich, rang
 die Hände, und ihre Jammeröhne erfüll-
 ten die Luft. Vergebens suchte sie für
 Augusten und sich um Gnade. Einer
 der Korsaren zuckte den Dolch, stieß
 ihn in die Brust der mit Verzweiflung

ringenden Mutter; entseelt sank sie zu Boden, und nach einigen Minuten verschlangen die Wellen ihren Leichnam.

Die Segel wurden gespannt, die Fahrt ging weiter. Auguste fand sich in ihr Schicksal. Keine Thräne weichte die Leichensinnige dem Andenken ihrer ermordeten Mutter, deren Tod sie doch veranlaßt hatte. Im Gegentheil that es ihrem Herzen wohl, nun frei und Herr ihres Willens seyn zu können. Sie scherzte und lachte sogar. Das Schiff segelte mit dem günstigsten Winde vorwärts. Am folgenden Tage hatte Gustchen die Seckrankheit völlig überstanden, und wie es ihr ferner ging, wird das zweite Buch erzählen.

3 weites Buch.



Die reizende Auaussie gefiel allen auf dem Schiffe befindlichen Muselmännern. „Es ist ein hartes, holdes Geschöpf — sagten die Einen — beim Mahomed! die Figur des Mädchens ist paradiesisch schön,“ versicherten die Andern. Jeder schniegelte seinen Zwickelbart, beugte sich tief, wenn er ihr irgend eine Frage beantworten sollte, schlug nachher die Hände kreuzweis auf die Brust und dankte dem großen Propheten dafür.

Indeß jeder von diesen Schiffsleuten hatte dem Herkommen gemäß, ein gleiches

Nicht auf die Beute. Nur dem Korfaren Chef gehörten zwei Theile. Dieser wandte aber alle Mittel an, seine schöne Gefangne der allgemeinen Theilung zu entziehen, bot seinen Kameraden Gold für ihren Antheil, versprach goldne Berge und die Uebrigen meinten daher: es geschehe deshalb, weil er ein so köstliches Kleinod für sich allein haben wolle.

Mit den Entschädigungs Vorschlägen war mithin den Kameraden nichts gedient. Sie bestanden auf pünktliche Erfüllung ihrer auf Augustens Genuß habenden Ansprüche, und drohten endlich mit einem thätlichen Angriff auf das Leben des Chefs.

Keiner nahe sich mir; keiner vergreife sich an dieser Europäerin! — Beim Mi

schwebte ich, der Frevler soll meiner Rache nicht entinnen, — schrie der Chef mit zermalmender Stimme.

Die Unruhflüster führen erschrocken zurück. Nur Einer war beherzt genug, sich nicht mit leeren Worten in die Enge treiben zu lassen. Er nahm das Wort und entgegnete dem Chef. „Poß Schlange! Mäßige Deinen Zorn Tacamugi; bist sonst ein biedrer, ehelicher Kerl und jetzt willst Du einer Dirne wegen, den Frieden stören. — Thue was Rechtens ist. — Nimm Dein Theil zwiefach und vom Ersten und dann treibe jeder Deiner Gefellen sein Gelübt einmal — nicht mehr, nicht minder.“

Cacamuzi achtete dieser Worte nicht. In seiner Rechten glänzte ein Türkendolch, in seiner Linken blinkte ein Dolch.

Ein wildes Gelächter erscholl in die Lüfte. Die erbitterten Gemüther waren aufs Höchste gereizt. Man beleagte den Chef mit dem Namen „Kengyat“ (Verfluchte) und fiel über ihn her. Cacamuzi wich aber dem Anstöße muthig aus. „Und käme das höllische Lärer selbst, so soll das Ebristen-Mädchen nicht Preis gegeben werden; ich will die Dirne nicht für mich haben. — Mit Nichten! — Der Grosherr schmecke ihre Reize; für Ihn unsern glorreichst regierenden Monarchen will ich sie, es koste Blut und Leben, aufbewahren, und ich bin gewiß, unser Ge-

schen! wieh der Monarch nicht verschmähen, also Thurke ein jeder, der weiter in mich dringt; im Namen des Großsultans gebiete ich Euch Ruhe!“ —

Auguste saß, während diese Kampfszene vorging, in der Kajüte und Thränen drangen unaufhaltsam aus ihren schönen, öpfige Sehnsucht stühnenden Augen.

„O ich Unglückliche! traust du ihr höheres schlagendes Herz, so ward ich deshalb im Schooße des Ueberflusses geküßt, um einem Türken zum Verkerbissen zu dienen.“

Der Wind war und blieb günstig. Am vierten Tage lief das Schiff glücklich im Hafen zu Konstantinopel ein und Auguste ward in das Serail gebracht. Gesaßt sah sie ihrem in Nieder gefüllten

Schicksale entwerfen, die Hoffnung Jarris ein des Herrschers, die Verlobte Blume seines Harems zu werden, beladene Gaste des niedergeschlagenen Geiſts.

Neun und zwanzig Mädchen, jung, lieblich und von auserlesener Schönheit, waren, unter der Oberaufſicht der ſchon etwas welkenden Muſapha, bereit dem Wink des Sultans zu gehorchen. Sie wünſchte die Zahl dreißig voll zu haben und Caramuzi führte die Schönſten von allen, die erbeutete Europäerin herbei.

Eine anſehnliche Belohnung ward ihm auf Befehl des Sultans geſendet und Auguſte überrachte durch ihre Jugendliche und reizende Form die ſultaniſche Majestät dermaßen, daß er beim

71
Dart des Propheten schwur: sie sey die
Schönste von allen, die er jezt besähe.

Augusten entging nicht, daß sie einen
günstigen Eindruck bei dem Sultan ge-
macht habe. Sie ward ihm näher zuge-
führt, er beobachtete sie mit spähendem
Geiste: Ihr aus den Augen strahlender
Stolz mißfiel ihm allein nicht, sondern
machte sie ihm nur noch liebenswürdiger.
Mit einem Wort: der Sultan fand Guse-
den so schön, daß sein Herz von Zärtlich-
keit überfloß.

Außer der schon erhaltenen baaren
Summe ward Cacamuzi auch noch zum
Pascha von zwanzig Kopfschweifen er-
nannt.

Die schöne Hälfte der Menschheit oder das so benannte schöne Geschlecht ist in der That von nicht geringer Wichtigkeit. Man kann füglich von ihm sagen als jener Schmiedler vom Hause Dedrich: Dedrich über Alles wenn es will. Der Gehalt öffnet seinen Namen und tau'et einen, oder einige leichte Zeichen gegen die Kunstbezeugungen eines gefälligen Mädchens. Der Staatsrath, so viel wie Premierminister, wird leutselig, wohlwollend und freigebig bei der Anrede eines gefälligen Mädchens, wenn sie ihn durch volle, runde, blendende weisse Daulenhügel zu herauschen versteht.

Pst! Pst! Das geht nicht allein bei den Töcken so; — rufst hier ein Weib

und Menschenkundiger Leser — auch im
 lieben deutschen Reiche ist mancher Lox-
 par freigebig wenn es einer Krieger-
 stener auf Amors Acquisition gilt, und
 manche Exzellenz ward von einem Wild-
 chen beschwichigt, die sich gerne zu
 sich beschwichigen zu lassen. Ja, man-
 che Schöne ward, weil sie das noble jeu
 des lesos mit Verstand zu spielen ver-
 stand, der Joch der Noth zu befreite,
 und wo es wohl ein Staat, in dessen
 Reichthümern keine überzogene Aus-
 legung der Worte: „was vermag ein
 Weib nicht,“ läge? vorausgesetzt daß sie
 ein bezauberndes Neufest mit einem
 anheimelnden Denschen in sich ver-
 eintr. —

Ich bin weit entfernt diesen Wunsch zu hegen, allein ich bin hier nur als Pächter von Sophiens Besitzthum aufgetreten und deshalb laßt ich jene Parallele, jhre Anspielung, jhre Parallele außer meinem Betracht. Allerdings ist aus dem höchsten Stande meiner über geistigen Erleuchtung bekannt geworden, daß mancher unglückliche, ja Vielen gar eine, wie Dürstigkeit eingetragene Erkenntniß, seiner Vaterheit, Vertiefung und Lamm nicht angesichts, vor wie noch ein Jenseits nicht des menschlichen Lebens ist und nicht, den der Geist übersteht, aber nicht übersteht wüßte, wenn eine solche Jenseits, oder eine ewige, helle Schwester, oder eine nützliche, durch den Jenseits ihrer

nichts und unsichtbaren Reize fesselnde Tochter, ein Fürwort einlegen könnte! — Jetzt nehme ich den Faden der abgerissenen Erzählung wieder auf und erzähle weiter.

Auguste befand sich mitten unter den Schwestern des Serails und wußte sich so gut in ihr Schicksal zu finden, daß sie fröhlichen Sinnes nur den Gedanken hatte: so stehe ich denn am Ziel meiner Wünsche und bald wird ein wonnigster Augenblick mir der süße Nachhall von Lisettens Lehre in der Laube und den vernichteten Hoffnungen an Linders Brust seyn — und bei diesen Ahnungen hoben sich die jungen Hügel ihres Busens, gluckte voll lechzte ihre Seele nach der Annäher

renna des Potens, ihre Phantasie beschränzte sich mit lauter überigen Bildern und war weit entfernt, Betrachtungen über ein schamloses Zeitalter und über die Laster der höhern Stände anzustellen.

Bei der alt' indischen Bildung, die Auguste von der Natur empfangen hatte, würde sie sich ohne Bedenken des Vorzugs beim Zultan haben erfreuen können, aber ihr Werth ward von der ottomannischen Majestät nicht einmal bemerkt. Die Ursache davon lag in einem Gewebe von Verklumdung und boshaften Bemerkungen, das die Eifersucht ihrer Mitbewerberinnen um die Gunst des Großsultans gespannen hatte.

Gleich einer Taube, die zum ersten mal in einen Taubenschlag kommt, von allen Seiten mit Stechluft und von pikenden Schnäbeln verfolgt und von den Gesellschaftlichen einer Menge Federn beraubt wird: so Auguste. — Neidische verdächtige Blicke musterten ihre Figur, schmähsüchtige Ausstellungen fielen auf ihre Reize, schadensfrohe Gesellschaftlichen nagten an Gustavens Erwartungen. Mehr wie die Uebigen that dies die stolze, gebietende Azema. Im Besitz der vorzüglichsten Günst des Lukans fürchtete sie in Augusten den Verlust ihrer Vorzüge und sann zugleich auf Mittel, wie sie sich auf eine prächtige und wirk-

samer Art von der ihr laßigen Nebenbuhlerin befreien könne.

Hierzu nun benutzte sie die gewöhnlichen Waffen eines beleidigten Weibes, nämlich Hinterlist und Verkleinerung.

Augustens Reize konnten freilich nicht herabgewürdigt werden, dazu waren die Augen des Sultans zu unparteiische Richter. Wihin mußte eine andre Eigenthümlichkeit Augustens verdächtig gemacht werden. Wie der geschärftesten Aufmerksamkeit untersuchte Azema die Tugenden und Fehler ihrer Feindin. Jene waren überwiegend; die letztern machten Augusten sogar noch interessanter. Gewöhnlich macht das Herz eines rachsüchtigen Weibes sich durch Thränen Luft, wenn

Ihre Galle nicht vermag den Gegenstand der Rache zu vergiften. Auch Ajema vergoß Thränen ohne Maas und Zahl um dadurch ihre Wuth zu besänftigen. Hätten ihr Dolsch und Aqua tofana zu Gebote gestanden, ohne Bedenken hätte sie die verhasste Auguste mit diesen Mitteln aus dem Wege geräumt.

Warte Schlange, ich will Dich doch bezwingen! — rief sie endlich nach einer schlaflosen Nacht, die sie mit anhaltendem Trüben über ihr Vernichtungs-Project zugebracht hatte.

Sie begab sich zum Sultan.

„Was bringt Dich so früh zu mir?“
fragte der Herrscher.

Dein Leben schwebt in Gefahr, es
widerte Nyema.

Schrecken und Furcht ergriß den
Sultan.

Das hatte Nyema gewünscht. Der
Despot ist mißtrauisch, darauf hatte sie
ihr Project gebaut.

Die neue Christenclavin ist eine
Mordketerin; ist von Deinen Händen er-
kauft, Dich in einer süßen Minute zu
morden.

„Und die Beweise?“ — fragte der
erschrockne Sultan,

— wirß Du mir vor der Hand erlassen.
Schene Dein Leben, ist der Rath Deiner
allarmierthänigen Sklarin. Der große
Prophet sey Dein Schild und Schutz! —

so antwortete die listige Azema und warf sich zu des Sultans Füßen.

„Ich danke Dir Azema; aber jetzt verlaß mich.“ — *

Azema ging. Heiterkeit strahlte aus ihren Augen. So verklärt Heiterkeit Luzifers Blicke, wenn er eine Seele gewonnen hat.

Der Abend kam heran. Auguste ward von Verschnittenen in einen geräumigen, glänzenden Saal geführt.

Orientalischer Lurus blendete die Augen; arabishe Wohlgerüche dufteten; Wachskerzen warfen ihren Schein auf die kristallinen Wände und beleuchteten die Augen; und Gleichesniß in hoffärtiges Wesen gehüllt. Nämlich neun und zwanz

zig Mädchen saßen in der verführerischen, durchsichtigen Kleidung auf Divans, und erwarteten ihren Beherrscher. Auguste betrachtete und ward betrachtet. In den ersten Augenblicken ihres Eintretens war sie höchst betroffen. Schaamröthe überlag ihre Wangen, doch sie sagte sich, Die Hefnung den Sonnenpunkt jungsfräulicher Wünsche zu berühren, verleihe ihr Kraft; die Sinnlichkeit ward laut in ihrem Busen. Sie sah den Becher der Wonne vor sich und Wollust rieselte durch ihre Adern. Keine Einzige unter den Andern war vielleicht von so verlangenden Trieben erwehrt wie Auguste.

Ein Chor von Verschnittenen verkündete die nahe Ankunft des Sultans. Bald

drauf erschien Er selbst. Wohlbedächtigt trat er in den Saal. Bilder wurden Augens Wünsche. Der Sultan ging einmal im Saale auf und ab. Auguste sah zitternd auf den mit Marmor getäfelten Fußboden und wagten ihre Blicke sich ja an den Grosherrn, so wurden sie von den Abglanz seines majestätischen Benehmens zurückgeworfen. Jetzt suchten seine Blicke sich auf der Mädchen Reihe zu fixiren. Dieser und Jener ward der Schleier gelöstet. Die lüsterne Hand des Herrschers berührte sanft die heiligen Helden des Weibes. Augustens Knospe lebte, so lebt die Lilie, wenn ein sanfter Kühlwind über sie hinfährt. Nach einer langen Pause ward endlich das Schnupf-

nach der mit einem idealen Tuche aufgetragenen Selima zugeworfen. Dies ist bekanntlich das Zeichen des Wohlwollens vom Sultan. Diejenige, welcher das Tuch zugeworfen wird, hebt es auf und fängt an sich für die Glückseligste zu halten; küßt dann dies Signal der Auserwählten und folgt dem Sultan. Die Mädchenschau ist hierauf beendet und Jede wird in ihr Zimmer zurückgeführt.

Auguste glühte jetzt vor Zorn und Aerger fast ärger, als sie kurz vorher von der Flamme der Sinnlichkeit geglüht hatte. Weinend warf sie sich in einen Sessel. Ihre Eitelkeit war auf das empfindlichste beleidigt und eine Menge Schmähungen,

strömten auf den blinden, geschmacklosen Sultan.

Womit hab' ich diese Beischimpfung verdient! rief Agnolens Gefühl. — Beruhige dich, rief die Besonnenheit, dies was du für Zurücksetzung hältst, ist eine übliche Sitte und die zweite Ausstellung wird schon günstiger ausfallen. Der Schlaf, dieser Balsam für Dulder, schloß sie endlich unter seine Fittige.

Die zweite Ausstellung lief jedoch eben so ungünstig für Agnolens ab, wie die erste und so auch die dritte und jede der folgenden. Der Sultan überließ jedesmal Agnolens mit Klein gemachten blindegelunden Augen, als wenn er in die Sonne sähe und zwanzigmal war sie bereits verz

geführt worden, immer reizender als das
vorigemal hatte sie ihre Bekleidung angezo-
gen und vermochte doch nicht den Sultan
zu fesseln.

Die eigentliche Ursache lag in Kyz-
ma's Verläumdung, womit diese Augusten
dem Sultan verdächtig gemacht hatte.
Der Sultan wollte nur nicht gleich auf
die Anklage Augusten verurtheilen, son-
dern vorher erst einige Versuche anwen-
den, sich Gewisheit zu verschaffen.

Diese Ursache ahnete Gulshen freis-
lich nicht. Deshalb suchte sie, wo sie die
Gerechtigkeit dankbar verehren sollte.
Unverwundbare Sehnsucht nagte an Augu-
stens Jugendblüthe. Sie würde wahr-
scheinlich unterlegen haben, wenn nicht

ein Zufall ihrem Schicksale begünstigend zu Hülfe kam.

Auguste trat an einem lieblichen Morgen auf den Balkon vor ihrem Fenster und sah mit wehmüthigen Blicken auf den unter ihr liegenden Garten herab. So aufmerksam wie diesmal hatte sie diese Gartenanlage noch nie betrachtet. „Wäre es nicht möglich, daß mich die Flucht fernern schändlichen Beschimpfungen überheben könnte,“ — seufzte sie.

Hinter dem Garten rauschten Meeresschäumen.

„Es sey gewagt!“ war ihr Entschluß. Sie suchte eine Menge Bänder herbei, bemühte sich, sie künstlich mit einander zu verflechten, und maäß mit den Augen die

Höhe vom Balcon bis hinab in den Garten. Die Höhe war unbeträchtlich, die Bänder dünkten ihr hinreichend. Unruhig voll erwartete sie die nächste Dämmerung. Dann versuchte sie ihr Taschentuch. Es gelang. Auguste erreichte glücklich die Terrasse. Hier fand sie eine Gartenleiter, die in der nahen Allee lag. Angst und Befreiungsdrang verließen ihr Kräfte und Geschäftlichkeit als erforderlich war, die Leiter gegen die Gartenmauer stemmen zu können. Es war dunkler geworden. Auguste zog die Leiter nach sich, ließ sie auf der andern Seite herab und war außerhalb dem Serail.

Über wohin nun? fragte die Bedachte
sankt.

Sie lief fast athemlos immer vor-
wärts und im Vertrauen auf ihren Glücks-
stern dachte sie gar nicht an die Gefahr,
der sie sich ausgesetzt hatte, wenn ihre
Flucht zu früh entdeckt und sie verfolgt
werden sollte.

Nach einer guten Stunde stand sie
am Strande des Meeres und ein kleines
Fahrzeug vor ihr. Kein Mensch ließ sich
sehen noch hören. Ueberrascht und von
Freude erfüllt über dies begünstigende Zu-
sammenreffen von Umständen warf sie sich
auf die Knie, faltete die Hände, ein innig
empfundenes Dankgebet, wie sie in ihrem
Leben noch nicht gebetet hatte, floß aus der

Stille des Herzens von ihren Sorgen und der Wunsch, daß sie wieder in ihr Vaterland kommen möchte, flog inbrünstig gen Himmel.

Mit diesen Empfindungen bestieg sie das Fahrzeug. Der Mond trat am Firmament hervor, und sein bleicher Glanz spiegelte auf der ruhigen Oberfläche des Meers. Die Lüfte wehten sanft und lau, das Schiffgen gaukelte sich selbst überlassen hinüber auf's hohe Meer. Die unersahrene Schifferin vergaß Cerail und dachte eben so wenig an die drohende Gefahr der sie noch nicht entronnen war. Da, wenn auch gleich Wind und Wetter die Flucht begünstigten, sie doch dem Hunger und Durste unterliegen würde. Die

Nacht verging und ein heiterer Morgen trat an die Stelle. Rund herum war nichts als Himmel und Wasser zu sehen, das feste Land verschwunden und ein quale voller Tod wahrscheinlicher denn Rettung. Auguste fühlte nun erst die bemitleidende werthe Lage in der sie sich befand. Nun fing sie an, ihren Entschluß zur Flucht zu bereuen. Fieberschauer durchzitterten ihre Glieder und — wer wird es wohl glauben? — was sie am meisten betrückte und ihre sprechenden Augen mit Thränen füllte, waren verlangende Ceuxter über die ihr traurig dünkende Nothwendigkeit ihr jungfräuliches Kleinod unbesiegt mit sich herum führen zu müssen.

Mit diesem so unnatürlichen Oefen der wüthigen Gefühle die im Gaudens Oefen tobten, vereinigte sich ein heftiger Oefen der Ratur. Annette konnte nichts anders thun als vertrauensvoll auf ihr Schickal, ſich dem Braufen des Sturms, dem Toben der Willen zu überlaſſen. Der Sturm dauerte über zwei Tage anhaltend fort. ſie lag beſinnungslos, von Hunger und Durſt erſchöpft, von Müdigkeit ermattet in ihrem Fahrzeuge. Es war binnen den paar Tagen auf beinahe hundert Meilen verſchlagen worden. Wie der Oefen ruhig ward, kam ſie erſt wieder zu ſich, aber nur um deſto mehr den verzweiflungsvollen Zuſtand zu empfinden. Jetzt war ihr Verſtand völlig beſiegt. Vorher

reitungen auf das nahe schreckliche Ende ihres unglücklichen Lebens ergossen ihre Seele.

„Wenn die Noth am größten ist, ist gemeiniglich die Hülfe am nächsten,“ von der Wahrheit dieses trostreichen Lebens spruches erhielt Auguste die ihr willkommene Bestätigung. Mit dem ersten Strahlen des glühenden Morgenroths schoß auch ein Hoffungsstrahl in Augustens Herz. Sie sah in der Ferne Dampf aufsteigen und vermuthete da, aus, daß eine Insel in der Nähe war. Je höher die Sonne stieg desto höher stiegen ihre Hoffnungen; je weiter das Schiffchen segelte, desto gewisser wurden ihre Vermuthungen. Gegen die Mittagszeit konnte sie schon deut-

licher erkennen, daß verschiedene Insulaner
 an den Ufern des Meeres mit Nahrung
 versehen beschäftigt waren. Je näher sie
 der Insel kam, desto lebhafter wurde ihr
 ein Freudensicherei entgegen. Ein Boot
 kam auf sie zugerudert. Die Boote des
 fanden sich drauf. Sie redeten Nugußen
 in englischer Sprache an. Diese verstand
 Nuguße nicht; dann französisch und nun
 konnte sie die Ansrede verstehen. Die
 Boote brachten sie an's Land. Sie durfte
 aber nicht eher als drei Tage nachher aus-
 gesetzt werden. Man sagte ihr, dies sey
 Befehl des Gouvernements. Sie mußte
 sich drein fügen. Wie sie am vierten Tage
 an's Land stieg, waren Tausende versam-
 melt um den ankommenden Fremdling zu

bewillkommen. Aller Augen waren auf
 A. u. u. gerichtet. Kaum staunte die
 ganze Menge Ausländer in Paris den
 ersten Consul, wenn er Rede hielt, so
 ehrerbietig an, als Auguste von den ver-
 sammelten Insulanern staunend ange-
 seht ward. Ein dreimaliges Vivat schallte in
 die Lüfte wie sie aus dem Schiffe stieg und
 das Land betrat. Auch das kleine Häu-
 slein der auf der Insel lebenden Nach-
 kommlinge Hiacks hatten sich eilends um-
 gekleidet und zu Pferde gesetzt. Levi Mo-
 ses, der Sohn des Juden-Händlers, ein
 jüdischer jüdischer Jüngling hatte seine
 Tücher mit schwarzeidenen Hosen und die
 Hosen mit weißseidenen Strümpfen beklei-
 det, und bildete einen der krausen Sar-

wahr. Dann kamen einige Indier aus
 Nord nach Nordwesten nach der könig-
 lichen Residenz: Et! Et! Et! (Hoch-
 weh! Durr! immer dumm und immer
 dumm gehts in unserm Kopf herum.

Die Senatoren, Richter und Aelteste
 von der Regierung stiegen auch, den
 Chapou. Das ist unserm Herrn be-
 stand, mit der von Mandanten und sei-
 nem Dattel geschmückten linken Hand das
 Degengefäß pfeiflich haltend, heran. Der
 erste Rath hielt eine laurische Rede, was
 ein Doctor Vandel mit seiner schmalhül-
 tigen Bemerkung über das weltliche Ge-
 schickte pfeiflich gewöhn, abgesetzt und
 nützlich widerlegt ward. Dieser so eben
 erwähnte Doctor war dumm, wie der
 andere!

stehende Rath, Naturar und flücht in seinem Kriegesrechte vier Arten von Menschen auf, die allgemein gehaßt werden sollten, nämlich: Marktbeschreier, Dolmetscher, Schmeichler und — Frauenzimmer. Dem Rath waren, da er dieses Kriegesrecht studirt hatte, ebenwähnte Aeußerungen bekannt. In der Gleichmüthigkeit mit welcher er eine Rede halten sollte, fiel ihm dieser nicht elegante Satz ein und so stieg er denn eine Menge Gedanken, wodurch seiner Absicht nach, hervorzuheben sollte, der Doctor Dandiel so ein plumper Geiß. Der Rath hingegen meinte: Frauenzimmer, Juristen, Ärzte und Weinhandler wären die vier Hauptfehler der bürgerlichen Gesellschaft.

Der Polikron von der Gerechtigkeit
 für Beförderung der Gemeinheit. Wachen
 stehen und klagen gleich von dem vollen
 nigen und vollenden Jochen, die dann
 erwachen, wenn das weltliche Reich die
 sich dem Einfluß des mündigen Ge-
 schickes unterwerfen und führen, um ihnen
 Zeit zu schenken eine Menge Dreyer
 aus den Tempelsternen Thronen und Zei-
 geln an, erweisen sich dabei ungenügend
 fast, daß eine hohe Paterfamilie aus ihr
 der Herrschaft von Jochenwelt befreit,
 erweckung und seinen schwarzen Polikron
 red eben so bemerkt, wie seine Räte die
 Herren Thronen und Seelen bemerkt.
 Er sollte noch länger geistlich haben, wenn
 ihre Jünger ihn nicht bemerkt ge-

mache hätten, daß Auguste, der zu Ehren er doch seine Rede hielt, eingeschlummert sey.

Nachdem der Präsident den Schluß seiner Rede gefunden hatte, nahte sich noch ein herzlich geliebter Herr, räusperte sich, weckte die schlafende Jungfrau mit leisen, sinnigen Verdrhrungen auf und fing mit Pathos an zu declamiren.

Ochret die Frauen, sie flechten und weben
Hummische Netze in's irdische Leben.

Auguste rick sich die Augen, verstand von der poetischen Benüßung kein Wort und war in einigen Minuten wieder fest eingeschlafen.

Während der herzlich Herr sprach, war ein Triumphwagen angelangt. Ein

Heer Pauker mit seinen Collegen die in silberne Trommeten stießen, tiefen sich, wie der Dichter geendet hatte, hören. Anguste wachte erschrocken auf und ward gendchigt, den Triumphswagen zu beisteigen. Die störmende Volksmenge ging voran. Hurrahs und Vivats füllten die Luft. Wie der Zug sich den Statimauern näherte, fingen alle Glocken an zu läuten und am Thore selbst hielt der Weichdickst mit einer feierlichen Prozeßion. So kam man an einen großen Platz. Ein Regiment Infanterie, ein Bataillon Grenadiere und eine Escadron Kavallerie war aufmarschirt, alle standen Parademäßig, eine Menge grober und klarer Stimmen schrien: Nicht Euch! Präsentirt

« Wehr! Die Feldmusik vereinigte sich mit der bei dem Triumphwagen. Das Singen der den Weihbischof und die Prozession umgebenden Mönche hingegen, welches von einer tragbaren Orgel begleitet wurde, verhallte in leisen Tönen. So auch das *io Deum*, welches die Stadtmusici und Chorschule auf dem Rathhaus musicirten, war beinah noch unvernnehmlicher als das *Adagio*, welches weiland ein Schildaer Claviermeister auf einem Pianoforte vom Rathhausthurm herab zu Ehren des durch Schilda reisenden Kurfürsten spielte.

Nicht weit vom Paradeplatze war ein Triumphbogen errichtet. In Inschriften waren Stellen aus Petrarca und Tasso

gewählt worden. Ein kleiner geflügelter Gube stand oben am Gesimse und aus seiner Hand rollte ein Stück Pergament, worauf man Anzußen: „la fille de la droite du Très-haut qui commande le respect et l'Étonnement à tout Tarabraca“ nannte. Diesem Amor, (der, — doch dies beiläufig gesagt, — eine noch verunglücktere Kopie des heitern, flüchtigen verschlagenen Gottes war, als das ihn ebenfalls abbildende Titelfupfer zu dem Taschenbuche Cupido von Meier und Lande,) zur Seite war eine andre Statue, die die Götin von Cothera vorstellen sollte. Auf ihrem Bauche klebte ein Stück Papier, worauf der Regierungsrath auf Befehl des Präsidenten, eines eben

so enthuſiaſmirten Zuhörergeiſte als ſchlech-
ter Jurist, geſchrieben hatte: *mes pre-
mieres sacrifices et libations sont, voués à
l'île de Tarabouza.* Auf beiden Seiten
des Oſtells füllten marbrante Blätter
die Lücken zwischen den Latten und auf
diesen Blättern waren Sprüchlein und
Verslein lesbar. Die Dichter sprachen
darin von grâces toutes puissantes, von
Vertus et inépuisable bonte dont la vierge
soit la plus séduisante image. Eine Rose
Garlande faßte das Bildniß eines Na-
poleon: Schicksal ein und dies Gemälde
hing in der Mitte der Ehrensorte. Mit
Flammenchrift war unter das Bild ge-
schrieben:

Hat den Himmelstempel trüben
 Tod und Hölle! bringens aus
 Dem die Jünger! Morgen küssen
 Ihre Wälder schon ins Graß.

Ein Chor Knaben aus dem Institut sang
 Lymnen, die von dem Herrn Director
 schönlich ausgewählt und der gegenwär-
 tigen Gelegenheit angepaßt worden wa-
 ren. In diesen Jubelliedern und Choren
 gelingen glückte freilich nicht die Höhe
 Poesie des 17. Jahrhunderts. Das war aber ganz
 natürlich. Der Director war noch in der
 alten Schule, worin Gellert, Gleim,
 Hagedorn, Hölty, Voss, Uh, Weise ver-
 ehrt wurden, erzogen und gebildet; die
 elegante Zeitung war ihm zwar bekannt,
 aber nicht wichtig genug, um sie zu lesen.

Uebrigens lag dem guten Direktor auch noch die reelle Bildung seiner Schüler zu sehr am Herzen und er konnte sich nicht entschließen, die Köpfe seiner Jüdlinge durch Modeprincipe zu verschrauben, um allerfalls in der eleganten Welt seinen Namen von den Herren T* und W* gelobt und seine Verdienste gerühmt zu wissen.

Von diesem Triumphbogen ging der Zug nach einem prachtvollen Palais. Hier bewillkomme ein Mann mit Stern, Kreuz und Ordensband geschmückt, die ankommende Auguste und sagte ihr mit zierlich gestellten Worten, diese Wohnung sey ausschließlich zu Augustens Anordnungen.

Der mit Ehrenreichen verwandte Mann war ein vorzüglicher Prinz, Gouverneur der Stadt und zugleich dirigirender Chef aller Civil und Militairdepartements. Nachdem er, in Begleitung seiner Suite, Augusten durch alle Zimmer geführt hatte, empfahl er sich mit der vorläufigen Bemerkung, daß am zweiten Tage gegen neun Uhr, er selbst und die Herren Deputirten der Stadt wieder aufzuwarten sich die Freiheit nehmen würden.

„Vorläufig ist Morgen ein lustiges Diener bei mir, schlossen Seine Durchlaucht, und da hoffe ich die Ehre zu haben Sie bei mir zu sehen.“

Auguste war nun allein. Sechs alte
 Mäße und ein Major verwalteten die
 Kammerherren's Funktion. Kein einziges
 weibliches Geschöpf war weder zu sehen
 noch zu hören.

„Sind die Menschen hier sammt und
 sonders toll, oder was sonst bewegt sie zu
 diesen Anstalten und Weitzustigkeiten,
 die meinetwegen statt haben und noch forts
 dauern sollen?“ —

Diese Frage die Auguste an sich selbst
 that, schwebte zweifelsohne dem größten
 Theil der Leser auf den Lippen — mögen
 ihrer nun so viel seyn, wie weiland zu
 Lafontaine's Romanen oder so wenig,
 wie heutzutage zu des Etatsraths Schir
 rachs politischen Journale.

Obwohl die Antwort aus dem Laufe
der Geschichte von selbst hervorgehen
würde, so schicken wir sie doch ergänze-
ungsweise voran.

Nach Stand und Würden geehrter
 Leser! — Leserinnen, wenn nämlich der
 lesende Mensch ein Geschlecht hat, möch-
 ten wir Herausgeber diese Geschichte ganz
 entfernt wissen. Sondernmalen über unser
 Dächlein seynwollende fromme Seelen
 sich entrüsten und zucht- und ehrbarkeits-
 volle Rezensenten noch weit ärger schim-
 pfen werden als über Hansens Hin- und
 Hergänge! — Ob wohl beide mit höchstem
 Unrecht. Denn, warum griff die from-
 melnde Seele nach einem Dächlein, dessen
 Titel schon anzeigt, es sey kein Erbauungs-
 buch? — und sollte Gupfens Geschichte
 deswegen ungedruckt bleiben, damit
 Eine gedruckte Trivoltide weniger in
 der Welt wäre? Kann doch ein sitzamer,

wenn gleich leichter und trivialer Negensent seine Moral zeigen!

Also nochmals, — weil vorstehende Gedankenreihe denn doch einmal zu den eingeschachtelten Perioden, die einen Styl schlerpend und weilküftig machen, gehört und so gekelzt einheifchreitet, als nur immer ein Peried aus Jean Pauls Hiegejahnen, was aber keinesweges nachahmungswürdig wäre, wir auch lieber, wie schon erwähneter Lafontaine, unseim Zehernöthigen, öfter ein Punktum als ein Komma oder Semicolen zu ergreifen, dieömal aber von Drang und Lieberfälle unseer Ideen zu allen den Einschießeln verleitet wurden, — nach Stand und Würden geehrter Leser!

Die Ursache aller der Feierlichkeiten die man höchstheilig zu Torabraca veranstaltet hatte, so wie des lauteiten Jubels der in der Inischstadt herrschte, ist wie nun folget.

In eben genannter Stadt war vor einigen Jahren das Fest der heiligen Ursula, hergebrachter Gewohnheit nach, gefeiert worden. Ein Haufen Volks wallte fahrete nach der zu Ehren der heiligen Ursula erbauten Kapelle, um des zu gleich der Zeit bei Pauken und Trommeten Gesangs erteilten Ablasses theilhaftig zu werden. Pfaffen, Knechten und Amuletten Buzden, Bilder- und Reisevertrahändler waren gegenwärtig und machten eben so gute Geschäfte als die Pfaffen, die dem sünd-

haften Völle Ablass, Weihe und Segen verkaufen. Ein gewisser Dichter hatte zur Verherrlichung dieses feierlichen Tages apostolische Sonette verfertigt, die an heiliger Weihe und andächtiger Fülle den Dichtungen eines M* I* und B* gleich kamen. Die Sonette waren einer Prinzessin dediziert worden, die in dem zu Tarabrosa befindlichen Nonnenkloster als Abtissin lebte. Diese Verse erzählten, wie die schöne Ursula keusch und züchsig in Worten und Werken gelebt habe mit noch andern 1000 Jungfern in einem entlegenen Kloster und wie sie sämmtlich mit Nüchternheit und Wachsamkeit gegen den Widersacher Satanas genannt, gekämpft haben, und wie sie die Zugänge zu

zu ihrem Kloster sorgfältig verschlossen, damit keiner von ihren Nachbarn den hochwürdigen Vätern des franciscaner und dominicaner Ordens, irgend einer sündlichen Lust oder eines körperlichen Triebes, durch Gelegenheit begünstigt, Gehör geben und einen unverfügbaren Schimpf auf das Kloster bringen könne. Gar rührend war dies alles in den Sonnetten erzählt. Die Gedanken waren das bei in so schöne poetische Formen gekleidet und so zart und sinnig gedacht, daß das beste Sonnett der neuesten Aesthetik sich nicht so lieblich ausspricht; daß die Herren Dienemann und Compagnie — was freilich nicht viel aber doch etwas sagt — es unverzüglich in Verlag genommen

hätten oder Herr Cotta in Tübingen — was aber desto mehr sagt — Rehn vollen wichtige Friedrichsdor für den Vogen Ehrensold gezahlt haben würde.

Wie die Aebtrissin dies sah, lachte sie laut auf. Sie war ein Freigeist, dabei witzig und Kofegarten würde, hätte er ihr seine Legenden dediziert, schwerlich bei ihr die gutmüthige Aufnahme gefunden haben, als seine Legenden in der alles zum besten lehrenden eleganten Zeitung fanden. Die Aebtrissin behauptete nämlich: eher sey Bonapartens Ankunft in London denkbar als der Begriff von 11000 Jungfern neben zwei Mönchsklöstern. Kaum aber hatte sie diese Stachelrede gesprochen,

so entzündete der Schutzpatron ihres Klosters sich heftiger ob dieser Spöttei, als verschiedene Staaten gegen das verrufne Buch Napoleon Bonaparte, als die Pariser Censur gegen die Delphine und Hofrath Spazier gegen die Expectorationen. Eine pestilentialische Krankheit überfiel die Stadt Tarabracca und vergebens verschrrieben die dortigen Aerzte rohen Schinken und Porterbier, die Seuche zettte uns aufhaltbar um sich und binnen acht Tagen war das ganze weibliche Geschlecht ausgestorben, daß auch nicht ein weibliches Wesen, von der Knechtin an, bis auf die einjährige Tochter des Scharfrichters herab, am Leben blieb. Sogar der geheime Leib- und Hof- Arzt konnte seine

Hausdreslerin nicht retten. Hingegen stand nicht ein einziges Mannsbild.

Anfänglich war die Beträbnis nicht gar zu groß. Denn mancher geplagte Ehemann war von seinem Hausdrachen; mancher in zerrütteten Finanz- Umständen lebende Hausvater von seinen eulen und verschwenderischen Plaggeißlern befreit worden; mancher Lehnsreiter nahmte freier und mancher Vater rief das Schicksal das sich seiner Schwachheit erbarmt und die auf dem Wege zur Neppigkeit wandelnde Tochter von ihrem und seinem eignen Verderben gerettet hatte. Es erschienen sogar einige Broschüren, die zu beweisen suchten: daß dieses Unglück die erprieslichsten Folgen haben würde, weil

dadurch zugleich mancher alberne Mä-
 chen, die eine alberne Hausfrau, manche
 Klette die die Ruhe und Gesundheit des
 künftigen Gatten zu Grunde gebracht ha-
 ben würde, weggerafft worden wäre. Das
 neben war in besagtem Broschüren ums
 ständlich dargethan worden, daß das weibli-
 che Geschlecht sich in der größten Sittens-
 losigkeit befände, woraus unvermeidlich
 eine noch verderbtere Nachkommenschaft
 erzeugt würde. Die pikantesten Stellen
 aus dem goldnen Kalbe aus der Huls-
 digung dem guten Genius des
 weiblichen Geschlechts aus Hermes
 und Andrei Schriften, die mit vielen
 Derbheit gegen die überhandnehmende
 Ausartung der Frauengemmer zu Felde

jagen, Schienen bequeme zu seyn, wenn damals benannte Schersten (den in Larabaco hätten bekannt von Männern. An Ideen, Vorschlägen und Aufforderungen zu einer zweckmäßigen Erziehung der Töchter, wovon das Glück der Ehe und das Heil der Welt abhängig, war in diesen Flugsheften kein Mangel und daraus schließt sich die Nothwendigkeit einer durchgängig vorzunehmenden Reform darzustellen. Einige der gedächlichsten dieser Pamphlete heißt: „Auch auf Abmägung weiblicher Pflichten und Rechte, sowohl in Hinsicht auf Moralität als auf den Staat, mit vieler Umständlichkeit ein; bestimmten das Bedürfnis von Kenntnissen für Frauenzimmer nach ihren Fähigkeiten

keiten und Anlagen; gaben die Grenzen weiblicher Bestimmung, Würde und des weiblichen Wirkungskreises und zwar mit weit mehr Schärfe und praktischen Gesichts als die bekannte *Miss Wollstonecraft* und mehrere Schriftsteller gethan haben. Daß diese Flugschriften aber bei alledem keinen Nutzen stiften konnten, lag in der leicht einzusehenden Ursache, nämlich: das Publikum für welches sie berechnet waren, existierte leider nicht mehr.

Wer hingegen den Verlust von *Larabacca* am meisten und lauteſten beklagte, waren junge Offiziere, Schauspieler, unverheirathete Geschäftsmänner und *Academiens*. Nicht und noch hörte man auch diejenigen klagen, die ehemals über

ihren Verlust freistellen und Dankstürzen
sangen.

Der Grund zu diesen Klagen war so
verschieden als die Indioschuen verschieden
waren. Jenen war ein Theil ihres Er-
bensamuels entzogen. Diese hatten eine
Wenige Aufgaben mehr und waren über-
denn, als sonst was für Kasse, Wische und
Gutten von den Weibern wegigend die
Angabe bezeugt word. Diese verschie-
den Motive bezeugten mirhin ein allgemei-
nes Jammern hervor und alle Einwohner
von Tarabuco gingen so niedergeschlagen
und weinend herum, wie zahlungsun-
fähige Kaufleute am Zahlungstage verfallener
Schuld.

Vergehend waren mehrere Versammlun-

lungen wie dem Hingabe abgeholfen werden konnte; verschiedene Agenten wurden angewandt auf Werbung gebracht, aber das unerwartete Schicksal warf immer Hindernisse in den Weg, daß die Bemühungen fruchtlos blieben. Die schloffen, kraftvollsten Jünglinge schrumpten zusammen. Ein Theil ergab sich dem heillosen Genuß. Der Senat erließ Decrete über Decrete um den schändlichsten aller Laster Einhalt zu thun und die Republik selbst zu administriren nach wie vor. Die arme Stadt ward die Festung der Verwahrlosung. Ein andrer Theil that den Entschluß zur Auswanderung; jedoch sie wurden ein Raub der Wellen und mehr als die aufstehenden Verordnungen, die

und Aufwachen der Menschen. Im
Sommerzeit verließen, wurde zu Nacht
nur der, durch diesen Verlust gleichsam
zu Bewußtsein erhalten Delirium, den
Tod auf dem Tische zu legen — lieber
mußte man denn noch die manigfaltige
eine Weile und Tischen zu legen haben,
als sich einer Selbstmordgefahr aussetzen.

Es fanden die Angehörigen in
Verfahren, die von Selbstmord Angelegen
auf die Tische legen und den Kranken
stern, dessen Aufstellung eine Menge
Jahren bestritten und nicht geringe
Krankheiten verursacht hatte.

In diesem Tage und der Sommer
war ein großer Sturm und Stürche war
in diesem der Zeit.

Für immer die Unsrige
 stand mit transparent Buchstaben über
 einem Altar, der ihr zu Ehren errichtet
 war und von welchem die lieblichsten Ams-
 bradüste ausflogen. Die Tafeln waren
 geschmackvoll servirt. — Fünfzig Baum-
 Kuchen standen auf dem Tische. An jedem
 war das Wappen des Tarabracanischen
 Gebiets, ein Fuchs befindlich. Der künsts-
 tliche Geheime Hofkonditor ließ seinen aus
 Dragant geformten Füchsen, - vermittelt
 angebrachter Devisen, die größten Lobs-
 sprüche auf Staat und Regierung auss-
 sprechen. Die köstlichsten Weine, die sel-
 tensten Leckerbissen waren dem Genuße
 der Gesellschaft gewidmet und jeder, der
 in sich einen Dichtersfunken verspürte, hatte

Carmen drucken und aufheilen lassen.
Die Musik boten alle Kräfte und Geschick-
lichkeit auf, die ausgebrachten Toaste mit
schmetternden Nachdruck zu begleiten und
allgemeine Züchlichkeit war über die Gäste
verbreitet.

Anaëste vergaß alle Widerwärtigkei-
ten der Vergangenheit und war, theils
von der Hoffnung hier den Vollgenuß der
Liebe zu finden, theils von dem Diner so
wonnegetrunken, daß sie in drauf folgender
Nacht so sanft, wie im Elysium schlief. —

Wir endigen hier das Zweite Buch
unsrer Geschichte: Erzählung.

Drilled Buch.



Gewählter Leser! Denken Sie Sich einen
Verdammten wenn er die Nachricht plöz-
lich erhält, ein reicher Onkel sey gestorben
und habe ihm im Testamente mit zehn-
tauseh Ducaten bedacht; oder einen
Kreuzträger im Ehlande dem der Arzt
zukohert; Frau Gemahlin werde nicht
wieder aufkommen; oder einen Virumani
der im neun und zwanzigsten Jahre eine
Kompagnie erhält; oder einen Autor der
von Petersburg aus ein Ehrengeld ent-
fängt; oder eine in's hohe Stufenjahr
getretne Jungfer, die ein kaum dreißige

jähriger Schönheit noch in's Hochzeitsbett führen wird, denken Sie sich — — — doch man kann sich nie so lebhaft denken, wie sicubetrunknen Gusschen war, da sie begriff, warum ihr zu Ehren eine ganze Stadt wettscherte die Zukunft eines Mädchens aufs feilschste zu begreifen und mit an Verschwendung grenzenden Aufopferungen zu verherrlichen.

Die Sonne stieg majestätisch in Osten herauf und Gusschen sah durch Freuden theilnen in's glühende Morgenroth. Gegen acht Uhr klangen alle Glocken in der Stadt und das Rauschen der vorbeifahrenden Equipagen klangte fast. Um neun Uhr trat eine Deputation in Augustens Zimmer und bat ehrsüchtigsteil sie möchte die Gnade

Gnade haben, ihnen zu folgen. Die Deputirten führten sie in einen Versammlungssaal. Ein sammer, weichgepolsterter Sessel war Augusten bestimmt. Der Gouverneur saß unter einem Thronhimmel und neben ihm Gusten auf dem Polstersitz. In der Mitte des Salons stand ein mit reichgesticktem Behänge versehener Tisch, die Wände waren mit lilafarbenen Sammt und goldnen Vorhängen ausgeschlagen und außer einer ziemlichen Anzahl von goldnen Wandleuchtern hing eine Ampel von Milchglas über dem Tische. Die Zahl der um den Tisch sitzenden Personen belief sich auf Sechzig. Es waren die constituirten Autoritäten die

bei der heutigen Verathschlagung Zeit und Stimme haben mußten.

Die Ursache der Verathschlagung galt ja der Gemein: Wohlfarth und es sollten die höchst wichtigen Fragen entschieden werden: 1) Wer hat das vorzüglichste Recht auf Gutschens erste Umarmung? — 2) Wie kann die von Gutschen zu erwartende Erzielung einer neuen Generation am zweckmäßigsten erzielt werden? —

Ein kleines, stämmiges Männchen, nett um Kopf und Fuß gekleidet, präparirte und wußte sich so hoffärtig in die Brust zu werfen, that so stolz und wichtig, wie ein Kassierer bei einer Landeskasse.

Von ihm ward die Sitzung mit einer Rede eröffnet, die, was die gehaltreichen

Ideen, was Wohlklang der Perioden anbelangte, einer Rede vom berühmten Staatsrath Röderer in Paris gleich kam.

Nach Beendigung dieser Rede ward der ganzen Versammlung die Ursache ihrer Zusammenberufung bekannt gemacht und nachdem dies geschehen war, bat man Augusten, in submissen Ausdrücken, sich auf einige Minuten zu entfernen. In diesen Augenblicken sollte Jeder, der irgend etwas an Augusten zu tadeln fand, mit geziemender Freimüthigkeit seinen Tadel äußern. Alle waren aber einstimmig der Meinung: Auguste sey ein vollkommenes Musterbild der Schönheit, ein vollendeter Inbegriff weiblicher Reize.

Nachdem dies Zeugnis proclamirt worden war, trat Auguste wieder in den Saal und nahm ihren vorigen Platz wieder ein. Jetzt leitete die Versammlung in die Hände des präsidirenden Mitglieds den Eid der Verschwiegenheit und strengsten Unpartheilichkeit, wie auch sich dem durch Mehrheit der Stimmen gefassten Beschlusse zu unterwerfen.

Nach diesen feierlichen Vorbereitungen bestieg Serenissimus die Tribüne, hielt in der rechten Hand ein zusammenge-
rolltes Manuscript, in der linken das silberne Bechergesäß, erhob dann seine Stimme und las wie folgt:

„Vier Jahre sind beinahe verflossen seit jenem unglücklichen Tage an welchem eine

ansteckende Krankheit uns unsre Weiber, Töchter, Mädchen und Kinnen von der Seite riß und in die kalten Arme des Todes warf. Groß und hart war der Verlust den wir dadurch litten und unter allen Herzen waren von Betrübniß schier zeremalmet. Ich will mich in keine Discussionen einlassen, warum wohl das Verhängnis so und nicht anders an unsrer Stadt handelte. Die öffentliche Meinung hat ja schon genügend entschieden, daß die große Weiberseuche in unserer Kronik eine Epoche des tiefsten Jammers, der Zeitraum der von da an bis auf jetzt zwischen uns liegt, eine Periode der Verzweiflung genannt zu werden verdient.

Heil! Heil! Heil! Die Stunde der Erbarmung hat geschlagen, eine Jungfrau ist in unsre Mitte geführt, — von ihr hoffen wir Erlösung von den Banden des Leibes in welchen wir verstrickt lagen. Der Staat erwartet aus ihrem gelegnetem Schooße eine fortschreitende Pervolution und unsre Zeitungs- und Intelligenz-Büreaux, unsre Provinzialblätter und Monatschriften einen Zuwachs ihrer Einsamkeit durch Geburts-Annoncen, Heil! Heil! Heil! unsre Kräfte werden wieder neu auflieben, die Blässe auf unsern Wangen wird sich in ein frisches Roth verwandeln, unsre Promenaden und Schauspielhäuser werden wieder fleißig besucht werden, der Genüß- und Fruchtseifenbau

wird wieder in Flor kommen, der Handel blühend, die Werkstätte der Künstler und Galanteriefaden besucht, die Zufuhr belebt, der Wechselkurs erhöht seyn. — Welche goldne Zukunft sehe ich schlummern! Götterwonnen schießt durch meine Adern, kaum vermag ich die Freudenströmen die sich in meinen Augen sammeln, die süßesten Thränen meines Lebens! zurückzuhalten, wenn ich mir den göttlichen Gedanken denke: der heilige Name Vater! Vater! Vater! wird wiederkehrend unter Ocyden ergößen.

Hinweg Schattenbild einer düstern Besorgnis! Du zeigst mir zwar Zwietracht, Ueppigkeit, häusliche Zerrüttung, Melancholie, Eifersucht und alle die Fur-

rien, die an dem Lebensbaume des Hauses und Familienfriedens nagen, Injurien, Prozesse veranlassen, und das Banquet rottiren, Mandat zu schärfen nothwendig machen. — Hinweg, ich glaube dir nicht — mein Blick sieht nur Engelgestalten.

Es ist freilich unbestreitbar gewiß, die holde Jungfrau ist die Einzige! — allein und keine neben ihr steht sie da und unsrer sind Viele! — Das Höchstwichtige ist folglich die Anordnung und Bestimmung, welcher unter den Tausenden zu erwählen sey, der zuerst in das Thal gehe, aus welchem, wie ein Dichter sich ausdrückt:

„die zahllose Menge
des klügelnden Geschlechts ins Reich
des Lebens kriecht.“

Um diesen Zweifel zu heben, der jetzt nicht Angelegenheit des Individuums, sondern Angelegenheit des Staats ist, sind wir hier versammelt. Jeder rede, aber rede kläglich und sey eingedenk, was der Staat von dem treuen Unterthan in schwierigen Fällen fordert.“

Hiermit endete der erlauchte Redner, stieg nun von der Tribune und trocknete sich den Schweiß der um Stirn, Hals und Brust floß. Ein lautes Bravo und Händeklatschen ließ sich hören und einige Sachverständige urtheilten: wenn Ciceronius noch lange lebe und öfter zu reden Gelegenheit erhalte, er werde den Cicero und Demosthenes noch überreffen.

Nach dieser Einleitung redete ferner die anwesende Hofkapelle eine Einsiedlung von Dittersdorf auf.

Nicht trat Caracea, ein Landrath, hervor und sagte:

„Wünschte ich mir je die Talente eines Redners, so ist es heute an diesem feierlichen Tage, wo ich vor einer Versammlung, die aus den vernünftigsten, achtungswürdigsten und verdienstvollsten Männern besteht, reden soll und wo es eine Angelegenheit betrifft, die, wie Serenissimus vorhin zu bemerken geruhten, zu den wichtigsten Angelegenheiten des Staats gezählt zu werden verdient.“

Ich darf voraussetzen, daß Jeder der hier Anwesenden mit seinem eignen Ges

fühle die Menipotenz der Bravisse in seiner Intellectuellseite constituiren wird und da jede Empfindung schweigen muß, wo es drauf ankemmt, eine Liebhaberei liebenswürdig zu stellen und der Geist dem Blute unterwürdig werden muß, so sind die Berührungspunkte unter der zeitlichen Strebsamkeit ohnweilers: das sociale Bedürfnis, patriotischer Eifer und Vereinigung des Genusfreiden mit dem Schönen. *) Das sociale Bedürfnis bewahrt heiter zugleich die Liebe zum Leben, die da noch nicht ausgestorben ist, wo noch irgend ein Bedürfnis obwaltet, dessen

*) Ob nicht der Netzer falsch war, was er hiermit sagen will?

Verfechtung mit Verändern verbunden ist, und hier frage ich: Wo ist das edlere Ich, das in dieſem Augenblicke die Paraſe aufſcheidet, ſeinen Lebensfaden aus dem Zusammenhang zu bringen? —

Der ſieht die Erzherrin, welcher uns ſie Nachkommen ein Waimar-Denkmal errichten werden — ein junges, köſtiges, blühendes Leben und was meinen emortuiſchen Blicken nicht entgeht, von vielen Talenten und herrlich gediegenen Fertigkeiten! — Der patriotiſche Eifer der ſich in der Totalmaſſe der Einwohner von Triabraca nicht ſart und ſinnig, ſondern nervös und mit dem Organ des Donners geräuſcht, ſieht nun auch keinen Augenblick an die Frage zu beantworten:

Wem gebührt das Vorrecht der Erstlingskost? —

Glorreicher Prinz! Sie sind es, dem die Hölle, gewaltvolle Seligkeit mit einer mächtigen Zustimmung zugesprochen wird. Sind drei Monate ins Meer der Ewigkeit und die goldne Hoffnung auf einen durchlauchtigsten Erbskling lächelt uns nicht mehr entgegen, dann wählen Sie erhabner Hölle einen Stellvertreter, aber auf immer sey der in dessen Adern kein edles Blut eintr, davon ausgefloßen.

Und, so trage ich auch zugleich darauf an: daß keiner der künftigen Propagationen Erwählten länger wie drei Monate Regent über das Kleinod der holden Jungfrau sey. — Erklärt sie dann, und daß

dies feverlich und bei Pflicht und Gewissen geschehe, versichert sich von selbst, daß sie von den Bemühungen des jedesmaligen Regenten keine dem Staat erspriechlichen Früchte bringen könne, so wird abermals zur Wahl geschritten aber nie kann Jemand anders als Serenissimus den neuen Regenten bestätigen! —

Hiermit schloß der geehrte Redner. Das Orchester fing an eine Ouvertüre von Wenzel Müller zu spielen und der Prinz lächelte und nickte mit dem Kopfe zum Zeichen seines Beifalls ob der gesprochenen Rede.

Jetzt aber opponirte der Senator Precipitatio mit stürmischer Stimme.

Es thut mir leid, sag er an zu reden, daß ich den Vorschlägen meines Kollegen meine Beipflichtung versagen soll. War wohl ein einziger Periode logisch richtig? — Leere schwülstige, bombastische Phrasen genug, aber des gründlichen Raisonnements auch so ganz und gar nichts! — Wollen wir denn lauter Prinzen und Prinzessinnen haben oder soll eine arbeitsame, zur Engherzigkeit gewöhnte Menschenklasse erzücht werden? Sollen wir auf ein Gerathewohl unsere Hoffnungen einem Impotenten, der weiter nichts als Nang und Geburt vor sich hat, anvertrauen und von drei Monaten zu drei Monaten eine neue Wahl eben so zwecklos wie die Vorherige vornehmen,

dem Tzate unnöthige Kosten machen und im Auslande zum Hohn muthwilliger Erbdäuer, deren bei unserm theuerbetheiligten und leibesüchtigen Zeitalter immer mehrere werden, dienen? —

Kraft kommt von Kraft, Jugendfülle muß von Jugendfülle erzeugt werden. Sie, mein Järl und Chef! seyn von durchlauchtigstem Blute, aber nicht ein durchlauchtigstes, sondern ein frisches, muntres Blut ist für unsern Staat, der jetzt nicht ins Schlachtfeld, sondern in elysäische Gefilde ziehen will, erforderlich. Sie sind schon bei Jahren mithin könnte und schon die Natur einen Fingerring setzen, daß ein bejahrter Liebhaber eine renoula ist: aber dies heißt Schmeichelei und höfliche

kistliche Kriederei nicht, oder will es nicht
 sehen. Ich stelle mir unsre Angelegen-
 heit mit einem großen Treibjagen vor;
 würde der Antrag meines geehrtesten Kol-
 legen durchgehen, so jagten eine Menge
 Sinkender auf den Grenzen herum, die
 Baldzeit verstrich und keiner von den ge-
 äbtesten muntern Jägern würde einen
 Schuß in's geschlossene Revier thun kün-
 nen. Nein, das darf nicht seyn! Dies
 wären meine Sentiments. Wünschen wir
 als patriotische Bürger eine robuste neue
 Generation und nicht verglichen ausge-
 merzte, faßt- und marklose Pökelheringe
 wie in andern Städten und Staaten, zur
 Schande unsers Zeitalters, gleich hervors
 gerufenen Leichen herumwandeln so werde

auch unter den Nebstgeßen und an Plat und Zisten unverfälschten Jüdenlingen derjenige erwählt, der seiner Bestimmung als Samenkeim unserm Jüdisch bedachten Straate zu dienen, völlig entspreche, und es komme nicht in Anschlag ob er Erlauchts oder Hochs oder Hochwirts oder Wirts oder Hochadelgebores ist — genug wenn er von einem gesunden Weibe geboren worden ist.

Mit diesen Worten endete Proferis sein Reden und ein Gemurmel ver breitete sich im Saale das sich dann erg legte, wie der Graf Scamonea auf der Trib: e stand.

„Es ist unbekannter gewiß — hing er an — und Niemand unter uns wird es

klagen, daß unser hochgelahrte Senator eine Rede voll von Wahrheit und Klugheit mit Nachdruck und patriotischem Eifer gesprochen — ich stimme ihm von Grund meiner Seele bei, was er sprach in mir aus der Seele gesprochen. Aber ich mißbillige seine Aeußerungen womit er seine Oration schloß.

Allerdings muß jedem der Zutritt zu dem Bette dieses lieblichen Mädchens gesetlich untersagt werden, der von Alter und Unvermögen gedrückt und ein sogenannter Kruppenstücker — die höchstzuchrende Versammlung verzeihe mir diesen unedlen Ausdruck — genannt zu werden verdient. Ja wären die sonstigen Ritterszeiten noch wo nur solche Männer in die

Schranken traten, die eine starke Lunge hatten und sie mit Energie zu füllen versanden, so wäre gar kein Bedenken, daß nur einem Ritter das Populations-Geschäfts, das die Noth unsrer Stadt heischt, übertragen werden könne. Immaßen nun zwar dieser Einwand allerdings erheblich und zu erwägen ist, so leidet es doch auch keinen Zweifel daß der Satz: keine Regel ohne Ausnahme, sich auch hier bewährt. Dem Sinne des hochgelahrten Sprechers gemäß sollte man aber auch glauben: in dem Adelsstande wären lauter kapaunirte Personen und Eunuchs.

In der That ein harter Vorwurf, der unter andern Umständen leicht zu einer fiscalischen Klage involviren könnte, da

die adliche Ehre nun einmal delicateser Natur, als die bürgerliche Ehre ist. . . .

Hier mußte der Graf eine Pause machen, weil ein tobendes Pochen und Trommen im Saale entstand und wirklich beinahe in Thätlichkeit gegen seine rednerische Person übergegangen wäre. Die Folge war indeß, daß man ihn aufforderte, seine Rede zu schließen und die Tribune einem Andern zu überlassen. Hierzu entloß der Graf sich auch bereitwillig und es blieb schließlich unentschieden, was er eigentlich hat sagen wollen.

Mehrere traten nach einander auf. Der Eine stellte die Vororgnis auf, was alsdann anzufangen sey, wenn das Kind

womit Auguste die Stadt beschenken werde
ein Knabe sey?

Der Andre ließ sich auf Erörterungen
ein, nach welchen physischen und morali-
schen Prinzipien die Erziehung des Kins
des veranstaltet werden solle.

Ein Dritter gab einen Entwurf zum
besten, auf welchen Etat Auguste kommen
und wie die weiblichen Funktionen in ihr-
rem Haushalt eingetheilt werden sollten.

Ein Vierter meinte, es sey nöthig,
daß Auguste mit ihrem Populations- Ges-
chäften förmlich und öffentlich in der
Kirche getraut werde, damit das vorhan-
dende Geschäft mit desto größern Ges-
deihen und gesegnetern Erfolg betrieben
werden könne.

Ein Häufel eilte wie er seiner Uebersetzung gemäß sehr lächerlich fand, daß Augusten von einer Versammlung ein Gehäuf bestimmt werden solle. Weit zweckmäßiger und der Natur angemessener wäre es, wenn Augusten selbst die Wahl überlassen bliebe. Auch stimme er dem Antrage seines Kollegen bei, daß das zu erwartende Mädchen durchaus kein Kind wilder Freude oder ein Basiard genannt werden müsse. Die Ehre des Tarabracanischen Staats erfordere durchaus, die Heiligkeit der Ehe nachdrücklich aufrecht zu halten.

Ein Zeheter sprach über den wichtigen Einfluß der weiblichen Kleidung auf Sittlichkeit und Moralität und formte

endlich seinen Antrag mit vielem Pöbel
dahin: daß den künftigen Tarabran-
schen Frauenzimmern, ohne Ansehen der
Person, des Ranges und Alters gefeßlich
das — Schleppentragen untersagt werde.

Diefer brachte eine Reise nach Qued-
linburg zu dem berühmten Herrn Doctor
Lenhard in Vorschlag. Jener schlägt das
Etablisement einer Schulbuchhandlung
vor, um daraus einen Fond zu der Er-
ziehung des Kindes, was denn doch auf Kos-
ten des Staats erzogen werden müsse, zu
erhalten ohne daß die Bürgerschaft mit
einer neuen Auflage, zu den ohnehin schon
zahlreichen drückenden Lasten zu belegen
se. Auch nicht allein das erste Kind,
sondern das mit der Zeit progressiv aus

wachsende neue Menschengeschlecht solle der Billigkeit gemäß aus öffentlichem Fond erzogen werden. Ueber diesen Antrag war heftig und am längsten debattirt.

Ein gewisser Doctor Krautstraß, der in Tarabraca unter dem Namen, der Schwerenoths, Doctor bekannt war, weil er nämlich behauptete im Besiz des untrüglichen Mittels gegen die Epilepsie zu seyn, wollte, wenn ihm seine Bedingungen zugestanden würden, ein Arcanum verfertigen, wornach die Erzeugung eines Mädchens, das nach fünf Jahren schon reif und mannbar wäre, unausbleiblich erfolgen sollte. Dies war nun allerdings aus leicht begreiflichen Ursachen von erheblicher Wichtigkeit. Auch behauptete

der Doctor es sey ihm durch fleißige Lektüre der neuesten französischen Schriften über ärztliche Gegenstände und durch seine gelungene Bekanntschaft mit der Theorie der Anatomie und drauf gegründeter — — — möglich, Augustens Fruchtbarkeit dergestalt zu erhöhen, daß sie binnen fünf Jahren fünfzehn Kinder und wohl zu merken, lauter gesunde, kräftigen Zusätzen nie unterworfenen Mädchen in die Welt bringen könne.

Da die Redner nicht alle an einem Orte zum Worte kommen konnten, so vergingen zehn Tage über den Debattiren; Berat'hlagen und Aushalten. Jeder Tag war ein glänzendes prächtiges Volksfest. Bureaus und Bersitäten,

Kollegien und Veri-
 tésfeste waren geschlossen.
 Luftbälle wurden in die Luft geschickt;
 Feuerwerke abgebrannt, Illuminationen
 und Marchalls veranstaltet. Drei Redou-
 ten gab der Gouverneur und das Natio-
 nal-
 Theater führte die größten Opern
 und Spektakelstücke auf. Ion und das
 Donauweibchen; Marcos und die Schwe-
 stern von Prag, Türendot und Gaj von
 Verlichingen, die Hussiten vor Naumburg
 und der Teufelsstein in Möbdingen wur-
 den mit noch nie gesehener Decoration und
 kostbaren Zubereitungen gegeben.

Wie ist das möglich ohne Aktrizen
 und Kinder die Hussiten vor Naumburg
 — das Donauweibchen, die Schwestern

von Prag? — fragt mit begründetem Rechte mancher Leser.

Einem geschickten Directeur ist alles möglich, man modulirt, man streicht weg. So waren die weiblichen Rollen in besagten Stücken entweder gänzlich gestrichen oder durch männliche Rollen ersetzt und die Kinder in den Hussiten wurden theils durch Marionetten; Puppen, theils durch kleine Leute, wenn auch gleich schon aus dem ersten Lebens- Decennio heraus, ergänzt.

Bei der Reiboute waren bloß weibliche Masken gegenwärtig.

Der privilegirte Hof: Marionettenspieler kurzweilte seinen hohen Adel und verehrliches Publikum mit einem ganz

unterthänigst den Ä.lichkeiten anvertrauten neuen Stücke, unter dem Titel: Die transparente Hafenklappe und das Boxiers Unterröschchen; ein Melodrama in zwei Akten.

Am eilften Tage sollte endlich schlechtersdings die Angelegenheit in's Reine gebracht werden. Aber es ging diesmal stürmischer zu, als an allen vorherigen Tagen.

Ein ehemaliger Regierungs-Advocat, wegen Pflicht-Vernachlässigungen ab officio cassirt, trat auf und sprach im Namen der Schmiede und Schlachter Gewerken als deren erkaufter Deputatus.

Wenn man in den Annalen eines Volks lesen würde, was binnen vierzehn

Tagen in unserm Gebiete sich wirklich ereignet hat, so würde und müßte man glauben, ein Märchen zu lesen. Ueber so eine Kleinigkeit wie ein *Membrum virginis* ist, haben wir uns zehn Tage lang gestritten; die sich klug und weise dünkenden Sprecher haben ihre Quade erschöpft und heute sind wir so klug wie vor der ersten Sitzung.

Was ist aber die Ursache? — Fast schäme ich mich sie erst anzuführen. — Weil Jeder von den im Staate hochvermögenden, aber im Arme eines feurigen Mädchens total unvermögenden Herren den Vorzug behaupten will. Oder sollen wir hoffen, daß Auguste eben so wie die schöne Helene durch die Magie ihrer

Schönheit die alten Mische in Söhnlinge verwandeln wird? — Die Natur selbst, ist sie für jene nur eine göttliche Mutter, für uns aber eine Hohen-Mutter? Nein, sie macht uns in ihrer Herrschaft alle gleich, aber Entnervung und verächtlicher Eigendünkel haben allein diese ungleichen Vorrechte eingesetzt. Ja, gelänge es Ihnen nur, alles an sich zu reißen, es geschähe mit tausend Freuden. Wäre es Ihnen möglich, uns die wohlthätigen Sonnenstrahlen, oder das Marx des Tageslichts, welches sie für uns hinreichend zu fern glauben, nach Belieben austheilen zu können: so würden wir entweder die Strahlen der Sonne verdammt theuer einkaufen müssen, oder in der größten

Königlichkeit die Freiheit Luft schenken zu können, genießen. Aber wir sind auch nichts bessers werth! Zahlreich, muskulös die wir sind und deswegen der Kern der Nation im eigentlichen Sinne des Wortes seyn könnten, beugen wir unsern Nacken unter das Joch der Bedrückung, schmeicheln den Großen und sind immer mehr in das Netz des Despotismus verstrickt.

Es gab eine Zeit wo die unlautern Begierden der Obern uns zwangen, ihnen unsre Töchter zur Sättigung und Abtöthung zu überliefern, wo unsre Bräute in ihren entnervten Umarmungen eine sogenannte Probenacht durchwachen mußten. Eine furchtbare Zeuche raste uns unsere Weiber und Töchter hinweg, die allein uns

uns die aufgelegte Bürde des Lebens erleichterten, einige brave Männer starben aus Gram bald nach und so ward einigermaßen vom Tode unserm Publikum der Trost, daß damit zugleich der Schande, die um so manche Stirne schwebte, ein Ziel gesetzt sey.

Heute sehen wir wieder ein weibliches Geschöpf vor uns, das von einem höhern Verhängniß in unsre Mitte geführt worden ist und schon decretiren die besessenen Gewalten, daß der Erstlingsstunk aus dem Becher jungfräulicher Wonnenur von Einem aus ihrer Anzahl gethan werden könne! — Man will das neue Blut nicht encanailiren, aber man trägt

kein Bedenken, es mit Verderbenheit und Unsauberkeit zu vermischen.

Man belegte uns mit dem Namen Pöbel und erschwerte unsern Kindern ihr Emporkommen. Dieser zeither gleichsam sanctionirte Hochmuth und Uebermuth äußert sich auch jetzt, wo es drauf ankommt einen neuen Menschenstamm auf den Bevölkerungsbaum von Tarabracca zu pflanzen. Es sind in den zeitherigen Reden Dinge zur Sprache gebracht worden, die gar nicht hieher gehörten und die mit der Zeit sich schon von selbst finden würden. Diesen herrischen vorgeißelten Reichthümern müssen und wollen wir uns mit Kühnheit und Muth entgegenstemmen. Ist einem Staate an Erzielung

gesunder, starker und schöner Bürger ges-
 legen — und ich denke, in Tarabraca ist
 es der Fall — so muß allen Podagraißen
 und Blutspeiern, Lungenüchtigen und
 Ungestalteten von Staatswegen das Kin-
 derzeugen, sey es ehelich oder unehelich,
 nachdrücklich untersagt werden. Bedarf
 die Menschen-Race minder einer Ver-
 edlung als die Race der Pferde oder
 Schaafe? — Man verfertige folglich erst
 eine Liste der robustesten Jünglinge, ohne
 Partheilichkeit und gebietender Arroganz.
 — Ist unter dem Adel einer oder etliche,
 von deren Kraft und Körperfülle jenes
 unsre Stadt repräsentirende Mädchen sich
 ersprieglische Folgen verspricht und ver-
 sprechen kann, so sey der, oder diejenigen

keinesweges ausgeschlossen; nur folgen
 nannte Leckerbrüder und von der Zeit ab
 gespannte Schwächlinge jeder Art, jedes
 Ranges, jeder Würde seyen excludirt.

Die Namen der Wahlfähigen wer-
 den in eine Kapsel gethan und der erste,
 den Auguste hervorzieht, gelange in Bes-
 sitz der Schönsten der Schönen, in wel-
 cher sich unser aller Wünsche vereinigen.
 Der Gewählte werde ihr Gemahl nach
 den feststehenden Gebräuchen und löse ihr
 alsdann den jungfräulichen Gürtel. Aber
 nie werde eine wilde Umarmung von zu-
 gelassen Begierden gestattet.

Auf diese Weise ist künftighin das Taras-
 racanische Gebiet im eigentlichen Ver-
 stände unser Gebiet und unser dercinziges

heranwachsendes Geschlecht wird aus reinen und lautern Stämmen bestehen, von denen der Staat eine höhere Kultur, eine wohlgeordnete Industrie, Sittenreinigkeit und Ehrfurcht gegen das sittlich Schöne zu erwarten berechtigt ist.

Der Redner endete hier seine Rede und ein Tosen und Toben, so heftig wie es nur immer in dem berühmten Leipziger Parterre seyn kann, erfüllte den Saal. Es hätte sehr leicht zu Händeln und hands feilen Zurechtweisungen kommen können, wenn das in der Nähe befindliche Militär, die Ruhestörer und Widerspenstigen nicht in Furcht hielt.

Aber statt daß man dadurch die An gelegenheit ganz beseitigt hätte, und ent-

weber so oder so zu einem Beschlusse gekommen wäre, warf vielmehr ein neuer Redner den Zwicktrachtsfunken dergleichen in die Gemüther der Anwesenden, daß wenig fehlte und Auguste selbst hätte ihr Leben verloren. Dieser Redner war der Probst von der dortigen Domkirche.

Er stand im ausgebreiteten Rufe und war im eigentlichen Sinne des Worts, was man einen gewichtigsten Mann nennt. Unter andern glaubte die katholische Gemeinde auch von ihm, er könne den Stürmen des Meers gebieten ... e heftigsten Orkane eben so in den ... thun, wie seine Vorfahren sonst gegen die Kaper gethan hatten. Die reichlichsten Spenden wurden ihm geopfert. So wie die Dians

keneser, ohnweit Hamburg, Gott bitten, daß er ihren Strand segnen, das heißt: recht viel Schiffe in ihrer Gegend stranden lassen möge, so boten die Tarabracanischen Fischer ihren Probst, er möge ihre Fischjäge segnen. Ehemals hatte er eine bedeutende Kevende von den dastigen alttestamentarischen Gläubigern und die Veranlassung dazu war folgende. In einem dortigen Kloster hatten einige Jahrhunderte früher die Juden sich heimkommen lassen, eine Hostie zu entwenden. Die Hostie war in die Synnagoge gebracht und von den Israelitischen Abkömmlingen durch Frevel und Hohn gemiebraucht worden. Dies wurde aber verrathen. Die Unternehmer dieser Frevels wurden

nachdrücklich gedroht und die ganze Jüden-
Gemeine aus der Stadt ins Meer gejagt.
Nur wenige entronnen der Gefahr. Diese
hielten sich wieder in Tarabracca an und
erlangten nach wiederholten demüthigen
und fußfälligen Bitten Begnadigung; je-
doch unter der Bedingung, daß sie die
Tolerierung ihrer Existenz mit einem über-
lichen Kanon von eintausend voliwichtigen
Goldstücken bezahlten. Erst seit der neuen
Regierung hatte sich dies geändert. Die
Juden brachten ihre Klagen mit Nach-
druck gegen die harte Bedrückung an und
es kam in dieser Sache ein Erkenntnis:
die Katholiken sollten durch Zeugen beweisen,
daß ihre den Juden aufgebürdete
Verschuldigung faktisch wahr und nicht ers

dichtet sen. Diese Zeugen waren nachstets Herweise nicht herbeizubringen und so erlangten die armen gylagten Juden einige Menschenrechte mehr. Zeit dieser Zeit glomm aber der Sektengeist in dem größten Theile der vorzigen Katholiken und es fehlte nur die Gelegenheit zu einer Fortsetzung der Pariser berücktigten Darscholausnacht. Der Probst war ein eifriger Beschützer dieser geheimen Gährung.

Er trat mit langsamen Schritten in den Saal. Jeder katholische Christ verneigte sich auf die ehrfurchtvolle Weise. Zugleich bat er den Fürsten um die Erlaubnis reden zu dürfen, sie wurde ihm bewilligt, er zog ein Schnurstuch aus dem

Armel, legte es auf den Rind der Tüb-
 burg und seinen rechten Säulen drauf,
 schlieferte sich und sang mit einem lateini-
 schen Spruche, den Niemand verstand,
 seine Rede an. Dann sprach er weiter
 mit geulendem Tone. Christen! Christen!
 in welchen grauzigen Abgrund stürzt E-
 unfer aller Feind der leichhafuge Satan.
 Ey ja wohl geht diefer Welterlöser herum
 wie ein grimmiger Löw und suchet Euch
 zu verschlingen. Als er den Stammvater
 der Menschen in sein Horn lockt, bediente
 er sich seines Weibes Eva; wenn er blut-
 tige Kriege angedehn wollte, schickte er
 einen der seinen Abissinien den Hoch-
 muth-teufel oder seinen Scheinbrach
 Eusebius-teufel oder seine Premiermami

ster Ehrgeizteufel und Habsuchsteufel in
 die Kabinetter oder Audienzzimmer und
 die Sache ging superbe. Den Einen weiß
 er so geschickt durch den Glanz des Goldes
 zu verblenden, daß er, um in Besitz des
 Goldes zu kommen, falsche Eide schwört,
 Wittwen und Waisen drückt und aussaugt
 und wohl gar Räuber und Mörder wird,
 bis ihn endlich die strafende Gerechtigkeit
 ergreift, und rüstige Romanschreiber seine
 Lebensgeschichte dramatisch und romans-
 tisch den Leihbibliotheken überliefern.
 Den Andern stellt sich Satanas mit Vors-
 piegelung eitelr Ehre und Würden dar, er
 will berühmte werden und zwar schnell stei-
 gen. Satanas verstrickt ihn in sein Netz
 aus Verschwendung, Kabale und Lügen

zusammen gewebt und der Gesandte kann am Ende nur allenfals mit dem Verluſte ſeiner Ruhe und Reputation daraus befreit werden. Uns will er durch ein Weibsbild berücken. Die allgemeine Noth kommt ihm zu ſtatten. Wie viel fehlt und er hat ſeinen Zweck erreicht! — Neid, Mißgunſt, Zwiſtracht haben ſchon ſo vortreflich Wurzel geſaßt, daß wir auf dem Punkte ſtehen uns unter einander zu vernichten. Genie's und ſogenannte ſtarke Geiſter haben bereits ihre Vorſchläge und Meinungen von ſich gegeben, aber wo ſind Gründe? Spitzfindigkeiten, triviales Geſchwätz genug, nur keine Beſonnenheit! keine Wahrheit!

Adam der allererste Mensch ließ sich von seinem Weibe betören und die Folge davon war, Na soll ich's sagen? — das Högfeuer! Nun jauchzte Satan: der Mensch ist unser! Der wüthende Achill ließ um eines Weibes wegen tausende der Griechen erdroffeln. Helena verursachte Troja's Zerstörung. Ilion, das sonst welch berühmte Ilion, ist in Staub getreten, kaum weiß man seinen Namen noch! — Die treulose Gemahlin des Agamemnon besudelte ihr eignes Ehebett mit dem Blute ihres Gemahls und ermordete ihn im Moment einer gärtlichen Liebkosung. Was soll ich erst das Beispiel vom heuschischen Joierch anführen, wollte ihn nicht das unzüchtige Weibebild Potiphar vers

leiten zu thun was nicht tangt? Was sagt ihr zu der Geschichte Simfons des Starken, der von der verführten Delilla seines Lebens beraubt wurde?

Das Mädchen welche hier einen so großen Rumor macht, soll ein Geschenk des Himmels seyn, Proffit die Wahrheit! glaube dies nicht. Verliebt ist es, der sie hieher führte um unser blühendes Larabraca zu verheeren! Kaum hat sie ihren Fuß auf das jüdische Gebiet gestellt, so ist eitel Unordnung und Verwirrung bei uns einheimisch geworden. Der Senat wird ihrentwegen ein Gegenstand des Scandals und das Volk bricht in laute Klagen voller Aufruhr und Auflehnung aus. Bisher so sanft, so unterwürfig den

Gesehen ist es jetzt in völliger Rebellion. Seht ihr nun noch nicht die Spuren ein, daß unser Ruin nahe ist? Ja ich wiederhole es nochmals — Beelzebub hat uns mit Augusten bekehrt, sie ist entweder eine Zauberin oder eine Hexe.

Diesjenigen aber welche sie zum Niedr-
brauch für Jedermann bestimmen, sind
eben so vom Teufel besessen! Soll ich ras-
chen, so eilt daß sie wieder von dannen
komme. Ich werde Euch meinen Traum
erzählen. Hört und zittert! Ich sah mit
meinen leiblichen Augen, und der Tag
graute doch schon, einen Engel an meiner
Kuchentarte. Er winkte, ich rieb die Augen
als wär mir Schnustoback hinein
gefallen, er gab mir ein Zeichen, daß er

mir etwas zu sagen habe und ich schüttelte
meine Ohren wie ein Haak: Sage den
Bewohnern von Tarabracca — sprach er
mit störendem Tone — daß sie nicht flus-
men die Jungfrau welche von den Meeres-
wellen an die Ufer von Tarabracca an-
geworfen ward, wieder von sich zu heben.
Sie heiße Anguste, aber sie wird euch alle
in das tiefste Elend stürzen. Wohnt sie
länger als einen Monat in Euern Mau-
ern, dann ist die Pest wieder bei Euch
und alles was Mann ist wird von neuem
hinweggerafft werden und Jeder der dann
stirbt, ist verdammt in alle ewige Ewig-
keit im Fegefeuer verschmachten zu müssen,
weil denn gar keine Erlösung mehr für
ihn möglich ist! —

Rehner

Gehorsam meine lieben Brüder geziemt uns in dieser bedenklichen Lage. — Gehorsam gegen die *Wille* vom höhern Verhängnisse, wie mir selbige das Traums geücht gab. Dieses Mädchen werde wieder am Bord des Schiffs auf welchen sie kam zurück geführt. Ich rathe daß man mit ihr die sowohl schwarzen als weißen Eunuchs einschiffe die von unsern Kapern seit Jahr und Tag eingebracht worden sind. Diese Satansbrut diene zum Ausdern des Schiffs, damit so schnell wie möglich die unglückbringende Dirne aus dem Gebiete unsers Staats gebracht werde. Sollten wir andre Männer an den Ruder stellen, so sieht zu befürchten, daß sie leicht sich in eine strafwürdige Ver-

traulichkeit mit dem Weibsbilde einleiten würden und was könnten die Folgen seyn? Zum wenigsten eine peinliche Vorladung vor das geheiligte Inquisitionstribunal.

Wisset ferner Einwohner von Tarabraca, daß unser Gesandte am Königl. Hofe zu Tumislusi mir so eben geschrieben hat, er hoffe glücklich auf der Insel Gusi zu landen und von da aus werde er 30000 der keuschesten, schönsten und schmiegsamsten Jungfrauen unserer bedrängten Stadt zur Nothdurft her schicken.

Es verwandle sich also diese übermüthige Eifersucht die in den Einwohnern von Tarabraca gleich einer verzehrenden Flamme lodert, in Sanftmuth, Friedfert

eigkeit und allgemeine Bruderliebe. Des
 sieget das Fleisch das von dem nimmersat-
 ten Geier des Wünschens und Begehrens
 zerfleischt wird — und Ruhe und Eintracht
 wird künftig in unsern Mauern wohnen.

Hiermit endete der Probst seine Rede
 und ward von einmüthiglichen Beifalls-
 klatschen beehrt. Der Probst verließ so-
 fort den Versammlungsaal, ein Haufen
 Volks begleitete ihn nach seiner Wohnung.
 Hier aß er, ob es gleich Fasttag war,
 zwei Kapaune mit dem besten Appetit.

Nach seinem Rathe ward von dem
 Goskanzler sofort eine Verfügung publi-
 cirt, nach welcher Auguste, binnen dreis

mal vier und zwanzig Stunden, über die Grenze gebracht seyn müsse. Auguste war wie versteinert, als ihr dieses Decret bekannt gemacht wurde; ihr Gesicht war so bleich wie die Farbe einer Winter-Melone und ihr Aerger fast noch größer als der des Sir Drake in München, als er seine Bemühungen nicht nur vereitelt, sondern sich selbst mancherlei unangenehmen Bemerkungen in staatsrechtlicher Hinsicht preisgegeben sah. In der That war ihr Schmerz auch höchst gerecht — als Junger ein Reich verlassen zu müssen, worin Tausende von Männern, noch obendrein bei einer vierjährigen Nüchternheit sich nach dem Minnesold sehnten, mußte für die verlangende Auguste ohnstreits eben

so kränkend seyn als die allgemeine proclamirte Kaiserwahl in Frankreich einem Prätendenten aus bourbonische Abstamme kränken muß.

Wurde epponirte Graf Scamocca mit der lebhaftesten Veredsamkeit, aber es ging ihm wie es dem edeln Cornet erst neuerdings in Paris ging, seine Rede war voller Wahrheit und triftiger Gründe: aber die Mehrheit der Stimmen und Verblendung vom falschen Wahn ließ die Stimme der Wahrheit fruchtlos verhallen.

Da der Herausgeber ohnehin nur zu sehr belästicht muß, durch Mittheilung einiger gehaltenen Reden den Lesern lang-

weißig geworden zu seyn und er sich gern
 bescheidet daß durch die am politischen
 Horizonte derzeitigen Meteore dem Ham-
 burger unpartheiischen Correspondenten
 und seinen ihm nachplassenden Brüdern
 zur Pflicht gewordenen Mittheilung englis-
 scher Parlaments Reden und französischer
 Danks und Aufforderungs Adressen wes-
 gen der Kaiserwürde Reden genug gelie-
 fert worden sind und vielleicht noch we-
 den geliefert werden und folglich derjenige
 dem dergleichen Lektüre behagt, oder der
 sich in der Kunst aben will, mit blendens-
 den Sophismen, seichten Gründen und
 Modelung der Gedanken zum jedesmalig-
 en Zweck eine an für sich luntische und
 misliche Sache durchzusehen in benanns

ten Blättern schon Stoff genug finden kann ohne erst die Tarabracanischen Redner zu studieren, so konnte um so ságlis- cher berúhrte Rede des Grafen wegblei- ben, da sie, wie wir oben bemerkten, ohne Erfolg war.

Gustchen weinte heftig. — Liebe, Eigendünkel und Aerger tobten in ihrem Busen. — Daß sie die Nacht über kein Auge schloß war sehr natürlich. Welche Wonne hatte sich ihre Phantasie nicht von dem Nektar verstofflener Liebe ausgemahlt, ausgemahlt mit der ganzen Lebhaftigkeit der von der Wechselflamme der Sinnlichkeit entzündeten Einbildungskraft! — Wie gerecht und so ganz den Umständen angemessen war ihre Hoffnung gewesen die ersten sacrifices und libations einem Tarabracanischen Hercules zu heiligen und diese süße Hoffnung war nun gleich einer Seifenblase verschwunden! —

„Kein Männerarm will meinen Reiz berühren. Zu meiner Lippe trifft

kein Mund den Pfad," seufzte sie als der von ihren Reizen trunkne Graf in ihr Zimmer trat. Er war in einen Mantel gehüllt, hatte sich löstigerweise bei der Schildwache vorbei geschlichen, einen Nachschlüssel zu verschaffen gewußt und schloß die Thüre hinter sich gleich wieder ab. Schüchtern hat er anfangs um Verzeihung daß er diesen Versuch gewagt habe die glühende Liebe gegen Gustchen sollte ihn dieser Dreistigkeit wegen entschuldigen. Gustchen verzieh ihm und ob sie wohl ihm nicht sagte, sein Besuch besäße keiner Entschuldigung, so dachte sie dies doch. Der Graf sagte noch manches, was bei ähnlichen Zusammenkünften gesagt wird. Die Schüchternheit des Grafen

fen verlor sich — die von Verdruss und Wismuth niedergebeugte Auguste fühlte sich wieder von neuem von einem fröhlichen Herzklopfen ergriffen. Beide sanken, von einer unsichtbar drängenden Kraft überwältigt, in das nahestehende Sopha.

Der Graf bot ihr ein Schmuckkästchen an. „Nehmen Sie es zum Andenken an einen Unglücklichen, der mit Ihnen das schönste Bündniß des Lebens knüpfen würde, wenn Verhältnisse und Vorurtheile ihm dies nicht unmöglich machten.“

Auguste nahm das Kästchen, das sich ziemlich schwer anfühlte und gab dem Geher aus Dankgefühl einen brennenden Kuß.

Der Graf ging weiter. Funken über Funken sprangen in ihm hervor; seine heiße Hand berührte Augustens Busen und wild bebten die Brustknospen. Einige Minuten später waren ihre Arme verschlungen. Busen tobte gegen Busen; matt und hinstrebend waren Gustichens Blicke, wild und flammend die seinigen. Lippe brannte an Lippe, der Athem stockte, leise gebrochne Seufzer stöhnten mit matten Tönen, die Sinne wollten schwinden als plötzlich die Thüre aufging und ein Franziskaner, in Begleitung einiger Polizeikommissarien, stand vor dem liebenden Paare.

Der Graf konnte nicht entfliehen. Man umringte ihn wie einen Arrestanten.

Vergebens war sein Bitten, freundlos blieben seine Vorstellungen. Magnien ward angekündigt sie solle sogleich sich zur Abreise anschicken.

Aber es ist stockfinstre Nacht! — erwiderte die Unglückliche.

Hilft nichts! Fort, fort! — antwortete der Wäch.

So ward sie denn fortgeschleppt und ohne die mindeste Ehrenbezeugung durch die Straßen nach dem zu ihrer Abreise bestimmten Schiffe geführt.

Statt daß bei ihrem Einzuge fast die ganze Stadt in Bewegung ihrentwegen war, daß man sie beinah vergötterte, anbetete, mit Glanz und Ehre überhäufte, so war bei dem Auszuge ein jämmerlic

der Wicht in einer Mönchskutte ihr Wegleiter.

O Wankelmuth des Glückes! o Launen des Schicksals! Wie gängelt ihr die Menschen! O Vorkegunst, wie betrüglich ist das Vertrauen auf dich!

Als Auguste am Bord des segelfertigen Schiffs ankam, empfingen sie einige Verschüttene und schmutzige Matrosen. Dies vergrößerte Augustens Aerger. Sie wußte ja nur zu gut was solchen widerlichen Creaturen mangelt und von ihnen erwartet werden kann.

Weil der Wind nicht gleich günstig war, so konnte das Schiff nicht auslaufen. Einige Tage vergingen ehe die Ausfahrt begann. Diese Tage waren die vollkommene

mensten Tage des Jammers für Augusten. Sie, die einige Tage früher von dem seltsamen Glück erquickt wurde, daß Laufende sich wuschelten, aus ihrem Quellschen der Sonne gelabt zu werden, wünschte sich eifrig den Tod.

Aber Freund Hahn bleibt dann am gewiesenen aus, je sehnlicher man ihn herbei wünscht. Gütchen hätte sich ihm williger in die kühnen Arme geworfen, als kurz vorher in die Arme des liebegläubenden Grafen. Doch der Sensenmann blieb aus. Wahrscheinlich wußte er, daß es Augusten ernstlicher mit ihrem Wunsche sey, als jenem Holzhauer, der, wie die Sage erzählt, auch des Lebens satt und seiner Dürftigkeit überdrüssig, sich den

Versuch des Knablers wünschte. Damals kam er eiligst gehüpft um den Armen aus dem Josche der Lebensbärde zu spannen oder vielmehr ihn zu foppen. Denn der Holzhauser wollte denn doch lieber noch einige Jahre kummervoll und kärglich sein Reisbündel aus dem Walde nach Hause schleppen, als im kühlen Schoos der Erde todt seyn.

Endlich wurden die Segel gelichtet. Der Wind blies begünstigend und das Fahrzeug flog auf Zephyrs Schwingen dem hohen Meere entgegen. Sie saß wehmüthig weinend auf dem Verdeck. Marchmont Vellano neben ihr.

Doch es ist die höchste Zeit daß der gereizte Leser in Gustavens Geschichte

wieder einen Ruhepunkt finde. Zumal da die mitgetheilten Reden bei einigen, die weder die Hamburger Zeitungen zu lesen, noch einen Nachmittags-Prediger zu hören gewohnt sind, die peinigendste Langeweile und trockenste Unterhaltung in eben dem Grade und Maasse verursacht haben können, als dies nur immer die englischen Miscellen von Hütnar, der noch immer mit Wielands Namen prangende sogenannte deutsche Werrar und ein — r Roman im neuesten Geschmack fabrizirt, zu thun im Stande sind. Alles hin sey hier das dritte Buch geendigt.

Quarto Buch.



Die Barke wogte auf dem Meere und
Gustichen die Kermste war von unnenbar
ren Schmerz ergriffen, wollte mehr als
einmal sich in die Wellen stürzen und
dachte, tiefer könne ein Mensch nicht ge
kränkt werden als sie gekränkt worden sey.

Marchmont Dellano saß neben ihr.
Er hatte eine gefällige, liebliche Figur;
in seinen Augen so wie in der Farbe seiner
Wangen lagen die sprechendsten Beweise,
daß er manchen Zeitzug unter Cupido's
Fahnen mitgemacht habe.

In jeder andern Zeit bei frühern glücklichen Verhältnissen hätte er gewiß nicht so kleinlaut und abgestumpft neben einer so himmlischen Nymphe wie Gusschen war, geseffen. Jetzt seufzte er bloß und verwünschte im Stillen den unbehaglichen Zustand seiner Männlichkeit.

Den Damen von Temperament soll ein männliches Wesen, in dessen Augen sich die Andern der Liebe aussprechen, interessant seyn. — Gusschen warf manchen Seitenblick auf Dellano. — Dellano seufzte hörbarer.

„Sie scheinen auch nicht in die Reihe der Glücklichen zu gehören?“ — fragte ihn Gusschen.

Die Antwort zu dieser Frage spann

sich zu einer stützigen Stütze seiner Lebensbeschreibung aus.

Vellano war der Sohn eines Kaufmanns. Sein Vater hatte sich von einem herumziehenden Tabaksträger zu der Höhe eines Millionairs geschwungen. Der junge Vellano kam zu früh in den Besitz des väterlichen Erbschicks und hegte den irrigen Gedanken, man müsse den Reiz des Lebens genießen, da man doch ja nur einmal lebe. Deswegen freute er sich denn auch seines Lebens so sehr, als man sich dessen im Besitz von fast einer halben Million als so viel auf seinen Theil kam, nur immer freuen kann. Er reiste durch Frankreich, Italien, England und Deutschland. Die Gastwirthe bewirtheten

ten ihn fast königlich, ließen sich aber ihre Aufwartung wacker bezahlen und es noch kein Auenblatt der Zierlichkeit, worin natürlicherweise die Billigkeit mit inbegriffen ist, in den Ländern durch welche Dellano reißte, herumspagierte: so kamen die habüchtigen Prellereien habüchtiger, unverschämter Wirthe nicht an den Tag. Nach einigen auf diese Art festbar verpilgerten Lebensjahren ließ sich Dellano in einer berühmten Universitätsstadt zu dem Entschlusse bewegen, den Mäusen zu huldigen. Er ward academischer Bürger, besuchte aber von den vielen Kollegien die daselbst gelesen wurden, kein einziges. Anfangs aus Gleichgültigkeit und Vernachlässigung, bald drauf als Mitglied

eines Ordens, der jedem zum Hundesott prägte, wenn er sich wollte beikommen lassen ein Kollegium zu hören. Außerdem trat er noch in den Bund einer Verbrüderung, die sich die Miserabilisten nannten. Was konnte bei diesem Studium herauskommen? — Nachdem er als sogenannter fideles Bursche abermals fast vier Jahre verlebt hatte, machte er erst die Bemerkung, daß das so ansehnlich gewesene Erbschaft bis auf einige Tausend zusammengesmolzen war, zugleich bemerkte er auch mit den Augen der Erkenntnis, daß es mit dem Magazin seiner eingetragenen Kenntnisse sehr schlecht bestellt und er jetzt eigentlich denn je ein miserabler Mensch sey. Das Glück wollte ihm dennoch wohl,

er erhielt den Antrag zu einer Auditeurs Stelle. Ohne sich lange zu bedenken, und gestärkt durch den Gedanken: Verstand kommt nicht vor den Jahren und mit dem Amte kommt auch der Verstand, nahm Bellano den Antrag an. Das Reglement ward einen Monat lang von dem neuen Auditeur tüchtiger erercirt, als das Reglement selbst von dem schlecht commandirens den Obersten und den nicht gut wissenden Majors. Zum Glück für den Auditeur fielen wenig Excesse und verwickelte Fälle vor, sogar wenig Deserteurs kamen in Untersuchung. Alles wäre folglich sehr gut gegangen, wenn nicht der Chef ein kühner, ganz vom militärischen Geiste durchdrungener, dem Civilstande total

abgünstiger Mann den Auditeur zur Dismissionsnachsuchung genöthigt hätte. Ein junger Fährndrich hatte mit einem Referendair Handel bekommen und letzterer, ein geübter Fechter, hatte dem erstern, ein bloßer Bortheld, nachdrücklich zur Kaiserin gebracht. Der Fährndrich war beleidigt, die fiscalische Klage ward eingeleitet, der Termin anheraumt, instruiert, referirt und der Civil zu vierwöchentlichen Personal Arrest verurtheilt. Dem Chef schien dies Urtheil zu sanft und mild für einen Verbrecher, der, wie der Referendair, sich gegen Insolenzen vertheidigt hatte. Er verlangte Festungsstrafe und befahl dem Auditeur die dazu erforderliche Eingabe an das Landeskollegium zu ma-

hen. Dieser, dem es nicht einleuchten wollte, wie ein Regiments-Chef über die Gesetze hinwegspringen und einem Kollege vorschreiben könne, zumal da auch die Form und Ausdrücke wie sie der Chef zu wählen befehl, sehr anzüglich waren, erlaubte sich submisse Vorstellungen. „Ich befehle es aber und morgen beim Rapport erwarte ich die Eingabe,“ sprach der Chef. Am folgenden Rapport war die erste Frage des Chefs: ob sein Befehl vollzogen worden? — Der Auditeur stammelte verlegen: „fertig im Conceptione, nur nicht aufs Reine geschrieben.“ — Ein hämischer Blick des Chefs fiel auf den Auditeur vom Kopf bis zu den Füßen und zugleich belegte ihn der Chef mit der Bes-

nennung: „Dumrian“ und einem dreitägigen Arreste. Diese Behandlung kränkte Bellano's Ehrgefühl zu lebhaft, er verlangte seinen Abschied und erhielt ihn.

Jetzt mußte er nun wieder von den Trümmern seines Vermögens leben. Er studierte dabei die neue Aesthetik, schrieb Trauerspiele und übersehte einige Shakespearsche Produkte. Die erstern wollten bei keinem Theater günstige Aufnahme finden und über die letztern fielen schmähsüchtige Regensenten her. Bellano ging zur Literatur der Franzosen über und wußte auf jedes neu geformte Opernstückchen das in Paris erschien, ein deutsches Dickselchen zu finden, das aber nun freilich immer nichts weniger als passend und

gefällig war. Sein Verkehr mit dem Theater verwickelte ihn in einige Liebess Angelegenheiten mit gutmüthigen Aktris zen und außer der größern Zerrüttung sei ner Finanzen warf ihn eine dieser Aktris zen, deren Force: Rolle die Gurli war, auf länger denn drei Monate auf ein gas lantes Krankenslager, von welchem er auch nur wurmförmig, nicht völlig genesen, wieder aufstand.

Er verwünschte das Theaterwesen und entschloß sich Pädagog zu werden. Emsig studierte er die neuesten Moden in der Erziehung und fiel endlich auf den Gedanken, da, was die Unterrichts: Methode anbelangt, schon jeder barocke und pitante Vorschlag gethan worden war,

eine neue Epoche in der AVE: Schüler: Wese zu begründen und sich zu der, in der gelehrten Republik bisher unbekannt gewesenem Würde, eines Buchstabier: Paps ses emporzuschwingen. Mit kühnem Muth kündigte er dem gewöhnlichen AVE: Schlendrian den Krieg an. Die Konsonanten wurden nicht mehr mit Hülfswocalen ausgesprochen, sondern als selbstständige Wesen proclamirt. In allen öffentlichen Blättern las man die unerhörtesten Wunderdinge, die der neue Buchstaben: Monarch an den lieben Kleinen verrichtete. — Binnen zwei, höchstens drei Monaten lernten die Kinder die Knalls laute hervorbringen und dann bald drauf fix und fertig lesen. Nun folgerten die

Verständiger und die Anhänger dieser Les-
 schule: wenn allein beim Buchstabens-
 Unterrichte ein Zeitraum von wenigstens
 ein paar Jahren gewonnen werde, wie
 groß würde in aufsteigender Vielfältig-
 keit zu gewinnen seyn — was unsre
 Vorfahren erst im 30sten Jahre wußten,
 könnte unsre Jugend schon im 12ten Jahre
 wissen! — Bei der Gerechtigkeit unsers
 Zeitalters zur Bekräftigung und Begünstigung
 der Leihbibliotheken könne das Kind nicht
 frühzeitig genug lesen lernen! — —
 Man suchte landesherrliche Privilegien
 nach, lehrte künftige Thron-Erben nach der
 neuen Methode und wer sich nicht lebhaft
 für diese zum Wohl der Menschheit als
 höchwichtig angepries'ne Sache enthu-

fiasmirte, weil er etwa glaubte, sich für
 noch wichtigere Angelegenheiten enthus-
 fiasmiren verpflichtet zu seyn: oder wer
 glaubte, daß wenn ihm schon die Sache
 der Fideiismen zum höchsten Enthusiasmus
 stimmte, er Gefahr lief, mit seinem En-
 thusiasmus bankrott zu werden, wenn er
 nämlich damit auch die mancherlei andern
 Bedürfnisse der Menschheit mit Enthus-
 fiasmus begünstigen sollte. Kurz, wer
 sich lau gegen die neue Künstelei in der
 Buchstaben- und Leser Methode zeigte,
 war einige Bedenklichkeiten hegte und
 glaubte daß sie allenfalls nur für geübte
 Lehrer, fleißige Schüler und ungewöhn-
 lich gute und offene Köpfe, keinesweges
 aber für den Volksunterricht in den nied-

den Schulen anwendbar sey. Wer ferner mutmaßte, daß dieſe Methode ſelbſtſtändige Vielwiſſer bilden und zu einer höchſt einſeitigen Bildung führen könne, ward von den Canonischen Apoſteln verſchrien. Endlich kam der Erfinder dieſer neuen Organ. Auszubildung mit ſeiner Methode ſelbſt zur Beſinnung; das Publicum betrachtete allgemein die Sache als eine neue Charlatanerie; die ADE's Lehre Methode griff nicht in den Geiſt des Zeitalters ein und Bellano's veranſtaltete Auflage ſeiner Elementarbücher ward Maculatur *).

Aus

*) Wer hier die ſagt Grothe: machende dieſe vierſche Methode gemeint glaubt, irrt ſich. Allen.

Aus dieser Buchstatter-Karriere, warf er sich nochmals Thalien in die Arme, bes trat einigemal selbst die Bühne, aber ohne sonderlichen Beifall und erlangte endlich durch die Gunst des Regisseurs, die Stelle eines Theater-Secretairs und Rollens Kopisten. Bei dieser Beschäftigung kam

Allerdings kann aber dieser umständlich beibehaltne Abschnitt aus Bellano's Leben zeigen, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht und wenn man sich mühe giebt, die frühere Geschichte der Vergeltung, worin das Leichenfressen einen Hergang ausmacht, nachzusehen, wird man auch manche ähnliche Vorfälle, das erste richtige Aussprechen der Buchstaben und die Vermeidung dabei gewöhnlicher aber unnützer Weitläufigkeit betreffend, gethan werden und. —

zugleich seine kritische Ader wieder in Wallung und da er mit dem Redacteur der Provinziellen Zeitung bekannte war, so nahm dieser Bellano's Theaterkritiken in sein Blatt als einen fortwährenden Artikel auf. Bellano genoß nun eine monatliche Revende mehr. Seine Kritiken waren größtentheils kniffig und bissig, aber dies behagte, weil einmal das Schimpf- und Schandreden damals Modeton in der Literatur war und die Redacteurs in dem Wahne standen, ein großes Publicum zu gewinnen, wenn sie sich gegenseitig bootschnechtisirten und ihre Blätter zum Westspiel der Arroganz und göttlichen Frechheit darboten. Bellano war jedoch klug genug es mit denen, d

bei dem Regisseur in Gunst standen, nicht zu verderben und schlau genug, dies sehr bald zu erforschen. Er besprach sich nämlich mit dem Regisseur, und äußerte dieser, der aber jener habe gute Tournüre von hinten, so mochte der Schauspieler eine Rolle, wie man sagt, ganz verhungern, er ward gelobt! —

Bei diesem Theaterleben war aber doch nichts zu erübrigen und Belland sehnte sich nach einem ruhigeren Nahrungs-erwerbe. Sein Umgang mit einer Schauspielerin kostete ihm nicht nur den bei weitem größten Theil seines Gehalts, sondern auch den letzten Rest seiner Gesundheit. Als ein moderner Combatus wandelte er nun herum und besaßigte jetzt,

freilich zu spät, seine Freigeigkeit, mit welcher er dem Priap gepflegt hatte. Aus Desperation über seinen desolaten Zustand faßte er den Voratz, sich freiwillig aus Europa zu deportiren und eine Reise, wenn nicht um die Welt, doch wenigstens tief in die Welt hinein zu machen. Er kam in Hamburg am Baumhaufe mit einem Iever an. Damals war just der Zeitpunkt wo das sonst solide Obrsen-Gebäude den Einsturz drohte und aus welcher Epoche der Stoff zu dem Moden-Roman (wohl wahr!) die Sisson unserer Zeit, dieser wohl zur Mode-Lectüre gewordne aber wenig beachtete Roman gewählt worden ist. In Hamburg hielt sich Bellano einige Wochen auf, besuchte

abwechselnd das liebliche Altona und hing schon an seine Reise: Idee aufzugeben. Damals stand auch dem Altonaer National-Theater eine erschütternde Krisis bevor. Bellano gab den bedrängten Directoren Rathschläge die aber, wie alle wörtliche Zurechtweisungen die bei ähnlichen Gelegenheiten mit keinem Kredit unterstützt werden, nichts fruchten konnten. Dafür ward er aber doch mit der gastfreundschaftlichsten Art, die bei den blesdern Altonaern so ganz einheimisch ist, bewirthet. Bei Rainville sowohl als auf Elavenhof hatte er freie Zehrung; Chamragner konnte er bei seinem Gönner und Hauswirth im reichlichen Maasse genießen und seine Arbeit bestand blos im Abs

Schreiben einiger Manuscripte, womit der Director die *Lese- / Publicums* zu beschenken Willens war. Neue Stücke wurden und konnten nicht gegeben werden, folglich war auch das Ausschreiben der Rollen entbehrlich.

In dem reizenden Ottmarfen genoss er bei dem edeln Oberkellner, dem sich wahrscheinlich Bürger dachte, als er das Lied vom braven Ranne dichtete, die liebrevollste Aufnahme. In dem Kreise der anspruchslosen, in sich selbst glücklichen Familie hatten die Mäusen und vorzüglich Thalia sich einen Tempel erbaut, wo zu weissen Thalien zu Ehren ein Fest veranstaltet ward und Bellano genoss mit man-

den andern Fremdlingen die frohesten Stunden.

Zu derselben Zeit lebte auch das ehmalige Schwaben-Mädchen, das dem Säusger des braven Mannes erst berückte, dann völlig zu Boden drückte, in Altona und Dellano hatte das Glück zu den Sieben und Siebzigtausend, Siebenhundert und siebenzig Liebhabern der freundlichsten ihres Geschlechtes zu gehören. Konnte er auch gleich keine Lebensfülle in ihren kuscheligen Schoos schütten, so nahm doch die Gutmüthige mit seinem guten Willen vorlieb, verschmähte seine Huldigung nicht, und ließ sich die kleinen Opfer gefallen, die sein wohlthätiges Herz auf Kosten des Verstandes ihr brachte. Verstand braucht

ten ihre Liebhaber ohnehin nicht zu be-
 sinnen, wenn sie nur mit den Gesetzen der
 Attraction und Retraction bekannt waren.
 Bellano war nach einigen Monaten in
 ein Meer von Schulden versenkt und da
 er seine Gläubiger nicht befriedigen konnte,
 verließ er Astona heimlich und kam glück-
 lich in Toulon an. Von da aus ging er
 nach Egypten und ward geheimer Vögte
 Bau-Inspector bei einem Mamelukens
 Chef. Bellano verstand zwar nichts von
 der Architectur, sogar die ersten Grände
 der Kunst waren ihm unbekannt, allein
 seine Suabe und ein bißchen Dreißigkeit
 gewannen ihm die Gunst eines Vey's, der
 auf seiner Reise durch Deutschland das
 berühmte kostbare Bilderbuch für Dant-

lustige gekauft hatte, und nun in seinem Vaterlande ebenfalls die schöne Dankung einheimisch machen wollte. Der Be- ge- nehmigte einen Aetabliementesplan über Eine der Städte seiner Grandherrschast und wollte diese Stadt zur schönsten seines Gebiets erheben. Vellano kam mit dem benannten Titel an die Spitze der dazu niedergesetzten Baucommission. Da aber der Dirigent keine Baufenntnisse besaß, die unter seiner Direction angestellten Vermesser eben nicht zu den geschicktesten ihres Fachs gehörten, so mußten manche Fundamente mehr wie einmal wieder eingegraben werden, damit die Straßen in gerader Linie liefen und weil die Baupläne die Absicht davon nicht einsehen konnte

ten, so rechtfertigte gewissermaßen Delano seinen Titel als geheimer Vize-Inventor, ob es gleich immer lächerlich blieb, bei einer Funktion, deren Vorbereitung öffentlich geschah, das Publikum geheim zu führen. Nach ein paar Jahren starb der Vize, das Auktatorium gerieth in Stoden, Delano sah sich genöthigt, auf sein eiderweitiges Zurückkommen zu trachten und begab sich auf ein Schiff aus nach Ostindien segelte. Das Schiff wurde verdrungen und nach einer angedauerten Schiffsbesatzung lief es in den Hafen zu Tarobaca ein. Hier ward Delano bei der Polizei als Kommissar angehalten. Dies behauptete ihm aber nicht. Bevor der Wunsch nach seinem Vaterlande zurückzu-

lehren erwachte in seiner Seele. Er theilte ihm den Gouverneur mit und da durch Gustichens Transportation einige Begleiter ausgesucht wurden, und man dazu nur solche wählte, denen es unmöglich war, Gustichens Reize zu kosten, so erhielt Bellano bei dieser Begleitung den Posten des Commandoführers. Hatte Bellano se bedauert daß ihm der Kammerherrns Schlüssel den jeder Ritter an Cytherens Hofe führt, abgenommen worden war, so geschah es jetzt. Thränen füllten seine Augen; hoffnungsloser Schmerz nagte an seinem Herzen. Auch in Gustichens Blicken, die vielbedeutend an der Stätte hingen, wo Bellano combabustet worden war, sah man welchen Theil sie an Vels

lano's Schicksalen nahm. Dieser a^llete hingegen nicht wie nahe er in demselben Augenblicke den Ufern des Acherons sey und daß die Parzen Mene machten seinen Lebensfaden abzuschneiden. Die See ward unruhig; das Draußen der Wellen nahm zu; gewitterschwangre Wolken zogen am Horizonte herauf, das Schiff ers hielt einen Leck und die Fluten verschlang es mit sammt der drauf befindlichen Mannschaft.

Auguste hatte aber in dem Augenblicke wo Tod und Leben mit einander rangen, noch Verinnungskraft genug, des Kästchens das ihr Graf Seamonca geschenkt hatte eingedenk zu bleiben. Das Schicksal hatte sie einmal zu noch längern Leben bestimmt und rettete sie wunderbarlich.

Sie hatte nämlich in der größten Angst eine Schiffsbankte ergriffen und so schwach auch dieses Rettungsmittel war, so schützte es doch vor dem völligen Untergange. Auf diesem Dreie ward sie einige Stunden hindurch auf den Wellen herumgetrieben. Ein Schiff mit französischer Flagge rettete sie von der augenscheinlichen Todesgefahr. Der mitleidige Schiffs-

Kapitain nahm sie am Bord seines Schiffs und nach zwölf Tagen war der Hafen zu Marseille, wohin das Schiff nämlich bestimmt war, erreicht.

Wer nicht glauben will, daß das Geld das fünfte Element sey, der gehe an einen ihm fremden Ort unter fremde Menschen, sehne sich nach dem was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört und sey dabei entweder zu blöde oder zu jaghaft die Gastfreundschaft der Einwohner zu prüfen und in Anspruch zu nehmen, und dieser Zweifler wird, wie sehr auch Stoiker den Werth zeitlicher Glücksgüter verschreien, gar bald begreiflich finden, daß sich so wenig ohne Geld, als ohne Lust leben lasse. Guckst du in diese Welt

legenheit gerathen, wenn das kleine Kästchen des Grafen, dessen Inhalt ihr noch unbekannt war, sie nicht davor gesichert hätte. Sie öffnete ihr Schatzkästchen und eine Kette von gebiegem Golde mit zwei Solitaires, ein Ring in welchem ein Stein wie kristallhelles Wasser floss und eine Rolle von hundert Pistolen; Stücke lagen darin. Diese Entdeckung verursachte ihr ein fröhliches Herzklopfen — ja der Athem blieb ihr in der Brust stehen und die ruhende Freudenergiefung löste sich in wunderbar: süße Thränen auf.

Nach und nach kam sie aus ihrem Vernebelteumel zurück. Ein Jude trat in ihr Zimmer und bot einen Frack nach dem neuesten Pariser Schnitt nebst ein paar

seidenen Pantalons zum Verkauf an. Gusschen ward mit dem Verkäufer über den Handel einig; es saß ihr so gut, als wäre Brack und Pantalons nach ihrer Körperform zugeschnitten worden. Binnen einer Stunde stand sie wie der eleganteste Stutzer vor dem Spiegel und — gefiel sich selbst allerliebst!

Sie ging auf die Promenade. Jedermann sah mit Wohlgefallen dem schmucken Jungen nach. Ein junger Mönch redete sie an. Gusschen spielte ihre Rolle mels Herkchaft. Der Mönch noch ein rüstiger Jüngling, dem die Klosterluft die Jugendblüthe von den Wangen noch nicht abgestreift hatte, erbot sich von dem Unbekannten einen Besuch auf seine Zelle.

Diese

Diese Aufforderung misfiel Gustchen ganz und gar nicht.

Wo ist Ihr Kloster? fragte sie den Novizen. „Dort auf jenen Hügel“ — antwortete er und zeigte mit der Hand nach einer lachenden Gegend.

Der Mönch regalirte seinen Gast mit verschiedenen Sorten der besten Weine. Der Wein macht lustig; das Herz wird erfreut.

Jetzt habe ich Sie besucht, wenn wollen Sie mein Zellchen suchen? fragte das verkleidete Mädchen schalkhaft.

Der Mönch ahnete den Sinn dieser Frage nicht und fragte ganz treuherrig: Haben Sie denn auch eine Zelle? —

„und eine sehr niedliche“ — antwortete das halb berauschte Gutschen — „es ist sogar noch kein Mönch darinnen beherbergt worden, können Sie dies wohl glauben? — Rathen Sie, wie geht das zu?“ —

In welchem Kloster sind Sie? fragte der Mönch weiter. —

„Nicht weit von dem Ihrigen. Kommen Sie her! — Hieher! — So!“ —

Der Mönch stand zwischen den Knien des räthselhaften Gastes.

„Ihr Guardian war schon nahe an meiner Zelle“ — sprach Gutschen.

Kennen Sie den schon?

„Nur muthmaslich, ich sah ihn nicht sichtbarlich, aber die Größe und der Um-

sang seiner Form verrieth sich unter seinem Gewande.“

A ha, ich merke, Sie scherzen! — unser Guardian ist bei seiner kleinen hageren Figur doch ein seelenstarker Mann, von hohen, festen Sinn.

Gustchen schenke die leer gewordenen Gläser voll.

Ihr Guardian, nicht unser Guardian soll leben! Die Gläser klingen.

Was würden Sie anfangen, wenn ich Ihnen ein Mädchen herbeizauberte? — Ja! Ja! mir trauen Sie nicht, ich verstehe etwas von der Zauberei. Sind Sie ein Liebhaber von der Jagd, so kann ich durch meine Zauberkünste Ihnen das Wild dicht vor den Schafst bringen. — Sind

Sie ein passionirter Vogelsteller, was gift die Wette, Sie sollen mit der Hand dars nach greifen können. —

Brüderchen, Du bist bei der besten Laune von der Welt! zaubere ein hübsches Mädchen herbei — vom Wildpret, und von Vögeln bin ich kein Freund — rief der lallende Klosterbruder.

Auguste nahm ein Stäbchen, malte einen magischen Kreis auf dem Fußboden, murmelte einige unverständliche Flöskeln und sprach endlich: Suchet, so werdet ihr finden! —

Heiliger Antonius, was für ein Dummkopf bin ich! Willkommen Du Täubchen! — schrie jetzt der Mönch und es fiel von seinen Augen wie Schuppen.

Brennende Blicke schossen aus seinen Augen auf Augusten, sein Blut kochte, kurz er machte sich so liebendwürdig als ein — Mönch sich nur immer machen kann. Doch eben als die Liebescene beginnen sollte, trat Pater Paul in die Zelle. Der eintretende Paul war vor Ueberraschung eben so bestürzt als sein Confrater. Gustchen hingegen war mehr ärgerlich als verlegen. Sie war schon an dergleichen Störungen gewöhnt. Daß ihr nun abermals ein solcher Streich gespielt ward, dieß reizte ihn nur zu gerechtem Unwillen.

Nachdem Paul von seiner ersten Ueberraschung zurückkam schüttelte er sein Köpfchen, hieb den Zeigefinger in die Höhe und seine Lippen preßten ein *Hm, Hm,*

hervor. Aber Bruder Florian, woher hast du diesen Leckerbissen? — fragte er endlich schmunzelnd. Florian erzählte die Veranlassung im Zusammenhange und fügte die Bitte hinzu, Paul möchte nichts verrathen. Paul versprach zu schweigen, „aber Bruder Florian gönne Deinem Nächsten auch etwas.“ — Das versieht sich ehrwürdiger Vater! — antwortete Gusschen und klopfte den schon im Voraus entzückten Paul auf die Schulter.

Die Zeit zur nachmittäglichen Versammlung im Chore war herbeigerückt. Die zwei Mönche verabredeten die Stunde, in welcher sie wieder in Florians Zelle seyn wollten. Paul versprach einige der besten Flaschen aus dem Keller des

Pater Superior's herbeizuschaffen, Florian übernahm die Sorge für einen guten Imbiß und Gustchen ging mit dem Versprechen, sich zur verabredeten Stunde wieder einzufinden, von dannen.

Wie Gustchen an die Klosterpforte kam, standen mehrere Mönche daselbst. Gustchens zarte Gestalt entging ihrem spähenden Blicken nicht. Doch keiner äußerte seine Vermuthung. Jeder beschloß aber bei sich selbst acht zu haben, ob der niedliche Junge wieder zum Florian kommen würde.

Die Stunde schlug, wo Florian und Paul Gustchens Ankunft erwarten konnten. Gustchen hielt Wort. Die zwei Klosterbrüder empfingen und führten sie

noch Florians Zelle. Ein wohlbesetzter Tisch war dalebst schon gedeckt. Man wollte vergnügt und zwar recht sehr vergnügt seyn und keines ahnete die Nähe eines Beobachters, dessen unsichtbare Blicke durch eine Klinse drangen, die man ohne Florians Mitwissen in die Thüre seiner Zelle gehohlet hatte. Sechs der rüstigsten Mönche lauerten von ferne auf einen Wink, den der Beobachter geben würde um sodann auf einmal in die Zelle zu dringen und ihr Räthchen zu fassen. Lange dauerte ihre Prüfungszeit. Einige wollten schon ihren Plan aufgeben als auf einmal der Lauscher das Zeichen gab. „Hilf Himmel! Ich sehe ein heiliges Pläzchen“ schrie der allzuglückliche Seher

Begeistert. Pfeilschnell schossen die Mönche herbei und waren mit einem Sprunge in Florians Zelle. Diese Ueberraschung war selbst für GUSTICHEN betäubender als alle die Vorigen, wodurch ihr schon so oft das Ziel ihrer Wünsche entrückt wurde. Der Wortwechsel unter den Mönchen geschah mit Hestigkeit. Jeder glaubte Ansprüche machen zu können. Wie GUSTICHEN sah, daß hier alles zu fürchten, zu hoffen gar nichts sey, schlich sie sich unbemerkt von dannen, erreichte glücklich die Klosterspforte und athmete diesmal wirklich freier, als sie sich wieder auf der Straße befand.

„Komme es, wie es wolle, nie wieder will ich mich mit Mönchen einlassen“

— sprach sie und wußte nicht, wo sie diese Nacht ein Schuttdach finden sollte. Die Thüre des Hauses in welchen sie wohnte, war verschlossen. Vergeblich war ihr Klo. fen. Sie setzte sich auf eine vor dem Hause stehende steinerne Bank. In ihrer Seele lag ein Chaos von Projekten und Plänen. Die Nacht war stille, die Luft mild — sie konnte ihren Gedanken desto ungezügelter nachhängen.

Was soll ich anfangen? — monologisirte sie — ich bin in die Welt hinausgestoßen von Eltern, Verwandten und Freunden verlassen. Das Schicksal spielt mit mir, wie mit einem Ball. Manche meiner Mitschwester hat den Voratz tugendhaft zu bleiben und wird auf eine unaufs-

weiliche Art in den dicksten Schwarm der Welt geworfen und von einer Versirung zur andern hingerissen. Mancher Andern hingegen bleibt die öffentliche Meinung günstig, die es am wenigsten verdient und was taugt eine Reputation, die keinen Werth hat, weil sie von der Schuldlosigkeit kein vortheilhaftes Zeugnis aufweisen kann! — Ich will meinem Temperamente, das nun einmal nicht geneigt ist, platonisch zu lieben, folgen, nicht mehr scheinen als an mir ist; ich werde sogar in ein türkisches Serail, dann, was noch toller war, auf eine Insel geführt wo Tausende von der Nothwendigkeit überwältigt, nicht mit dem Herzen, sondern mit den Sinnen lieben wollen,

endlich bringt mich eine zufällige freudhafte Laune in ein Winkstloster wo in der That das Kleinod eines jungfräulichen Winkstens so sicher ist wie eine Taube in Habichtklauen und bei alle dem sonders baren und verfänglichen Führungen blieb ich so rein und schuldlos, als ein Mädchen an der leitenden Hand einer verlässigen, gütlich sorgenden Mutter nur immer bleiben kann. Wer würde mir glauben, wenn ich ihm meine bisherigen Gata erzählte und dabei behauptete, daß mir noch der Lilienzweig undeflecker Unschuld gebühre? Laut auflachen würde man und doch ist dem so! — Winkeln würden die Erbrüder über die Fromme und sie mit dem Namen des Maases belegen, das von

Mäthern, Wäckern und Melkhandlern beim Verkauf gebraucht wird. Aber Nein! Ich will nicht im Jungfern-Kranze veraltern! — Aber was nun anfangen? — Je nun, komme Zeit, komme Rath! Bin ich doch nun schon so oft in den Schiffsbrühen meines Schicksals gerettet worden, so werde ich auch hier gerettet werden.

Der helle Morgen leuchtete ihr ins Gesicht. Er war so schön, aber Mismuth und Kummer umwölben Gustavens Augen, aus denen sonst bezaubernde Freundlichkeit strahlte.

Das Haus ward geöffnet. Sie entkleidete sich und warf sich aufs Sopha. Sie bedurfte der Ruhe, aber es war ihr unmöglich einzuschlafen. Sie rief den

Aufwärter und schickte ihn in eine Leihbibliothek.

Was soll ich bringen? — fragte er — etwas sentimentales, oder etwas poetisches, etwas witziges oder etwas romantisches — vielleicht etwas wo der Inhalt zu weit links liegt. — Sie werden mich verstehen.

Gustchen mußte lachen.

„Weinetwegen — antwortete sie — bring etwas, das zu weit links liegt, was witzig und romantisch!“ —

Jean kramte bei dieser Gelegenheit sein ganzes ästhetisches Wissen aus; rasi sonnirte über die neuesten Produkte aus dem Gebiete der schönen Wissenschaften trotz einem Regenfenster an der deutschen

Bibliothek; wählte so pikant als der beliebte Kraft, Stylis Eramer; declamirte mitunter die aufgeschritten gefühlvollsten Prosen aus den ausgetretenen Rationalistischen Gewässern; schimpfte auf die neueste Poesie und Philosophie so heftig, wie vor einiger Zeit dagegen nur geschimpft werden konnte; schmähte Wieland, Schiller und Goethe — kurz, Jean brachte ein so buntes Gewirr aus, als sein bekannter Namensvetter Jean Paul nur immer in trauriger Verwirrenheit zusammen mengelte.

Er kam bald darauf zurück und brachte einige Bücher deren Inhalt, wie er sich ausdrückte, zu weit links lag.

Hatte sie Jean selbst ausgeführt, so war seine Kenntniß der anstößigsten Exibitumen zu bewundern. Die äyprischen Bilder der schlüpfrigsten Situationen waren con amore gezeichnet. Die Einen hatten zwar hinterher eine gar erbauliche Moral gepredigt, die Andern aber sprachen aller Sittlichkeit Hohn, hatten die widerlichsten Ausdrücke gewählt, um ihr Publikum zum Versehen der Zoten zu zwingen und wiegelten die Sittlichkeit mit empfindender Verläugnung aller Anständigkeit auf.

Nur Eins davon unterzieht Gustavus Lesetrieb. Der Verfasser schilderte das Leben einer Dablierin. Sein Gemälde verricht einen geübten Pinsel. Der Charakter

rakter war mit Kenntniß der Quelle weiblicher Verirrungen durchgeföhrt; die das mit verknüpften Bemerkungen gingen natürlich aus der mit Lebhaftigkeit vorgetragenen Erzählung hervor. Diese Lectüren brachte Zugußen zu dem Entschlusse, eine ähnliche Carriere zu versuchen. Sie kannte ihre Figur. Sie wußte, daß ihr Busen, ihre Arme, ihr Fuß noch dem schönsten Ebenmoos gebaut, daß ihr Blick, ihre Mienen, ihr Lächeln anziehend waren. Sie kannte aber auch die Mängel ihres Geistes und wußte, daß Anmuth im höhern Preise als Schönheit steht und daß ein schönes Stück Fleisch allein, die Männer nicht so fesseln kann, als einer Vulperein zuträglich ist. Diese Selbst-

kenntniß führte sie zur Erweiterung eines
Studien-Plans der dahin führenden
Kenntnisse. Weiteres Verzicht in Mann
stelle hielten, wie einige ihrer Collegen in
Berlin, dem schönen Geschlechte wissens-
schaftliche Vorlesungen. Weshalb ging
zu einigen und ließ sich in die Zahl ihrer
Schülerinnen aufnehmen. — Jeder Tag
in der Woche war mit einigen Uebungen
den Anfang und die Fortsetzung, nach einigen
Monaten mit den nöthigen Grundrissen
der Geschmackslehre und Ästhetik der
Toilette, der wichtigsten Kenntnisse von
Literatur und Kunst, von Botanik und
Astronomie von Chemie und Physik ver-
kann zu sein, gab ihrem Vorleser allen
erforderlichen Fluß anzuwenden eine kurze

zische Spannung. Sogar die Kollegien über die Schädellehre waren ihrem wißbegierigen Geiste nicht entgangen oder zuswider. Schon sah sie sich von Prinzen, Staatsministern und Staatsofficieren umgeben, calculirte, wie sie am vortheilhaftesten diese Huldigungen benutzen wollte und wiegte sich sogar mit dem süßen Traume, gleich einer Maintenon und Pompadour, das Glück oder Unglück vieler Menschen in Händen zu haben. Was konnte ihr auch diese Hoffnung rauben? — In dem Staate worin sie jetzt lebte, war es nicht wie in Tarabracca. Es gab der Mädchen genug unter denen die Ersten, Angesehenen und Edelsten im Staate wählen konnten. Die Mädchen bemühten

sich daher auch Eine die Andere durch Gewandtheit des Geistes, durch Belesenheit, durch Talente zu übertreffen. —

Gustchen ging sehr reizender als je gekleidet. Die Bekanntschaft mit der Geschmacklehre leistete ihr treffliche Dienste. Ihr Gewand umfloß die zarten Glieder wie ein harter Duft.

In ihrer Unterhaltung plapperte sie vom Kriterium der Philosophie, von dem Wesen der Poesie. Die botanischen Vorlesungen hatten ihr die Blumensprache der Liebe gelehrt. Die astronomischen ihre Begriffe von Tangenten, von Länge und Dicke berichtigt. Ihre Zimmer waren in ein wollüstiges Hell Dunkel gehüllt, mit einfacher, aber gefälliger Eleganz eins

gerichtet und Kunstinn, Phantasie, Geist und Herz wurden darin von der lieblichen Bewohnerin beschäftigt.

Bald bildete sich ein Zirkel um die moderne Aspasia und einige Journalisten erwähnten in ihren Blättern ihre Existenz und benebelten sie mit Beifrauch. Gustchen hatte durch ihren Bildungscursus zugleich gelernt, ihren Leidenschaften einen Schleier umzuwerfen; das freche und preisgebende Anlocken, das wohl sonst in ihrem Benehmen lag, war vertilgt. Wer sie nicht kannte, hielt sie für die Züchtigste ihres Geschlechts, so schweslerlich schmeigte sich — dem Schme nach — die Grazie der Sittsamkeit um ihre einladende Form. Man begegnete ihr mit aller möglichen

Delicateſſe und obgleich ſchon ein Monat in ihrer paradiſiſchen Einrichtung verfloſſen war, ſo konnte doch keiner ſich rühmen, die ſüßeſte Frucht in Cuſtichens Eden geſpüßt zu haben.

Unter ihren Anbetern war ein Marsquis, der ſich am meiſten angelegen ſeyn ließ, ihre Gunſt zu erlangen. Er gab vor aus einer der älteſten Familien abzuſtammen und weitläufige Güter im Piemontesiſchen zu beſitzen. Sein Betragen war anfangs das eines blöden Liebhabers. Nach und nach ließ er merken, er habe ernſthafte Abſichten auf Cuſtichen. Dies war wohl auch ein Bewegungsgrund warum ſie zurückhaltend war, die Spröbde ſpielte und ſich nichts erlaubte, was ihren

Zunfugenoffinnen, die mit dem was man Liebe nennt, ein Gewerbe treiben, eigen ist. Wie schlau wissen die Mädchen überhaupt sich zu benehmen, wenn es der Erzielung der bräutlichen Krone gilt — wie mancher Mann ist nicht auf diese Weise getäuscht worden! —

Der Marquis hatte eine Landparthie veranstaltet. Gustchen sollte die Königin der Festlichkeit seyn. Sie schmückte sich ihrer heutigen Bestimmung gemäß mit prächtiger Nettigkeit — ihr Studium der Toiletten-Aesthetik kam ihr diesmal vortheilhaft zu statten. Die Kette von gediegenem Golde, die ihr der unglückliche Graf Scamonce verehrt hatte, war künstlich in das Gewirre der kastanienbraunen

Locken gewunden. Halb zwei Uhr des Nachmittags fuhr ein geschmackvoller Wagen vor, der Marquis hob seine Besucherin hinein, setzte sich neben ihr und fort rollte der Wagen. Man langte an dem Orte an, wo das Sommer-Souper gegeben werden sollte. Noch war kein einziger von den übrigen eingeladenen Gästen zu sehen. Der Marquis schien darüber enttäuscht. Was halfs, man mußte ihrer Ankunft harren. — Der Wagen war nach der Stadt zurück gefahren. Die Liebenden lustwandelten eine halbe Stunde in dem nahen Lustwäldchen und kehrten endlich in das Cassino zurück. Noch war Niemand da. Der Marquis präparirte ein Glas Wein. Gustchen trank

und nach einigen Minuten fühlte sie sich so schläfrig, als habe sie mehrere Nächte hindurch kein Auge geschlossen. Sie schwanke nach einem in der Stube befindlichen Lehnstuhl, schließ sich ein und bei ihrem Wiedererwachen befand sie sich in einem Bette. Gott was ist das! schrie sie laut auf und sank ohnmächtig zurück. Der Marquis war verschwunden, sie ihres Haarschmucks und Gallakleids beraubt und die neben ihrem Bette wachende Frau erzählte: Der fremde Herr mit dem Ausgute gekommen sey, habe sich entfernt, und weil er nach mehreren Stunden sich nicht wieder eingefunden habe, so sey man gekommen zu sehen ob das Demoisellchen auch etwa mit ihm verschwunden sey. Da

Habe man sie denn halb entkleidet gefunden, anfangs geglaubt sie wäre todt, aber ein herzugehufener Arzt habe versichert, die Kranke läge bloß in einem betäubenden Zustande, der von einem Schlafrunke herrühre. Gustchen rang die Hände und bange Ahnungen füllten ihre Seele. Der gutmüthige Wirth brachte sie nach der Stadt zurück. Gustchens Zimmer waren ausgeräumt, der vorgebliche Marquis ein Gauner gewesen und Gustchen nun so arm und hilflos, daß ihr von dem kurzen Glanze ihres Vermögens kaum die nothwendigste Bekleidung übrig geblieben war. Ein harter Schlag der das arme Mädchen traf! — Er betäubte sie so heftig, daß sie einige Tage lang auf's Krankenlager ge-

worfen ward. In ihren Mienen sah man
 nicht, statt des sonstigen Blicks der Liebe,
 des sehnenden Verlangens, Spuren des
 Harms, der nahe an Verzweiflung grän-
 zenden Schwermuth. Ein eben so ges-
 chickter, als mitleidiger Arzt stellte die
 Kranke jedoch bald wieder her; mit ihren
 wiederkehrenden Kräften richtete sich auch
 ihr vom Gram, Harm und Kummer fast
 erschöpfter Geist wieder auf und nach und
 nach kamen auch Ruhe und Stille wieder
 in ihr Herz. So viel ist indeß gewiß.
 Wäre ein wohlthuernder Schutzengel ihr
 in dieser geklemmten Situation begegnet,
 hätte er sie für irgend eine, weiblichen
 Kräften angemessne Beschäftigung zu ge-
 winnen gesucht, heilsame Ermahnungen

an ihr Herz gelegt, und sie aus ihrer bisherigen müßigen Lebensweise, die zugleich zu äppigen und wollüstigen Trieben führte, gerissen, Gустchen wäre zuverlässig der Tugend gewonnen worden. Sie hatte zwar die Tugend nicht verletzt, aber war das ihr Verdienst, ihr freier Entschluß? — Hatten nicht vielmehr die Umstände jedesmal die aufgeregten Triebe gezügelt und sie behindert, das hinzugeben, was sie so gern hingab. Der Arzt wäre vielleicht dieser Schutzhengel geworden, er erfuhr aber Gустchens Lage nicht hinlänglich; wie er sie außer Gefahr glaubte, kam er nicht wieder — mochte sie nun selbst zusehen, wie sie ihre wiederhergestellte Lebens-Maschine unterhielt und eine Existenz fristete,

die wirklich nicht zu den beneidenswerthesten gezählt werden konnte.

Mit der wiederkehrenden Ruhe und Stille stellte sich auch Gustchens Leichtsinn wieder ein. Vergessen waren alle trübe Stunden die sie durchlebt hatte; es wird ja nicht immer so gehen! tröstete sie sich, wenn sie an die erlebten Unglücksfälle dachte — leicht gewonnen, leicht verloren! war ihr Beruhigungspruch, wenn die Erinnerung ihr den durch den listigen Marquis erlittenen Verlust zuweilen vorsagte und wollte zuweilen die liebe Vernunft ihr einen besonnenen Blick in die Zukunft thun lassen, wie im Hup flog Gustchens Sinnlichkeit herbei, zeigte ihr den Zauber des Genusses in einer lieblichen

Stolz und die seltsamsten Triebe waren bei dem flatterhaften Mädchen wieder in voller Bewegung. — Die Phantasie mahnte dann weiter, war ganz Flamme, und dahin war jede Entschließung, jeder Gedanke, der Gutsichen vom Irwege der aufgeregten Leidenschaft ab und auf die beglückenden Pfade der Tugend leiten konnte. Ein böser Dämon verführte sie vielmehr zu den unglücklichsten aller Vorsätze; sie wollte nämlich in die Klasse der Allerwelts-Mädchen treten, und nicht erst Prinzen, Staatsminister und Staatsbeamte sondern jeden der sich der Tare unterwürfe, in ihren Schooß aufnehmen.

Sie ging in dieser Absicht zu einer Mutter mehrerer schmiegamen, stets

dienstfertigen Mädchen und war mit ihrem Antrage sehr willkommen. Die Mutter war mit ihrer Persönlichkeit zwar über die Grenzen des Lebens hinaus, desto reichhaltiger war aber der Vorrath ihrer Erfahrungen in diesem Gewerbe. Sie wußte so gut wie ein routinirter Theaterschreiber was die Empfindungen paßt, war fast unerschöpflich in Gardinen, Kousen, besaß das Talent fein und mit Anmuth zu scherzen, war sogar Schriftstellerin und hatte noch kürzlich ein zoologisches Wörterbuch herausgegeben, das als eine reichhaltige Fundgrube zierlicher Zweideutigkeiten von angehenden Roman- oder Lustspiel-Schreibern mit weit mehr Emsigkeit studirt wurde als Sulzers

Theorie der schönen Künste, oder Eberhardts Handbuch der Aesthetik. Ihr Haus stand daher auch in vortheilhaftem Renommee, so wie ihre Töchter für die schönsten, frischesten und schalkhaftesten Schöpferinnen süßer Momente galten. Sogar die Namen der Mädchen die sie bei ihrem Eintritte in ihren Lusttempel empfingen, waren mit ächter Griecherei romantisirt. Ein geschmackvoll neublickes Zimmer ward Augusten — jetzt Lesbien genannt — angewiesen und ihr acht Tage bewilligt sich mit den Einrichtungen und Geseßen des Hauses bekannt zu machen. Augusten fühlte sich höchst glücklich. Die acht Vorbereitungsstage waren vergangen. Erwartungsvoll war der erste Ritter seyn werde

werbe dem sie seine Lanze brechen sollte, bes-
 grüßte sie den neunten Tag. „Möge es
 nur ein rüstiges, junges Blut seyn“ —
 seufzte ihr schmachtes Herz. In rei-
 zender Kleidung erschien sie beim Frühs-
 tück. Die Schwestern warfen neidische
 Blicke auf die neue Gesellschafterin, die
 Mutter streichelte mit lächelnder Miene
 die Wangen des schönen „Püpfens“, wie
 sie die neue Probier nannte. Man sprach
 von den gewöhnlichen Hausfreunden und
 rühmte die seltne Freigebigkeit eines reis-
 chen Kaufmanns, der aber mit der größ-
 ten Delicatesse behandelt werden müsse.
 Es ist ein wunderlicher Kauz, ich habe
 ihn gerne, wenn er nur nicht immer so
 viel moralisirte — sagte die Eine. Mit

mir thut er so züchtig wie mit einer Braut
 — sagte die Andere. Dasselbe versicherte
 die Dritte, Vierte und Fünfte. Mir
 kommt es vor als schmecke ihm frisches
 Obst besser als gedbrtes — erwiderte die
 Sechste mit schnippischem Tone und warf
 einen selbstgefälligen Blick in den Spie-
 gel. Auch ich werde gut mit ihm fertig,
 sprach die Siebente, ich verstehe aber auch
 seine Eigenheiten zu behandeln. So
 wußte jede eine Bemerkung zu machen,
 die zusammengenommen so viel verriechen,
 der Kaufmann sey kein gewöhnlicher Wols-
 lästling. Gustchen dachte: ich werde den
 Sonderling doch auch kennen lernen.

Des Vormittags ward dies Defries-
 digungs-Comtoir selten besucht, desto

zahlreicher waren die Gäste, je näher der
 Abend herbeirückte. Gustichen war auf
 ihrem Zimmer und las in einem ihrer Be-
 stimmung angemessenen Buche. Auf eins-
 mal kam die Hausbeschafterin und bat
 Augusten sich bereit zu halten einen Gast
 zu empfangen. Es ist der reiche Käuf-
 mann, setzte die Beschafterin hinzu, von-
 dem heute beim Frühstück gesprochen
 wurde. Man hat ihm erzählt es sey et-
 was Neues da und nun will er sie kennen
 lernen. Sie ging und Gustichen revidirte
 ihren Anzug mit sorgfältiger Strenge.
 Der Kaufmann erschien. Gustichen machte
 eine Verbeugung und bemerkte mit Wohl-
 gefallen, daß der Gast ein Mann von eins-
 nehmender Physiognomie und wohlgebau-

ten Körper sey und überdies noch in seinen besten Jahren lebe. Anfangs war das Gespräch einsylbig. Man leerte ein paar Gläser Wein und das eckigte Betragen minderte sich bei beiden Theilen. Der Kaufmann fragte: wer und woher Gussichen sey? Seine Frage war so voller Gutsinnigkeit daß Gussichen ihm mit der strengsten Genauigkeit antwortete. Er rieb sich die Stirne, drückte einigemal Gussichens Hand mit Innigkeit, stand auf, trat an's Fenster, ging im Zimmer auf und ab, schüttelte mit dem Kopfe und sehte durch sein sonderbares Benehmen Gussichen in nicht geringe Verlegenheit. Sie wollte das Zimmer verlassen, Er trat ihr in den Weg.

Wohin Wamsell? —

Gustchen gab vor, sie habe der Mutter etwas zu sagen, was pressant und ihr so eben wieder eingefallen sey.

„Die Angelegenheit kann nicht pressanter seyn als die meinige in diesem Momente.“

Gustchen deutete diese Worte anders, ging mit ängstlich pochendem Herzen zurück nach dem Sopha, löstete ihren Busen, ließ die feingewebte Intime, die mehr zur Lust als zur Bekleidung Gustchens Lenden umhüllte, fallen und war bereit den Minnesold zu verdienen.

Der Kaufmann befand sich im heftigsten Kampfe gegen Sinnlichkeit und Entsagung. Er setzte sich neben Gustchen.

schlang seinen Arm um die dem lüthernen Auge entgegengehenden Keige, drückte den gefühlvollen Kopf auf ihre Lippen und — Thränenröschen perlten an seinen Augens Wimpern.

„Mädchen weißt Du noch nicht von steeckhaften Händen am Gängelbunde berauschter Phantasie berührt werden? Weißt Du doch noch nicht die Lüste der Bühlerinnen kennen; wären Dir die Spiele der Wollust unbekannt — ja, könnte ich Dir glauben, daß Du bei Deinen Ein- und Herzügen, doch noch nicht verloren habest, was ein Mädchen nur einmal verlieren kann, ich gäbe meinen Reichthum und sogar zehn Jahre meines Lebens darum.“

Gustchen hing wie betäubt an der Brust ihres nächstesten Heiden.

Eine Pause von einigen Minuten folgte den Worten des Kaufmanns. Er zog ein Miniatur-Gemälde hervor.

„Kennen Sie Ramsell das Bild?“ —

Auguste warf einen Blick auf das Medaillon. Gott, das war meine Mutter! — rief sie erschüttert.

„Und hier Auguste sitzt Dein Vater!“

Gustchen sank ohnmächtig zu seinen Füßen. Der Vater rief sogleich die Wirthin herbei, erzählte das seltsame Zusammentreffen und kündigte ihr zugleich an, daß seine Tochter ihr Haus verlassen müsse

und nicht länger bei dem ergriffnen Nahrungs-Gew. zu bleiben könne und solle.

Die erste und vorzüglichste Sorge des Vaters betraf nun die Wiederverstellung der Tochter. Diese war von der überraschenden Scene heftig angegriffen worden. Dann untersuchte und prüfte er Gustchens Charakter und fand, daß sie zwar ein zur Heppigkeit geneigtes Geschöpf, aber denn doch noch guten Lehren empfänglich sey. Die meiste Freude verursachte ihm die Ueberzeugung, daß sie gewisse Freuden wirklich noch nicht genossen und er Hoffnung habe, sie zu einer guten Frau zu bilden. Um ihr aber jeden Mißfall auf dem schlüpfrigen Pfade, den sie bisher gegangen war, unmöglich zu

machen, gab es seiner Meinung nach,
 kein zweckdienlicheres Mittel als Angewor-
 ben in eine Pension : Anstalt zu thun,
 wo sie so lange bleiben sollte, bis er einen
 Wohn gefunden habe, den er seiner und
 seiner Tochter würdig halten könne. Zu-
 vor sollte sie aber noch mit ihm eine Reise
 durch die Schweiz machen. Auf dieser
 Reise wollte der Vater selbst die Leitung
 und Hinführung seiner Tochter zu statte-
 den Gefühlen übernehmen und die majes-
 tätschen Natur : Ansichten, der reine
 Himmel, der über den Alpen schwebt, soll-
 ten ihm sein Geschick erleichtern helfen.
 Noch kam dazu, daß der besorgte Vater
 mit besondrer Vorliebe, an einem Lande
 hing, wo Säuerreichtum herrschend ist,

wo man Götze entwerfen und Einrichtun-
gen getroffen hat, dem Eltern: Was
deshalb möglichst Einhalt zu thun und
einfache Sitten aufrecht zu halten.

Die elterlichen Ermahnungen waren
nicht fruchtlos, doch brachten sie eine andere
Wirkung hervor, als der Vater eigentlich
beabsichtigte. Auguste neigte sich zur Ne-
gativschulermerci, hielt ihren geliebten
Vaterstolz für so strafwürdig, ihre eignen
eigen Neigungen und Triebe für so schand-
lich, daß sie nirgend anders, als in einem
Kloster Vertheidigung finden zu können
glaubte. Der Vater that alles, was in
seinen Kräften stand, sie davon abzuwei-
sen; mochte ihr die Bilder einer zu
freudigen Ehe und häuslichen Glück mit

blendenden Farben aus. — Nichts half. Auguste blieb bei ihrem Vorjatz durch Entsagung der Welt für ihre unlautern thmaligen Wünsche zu büßen.

Am Fuße des Gotthards lag ein Kloster Gustchens Aufmerksamkeit vorzüglich an sich. Es lag in einer lachenden Aue, war ringsumher von hohen Felsen eingeschlossen und ganz geeignet Gustchens reuevolle Stimmung noch mehr zu nähren. Zumal da es ein Nonnenkloster war und vorzüglich der Wohlthätigkeit und Pflege gegen hilfsbedürftige Kranke oblag. Der Vater sah keinen andern Ausweg als den dringenden Bitten seiner Tochter nachzugeben und Gustchen trat ihr Probejahr wirklich an.

Nach einigen Monaten erhielt Auguste die Hiobspost, daß ihr Vater gestorben sey. Er hatte die Tochter zur Unisversalerbin eingesetzt. Gustchen beweinte den Verbliebenen mit stiller Behmuth und erbat sich von der Abtissin die Erlaubniß ihn im Klostergarten ein Dentmal sehen zu dürfen. Dies ward ihr bewilligt. Der Klostergärtner erhielt den Auftrag, das Plätzchen, welches Auguste wählen würde, zu der beabsichtigten Bestimmung einzurichten. Man denke sich Gustchens Uebersaschung, die sich ihrer abermals bemächtigte als sie in dem Klostergärtner Christophen den ehemaligen Gärtner ihrer Mutter erkannte. Zugleich fiel ihr die damalige Badescene ein und an diese Ey

innerung reichte sich eine Menge solcher Ideen, die, wirksamere als alle Vorstellungen des verstorbenen Vaters, ihren Klosterinn änderten und wieder der Welt gewannen. Christoph war nicht weniger erlaunt. Keins verrieth aber seine Gefühle, weil die Aebtissin zugegen war. Zerstreut und niedergeschlagen lehrte Auguste nach ihrer Zelle zurück, das Bild vergangener Tage grub sich mit scharfen Bissen in ihr Herz, das heftiger als je für den noch immer munteren und hübschen Klostergärtner schlug. Keine von den Kloster-schwestern ahnete so wenig wie die Aebtissin die Veränderung die in Gustavens Gefinnungen und Entschlüssen vorgesallen sey, am allerwenigsten die Projekte

die sie bei nächtlicher Stille entwarf. Vers
 nichtet war der Entschluß nicht zu beiras
 then; die kussfertige Verschwester in ein
 mit Traumnachtgedanken erfülltes Weltu
 kind verwandelt; die dem himmlischen
 Paradies sich entgegen sehende Seele
 sehnte sich wieder nach jenen Entzückung
 spendenden Minuten, in welchen sie in dem
 heraufschendenden Einklang mit ihren glühew
 den Bräutigam übergehen würde. So
 ändern sich die Gefühnungen der Mens
 chen! so bewahrheitet sich immer noch das
 alte, schon oft von Romanenschreibern bald
 als Thema, bald als Kapitel-Überschrift
 benutzte Sprüchwort: Alte Liebe rostet
 nicht oder: Was seyn soll, schickt sich wohl.
 — So zuverlässig sind die Verheirathungen

eines Mädchens, das die Gleichgültige gegen Hymens Rosenkette und das Ehebett spielt. Sagt Eine: Komm mir Einer mit Heirathen, so laßt sich ja Keiner abschrecken. Heirathen wollen sie alle, — nur kien ist Eine offenerzig genug dies zu bestehen.

Bei alle dem war die Neigung zum Ehestande für Gustchen heilsamer, als wenn sie sich dem Gange zum Klotterleben wieder überlassen hätte. Ein glückliches Ereigniß begünstigte die Flucht der Liebenden nicht allein, sondern trug auch sogar zur Verschleimigung bei.

Christoph grub nämlich im Garten, rieß mit seinem Spaden auf einen harten Gegenstand, grub weiter, und vor ihm

Rand — eine eiserne Trune. Obgleich Christophen das ABC der Anschauung nicht gelehrt worden war, so besaß er doch Echarfönn genug, zu vermuthen, daß dies eiserne Gefäß einen Hammer in sich fassen könne. Mit unsäglichcr Wähe gelang es ihm endlich seinem gefundenen Echar in Sicherheit zu bringen.

Gastöken half jählen und einpacken.
„Gott sorgt für uns!“ — sprach sie par
phetisch!

„Nun wollen wir recht sibel leben!“
— setzte Christoph in ungekünstelter Spras
che hinzu. Während die Nonnen im Chor
sangen, ging das heirathslustige Pärchen
bei Nacht und Nebel aus dem Kloster und
wie Jene erst davon Nachricht erhielten,
waren

waren Diese schon einige Meilen vom Kloster entfernt.

Sie nahmen ihren Weg nach Straßburg, durchstreiften die lachenden Rheingegenden und ließen sich in der Gegend von Mainz nieder. Dort vereinigte sie das Sakrament der Ehe und des Priesters Segen heiligte nun den Wunsch der in Gustchen's Seele Jahrelang unbefriedigt geblieben war. Gustchen ward ein bieder's Weib, versüßte ihrem Christoph durch Gendgsamkeit, häuslichen Sinn und sonste, heit're Laune das Leben. Ein Jahr später wiegte sie einen holden Säugling auf ihrem Schooße.

Ob diese Glückseligkeit lange Bestand hatte? — hierüber können wir Herausgeber dieser Geschichte nichts weiter mit Gewisheit erzählen, indem unsre Nachrichten nicht weiter reichen und unsre Leser nicht mit Erdichtungen und Amphibytosen unterhalten werden sollten. Within endigen wir hier unser Dächlein nach ehmaliger Weise gutmüthiger Scribenten: und rufen mit demüthiger Bescheidenheit: Geneigter Leser, gehab Dich wohl!

„Pf! Pf! Herr Autor oder Herr
ausgeher!“

„Was befehlen Sie?“ —

„Sie werden uns doch eine Moral
zu guter Leht geben!“

Ich zucke die Achseln, streichle mir
das Kinn und rufe: hm! hm!

„Nur keine Ausbiegung!“

Nein. Aber ein paar Minuten Ues-
berlegung erbitte ich mir von Ihnen. —

„um am Ende die oft gesagte Wes-
hauptung, daß man nur dann ein wahres
und dauerhaftes Glück in der Ehe gewär-
tigen könne, wenn man solches vorher auf
die Ordnung der Natur und bürgerlichen
Gefetze begründet habe, nochmals zu sa-
gen? — Nichtwahr?“

Die Art wie Sie fragen läßt mich vermuthen, daß sie eben Ihre Behauptung zu den Lebens-Maximen, die mit geschmackloser Brähe durchwässert von meinen Herren Kollegen dem Lesepublikum aufgetischt werden? Wozu würde dieser Schweiß von Moral nicht hinreichend seyn die Herausgabe dieser Geschichte bei Ihnen zu entschuldigen.

Aha — schnarrt mir ein kritischer Transzendentall-Mensch entgegen — das Resultat von Gустens Geschichte ist ein Postulat der praktischen Vernunft! — Und nun muß ich rufen: Betroffen! Betroffen! Was man doch nicht alles errathen kann, wenn man die Kritik der reinen Vernunft gelesen hat.

Damit aber diejenigen Leser welche den Sinn meines Transzendentel-Monichens nicht fassen und begreifen können doch auch wissen, was ein Postulat der praktischen Vernunft ist, so diene diesen Lesern zum Bescheid, daß darunter der vollständige Genuß einer verdienten Glückseligkeit verstanden wird.

Immer noch nicht hinreichend, die Herausgabe dieser Geschichte zu entschuldigen — spricht ein biederer Pfarrer, der mit jenem, mit welchem Wieland seine Unterredung einstmals hielt, ein Gedanken-Verwandter ist. —

Ja wenn ich alle den mancherlei Ansichten und Urtheilen ausweichen soll, so komme ich nie zu Ende, wenigstens nicht

eder als bis noch ein Alphabet voll gedruckt wäre.

Wäre mir der Schweif von Moral selbst überlassen worden und man hätte mich nicht so oft unterbrochen, so hätte ich den Vers eines französischen Schriftstellers — ich kann mich seines Namens nicht gleich erinnern — angewandt:

Und der hieß?

Les verroux et les grilles,
ne sont pas la vertu
des femmes et des filles.



Druckfehler.

Seite Zeile

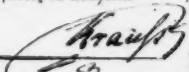
- 24 11 statt: in's Wort zwei lies: in's
Wort. Zwei
- 25 9 — dermalige lies: damalige
- 60 5 — gonfelte — gauseite
- 95 11 — hatten — hatte
- 101 8 lies: Rathhauſthurme
- 106 1 — apanagirter
- 109 4 statt: dieſe lies: dieſer
- 139 7 — der geſtigen, lies: dergeltigen
- 144 4 v. u. iſt nach Fabren ein Comma
zu ſetzen
- 215 6 nach: Altona iſt ein Comma zu
ſetzen
- 217 11 lies: und die unter
- 247 4 v. u. ſ. vorthelhaft lies: vortheilhaft
-

B a n n i
die
Glücklichste und Unglücklichste
ihres Geschlechtes.

Oder:
wahre Lebens- , Liebes- und Leidensgeschichte
einer in Deutschland sehr bekannten
Dame.

Nebst der ausführlichen Beschreibung ihrer
drey erlittenen Schiffbrüche;

ihres
Aufenthalts im Serail des Groß-Sultans in
Konstantinopel und ihrer zuletzt in Frankreich
gehabten höchst tragischen Schicksale, bis
zur Schlacht bey Austerlitz in Böhren.


Haag und Leipzig,

1806.



E r s t e s B u c h.

Univ.-Bibl.
München

Entbehre und genieße! so rief ein im
Rufe der Weisheit stehender Araber einem
sehrbegierigen Jünglinge, als dieser ihn
fragte, was er thun müsse, um mit seinem
Schicksale zufrieden zu seyn und um nicht
müde zu haben, sein Daseyn zu ver-
suchen. *)

Wie vieldeutend sind diese beiden
winzigen Worte! welches hohe Sinn liegt

*) Man lese die Erzählung: Omar, in Anton
Müllers Magatrem.

in ihnen, den zu fassen ein Lebend-Philosoph fast eben so viel Zeit bedarf als ein Hermeneutiker, der den Stein der Weisen sucht! —

Wie mancher strebt rastlos nach Genuß und steht sich gendthigt zu entbehren! — selten entbehrt Einer, der genießen kann. Mancher will entbehren und berauscht sich im Genuß. Wir trachten nach einem Gegenstande, gleichviel weiß ihm von unsern Sinnen er ergehen soll, wir wünschen, streben nach seinem Besiz, aber das, was wir so sehnlichst zu genießen wünschen, entschlüpft uns gemeiniglich am ersten. Je mehr Schwierigkeiten sich der Erreichung unsres Wunsches entgegen stellen, desto reizender dünkt uns

der Befß, immer hängen wir beßhäftigte
Geßchäfte von zufälligen Begebenheiten
ab und müßen uns füßen wie —

„Ach ums Himmels willen nicht philo-
lofophirt, Herr Autor oder Herausgeber!
wir glaubten vom Titel des Buchs ge-
lockt, etwas leichtfertiges zu leßen und
nun föllen wir —“

nicht betrogen werden! Jedes Ding,
genügter Leser! fordert eine Vorbereis-
tung, fogar ein Brief foll eine Einleitung
haben, mithin fönnen wir doch nicht, nach
Art der Kindermuhmen unfre Erzählung
mit einem „Es war einmal“ anfangen.
Wir wollen auch fogleich zur Sache eilen,
nur fey uns noch vergönnt eine, freilich
alltägliche, Bemertung auszukramen.

Dies Mädchen nimmt sich vor, sehr
 keck zu seyn. Sie will, ihr Betragen,
 ihre Tugend soll als exemplarisch gerühmt
 werden: aber zufällige Vergebenheiten
 verschandren sich gegen sie — der Wille
 wird von Umständen besiegt, sie taumelt
 kraftlos zum Abgrunde und ihre Tugend,
 ihre Sittsamkeit ist so schwach wie ihr
 Vorsatz. Jenes Mädchen hingegen spot-
 tet dessen was üblich genannt wird, in
 ihrem Busen lodert nicht die heilige
 Flamme der Unschuld, sie hat Tempera-
 ment, das Feuer in ihren Augen zieht
 genussüchtige Anbeter herbei, die Mätro-
 nen, und Bettschwärzern, Welt verdammt
 sie, Sittensichter demaskiren ihre Grunde-
 sätze, das Tribunal des guten Rufs ers

kennt in letzter Instanz und Inquisition ist
dennoch geachtet eine Achte Jungfer, die
Reinste unter den Reinen und gilt mehr
als jene, die mit Tugendsschein die schwache
hohle Fama zu hintergehen sucht.

Zweifler an dieser Behauptung lies
nun weiter und was gilt die Wette, deine
Zweifel müssen schwinden? —

In Livorno lebte ehemals ein Kaufmann. Er nannte sich Anton Tanini und weil er sehr einträgliche Geschäfte mit gutem Erfolg getrieben und sich ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, so hieß man ihn: den reichen Tanini. Seine Ehehälfte war hager vom Figur, hatte einen quatschgelben Teint, schalt und schimpfte häufig, that selten ein Wort der Mäßigkeit und führte den Spottnamen: alte Herr. In ihrem drei und vierzigsten Jahre schenkte sie ihrem Gemahl eine Tochter und die erhielt den Namen: Annette. Dieser Spätling gedieh und wuchs heran und nahm mit jedem Jahre an Schönheit des Körpers zu. Sie war noch nicht sechzehn Jahre alt und jeder,

der sie sah, hielt sie für eine vollkommen
 Mensch. Papa Zanini kam aber in seiner
 Handlung zurück, hatte mancherlei Weir
 laß und Verberücktsichtern, dies brachte
 ihn zur Desperation und aus Despera
 tion verließ er Handlung und Familie
 und ging mit einem Schiffe nach Indien.

Augustus Wauer verließ ebenfalls
 Vercena und begab sich mit seiner Tochter
 nach ihrem Vornamen in einer Person
 staltete einige Meilen von Vercena. Hier
 lebte sie von dem höchst geliebten Theile
 des Vermögens, wozu der Consorz
 nach geschlossenem Consorz seinen Antheil
 mehr zu haben behaupteten, — es ge
 währte ihr doch noch ein mäßiges Aus
 kommen und so lebte Katha Wauer

zwar spärlich und einsam, aber zufrieden und harmlos und war in jeder Hinsicht beruhigt über ihren Witwenstand.

Die muntre, liebenswürdige Auguste hatte eine Gespielin. Kusine Lieschen war auch ein muntres Geschöpf, ein paar Jahr älter und nicht so schön wie Auguste.

An einem kühlen Sommerabende spielten beide im Garten — ihr Lieblingspiel bestand darin, daß die Eine ein Schnupstuch versteckte und die Andere es suchen mußte. Schon ein paar Stunden hatten sie sich damit beschäftigt. Auguste mochte das Tuch hinlegen wohin sie wollte, Lisette fand es. Dies verdross Augusten. Lieschen lachte jedesmal laut auf, brachte das gefundene Tuch häpfend und singend

und that sich nicht wenig auf ihre Geschäftlichkeit im Finden zu gute.

„Warte schnippisches Ding — dachte jetzt Gutschen — so will ich dir doch das Tuch auch an einen Ort legen, daß dir dein Nützgen gekühlt wird.“ Mit geschäftlichem Schritte eilte sie aus der Hinterecke des Gartens. Ein anmuthiger Wiesenteppich gränzte an den Garten, Tausende von Blumen prangten auf seiner Oberfläche, ein kristallheller Bach rieselte an der linken Seite der Wiese hinab, die Ufer waren mit Weiden und Pappeln besetzt, schon formirte die junge Pflanzung eine lebendige Hecke und hier wollte Gutschen ein Plätzchen für das Tuch aufsuchen.

Sie nähert sich dem Ufer der Dache, ihre Augen suchen, wo die verschlungenen Zweige das beste Dickicht bilden und finden einen munteren, nackenden Burschen, der entweder so eben ins Bad steigen will oder schon sich wieder zum Ankleiden vorbereitet. In dem Augenblicke wo Guss's ihm erste Blicke auf ihn heften, beschäftigte seine Hand sich mit einer der edelsten Pflanze der Schöpfung. Wie nach einer lange andauernden Dürre die Pflanze erst welkend auf der Erde liegt und nun nach dem wohlthätigsten Regen sich gestärkt emporrichtet: so die Pflanze des jungen Mannes, in welchen Guss's den Gärtnerburschen Christoph erkennt.

Auguste blieb einige Secunden unbeweglich auf ihrem Standpuncte, der uns erwartete Anblick überraschte sie — jetzt sah Christoph sich um, bemerkte Augusten, ergreift hastig sein Hemde und verbirgt seinen — Trouble. *) Auguste fühlt Blut

*) Für die der französischen Sprache unkundigen Leser bemerken wir: daß Trouble so viel als Gemüthsanrath, Verwirrung, Bestürzung, Verlegenheit bedeutet. Wir wählten das französische Wort, weil wir im Deutschen gleich kein anderes, das kurz dasselbe sagt, finden konnten und protestirten gegen den Vorwurf, als wollten wir jenem berühmten Schriftsteller nachahmen, dessen Werke von einem durch ihn der Schmach entrißnen Weibe aus Dantons Zeit in's Eordliche überlegt und zu Weibes Lohem nachgedruckt worden seyn sollen.

auf ihren Wangen, Ballung im Mute, Spannung am Unterleibe, Beklemmung in ihrem Herzen und gewinnt erst nach mehreren Pulschlägen Kraft genug zur Flucht.

Atemblos, wie ein gescheuchtes Reh, mit verübten Wienen kommt sie wieder zu Lisetten.

„Nun was giebst?“ fragte diese verwundrungsvoll.

Auguste steht sprachlos vor ihr.

„Närrin, erzähle doch —“

Ach, ich befe am ganzen Leibe! — stotterte die glitzernde Gespielin — spielen wir heute nicht mehr.

„Gut! aber spiele Du nur nicht auch länger die Geheimnisthülle. Rede, es

gähle? du glühst ja im Gesichte wie, als war' es im Morgenrothe gebadet worden.“

Augustens Nähe hing höher als Lisette das Wort haben ausgesprochen.

„Willst Du Dein Geheimnis nicht unter freiem Himmel verrathen, so komm in jene Laube dort.“ Mit diesen Worten zog die neugierige Lisette sie hin zur Laube. „Ich will ein Glas frisch Wasser aus dem Bache holen, um Dich wieder zu Dir selbst zu bringen.“

Heiß! Du sollst alles erfahren — rief Auguste und nun erzählte sie mit niedergegeschlagenen Augen und klopfendem Busen. Ach, was sah ich, liebe Lisette! Ich wollte das Tuch in jenes Weiden-

Strauch am Ufer verstecken, ach, ich sah —
Christoph wollte sich baden, ganz nackt sah
ich ihn und — nein, ich kann nicht weiter
erzählen — dringe nicht mehr in mich. —

„Du bist, aber nimm mir mein Ues-
theil nicht übel, du bist ein Vöneschen!
Also, ein nackender Junge ist die Ursache
Deines Schreckens! ha, ha, ha! Nicht
wahr und da sahst du etwas, was Du
nicht so groß, so fürchterlich schön sahst?
Dachtest wohl gar: greif nicht an, es
brist! ha, ha, ha! Amor bewahre doch
jedes Mädchen für solche unzeitige Verles-
genheit. Nein, du bist warlich ein zwar
hübsches, aber recht albernes Mädchen!“

Aber Lisette, mir ward doch so wuns-
derlich, wie Christoph —

„mit

„mit dem spielte, was wir nicht haben, nicht wahr? das kann ich mir denken.“

Pfuy, schäme Dich! rief Gustchen und wollte gehen.

Lisette ließ sie aber nicht fort.

„Du mußt mir mehr erzählen, ich liebe das Umständliche — sagte sie — wir sind ja unter uns. Willst Du aber durchs aus nichts weiter verrathen, so verlaß Dich auf mein Wort, ich werde böse und sobald nicht wieder gut. Wer A sagt, muß auch B sagen. Hättest Du lieber gleich vom Anfang an geschwiegen. Nun Gustchen, sey nicht mehr blöde oder spröde!“

Gustchen führte nun weilsäufziger an, was sie gesehen und wie sie es gesehen habe und wie ihr so sonderbar zu Ruche gewesen und wie sie endlich fortgelaufen sey. Ach, du meine Güte! die Mannsbilder müssen doch wohl ein beschwerliches Gehen haben, wenn ich mir das so überlege — schloß sie naiv ihren Bericht und Lisette hub an.

„Se nun Christoph ist kein äbler Bursche; seine Figur ist edel, sein Körper muskulös, seine Nase lang, seine Wangen sind dick und folglich wird auch —“

Ach, sprich nur nicht weiter, ich weiß schon was Du nennen willst — fiel ihr Auguste in die Rede.

Lisette lachte laut auf.

Aber, warum mich wohl eine nie gehabte Empfindung ergriff? — fragte Gustchen unbefangen.

Eisette lachte noch lauter.

„Wenn ich nicht befürchten müßte, Deine mächtigen Ohren zu beleidigen, so wollte ich Dir die Ursache erklären.“

Auguste versicherte der Koufine: diese Bedenkllichkeit sey jetzt ungegründet.

„Ey sieh doch, kleiner O'Halt! was die Neugierde über Dich vermag. Wohl! an so höre! Das was Du an Christophen bemerktest ist — ja, wie drücke ich mich nun wohl am passendsten aus? — Halt, da fällt mir ein Gleichniß ein, wenn Du etwas naschen oder kosten willst, was nimmst Du zu Hülfe?“

Den Mund — antwortete Gusißen.

„Dumhuth! könnte ich Dich nennen. Allerdings ist Dein Mändchen der Empfänger, aber womit bringst Du den Leckerbissen zum Mändchen? — meiner Einsicht nach mit dem Finger! folglich ist das was Du sehest —“

ein Kostfinger! — hei Gusißen schnell ein.

„Bravo mein kluges Kind! Wenn Ihrer zwei, davon das Eine ein Männlein, das Andere ein Fräulein ist, zusammen kommen, so liegt etwas Naschbares zwischen beiden. Geseht Du und Christoph kämen näher zusammen, als vorhin, Du wollest das was zwischen Euch beiden

von der guten Mutter Natur hingelegt ist, kosten, so — doch Du bist klug genug mein Gleichnis selbst anzuwenden. — Unser Geschlecht, sprach Lisette weiter, ist bestimmt genascht zu werden, will also Dein künftiger Liebhaber Deine Reize kosten so — auch hier brauche Deinen Scharfsinn und wende mein Gleichnis an. Erst küßt Dein glühender Anbeter Deinen Mund; dann werden seine Lippen sich auf Deinen Busen senken, Dein Busen wird hoch klopfen; seine Hand wird kühn, Du willst sie abhalten, Er ist schon vom Entzücken berauscht. Dein Blut wird warm, Deine Gefühle werden verlangend, Dein Blick ist schwachend und begnügt dem seinigen, jetzt rollt das Blut

fliegend durch die Aëren, Deine Hand gleitet herab auf seinen — “

Lisette wollte weiter sprechen, aber es entstand ein Geräusch hinter der Laube. Die Mädchen sahen sich um und Christoph stand vor ihnen.

Augusten schlug beschämt die Augen nieder; Lisette redete ihn an.

„Wohin liebster Christoph?“

Christoph bemerkte jetzt daß auch Auguste zugegen war. Dies machte ihn verlegen; er konnte nicht antworten. Die Ursache seiner Verlegenheit war aber folgende. Er liebte Augusten und mußte seine Liebe verhehlen. Der Gegenstand seiner Liebe hatte ihn in demselben Momente überrascht, wo seine Phantasie sich

mit Gussichen beschäftigte, das Bad hatte die Nerven gestählt und Auguste sah etwas, was sie, so offenherzig sie auch der Koufine zu erzählen schien, doch verschwieg. Eben dieser Umstand verursachte bei Christephen die peinliche Empfindung von Schaam und Verlegenheit. Er war überzeugt, Auguste habe alles, sowohl sein Thun als sein Lassen gesehen; Lisettens schalkhaftes Benehmen, das eigentlich eine Folge des Gesprächs mit Koufine Gussichen war, bekräftigte ihn in seiner Vermuthung und so war die Betroffenheit des armen Jungen aus zweifachen Gründen erklärbar.

„Ich will dort das Spargelbeet begießen,“ — stotterte er endlich und sprang

von dannen. So bleib doch noch ein paar Augenblicke hier — rief ihm Lisette nach. Wer aber nicht zu hören schien, war Christoph.

Ein närrischer Kauz! — flüsterte Lisette — Aber was meinst Du Gutschen, ob wir uns die schöne Gelegenheit zu Ruhe machen und uns von Christophen —

Ah, sieh doch! — fiel Gutschen in's Wort zwei Hänflinge genossen die Sonne der Liebe unbesümmert, ob es auch schicklich sey, daß sie von zwei Jungfern beobachtet werden konnten.

„Diese thun, wovon wir vorhin blos sprachen — sagte Lisette —“

Auguste besto vor Verlangen.

Aber sag mir nur Lieschen, von wem
weißt Du denn schon alles so genau?
fragte Auguste.

„Ja, das rathe 'n mal!“

Wie kann ich das — antwortete Au-
guste.

„In meinem zehnten Jahre war ich
noch so unwissend wie Du Gustchen.
Alein meine dermalige Hofmeisterin
lehrte mich, wenn auch nicht häufig durch
Worte doch desto öfter durch Beispiele,
dies und jenes, was gewöhnlich nicht öf-
fentlich gelehrt wird. Ein junger Doktor
logirte damals bei uns; er kam von der
Universität und hatte mithin noch sehr wes-
nig Patienten. Die Hofmeisterin fühlte
sich vom Fieber ergriffen und kränkte zu

seyn, als sie wirklich war. Der Doktor ward herbeigerufen und die Kranke genas nach einigen Tagen. Allein die Besuche des Arztes dauerten fort. Wenn er kam, entzieten sich meine Lehrstunden. Anfangs beharrte mir dies. Doch mit der Zeit fiel es mir auf. Ich ging, wie er auch einmal kam, aus der Stube, schlich mich aber bald darauf wieder zurück nach der Thüre, kuckte durchs Schlüßelloch und sah daß beide auf dem Sopha lagen und thaten wie vorhin dort die Hänflinge. Schlaugenug um mir nichts merken zu lassen, sah ich mehr wie einmal das Spiel und jedesmal in andrer Manier, nur in der Hauptsache übereinstimmend. Fieberhize ergriff mich, krampfhafte Zuckungen strafen

meine Neugierde, ich kam auf den unglücklichen Gedanken mir selbst genug zu seyn. Das Feuer meiner Augen schwand; Todtblässe überzog meine Wangen. Sonst fleischige, voll, rund und elastisch, welkte jetzt meine Haut, ich glich so ziemlich einer zusammengeschrumpften Pflaume, in welcher weder Kraft noch Saft mehr ist. Mein Vater bemerkte meinen Zustand. Er drang in mich, ich mußte bekennen. Sein Fluch fiel Zentnerschwer auf mich. Des Tag's über schlich ich wie eine Schattengestalt umher; des Nachts besuchten Thränen meine Schlafstätte. Die Ruhe floh mein Lager. Erst nach Monaten gelang es der Kunst des Arztes, (doch nicht dessen, der die Gouvernante

in der Kur gehabt hatte, denn beide wurden von meinem Vater nach meiner Beichte aus dem Hause gejagt) mich wieder herzustellen. Die saubere Bäckersmehlung meiner Gouvernante loderte im Kamin in hellen Flammen auf. Mit dem Zuwachs meiner verjüngten Kräfte, erwachte auch das Erhnen und Schwachen wieder in meinem Busen. Doch zu fürchtete mich auch wieder in mein voriges Selbstgefühl zu werfen, suchte ich den Schreiber des alten Criminalraths, der zu jener Zeit in unserm Hause wohnte, zu gewinnen und mein Kränkchen zerstoß wie Spreu vom Winde. Da hast Du die zerstreute Beichte meiner Sünden. Jetzt laß mich machen; ich werde Christophen

rufen. Das Sparg. Ibrer ist nun begehrt
 sen, aber hier ist noch Eins und Eine Max
 lene obendrein. — Heba Christoph!

Christoph kam herbei. Die Scham
 hastigkeit floh von Lannens und eine halbe
 Stunde später war Augustens Blähe der
 Unschuld vom Nektar der Verführung
 total vergiftet, und Christoph emsig bes
 schäftigt, Küsse gegen Küsse einzutauschen
 und den Vorhang zu lüften, hinter wel
 chen Eifersüßens Reize verborgen waren.

Isidore lächelte und kuschelte; Christoph
 rief: Victoria! und Gusschen stand wie
 vom Blitz getroffen und betäubt, neben
 den Kämpfern.

„Nun halte Dich gefaßt Gusschen!
 Wenn Cupido und die Gelegenheit zusam-

mentrißt wie hier, dann Allen Vorſicht oder iſt Dir vielleicht die Luſt vergangen?“

Das eben nicht, erwiderte Auguſte in ſammelnden Tönen, aber — wenn — man kann nicht wiſſen, wenn unglückliche Herzwelt meine Mutter — gute, herzlich gute Liſette! gieb ſchon Obacht, damit nicht Jemand kommt. —

„Gieb Du nur Obacht, daß nicht etwa nach drei Viertel Jahren erſt die Zeugen Deiner Naſchbaſtigkeit von der verbotnen Frucht hervortreten und an das Licht ziehen, was ſetzt noch in der dickſten Finſterniß verbüllt liegt.“

Liſette begab ſich auf den Anſtand und Guſtchen blieb mit ihrem ſämmigen

Liebhader allein. Ihre Leidenschaft hat den höchsten Grad erreicht; bei Ihm steht die Sehne straff gespannt, er schwelgt auf Glühens Knospen; ihr Athmen nach Lust gleiche dem Rauschen der Blüten, die sich an einem Witterfalle verheben.

„Wußten! Wußten! die Mutter kommt.“ rief die laufende Lisette.

„Und du Christoph, ergreif das Fas-
senpannier! Dein Zögern erregt Verdacht
und Verdacht würde Gefahr bringen.“ —
So wurde doch, Wußten! — „Da ist
noch eine Falte in Deinem Kleide — vorn
das Putzstück in Ordnung gebracht! —“

Kaum war Christoph aus der Laube;
noch half Lisette die erschrockne Anguste
ausbessern als eher Mama vor ihnen

stand. Sie fragte die Mädchen was sie in der Laube verhielten und (sah endlich: daß man nicht wisse, wie spät es, und daß es Zeit zum Abendessen sei.

„Wir erzählen uns Geschichten; darüber verstrich die Zeit,“ entschuldigend lachte.

Auguste konnte nicht eine Sylbe herausbringen.

Was hatte Christoph bei Euch zu suchen? fragte die Mama weiter. Sie hatte nämlich doch bemerkt, daß Christoph ständigen Schritten aus der Laube ging.

„Er war hier in der Nähe wie wir erzählen und weil er vermutlich auch seine Mädchen erzählen hört, so hören

er zu; wie konnten ihn doch nicht schon
heilen."

Co! Co! erwiederte Mama.

Angustens Gewissen (nagte dem
schmerzenden Auge der Mutter nicht,
aber sie konnte sich nicht beruhigen, sondern
ging mit dem Mädchen nach dem Cygnus
saal. Bei Tische kreuzte sie jede Bekehrte,
jede Waise der Mädchen.

Christus ward herbeigegrufen unter
dem Vorwande, einige Geschloßverträge
tunten sollen ihm aufgetragen werden.
Er kam. — Angustens Blick sei zuerst
auf ihn und wie geistlichen Blut ward ihr
Gesicht; sie schloß die Augen nieder, ein
Grußer hob ihren Kopf. Auch eine
weniger erfahrene Dame würde bemerkt

haben, daß Verschämung in Gußchens Gesicht lag.

Die Mutter ließ sich nichts merken, **Laß ihr dies auffalle.**

Morgen früh wirst du mein Haus meiden — redete sie den armen Teufel an, der gar sehr über diesen Befehl betroffen war und nichts darauf zu erwiedern vermochte.

Kaum war Christoph zur Thüre hinaus, so ward auch der Kusine angekündigt: sie solle sich bereit halten, Morgen in ihre Vaterstadt zu reisen.

Vergebens waren alle Fragen nach der Ursache dieser schleunigen Verweilungs: Verschle. Mama war gewohnt das, was sie einmal gesagt, oder verspro-

hen, oder gebroht hatte, pünktlich zu halten und zu erfüllen. Nie nahm sie einen Befehl oder ein Wort zurück, eben so forderne sie auch streng pünktlichen Gehorsam.

Die Mädchen schlichen schluchzend aus der Stube. Mama ließ sie gehen.

Das fehlte noch — sagte sie bei sich selbst, wie sie allein war — das fehlte noch daß die Tochter in die Fußstapfen der Mutter trete und eine lockre Kusine das Ihrige dazu beitrüge! Nein, Töchterchen, wir wollen dich schärfer in's Auge fassen.

Vier und zwanzig Stunden nach diesem Monologe war Christoph aus dem Hause, die Kusine unterwegs und Gustchen seufzte unter der Aufsicht einer Ges-

gesellschafterin, oder vielmehr Aufseherin, die in einigen Monaten den Tag ihrer Geburt zum drei und funfzigsten male feierlich begehen wollte. Sie war nie verheirathet gewesen, hieß mithin Rams fräulein und behauptete: Nie von den Früchten des menschlichen Freudenbaums gegessen zu haben. Die Mama glaubte für Onstchens Kleinod und Wohl auf das Beste gesorgt zu haben.

Wer weiter zu lesen geneigt ist, wird sehen, ob Mama sich irrte oder nicht.

Gustchen härmte sich; der Schlaf stoch
 ihrer Augen; aus ihren Blicken strömte
 Sehnsucht. Wozu nützt mir meine Ju-
 gend? was soll ich mit der Lebensfülle,
 die in meinen Adern rieselt, anfangen?
 ich soll warten, bis Kugeln mein Gesicht
 bedecken? wie weit glücklicher als ich,
 sind die Bödel, die dort auf und ab flau-
 tern? — aber ich will, ich werde meinem
 qualvollen Leben ein Ende machen, je
 eher, je lieber, so bald ich dazu kommen
 kann.

Dies waren Gustchens Gedanken und
 Entschlüsse: doch eher als die herbeiges-
 wünschte Gelegenheit, liefen zwei Schiffe
 aus Smyrna im Hafen ein.

Auf diesen Schiffen befand sich ein kleines Truppen - Korps. Bei diesem Korps war ein junger, wohlgebauter Offizier und dieser Offizier und seine Mannschaft wurden auf ein paar Monate, ehe sie nach Livorno marschirten, in ein Wirthshaus einquartirt, das Gustichens Fenster gegen über lag.

Dem Decossigier fiel die kerkende Gefangne schon am zweiten Tage nach seiner Ankunft in die Augen. Er sah oft an Gustichens Fenster hinauf und grüßte freundlich. Auguste dankte eben so freundlich und der Offizier bemerkte mit Wohlgefallen, daß Gustichens Blicke ebenfalls mit Wohlgefallen an seiner Person hingen. Er war ein ächter Soldat; tapfer,

beherzt und wußte das Reglement rückwärts und vorwärts. Das Reglement befehlt bekanntlich den Soldaten geradezu zu gehen und Lindor, so nannte sich der junge Mann, wußte meisterhaft diese Anweisung auch auf andre Fälle des Lebens außer dem Dienste anzuwenden. Einige Tage nach seiner Ankunft besaß Auguste ein Billet voller Arzighelten, Schützighelten und ärztlicher Ausdrücke von ihm und der Prozeß den Gushen gegen ihr Leben anstrengen wollte, war niedergeschlagen. Das Billet ward beantwortet, die Antwort flog aus dem Fenster in Lindors Hände, aber das Hinderniß, was sich zwischen ihr und ihn geworfen hatte, war und blieb Ramsell Euschen. Der eifert

müthigste Spanier kann keine verschmizztere Aufseherin dinsten, als Mama aus mütterlicher Fürsorge gedungen zu haben wähnte. Suschen verdiente mit Recht und Wahrheit ein wohlbestallter Kappsjaum für Augustens sündliche Lüste und brünstige Triebe genannt zu werden.

Ovidius, der weltberähmte Lehrmeister in der Kunst zu lieben verbietet zwar: bei Liebes-Angelegenheiten eine Kammerjungfer, ein Stubenmädchen, Kleinmädchen oder eine Schleuserin mit in's Spiel zu ziehen, allein Gustichens Liebhaber fand eine Abweichung von dieser Lehre gerathner als die pünktliche Befolgung. In er that schnurstraks das Gegentheil.

Wer jemals mit einer Offizierdame, oder einem Fräulein, oder mit der Tochter oder Frau eines Leipziger Professors, oder eines Hamburger Fettwaaren-Schiffs- oder Wechsel-Bankiers oder eines Schlesischen Offizianten sponsirte, möge bestimmen, ob der verliebte Lindor zu tadeln sey, oder das Lob eines gewandten Liebs habers verdiene.

Euschen's Herz ward also, freilich nur dem Scheine nach, förmlich blockirt. Das arglose Geschöpf lies sich überlistn und so wie zuweilen ein Strohhalme eine Ananasstaude umfaßt, so auch schloß der feurige Lindor das alternde Euschen in seine Arme.

Diese Süßigkeit genoß Euschen jes

doch nur einige Tage. Lindor machte den Gleichgültigen und Suchen die Erfahrung, daß auf die Treue eines jungen Offiziers nicht viel zu rechnen sey. Sie wandte freilich alles an, einen so hübschen Jungen fest zu halten, der, was heut zu Tage unter jungen Leuten selten ist, frisch und kraftvoll ausseh, obendrein von Adel war und dem die Uniform in seinen Reizen noch mehr heraus hob und weit besser kleidete als die neue Civils Uniform manchen der sie zu tragen berechtigt ist. Mit thränenden Augen und hörbar schlagenden Herzen seufzte sie über den Bänkelnmuth der Männer und war endlich schwach genug, die Gegenwart einer Nebenbuhlerin zu dulden.

Diese war Niemand anders als Suschen. Suschen übernahm die Bestellung der an Augusten gerichteten Billet; deux's und überlieferte sie treu und redlich. Konnte eine Kammerjungfer wohl dienstbesitzerin seyn als sich hier eine Gouvernante bezeugte! Suschen that noch mehr. Sie versprach Augusten in Lindors Arme zu bringen, und so gewissenhaft ein Offizier nur immer seiner auf Ehre gegebenem Versicherung treu bleibt, so gewissenhaft ersfüllt Suschen ihr gegebenes Versprechen.

Auguste traute anfänglich nicht und hielte Suschens Rath und Aufmunterung für eine Wolfsgarbe. Nur nach manchen sichern Beweisen faßte sie Vertrauen und gab ihre Bedenlichkeiten auf.

Alte Jungfern sind sehr gerne Gelesgenheitsmacherinnen, sind meistens geldsüchtig und nehmen mit Gendgsamkeit mit wenig Liebesungen vorlieb. — In diesem Erfahrungssage liegt die Entdrückung des Susannischen Charakters.

Nächtliche Stille beherrschte das Vaterland; die Einwohner im Städtchen lagen im erquickendsten Schlafe, däßte Wolken flogen am Firmamente auf und ab, die Straßen waren öde und Menschens leer und Rama schlief im Oberstübchen ebenfalls sorglos und fest in ihrem Himelbette.

Linder war auf der Wache. Punsch und Wein und Mandelstorte war herbei

gesehnt und mit Sehnsucht erwartete er seinen Besuch.

Beide die Alte und junge Ramsell traten wie schüchterne Rehe aus dem Hause. Sie hatten sich wohl verschleiert und jede nach ihrer Art mit vieler Nettigkeit herangepuht. Gustchen konnte ihre Liebesgluth und Suschen ihre Eifersucht nicht hinlänglich verbergen. Jetzt sind beide an der Wache. Ein leises Gefühl von Züchtigkeit regte sich bei Augusten. Doch Amor flatterte mit seinen Zittigen jede Besorgnis hinweg und von diesem unsichtbaren Schalk umgeben und des herrscht, trat sie in die Offizierskade.

Lindor nahte sich Augusten mit einem ehersuchtsvollen Handluffe. Suschen

hingegen empfing die Honneurs von dem Compagnie-Chirurgus. Lindor hatte diesen als Freund und als Mitgenosse so manches früher bestandnen lockern Abentheuers gleichfalls zu sich eingeladen. Eine Nebenabsicht dieser Einladung war, das mit Suschen nicht leer ausgehe, Langerweile habe und zum Zorn gereizt werde.

Nach den gewöhnlichen erstern Höflichkeitsezeigungen kam man zum Essen; vom Essen zum Trinken. Das Fremde, das Scheue verlor sich bey Augusten; ihre Augen funkelten, seine Blicke wurden brennend. Das Herz klopfte ihr in heißen Schlägen. Sehnsucht zum Genuß durchschloß alle seine Nerven; ihr Dusen schwoß. Punsch und Champagner wirkte:

ten. Eben wollte Lindor und Gustchen aus dem süßen Becher nippen, aus dem sie, ach! so wallend wie er zu trinken lechzte, aber auf einmal schrie die Schildwache: Feuer! Feuer! der Tambour wies helte Feuertärm. Das Gewühl der Menschen vermehrte sich auf der Straße. Sprühen kamen galloppirend herbei und Lindor mußte mit seiner Mannschaft unster das Gewehr treten.

Ein dichter Rauch umhüllte das nette Haus, worin Auguste wohnte. Die Flamme brach schon oben durch den Giebel; die Straße war hell beleuchtet, Fenstern sprühten fürchterlich umher und droheten dem ganzen Städtchen die größte Gefahr.

Die beiden Mädchen waren Schuld an dem Feuer. Sie hatten das Licht brennend hinterlassen, es hatte die Fenstersgardinen ergriffen und da Niemand das Feuer bei seinem ersten Entfachen dämpfen konnte: so war natürlicherweise der Ausbruch der Feuersbrunst unvermeidlich gewesen.

Betaubt und von Angst gefoltert standen die zwei Urheber der Gefahr neben den Soldaten. Lautlos stierten sie nach dem brennenden Hause. Susan verwünschte den Gang zu Lindorn und Auguste dachte: ach, wenn doch die Fluth der glühenden Küsse die Lindor auf meine Lippen drückte, dies Feuer dämpfen könnte!

Furcht

Furchtsam kehrten sie endlich nach ihrer Wohnung zurück. Nach vieler Anstrengung drängten sie sich durch den Menschenhaufen, und erreichten das Haus. Gleich beim Eintritte hörten sie die besorgte Mutter rufen: Auguste! Suchen!

— Auguste antwortete mit schwacher Stimme. Die Mutter hört die Antwort und froh, daß sie die geliebte Tochter für deren Leben sie in der größten Bekümmerniß schwebte, wieder gefunden hatte, fällt ihr gar nicht ein, daß Gustchen mit der verständigen Mamsel das Unheil angestiftet habe. Zärtlich umarmte sie die wieder gesundene Tochter und übergab sie einem Freunde, der um zu retten, herbeigeeilt war.

Erst wie das Feuer gedämpft worden war und die unglückliche Mutter selbst wieder zu einiger Besinnung kam, dachte sie mehr über die anfängliche Abwesenheit der beiden Mädchen nach, und argwöhnische Gedanken regten sich in ihrer Seele. Sie sah nun ein, daß bei dem ersten Ausbruche des Feuers die Aufseherin Suschen mit sammt der ihr zugeordneten Auguste nicht geschlafen hatten; sie erinnerte sich, daß sie sie gesucht und herbeigerufen, aber nicht gefunden habe; daß sie mehr beschämt als erschrocken gewesen waren. Auch die Kleidung war an den Mädchen zum Verräther geworden. So künstlich und verfänglich die Fragen der Mutter waren, so schlau und unbefangen lauteten

aber auch die Antworten der Tochter. Das Verhör begann. Gustchen läugnete. Euseben, als bei dieser Verhandlung mit einbegriffen, ward auch vernommen und läugnete so wie Gustchen. Die Mutter hatte weiter keine Beweismittel, die Sache blieb unentschieden, und folglich auch ohne mütterliche Abkündung.

Augusta hoffte schon, daß das Abentheuer in Vergessenheit kommen werde. Allein diese Hoffnung schlug fehl. Der Teufel mischte sich — wie man zu sagen pflegt — in's Spiel, und bediente sich dazu einer Vetschwester. Die Sache verhielt sich folgendergestalt.

Gustchen hatte Lindors Einladungsbrief verloren und glaubte: es sey mit verbrannt oder wenigstens zertreten worden.

Einige Tage nach dem Feuer ließ sich die Frau Commerzienrathin Pumpellusche gar Kaffevisite anmelden. Wams nahm den Besuch an; er war ihr sogar willkommen, da sie Zerstreuung bedurfte. Zur gefestigten Zeit erschien die Commerzienrathin und brachte ihren Wops und ihre Strickzeug mit. Nach mancherlei Klagen und Mitleidsbezeugungen ihrerseits fiel das Gespräch auf Stadtneugkeiten. Da ward nun dies und jenes erzählt und besprochen, und die fromme Pumpellusche bewährte ihr Talent als Stadtklatsche, Ehrenschilderin und Verdummerin hinlänglich. Bei dieser Unterhaltung war die Zeit verstrichen. Es fing an dunkel zu werden, und die Rätthin

rüstete sich zum Abmarsch. Doch vorher gab sie der Mama einen Wink, welcher deutlich sagte, daß ihr noch etwas auf dem Herzen lag. Mama ging mit ihr in ein Nebenkabinet, und nun ließ sich die Dame weiter hören.

„Danken Sie dem allgütigen Schöpfer, meine einzige Freundin — sparte Sie mir ehrbar rollenden Augen — der Sie und ihre Goldtochter von Schimpf, Schmach und Hohn rettete. Es ist das wäre ein großer Schandfleck für Gutschen, und für die Beträbte Mutter ein Nagel zum Lache gewesen, aber so war der Herr Senior, mein wohlachtbarer Stellsorger und Bräutigam, das erkohrne Maßzeug, wodurch Sie meine einzige

Freundin! sammt Ihrer werthgeachteten Familie aus der Leuze Mäuler wunderbarlich gerettet wurden.“

Mama hörte dieser Anekdote mit halboffenen Munde zu: erwartungsvoll, was am Ende herauskommen sollte.

Die Commerzienrathin fuhr in ihrer Rede fort: „Um's Himmels willen, um Ihrer eignen Ruhe und dem Seelenheil Ihrer Jungfer Augustchen willen! geräubern Sie bald die Gauen der sündlichen Lüste und Peasierden, worin der böse Feind, Gott der Vater wohn uns heil! mit Hilfe der laubereu Mama! Zufarna, dieser Cybeuslerin, und eines Krach's knechts das reine Herz ihres Kleinodts,

ich meine Mamsell Augustchen, gefangen und verstrickt hält.“ —

Jetzt fing Mama an zu verstehen. Die Nädlin zog ein Billet hervor, und der Mama ward das Dunkel der bisherigen Worte noch heller.

„Großer Gott! in welchen losen und sündhaften Zeiten leben wir — Zucht und Ehrbarkeit wird gar nicht mehr geübt; es geht jetzt zu wie in Sodom und Gomorren! — Da hier, einzige, beste Freundin! lesen Sie.“ — Die knöchernen Arme der Nädlin, hielten jetzt ein niedlich geschnitten Briefchen und streckten sich aus, dies Briefchen der Mama zu überreichen.

Mama holte die Brille herbei, setzte sie auf die Nase und las folgendes:

Nur wenig Worte, angethanen Aus-
 guss, theile ich Ihnen jetzt; aber
 schreiben Sie daraus nicht etwa auf
 die Wände meiner Kiste. Euseben
 hat mir wissen lassen, daß ich diesen
 Abend von Ihnen mit einem Besuche
 beglückt werden soll. — Welche he-
 ligen Stunden hatten meiner! — Was
 für Wonnen soll aber auch dauern, bis
 Aurora die Gipfel der Dämme ver-
 gessen. Die Zeit bis dahin wird mir
 wie bis hundert Jahre nach der
 Ewigkeit dünken! Ich verbleibe bis
 an den letzten Hauch meines Lebens

Ihr

Ihnen mit den schönsten Aus-
 sichten auf ein glückliches Leben
 Kinder.

„Nun was sagen Sie zu diesem Allen? fragte die Commercienrathin — Pfui des Gottverderbs! er wird wohl heilig das erste Gebot nicht — sagt sie noch das zweite.“

Mama war wie zu Boden gebeugt. Die Freundin schloß sie mit weinenden Augen. ○

„Ich bitte, wenn ich Ihnen meine Sache raten darf, Sie sagen Ernst und Laß das große Weisethum aus Ihren Diensten und ichidum. Suchen nach Gutz in ein Kloster, damit diesem unheiligen Wandel noch bei guter Zeit Einhalt gethan werde.“

Ja, das soll geschehen, entgegnete Mama. Dort mag mein aufgewach-

Kind einige Jahre bleiben und lernen
sittsam und weise werden.

„Vortreffliche Freundin! kreischte
Pumpkucke. Was mich anbetrifft, so
sind Sie gewiß ohne meine Zusicherung
überzeugt, das ich kein Sterbenswörtchen
irgend einer menschlichen Seele von dies-
sem Ereignis sagen werde. Gott sey ge-
benedeet, daß er mich würdigte, eine
Seele zu retten. Ja! ja! die Welt liegt,
wie ich schon gesagt habe, im Argen.“

Mit diesem Schlußsatz derzte und
küsste die verwittwete Matrone die Mama
sehr zärtlich, und nun empfahl sie sich mit
dem Wunsche; bald erfreulichere Nach-
richten der Sinnesänderung von Augu-
sten hören zu können.

Winnen einigen Tagen wußten Neun Zehnthell des Städtchens die einzig wahre und genaueste Veranlassung der Feuerbrunst und bei allen Theegesellschaften ward der Brief, den Lindor an Gustchen schrieb, herdeclamirt und beraisonnirt.

Auguste und Suschen wurden nun aufs neue zu einem Verhöre gezogen. Diesmal half kein Lügner, Das Urtheil folgte dem Verhöre auf dem Fuße, und schneller als die Verurtheilung des unglücklichen Herzogs von Enghien vollführt ward, ward gegen Suschen die Verurtheilung aus dem Hause und gegen Augusten die Abführung nach Genf vollzogen.

Mama' mietete sich auf ein Segelfertiges Schiff ein und begleitete die junge Verbrecherin. Das Schiff lief mit günstigem Winde aus, und nach einigen Stunden gongelte es auf hehem Meere herum. Aber plötzlich umjagen schwarze Wolken den Horizont. Ein heftiger Orkan erhob sich. Die Wogen brauschten, und die Todesgefahr schien unvermeidlich. Doch der Himmel klärte sich wieder aus. Der Sturm legte sich, und die Gefahr schwand. Kaum aber hatten die Reisenden sich von dem ersten Schrecke erholt, so ereignete sich eine neue Widrigkeit.

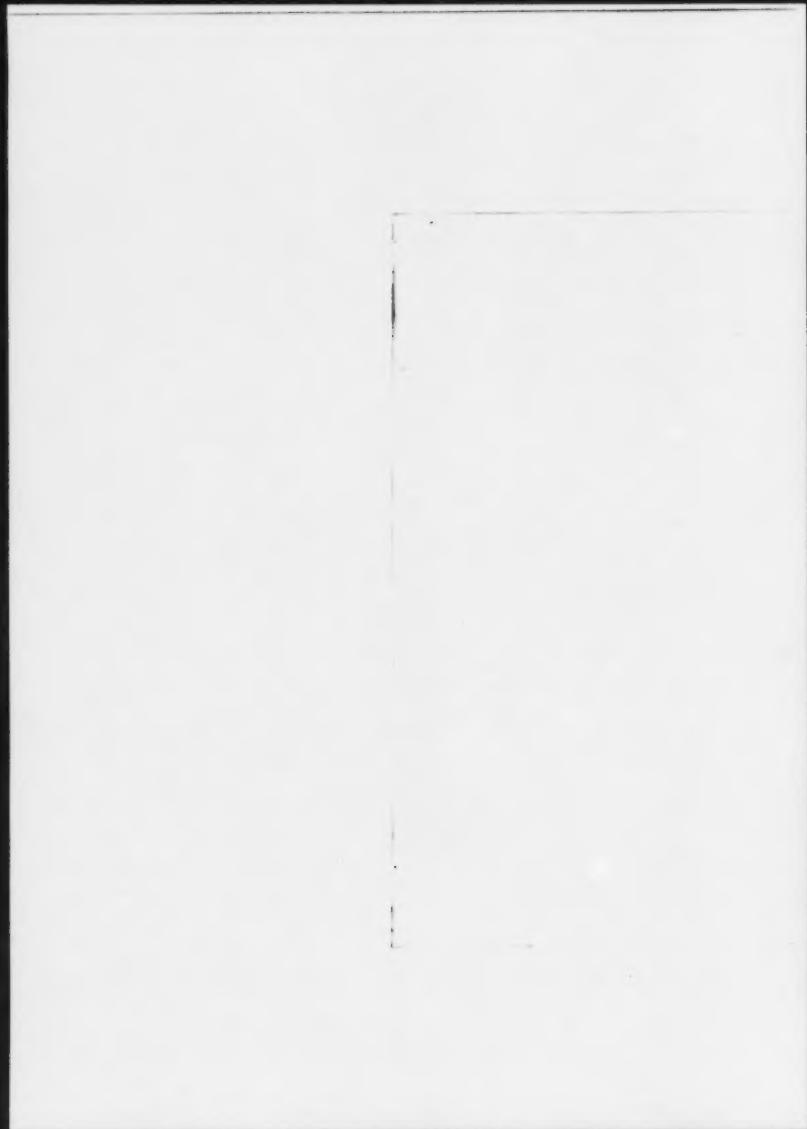
Ein Meeräuberschiff mit lauter Tausen angefüllt lauerte in einer Ducht auf

die Gelegenheit zu einem glücklichen Range. Es kam zu einem unbedeutenden Handgemenge. Der Korsar als der stärkere Theil siegte. Die Muselmänner kamen am Bord des überwältigten Schiffs, und Schiff und Mannschaft wurden die Beute der Korsaren. Reichthümer führte das zur Preise gemachte Schiff nicht, mithin war auch die Beute nicht erheblich. Aber die reizende Auguste war dafür den Törken ein desto schätzbares Gewinn. Die unglückliche Mutter war außer sich, rang die Hände, und ihre Jammerthöne erfüllten die Luft. Vergebens suchte sie für Augusten und sich um Gnade. Einer der Korsaren suchte den Dolch, stieß ihn in die Brust der mit Verzweiflung

ringenden Mutter; entsezt sank sie zu Boden, und nach einigen Minuten verschlangen die Wellen ihren Leichnam.

Die Segel wurden gehisst, die Fahrt ging weiter. Auguste fand sich in ihr Schicksal. Keine Thräne weichte die Leichensinnige dem Andenken ihrer ermordeten Mutter, deren Tod sie doch veranlaßt hatte. Im Gegentheil that es ihrem Herzen wohl, nun frei und Herr ihres Willens seyn zu können. Sie scherzte und lachte sogar. Das Schiff segelte mit dem günstigsten Winde vorwärts. Am folgenden Tage hatte Gustave die Seckrankheit völlig überstanden, und wie es ihr ferner ging, wird das zweite Buch erzählen.

Зweiteс Buch.



Die reizende Auaute achiel allen auf dem Schiffe befindlichen Muselmännern. „Es ist ein zartes, holdes Geschöpf — sagten die Einen — beim Mahommed! die Figur des Mädchens ist paradiesisch schön,“ versicherten die Andern. Jeder schneigeste seinen Zwickelbart, beugte sich tief, wenn er ihr irgend eine Frage beantworten sollte, schlug nachher die Hände kreuzweis auf die Brust und dankte dem großen Propheten dafür.

Indeß jeder von diesen Schiffsteuten hatte dem Herkommen gemäß, ein gleiches

Recht auf die Beute. Nur dem Korsaren
 Chef gehörten zwei Theile. Dieser wandte
 aber alle Mittel an, seine schöne Gefangne
 der allgemeinen Theilung zu entziehen,
 bot seinen Kameraden Gold für ihren
 Antheil, versprach goldne Berge und die
 Uebrigen meinten daher: es geschehe deß
 halb, weil er ein so köstliches Kleinod für
 sich allein haben wolle.

Mit den Entschädigungs Vorschlägen
 war mithin den Kameraden nichts gedient.
 Sie bestanden auf pünktliche Erfüllung
 ihrer auf Augustens Genuß habenden Ans
 sprüche, und drohten endlich mit einem
 thätlichen Angriff auf das Leben des Chefs.

Keiner nahe sich mir; keiner vergreife
 sich an dieser Europäerin! — Beim Alt

schwöre ich, der Frevler soll meiner Rache nicht entinnen, — schrie der Chef mit germalender Stimme.

Die Unruhflüster führen erschrocken zurück. Nur Sincor war beherzt genug, sich nicht mit leeren Worten in die Enge treiben zu lassen. Er nahm das Wort und entgegnete dem Chef. „Poh Schlans genfett! Mäßige Deinen Zorn Cacamugi; bist sonst ein biederer, ehrlcher Kerl und jecht willst Du einer Dirne wegen, den Frieden stören. — Thue was Rechtens ist. — Nimm Dein Theil zwiefach und vom Ersten und dann treibe jeder Deiner Gefellen sein Geldst einmal — nicht mehr, nicht minder.“

Cacamuzi achtete dieser Worte nicht. In seiner Rechten glänzte ein Türkenschwert, in seiner Linken blinkte ein Dolch.

Ein wildes Geschrei erscholl in die Lüfte. Die erbitterten Gemüther waren aufs Höchste gereizt. Man belegte den Chef mit dem Namen „Renegat“ (Vollsecke) und fiel über ihn her. Cacamuzi wich aber dem Anfälle meisterhaft aus. „Und käme das höllische Heer selbst, so soll das Christen-Mädchen nicht Preis gegeben werden; ich will die Dame nicht für mich haben. — Mit Nichten! — Der Groszherz schmecke ihre Reize; für Ihn unsern glorreichst regierenden Monarchen will ich sie, es koste Blut und Leben, aufbewahren, und ich bin gewiß, unser Ger-

schenk wird der Menarch nicht verschmähen, also Schurke ein jeder, der weiter in mich dringt; im Namen des Grotesultans gebiete ich Euch Ruhe!" —

Auguste saß, während diese Kampfszene vorging, in der Kajüte und Thränen drangen unaufhaltsam aus ihren schönen, ürrige Sehnsucht strömenden Augen.

„O ich Unglückliche! seufzte ihr hörte ihr schlagendes Herz, so ward ich deshalb im Schooße des Ueberflusses gepflegt, um einem Türken zum Leckerbissen zu dienen.“

Der Wind war und blieb günstig. Am vierten Tage lief das Schiff glücklich im Hafen zu Konstantinopel ein und Auguste ward in das Serail gebracht. Gerfaßt sah sie ihrem in Nebel gehüllten

Schicksale entgegen, die Hoffnung Favoritin des Grosherrn, die Lieblingsblume seines Harems zu werden, belebte Gustus' niedergeschlagenen Geist.

Neun und zwanzig Mädchen, jung, lieblich und von auserlesener Schönheit, waren, unter der Oberaufsicht der schon etwas welkenden Mustapha, bereit dem Wink des Sultans zu gehorchen. Sie wünschte die Zahl dreißig voll zu haben und Cacamugi führte die Schönste von allen, die erbeutete Europäerin herbei.

Eine ansehnliche Belohnung ward ihm auf Befehl des Sultans gespendet und Auguste überraschte durch ihre Jugendblüthe und reizende Form die sultanische Majestät dermaßen, daß er beim

Wort des Propheten schwur: sie sey die Schönste von allen, die er jezt beße.

Augusten entging nicht, daß sie einen günstigen Eindruck bei dem Sultan gemacht habe. Sie ward ihm näher zugeführt, er beobachtete sie mit spähendem Geiste; ihr aus den Augen strahlender Stolz mißfiel ihm allein nicht, sondern machte sie ihm nur noch liebenswürdiger. Mit einem Wort: der Sultan fand Gutschen so schön, daß sein Herz von Zärtlichkeit überfloß.

Außer der schon erhaltenen baaren Summe ward Cacamugi auch noch zum Pascha von zwanzig Roßschweifen ernannt.

Die schöne Hälfte der Menschheit oder das so benannte schöne Geschlecht ist in der Türkei von nicht geringer Erheblichkeit. Man kann füglich von ihm sagen als jener Schmeichler vom Hause Oestreich; Oestreich über Alles wenn es will. Der Geizhals öffnet seinen Namen und tauscht einen, oder einige leichte Zechinen gegen die Gunstbezeugungen eines gefälligen Mädchens. Der Grosvogel, so viel wie Premierminister, wird leutselig, wohlwollend und freigebig bei der Fürsprache eines gefälligen Mädchens, wenn sie ihn durch volle, runde, blendende weiße Busenhügel zu berauschen versteht.

Pst! Pst! Das geht nicht allein bei den Türken so; — ruft hier ein Welts

und Menschenkundiger Leser — auch im lieben deutschen Reiche ist mancher Harpax freigebig wenn es einer Kriegssteuer auf Amors Requisition gilt, und manche Excellenz ward von einem Mädchen beschwichtigt, die sich genetzt zeigte, sich beschwichtigen zu lassen. Ja, manche Schöne ward, weil sie das noble jeu des lasses mit Verstand zu spielen verstand, der Zahl der Nobeln beigegeben, und wo ist wohl ein Staat, in dessen Gesichtsbüchern keine überzeugende Auslegung der Worte: „was vermag ein Weib nicht,“ läge? vorausgesetzt daß sie ein bezauberndes Aeußere mit einem anschnügenden Benehmen in sich vereinigt. —

Ich bin weit entfernt diesen Einwurf zu bestreiten, allein ich bin hier nur als Publizist von Guspichens Geschichte aufzutreten und deshalb lasse ich jede Parallele, jede Anspielung, jede Verästelung außer meinem Gesichtskreise. Allerdings ist mir aus dem beschränkten Umblitz meiner bürgerlichen Existenz bekannt geworden, daß mancher unglückliche, zu Boden getretene, mit Dürstigkeit ringende Erdensohn, seiner Väterkeit, Verdienste und Kenntnisse ungeachtet, vor wie nach ein Jammerbild des menschlichen Lebens ist und bleibt, den der Staat überseht, aber nicht übersehen würde, wenn eine schöne Frau, oder eine artige, holde Schwester, oder eine niedliche, durch den Zauber ihrer

sichts und unsichtbaren Reize fesselnde Tochter, ein Fürwort einlegen könnte! —
 Jetzt nehme ich den Faden der abgerissenen Erzählung wieder auf und erzähle weiter.

Auguste befand sich mitten unter den
 Eclavinnen des Serails und wußte sich
 so gut in ihr Schicksal zu finden, daß sie
 fröhlichen Sinnes nur den Gedanken
 hatte: so stehe ich denn am Ziel meiner
 Wünsche und bald wird ein wonnigster
 Augenblick mir der süße Nachhall von Lis-
 settens Lehre in der Laube und den vers-
 nichteten Hoffnungen an Lindors Brust
 seyn — und bei diesen Ahnungen hoben
 sich die jungen Hügel ihres Busens, gluths-
 voll lechzte ihre Seele nach der Annäher-

zung des Sultans, ihre Phantasie beschäftigte sich mit lauter übrigen Bildern und war weit entfernt, Betrachtungen über ein schamloses Zeitalter und über die Laster der höhern Stände anzustellen.

Bei der glücklichen Bildung, die Auguste von der Natur empfangen hatte, würde sie sich ohne Bedenken des Vorzugs beim Sultan haben erstruken können, aber ihr Werth ward von der ottomannischen Majestät nicht einmal bemerkt. Die Ursache davon lag in einem Gewebe von Verblendung und boshaften Bemerkungen, das die Eifersucht ihrer Mitbewerberinnen um die Gunst des Großherrn gesponnen hatte.

Gleich einer Taube, die zum ersten mal in einen Taubenschlag kommt, von allen Seiten mit Scheelsucht und von pikenden Schandeln verfolgt und von den Gesellschaftsfräulein einer Menge Tadeln überhandt wird: so Auguste. — Neidische verächtliche Blicke musterten ihre Figur, schmähsüchtige Ausstellungen fielen auf ihre Reize, schadenfrohe Gesellschaftsfräulein nagten an Guckens Erwartungen. Mehr wie die Andern that dies die stolze, gebieterische Azma. Im Besitz der vorzüglichsten Günst des Sultans fürchtete sie in Augusten den Verlust ihrer Vorzüge und sann zugleich auf Mittel, wie sie sich auf eine schickliche und wirk-

same Art von der ihr lästigen Nebenbuhe
lerin befreien könne.

Hierzu nun benutzte sie die gewöhnli-
chen Waffen eines beleidigten Weibes,
nämlich Hinterlist und Verkleinerung.

Augustens Reize konnten freilich
nicht herabgewürdigt werden, dazu waren
die Augen des Sultans zu unparteiische
Richter. Wiehin mußte eine andre Ei-
genshamlichkeit Augustens verdächtig ge-
macht werden. Wie der geistreichsten
Aufmerksamkeit untersuchte Azema die
Tugenden und Fehler ihrer Feindin. Jene
waren überwiegend; die letztern machten
Augusten sogar noch interessanter. Ge-
wöhnlich macht das Herz eines rachsüchti-
gen Weibes sich durch Thränen Luft, wenn

ihre Galle nicht vermag den Gegenstand der Noche zu vergiften. Auch Ajema vergoß Thränen ohne Maas und Zahl um dadurch ihre Wuth zu besänftigen. Hielten ihr Dolch und Aqua tofana zu Gebote gesandern, ohne Bedenken hätte sie die verhasste Auguste mit diesen Mitteln aus dem Wege geräumt.

Warte Schlange, ich will Dich doch bezwingen! — rief sie endlich nach einer schlaflosen Nacht, die sie mit anhaltendem Brüten über ihr Vernichtungs-Project zugebracht hatte.

Sie begab sich zum Sultan.

„Was bringst Du so früh zu mir?“
fragte der Herrscher.

Dein Leben schenke in Gefahr, es
wiederte Xuma.

Speiden und Jucht ergriffen den
Eulian.

Das hatte Xuma gewünscht. Der
Despot ist misstrauisch, darauf hatte sie
ihre Project gebaut.

Die neue Christenlerin ist eine
Herrscherin; ist von Deinen Feinden er-
kaut. Dich in einer Hgen Minute zu
werden.

„Und die Demeise!“ — fragte der
erschrockne Eulian,

— wieß Du mir vor der Hand. Lauch.
Schone Dein Leben, ist der Rath Deiner
allernachstehenden Eltern. Der große
Prophet sey Dein Schild und Schirm! —

so anzuwende die heilige Myra und wusch
sich zu des Kaisers Füßen.

„Ich dankte Dir Myra; aber jetzt
verlaß mich.“ —

Myra ging. Heiterkeit strahlte aus
ihren Augen. So verließ Heiterkeit nur
guter Väter, wenn er eine Tochter gewonnen
hat.

Der Herr kam herzu. Tagesanbruch
von Verquickungen in einen geräumigen,
glänzenden Saal geführt.

Orient: der Kaiser blühte die
Augen: arabische Wächterhunde blickten;
Wächterhunde warfen ihren Schein auf die
fröhlichen Mäuler und beleuchteten die
Augen und Hirschköpfe in hellenigen
Majestät. Mächtig waren und waren

zig Mädchen saßen in der verführerischen, durchsichtigsten Kleidung auf Divans, und erwarteten ihren Beherrscher. Auguste betrachtete und ward betrachtet. In den ersten Augenblicken ihres Eintritts war sie höchst betroffen. Schaamröthe überflog ihre Wangen, doch sie sagte sich. Die Hoffnung den Sonnenpunkt jungfräulicher Wünsche zu berühren, verließ ihr Kraft; die Sinnlichkeit ward laut in ihrem Busen. Sie sah den Becher der Wonne vor sich und Wollust rieselte durch ihre Adern. Keine Einzige unter den Andern war vielleicht von so verlangenden Trieben erwärmt wie Auguste.

Ein Chor von Verschnittenen verkündete die nahe Ankunft des Sultans. Bald

drauf erschien Er selbst. Wohlbedächtig trat er in den Saal. Bilder wurden Augustens Wünsche. Der Sultan ging einigemal im Saale auf und ab. Auguste sah zitternd auf den mit Marmor gesäselten Fußboden und wagten ihre Blicke sich ja an den Grosherrn, so wurden sie von dem Abglanz seines majestätischen Benehmens zurückgeworfen. Jetzt suchten seine Blicke sich auf der Mädchen Reihe zu fixiren. Dieser und Jener ward der Schleier gelüftet. Die lästerne Hand des Beherrschers berührte sanft die heiligen Zierden des Weibes. Augustens Knospe bebte, so bebte die Lilie, wenn ein sanfter Kahlwind über sie hinsfährt. Nach einer langen Pause ward endlich das Schnupfs

tuch der mit einem idealen Tuche ausges
 ritzten Selima zugeworfen. Dies ist
 bekanntlich das Zeichen des Wohlwollens
 vom Sultan. Diejenige, welcher das
 Tuch zugeworfen wird, hebt es auf und
 fängt an sich für die Glückseligste zu hal
 ten; läßt dann dies Signal der Auser
 wählten und folgt dem Sultan. Die
 Mädchenschau ist hierauf beendigt und
 Jede wird in ihr Zimmer zurückgeführt.

Auguste glühte jetzt vor Zorn und
 Aerger fast ärger, wie sie kurz vorher von
 der Flamme der Sinnlichkeit geglüht hatte.
 Weinend warf sie sich in einen Sessel.
 Ihre Eitelkeit war auf das empfindlichste
 beleidigt und eine Menge Schmähungen,

strömten auf den blinden, geschmacklosen Sultan.

Womit hab' ich diese Beschimpfung verdient! rief Augustens Gefühl. — Beruhige dich, rief die Besonnenheit, dies was du für Zurücksetzung hältst, ist eine übliche Einte und die zweite Ausstellung wird schon günstiger ausfallen. Der Schlaf, dieser Balsam für Dalber, schloß sie endlich unter seine Fittige.

Die zweite Ausstellung lief jedoch eben so ungünstig für Augusten ab, wie die erste und so auch die dritte und jede der folgenden. Der Sultan überließ jedesmal Augusten mit klein gemachten blinden Augen, als wenn er in die Sonne sähe und zwanzigmal war sie bereits vors

gefährdet worden, immer reizender als das vorigemal hatte sie ihre Bekleidung geordnet und vermochte doch nicht den Sultan zu fesseln.

Die eigentliche Ursache lag in Xerxes' Verblöndung, womit diese Augusten dem Sultan verdächtig gemacht hatte. Der Sultan wollte nur nicht gleich auf die Anklage Augusten verurtheilen, sondern vorher erst einige Versuche anwenden, sich Gewissheit zu verschaffen.

Diese Ursache ahnete Gutschin freilich nicht. Deshalb suchte sie, wo sie die Gerechtigkeit dankbar verzeihen sollte. Unverzeihbare Ehrsucht nagte an Augustens Jugendblüthe. Sie würde wahrschijnlijk unterliegen haben, wenn nicht

ein Zufall ihrem Schicksale begünstigend zu Hülfe kam.

Auguste trat an einem lieblichen Morgen auf den Balcon vor ihrem Fenster und sah mit wehmüthigen Blicken auf den unter ihr liegenden Garten herab. So aufmerksam wie diesmal hatte sie diese Gartenanlage noch nie betrachtet. „Wäre es nicht möglich, daß mich die Flucht fern von schändlichen Verschimpfungen überleben könnte,“ — sprach sie.

Hinter dem Garten tauchten Meeresthewen.

„Es sey gewagt!“ war ihr Entschluß. Sie suchte eine Menge Bänder herbei, bemühte sich, sie künstlich mit einander zu versehen, und maach mit den Augen die

Höhe vom Balcon bis hinab in den Garten. Die Höhe war unbeträchtlich, die Bänder dünkten ihr hinreichend. Unruhe voll erwartete sie die nächste Dämmerung. Dann versuchte sie ihr Bagstück. Es gelang. Auguste erreichte glücklich die Terrasse. Hier fand sie eine Gartenleiter, die in der nahen Allee lag. Angst und Befreiungsdrang verliehen ihr Kräfte und Geschicklichkeit als erforderlich war, die Leiter gegen die Gartenmauer stemmen zu können. Es war dunkler geworden. Auguste zog die Leiter nach sich, ließ sie auf der andern Seite herab und war außerhalb dem Serail.

Aber wohin nun? fragte die Bedachte
samle't.

Sie lief fast athemlos immer vorwärts und im Vertrauen auf ihren Glücksstern dachte sie gar nicht an die Gefahr, der sie sich ausgesetzt hatte, wenn ihre Flucht zu früh entdeckt und sie verfolgt werden sollte.

Nach einer guten Stunde stand sie am Strande des Meeres und ein kleines Fahrzeug vor ihr. Kein Mensch ließ sich sehen noch hören. Ueberrascht und von Freude erfüllt über dies begünstigende Zusammentreffen von Umständen warf sie sich auf die Knie, faltete die Hände, ein innig empfundenes Dankgebet, wie sie in ihrem Leben noch nicht gebetet hatte, floß aus der

Fülle des Herzens von ihren Lippen und der Wunsch, daß sie wieder in ihr Vaterland kommen möchte, flog inbrünstig gen Himmel.

Wie diesen Empfindungen bestieg sie das Fahrzeug. Der Mond trat am Firmament hervor, und sein bleicher Glanz spiegelte auf der ruhigen Oberfläche des Meers. Die Lüfte wehten sanft und lau, das Schiffgen gaukelte sich selbst überlassen hinüber auf's hohe Meer. Die unersahrene Schifferin vergaß Serail und dachte eben so wenig an die drohende Gefahr der sie noch nicht entronnen war. Da, wenn auch gleich Wind und Wetter die Flucht begünstigten, sie doch dem Hunger und Durste unterliegen würde. Die

Nacht verging und ein heitrer Morgen trat an die Stelle. Rund herum war nichts als Himmel und Wasser zu sehen, das feste Land verschwunden und ein quälender Tod wahrscheinlicher denn Rettung. Auguste fühlte nun erst die bemeidende werthe Lage in der sie sich befand. Nun fing sie an, ihren Entschluß zur Flucht zu bereuen. Fieberschauer durchzitterten ihre Glieder und — wer wird es wohl glauben? — was sie am meisten beträubte und ihre sprechenden Augen mit Thränen füllte, waren verlangende Blicke über die ihr traurig dünkende Nothwendigkeit ihr jungfräuliches Kleinod unbesiegt mit sich herum führen zu müssen.

Mit diesem so unnatürlichen Orkan der wildesten Gefühle die in Gustavens Busen tobten, vereinigte sich ein heftiger Orkan der Natur. Kunze konnte nichts anders thun als vertrauensvoll auf ihr Schicksal, sich dem Draußen des Sturms, dem Toben der Wellen zu überlassen. Der Sturm dauerte über zwei Tage anhaltend fort, sie lag besinnungslos, von Hunger und Durst erschöpft, von Müdigkeit erschattet in ihrem Fahrzeuge. Es war binnen den paar Tagen auf beinahe hundert Meilen verschlagen worden. Wie der Orkan ruhig ward, kam sie erst wieder zu sich, aber nur um desto mehr den verzweiflungsvollsten Zustand zu empfinden. Jetzt war ihr Leichnam völlig beseigt. Vorher

reitungen auf das nahe schreckliche Ende ihres unglücklichen Lebens ergriffen ihre Seele.

„Wenn die Noth am größten ist, ist gemeiniglich die Hülfe am nächsten,“ von der Wahrheit dieses trostreichen Lebens spruches erhielt Auguste die ihr willkommene Bekätigung. Mit den ersten Strahlen des glühenden Morgenroths schoß auch ein Hoffnungsstrahl in Augustens Herz. Sie sah in der Ferne Dampf aufsteigen und mutmaßte daraus, daß eine Insel in der Nähe sey. Je höher die Sonne stieg desto höher stiegen ihre Hoffnungen; je weiter das Schiffchen segelte, desto gewisser wurden ihre Vermuthungen. Gegen die Mittagszeit konnte sie schon deut-

licher erkennen, daß verschiedene Insulaner an den Ufern des Meers mit Regenschirmen beschäftigt waren. Je näher sie der Insel kam, desto lebhafter röhnte ihr ein Freudengeschrei entgegen. Ein Boot kam auf sie zugerudert. Die Lootsen besaßen sich drauf. Sie redeten Augusten in englischer Sprache an. Diese verstand Auguste nicht; dann französisch und nun konnte sie die Anekdote erwiedern. Die Lootsen brachten sie an's Land. Sie durfte aber nicht eher als drei Tage nachher ausgesetzt werden. Man sagte ihr, dies sey Befehl des Gouvernements. Sie mußte sich drein fügen. Wie sie am vierten Tage an's Land stieg, waren Tausende versammelt um den ankommenden Fremdling zu

bewillkommen. Aller Augen waren auf
 Augusten gerichtet. Kaum staunte die
 gaffende Menge Ausländer in Paris den
 ersten Consul, wenn er Revue hielt, so
 ehrerbietig an, als Auguste von den vers-
 ammelten Insulanern staunend angegast
 ward. Ein dreimaliges Vivat schallte in
 die Lüfte. wie sie aus dem Schiffe stieg und
 das Land betrat. Auch das kleine Häuf-
 lein der auf der Insel lebenden Nach-
 kommlinge Israels hatten sich eilends uni-
 formirt und zu Pferde gesetzt. Levi Mos-
 sesino, der Sohn des Juden-Fürsten, ein
 schmucker zierlicher Jüngling hatte seine
 Lenden mit schwarzseidnen Hosen und die
 Füße mit weißseidnen Strümpfen beklei-
 det, und dribberte einen vor krausen Bar-

mühn. Dann sangen einige Andre eine Arie zum Lobe Augustens nach der beliebtesten Melodie: Ei! Ei! Ei! schwer wie Blei; immer dumm und immer dumm geh's in unserm Kopf herum.

Die Senatoren, Rätbe und Assessoren bei der Regierung rückten auch, den Chapeau. das Hut fest unterm Arm drückend, mit der von Manschetten aus feinem Battist geschmückten linken Hand das Degengefäß zierlich haltend, heran. Der erste Rath hielt eine lateinische Rede, worin Doctor Wandel mit seiner schmähsüchtigen Bemerkung über das weibliche Geschlecht zurechtgewiesen, abgefertigt und triftig widerlegt ward. Dieser so eben erwähnte Doctor war ehemals, wie der redende

redende Rath, Auditeur und stellte in seinem Kriegerechte vier Arten von Menschen auf, die allgemein gehaßt werden sollten, nämlich: Marktchreier, Deserteurs, Schmeichler und — Frauenzimmer. Dem Rath waren, da er dieses Kriegerecht studiert hatte, ebenerwähnte Aeußerungen bekannt. In der Geschwindigkeit mit welcher er eine Rede halten sollte, fiel ihm dieser nicht elegante Satz ein und so stegreiste er denn eine Menge Gedanken, wodurch seiner Absicht nach, bewiesen werden sollte, der Doktor Vansdel sey ein plumper Gesell. Der Rath hingegen meinte: Frauenzimmer, Juristen, Aerzte und Weinhändler wären die vier Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft.

Der Präsident von der Gesellschaft zur Beförderung der Humanität, Wissenschaften und Künste sprach von dem wichtigen und heissamen Früchten, die dann erwachsen, wenn das weibliche Geschlecht sich dem Einflusse des männlichen Geschlechts unterwirft und führte, um seinen Satz zu behaupten eine Menge Beispiele aus den Compilationen Meiners und Segürs an, ereiferte sich dabei einigemal so stark, daß eine dicke Puderwolke aus seiner Haarmähne von Ziegenwolle bedeckt, emporstieg und seinen schwarzen Plüschrock eben so bemakelte, wie seine Rede die Herren Meiners und Segürs bemakelte. Er würde noch lange geredet haben, wenn seine Zuhörer ihm nicht bemerkbar ges

machte hätten, daß Auguste, der zu Ehren
er doch seine Rede hielt, eingeschlum-
mert sey.

Nachdem der Präsident den Schluß
seiner Rede gefunden hatte, nahte sich
noch ein zierlich gekleideter Herr, räum-
te sich, weckte die schlafende Jungfrau
mit leisen, sinnigen Berührungen auf
und fing mit Pathos an zu declamiren.

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
himmlische Rosen in's irdische Leben.

Auguste rieb sich die Augen, verstand
von der poetischen Bewillkommung kein
Wort und war in einigen Minuten wieder
fest eingeschlafen.

Während der zierliche Herr sprach,
war ein Triumphwagen angelangt. Ein

Heer Pauker mit seinen Collegen die in silberne Trompeten pfeifen, ließen sich, wie der Dichter geredet hatte, hören. Auguste machte erschrecken auf und ward gendehigt, den Triumphwagen zu bestiegen. Die stürmende Volksmenge ging voran. Hurrahs und Vivats füllten die Luft. Wie der Zug sich den Stadtmauern näherte, klangen alle Glocken an zu läuten und am Thore selbst hielt der Weihbischof mit einer feierlichen Procession. So kam man an einen großen Platz. Ein Regiment Infanterie, ein Bataillon Grenadiere und eine Escadron Kavallerie war aufmarschirt, alle standen Paradenmäßig, eine Menge großer und klarer Stimmen schrien: Nicht Luth! Präsentirt

's Gewehr! Die Feldmusik vereinigte sich mit der bei dem Triumpfwagen. Das Singen der den Weiblichen und die Profession umgebenden Mönche hingegen, welches von einer traubaren Orgel begleitet wurde, verhallte in leisen Tönen. So auch das in Deum, welches die Stadtmusici und Chorschule auf dem Rathhaus muscirten, war beinahe noch unvernehmlicher als das Adagio, welches weitand ein Schildaer Claviermeister auf einem Pianoforte vom Rathhausthurm herab zu Ehren des durch Schilda reisenden Kurfürsten spielte.

Nicht weit vom Paradeplatze war ein Triumpfbogen errichtet. In Inschriften waren Stellen aus Petrarca und Tasso

gewählt worden. Ein kleiner geflügelter
 Bube stand oben am Rande und aus sei-
 ner Hand rollte ein Stück Pergament,
 worauf man las: „la fille de la
 droite du Très-haut qui commande le re-
 spect et l'étonnement à tout Tarabrona“
 nannte. Dieser Amor, (der, — doch
 dies beiläufig gesagt, — eine noch sehr
 unglückliche Kopie des heiligen, höchstigen
 verhängenen Gottes war, als das ihn
 ebenfalls abschildrende Titelfupfer zu dem
 Taschenbuche Cupido von Meier und
 Lande,) zur Seite war eine andre Sta-
 tue, die die Göttin von Cythera vorstellen
 sollte. Auf ihrem Banne lagte ein Stück
 Papier, worauf der Regierungsrath
 auf Befehl des Präsidenten, einen eben

so entzündeten Schingeln als schlechter Jurist, geschrieben hatte: *mes premiers sacrifices et libations sont, voués à l'île de Tarabacca.* Auf beiden Seiten des Gefäßes füllten transparente Blätter die Lücken zwischen den Latern und auf diesen Blättern waren Sprüche in Hebräer geschrieben. Die Dichter sprachen darin von *graves coctes poissantes*, von *Venus et impuisable bonte dont la vierge soit la plus redoutable image.* Eine Hofnarr Garibaldi sogte das Bildniß eines Nas dannen: *Gefäßes ein und dies Gemälde hing in der Mitte der Ehrenpforte.* Mit *Flammen Schrift* war unter das Bild geschrieben:

Was dem Hrn. Dirsche trübte
 Laß und Hebel! trübend gab
 Ihn die Jagd! Wogen haben
 Das Mädel eben in's Werk.

Ein Hec Knaben aus dem Lycium sang
 Lymnen, die von dem Herrn Dirsche
 schickungst ausgeführt und der gegewies
 eigen Glegenheit angepaßt worden war
 ren. In diesen Jubelliedern und Chören
 gesungen glühte stündlich nicht die hohe
 Porke des Zeitalters. Das war aber ganz
 nachlässig. Der Dirsche war noch in der
 alten Schule, worin Orkest, Orkem,
 Hagedorn, Hily, Hof, Hg, Weide ver
 chet wurden, ertragen und gebildet; die
 eleganteste Zeitung war ihm zwar bekannt,
 aber nicht wichtig genug, um sie zu lesen.

Uebereinstimmung lag dem guten Dichter auch noch die erste Bildung seiner Schüler zu sehr am Herzen und er konnte sich nicht entschließen, die Kasse seiner Zuhörer durch Medesprinzip zu vertheuern, um allseits in der eleganten Welt seinen Namen von den Herren L. und M. gelte und seine Verdienste geachtet zu werden.

Von diesem Triumpherge ging der Zug nach einem prächtigen Palast. Hier bewillkommte ein Mann mit Cane, Krug und Orberband geschmückt, die ansehnliche Kasse und sagte ihr mit herzlichem Worte, die Wohnung sey ausschließlich zu Kaiserin Kasse.

Der mit Ehrenzeichen prangende Mann war ein panagirter Prinz, Gouverneur der Stadt und zugleich dirigirend der Chef aller Civil- und Militairdepartements. Nachdem er, in Begleitung seiner Suite, Augusten durch alle Zimmer geführt hatte, empfahl er sich mit der vorläufigen Bemerkung, daß am zweiten Tage gegen neun Uhr, er selbst und die Herren Deputirten der Stadt wieder aufzuwarten sich die Freiheit nehmen würden.

„Vorläufig ist Morgen ein lustiges Diner bei mir, schließen Seine Durchlaucht, und da hoffe ich die Ehre zu haben Sie bei mir zu sehen.“

Auguste war nun allein. Sechs alte Mäthe und ein Major verwalteten die Kammerherrens Funktion. Kein einziges weibliches Geschöpf war weder zu sehen noch zu hören.

„Sind die Menschen hier sammt und sonders toll, oder was sonst bewegt sie zu diesen Anhalten und Weildäufigkeiten, die meinerwegen statt haben und noch fortzudauern sollen?“ —

Diese Frage die Auguste an sich selbst that, schwebt zweifelsohne dem größten Theil der Leser auf den Lippen — mögen ihrer nun so viel seyn, wie weiland zu Lafontaines Romanen oder so wenig, wie heutzutage zu des Etatsraths Schirachs politischen Journale.

Obwohl die Antwort aus dem Laufe
der Geschichte von selbst hervorgehen
würde, so schicken wir sie doch erzäh-
lungsweise voran.

Nach Stand und Würden geehrter Leser! — Leserinnen, wenn nämlich der leiende Mensch ein Geschlecht hat, möchten wir Herausgeber diese Geschichte ganz entfernt wissen. Einemalen aber unser Büchlein seynwollende fromme Seelen sich entrißten und zucht- und ehrbarkeitsvolle Regensenten noch weit ärger schimpfen werden als über Hauchens Hinz und Hergänge! — Ob wohl beide mit höchstem Unrecht. Denn, warum griff die frommelnde Seele nach einem Büchlein, dessen Titel schon anzeigt, es sey kein Erbauungsbuch? — und sollte Gustavens Geschichte deswegen ungedruckt bleiben, damit Eine gedruckte Trivoltät weniger in der Welt wäre? Kann doch ein sitzamer,

wenn gleich leichter und trivialer Mejan-
stint seine Moral zeigen!

Also nochmals, — weil vorstehende
Gedankenreihe denn doch einmal zu den
eingeschachtelten Perioden, die einen Styl
schleppend und weitläufig machen, gehöret
und so gekürzt einzuzeichnen, als nur
immer ein Period aus Jean Pauls Her-
gekommen, was aber keinesweges nachzu-
mahnungswürdig wäre, wir auch lieber, wie
schon erwähnter Lafontaine, unserm Lehrer
nützigen, istren ein Punktum als ein
Komma oder Semicolon zu ergreifen,
diesmal aber von Drang und Ueberrück-
unsern Ideen zu allen den Einschließeln
verleitet wurden, — nach Stand und
Sünden gekehrte Leser!

Die Ursache aller der Feierlichkeiten die man höchstheilig zu Tarabena verordnet hatte, so wie des lautesten Jubels der in der Inselstadt herrschte, ist wie man folget.

In eben genannter Stadt war vor einigen Jahren das Fest der heiligen Ursula, hergebrachter Gewohnheit nach, gefeiert worden. Ein Haufen Volks wollte fahren nach der zu Ehren der heiligen Ursula erbauten Kapelle, um das zu gleicher Zeit bei Pauken und Trompeten. Geweihten Ablasses theilhaftig zu werden. Pfefferkuchen- und Amulettens-Banden, Bilder- und Rosenkranzhändler waren gegenwärtig und machten eben so gute Geschäfte als die Pfaffen, die dem Feste

haften Volke Abfas, Weihe und Segen
verkauften. Ein gewisser Dichter hatte
zur Verherrlichung dieses festlichen Tages
apostolische Sonette verfertigt, die an
heiliger Weihe und andächtiger Fülle den
Dichtungen eines M* T* und W* gleich
kamen. Die Sonette waren einer
Prinzessin dediziert worden, die in dem
zu Tarabrata befindlichen Nonnenkloster
als Äbtissin lebte. Diese Verse erzähl-
ten, wie die schöne Ursula keusch und züch-
tig in Worten und Werken gelebt habe
mit noch andern 11000 Jungfern in einem
entlegenen Kloster und wie sie sämmtlich
mit Blüthenheit und Wachsamkeit gegen
den Widersacher Satanas genannt, ge-
kämpft haben, und wie sie die Zugänge

zu ihrem Kloster sorgfältig verschlossen, damit keiner von ihren Nachbarn den hochwürdigen Vätern des franciscaner und dominicaner Ordens, irgend einer sündlichen Lust oder eines körperlichen Triebes, durch Gelegenheit begünstigt, Gehör geben und einen unverfügbaren Schimpf auf das Kloster bringen könne. Gar rührend war dies alles in den Sonnetten erzählt. Die Gedanken waren dabei in so schöne poetische Formen gekleidet und so zart und sinnig gedacht, daß das beste Sonnett der neuesten Aesthetik sich nicht so lieblich ausdrückt; daß die Herren Dienemann und Compagnie — was freilich nicht viel aber doch etwas sagt — es unverzüglich in Verlag genommen

hätten oder Herr Costa in Tübingen —
was aber desto mehr sagt — zehn volle
wichtige Friedrichsd'or für den Vogen
Ehrensold gezahlt haben würde.

Wie die Kebsißen dies las, lachte sie
laut auf. Sie war ein Freigeist, dabei
wichtig und Rosengarten würde, hätte er ihr
seine Legenden dedizirt, schwerlich bei ihr
die gutmüthige Aufnahme gefunden ha-
ben, als seine Legenden in der alles zum
besten lehrenden eleganten Zeitung fan-
den. Die Kebsißen behauptete nämlich:
eher sey Bonapartens Ankunft in London
denkbar als der Begriff von 11000 Jungs
fern neben zwei Mönchsküßtern. Kaum
aber hatte sie diese Stachelrede gesprochen,

so entrüstete der Schutzpatron ihres Klosters sich heftiger ob dieser Spöttere, als verschiedene Staaten gegen das verrufne Buch Napoleon Bonaparte, als die Pariser Censur gegen die Delphine und Hofrath Spazier gegen die Expectorationen. Eine pestilentialische Krankheit überfiel die Stadt Tarabraca und vergebens verschrieben die dortigen Aerzte rohen Schinken und Porterbier, die Seuche griff unauhaltbar um sich und binnen acht Tagen war das ganze weibliche Geschlecht ausgestorben, daß auch nicht ein weibliches Wesen, von der Abtissin an, bis auf die einjährige Tochter des Scharfrichters herab, am Leben blieb. Sogar der gewöhnliche Leib- und Hof- Arzt konnte seine

Haushalterin nicht retten. Hingegen ward nicht ein einziges Mannsbild.

Anfänglich war die Betrübniß nicht gar zu groß. Denn mancher geplagte Ehemann war von seinem Hausdrachen; mancher in zerräuteten Finanz, Umständen lebende Hausvater von seinen eiteln und verschwendriſchen Plaggriftern befreit worden; mancher Hahnrei athmete freier und mancher Vater pries das Schickſal das ſich ſeiner Schwachheit erbarmt und die auf dem Wege zur Ueppigkeit wandelnde Tochter von ihrem und ſeinem eignen Verderben gerettet hatte. Es erſchienen ſogar einige Broſchüren, die zu beweifen ſuchten: daß dieſes Unglück die eriprieſlichſten Folgen haben würde, weil

dadurch zugleich manches alberne Mädchen, die eine alberne Hausfrau, manche Kokette die die Ruhe und Gesundheit des künftigen Vaters zu Grabe gebracht haben würde, weggerafft worden wäre. Das neben war in besagten Broschüren umständlich dargethan worden, daß das weibliche Geschlecht sich in der größten Sittenlosigkeit befände, woraus unvermeidlich eine noch verderbtere Nachkommenschaft erzielt würde. Die pikantesten Stellen aus dem goldnen Kalbe aus der Huldigung dem guten Genius des weiblichen Geschlechts aus Hermes und Anderer Schriften, die mit vieler Derbheit gegen die überhandnehmende Ausartung der Frauenzimmer zu Felde

jogen, schienen benutzt zu seyn, wenn damals benannte Schriften schon in Tarasbracy hätten bekannt seyn können. An Ideen, Vorschlägen und Aufforderungen zu einer zweckmäßigeren Erziehung der Töchter, wovon das Glück der Ehe und das Heil der Welt abhängig, war in diesen Flugschriften kein Mangel und daraus schlüsslich die Nothwendigkeit einer durchgängig vorzunehmenden Reform dargethan. Einige der gründlichsten dieser Pamphlete ließen sich auch auf Abwägung weiblicher Pflichten und Rechte, sowohl in Hinsicht auf Moralität als auf den Staat, mit vieler Umständlichkeit ein; bestimmten das Bedürfniß von Kenntnissen für Frauenzimmer nach ihren Fähig-

keiten und Anlagen; zogen die Gränzen weiblicher Bestimmung, Würde und des weiblichen Wirkungskreises und zwar mit weit mehr Scharfsinn und practischen Gesfühl als die bekannte Miß Bollsonecraft und mehrere Schriftsteller gethan haben. Daß diese Flugchriften aber bei alledem keinen Nutzen stiften konnten, lag in der leicht einzusehenden Ursache, nämlich: das Publikum für welches sie berechnet waren, existirte leider nicht mehr.

Wer hingegen den Verlust von Tarabraca am meisten und lauteſten beklagte, waren junge Offiziere, Schauspieler, ungetraute Geschäftsleute und Aerzte. Nach und nach hörte man auch diejenigen Klagen, die ehemals über

ihren Verlust frohlockten und Danklieder sangen.

Der Grund zu diesen Klagen war so verschieden als die Individuen verschieden waren. Jenen war ein Theil ihres Lebensgenusses entrisen. Diese hatten eine Menge Ausgaben mehr und waren übler dran, als sonst wo für Küche, Wäsche und Bett von den Weibern wenigstens die Ausgabe besorgt ward. Diese verschiedenen Motive brachten mithin ein allgemeines Jammern hervor und alle Einwohner von Tarabracca gingen so niedergeschlagen und misemuthig herum, wie zahlungsunfähige Kaufleute am Zahltag verfallener Wechsel.

Vergebens waren mehrere Versamms

lungen wie dem Unglück abgeholfen werden könne; verschiedene Agenten wurden auswärts auf Werbung geschickt, aber das unerbittliche Schicksal warf immer Hindernisse in den Weg, daß die Vermählungen fruchtlos blieben. Die schönsten, kraftvollsten Jünglinge schrumpften zusammen. Ein Theil ergab sich dem solitairten Genuß. Der Senat erließ Decrete über Decrete um den schändlichsten aller Laster Einhalt zu thun und die Regers Gräucl prädominirten nach wie vor. Die arme Stadt ward die Zielscheibe vorlauster Spötter. Ein anderer Theil faßte den Entschluß zur Auswanderung; jedoch sie wurden ein Raub der Wellen und mehr als die ausgehenden Verordnungen, die

das Auswandern bei vierjähriger Festungsstrafe unterlagten, wirkte die Furcht vor der, durch häufige Vorfälle gleichsam zur Gewissheit erhobnen Besorgnis, den Tod auf dem Meere zu begegnen — lieber wollte man denn doch die traurige Existenz ohne Weiber und Mädchen zu seyn dulden, als sich einer Schiffbruchsgefahr aussetzen.

So standen die Angelegenheiten in Tarabracca, als das Schicksal Augusten auf die Insel führte und den Knoten löste, dessen Aufknüpfung eine Menge Federn beschäftigt und nicht geringes Kopferbrechen veranlaßt hatte.

Am folgenden Tage gab der Gouverneur ein großes Diner und Gustchen war die Königin des Festes.

Für immer die Unsrige
 stand mit transparent Buchstaben über
 einem Altar, der ihr zu Ehren errichtet
 war und von welchem die lieblichsten Aus-
 bruchstücke ausflogen. Die Tafeln waren
 geschmackvoll servirt. — Fünfzig Baums-
 Kuchen standen auf dem Tische. An jedem
 war das Wappen des Tarabracanischen
 Gebiets, ein Fuchs befindlich. Der künst-
 liche Geheime Hofkonditor ließ seinen aus
 Dragant geformten Fächsen, vermittelst
 angebrachter Devisen, die größten Lob-
 sprüche auf Staat und Regierung aus-
 sprechen. Die köstlichsten Weine, die sel-
 tensten Leckerbissen waren dem Genuße
 der Gesellschaft gewidmet und jeder, der
 in sich einen Dichterfunken verspürte, hatte

Carmen drucken und austheilen lassen. Die Musik boten alle Kräfte und Geschicklichkeit an, die ausgebrachten Toaste mit schmetternden Nachdruck zu begleiten und allarmeine Züchlichkeit war über die Gäste verbreitet.

Auguste verwarf alle Widerwärtigkeiten der Vergangenheit und war, theils von der Hoffnung hier den Vollgenuß der Liebe zu finden, theils von dem Diner so wonngetrunken, daß sie in drauf folgender Nacht so sanft, wie im Elysium schlief. —

Sie endigen hier das Zweite Buch unserer Geschichte. Erzählung.

Drittes Buch.



Gewigter Leser! Denken Sie Sich einen
Beschwender wenn er die Nachricht plöz-
lich erhält, ein reicher Onkel sey gestorben
und habe ihm im Testamente mit zehn-
tensend Ducaten bedacht; oder einen
Kreuzträger im Exilande dem der Arzt
zusichert: Von Gemahlin werde nicht
wieder aufkommen; oder einen Lieutenant
der im neun und zwanzigsten Jahre eine
Kompagnie erhält; oder einen Autor der
von Petersburg aus ein Ehrengeld empfangt;
oder eine im's hohen Eusefensjahr-
getretene Jungfer, die ein kaum dertzig-

stärker Bedauern noch ihre Gedächtnisse führen wird, denken Sie sich — — doch man kann sich nie so lebhaft denken, wie freudewunden Gesäßen war, da sie lebte, warum ihr zu Ehren eine ganze Stadt vermögen die Aushang eines Wilses durch aus schließlich zu bringen und mit an Verschwendung grenzenden Aufstellungen zu verherrlichen.

Die Sonne lag majestätisch in Osten
Jenseit und Gesäßen (ich durch Jenseitens
Gedanken in's glühende Morgenroth. Gegen
euch Ihre Mienen alle Stufen in der
Stadt und das Rauschen der vorbeisenden
Eispagen bedauert sich. Um neun Uhr
trat eine Deputation in Augustus Zimmer
war und hat ehestens noch zu sehen die

Ende

Gäste haben, Horen zu folgen. Die Damen
sahen sich in einem Versammlungs-
saal. Ein sammer, reichgezei-
gter Saal war ihnen bestimmt.
Der Gouverneur sah unter einem Thron
hin und sah ihm Gesandten auf dem
Feldwege. In der Mitte des Saals
stand ein mit reichgezeigten Decken ver-
sehener Tisch, die Wände waren mit silber-
farbenen Sammet und goldenen Decken
überzogen und außer einer ziemlich
Anzahl von goldenen Wandkränzen hing
eine Anzahl von Bildern über dem Ti-
sch. Die Zahl der um den Tisch stehenden
Personen betrug sich auf Sechzig. Es
waren die wichtigsten Beamten die

bei der heutigen Verathschlagung Eig und Stimme haben mußten.

Die Ursache der Verathschlagung galt in der Gemein: Wohlfarth und es sollten die höchst wichtigen Fragen entschieden werden: 1) Wer hat das vorgüglichsie Recht auf Gustschens erste Uarmung? — 2) Wie kann die von Gustschen zu erwartende Erzielung einer neuen Generation am zweckmäßigsten erzielt werden? —

Ein kleines, stämmiges Männchen, nett um Kopf und Fuß gekleidet, präzis dirte und wußte sich so hoffärtig in die Brust zu werfen, that so stolz und wichtig, wie ein Kassierer bei einer Landeskasse.

Von ihm ward die Sitzung mit einer Rede eröffnet, die, was die gehaltreichen

Ideen, was Wohlklang der Perioden anbelangte, einer Rede vom berühmten Staatsrath Röderer in Paris gleich kam.

Nach Beendigung dieser Rede ward der ganzen Versammlung die Ursache ihrer Zusammenberufung bekannt gemacht und nachdem dies geschehen war, hat man Augusten, in submissen Ausdrücken, sich auf einige Minuten zu entfernen. In diesen Augenblicken sollte Jeder, der irgend etwas an Augusten zu tadeln fand, mit geziemender Freimüthigkeit seinen Tadel äußern. Alle waren aber einstimmig der Meinung: Auguste sey ein vollkommenes Musterbild der Schönheit, ein vollendeter Inbegriff weiblicher Reize.

Nachdem dies Zeugnis proclamirt worden war, trat Auguste wieder in den Saal und nahm ihren vorigen Platz wieder ein. Jetzt leitete die Versammlung in die Hände des präsidirenden Mitglieds den Eid der Verschwiegenheit und strengsten Unpartheilichkeit, wie auch sich dem durch Mehrheit der Stimmen gefaßten Beschlusse zu unterwerfen.

Nach diesen feierlichen Vorbereitungen bestieg Serenissimus die Tribune, hielt in der rechten Hand ein zusammenge-
rolltes Manuscript, in der linken das silberne Bechergesäß, erhob dann seine Stimme und las wie folgt:

„Vier Jahre sind beinahe verflossen seit jenem unglücklichen Tage an welchem eine

anstrengende Krankheit uns unsre Weiber, Lehrer, Mädchen und Kamen von der Seite riß und in die kalten Arme des Todes warf. Groß und hart war der Versuch den wir dadurch sinnen und unser aller Herzen waren von Betrübniß schier zermalmet. Ich will mich in keine Diskussionen einlassen, warum wohl das Verhängnis so und nicht anders an unsrer Stadt handelte. Die öffentliche Meinung hat ja schon genügend entschieden, daß die große Weiberseuche in unsrer Kronstadt eine Epoche des tiefsten Jammers, der Zeitraum der von da an bis auf jetzt zwischen uns liegt, eine Periode der Verwüstung genannt zu werden verdient.

Heil! Heil! Heil! Die Gnade der Erbarmung hat geschlagen, eine Jungfrau ist in unsre Mitte geführt, — von ihr hoffen wir Erlösung von den Banden des Leides in welchen wir verkrüppelt lagen. Der Staat erwartet aus ihrem gesegnetem Schooße eine fortschreitende Population und unser Zeitungs- und Intelligenz-Völcchen's, unsre Provinzialblätter und Monatschriften einen Zuwachs ihrer Einsahme durch Geburts-Annoncen. Heil! Heil! Heil! unsre Kräfte werden wieder neu aufloden, die Blässe auf unsern Wangen wird sich in ein frisches Roth verwandeln, unsre Promenaden und Schauspiels-Häuser werden wieder fleißig besucht werden, der Gemäße und Fenchelspeisenbau

wied wieder in Flor kommen, der Handel blühend, die Werkstätte der Künstler und Galanteriefaden besucht, die Zufuhr belebt, der Wechselkurs erhöhet seyn. — Welche goldne Zukunft sehe ich schäumen! Götterwinne schießt durch meine Adern, kaum vermag ich die Freudenthränen die sich in meinen Augen sammeln, die süßesten Thednen meines Lebens! zu erhalten, wenn ich mir den göttlichen Gedanken denke: der heilige Name Väter! Väter! Väter! wird wiederkehrend unser Hehl erlösen.

Hinweg Schattenbild einer edlern Besorgnis! Du zeigst mir zwar Zwietracht, Heppigkeit, blutige Zerrüttung, Meuterei, Eifersucht und alle die Aus

rien, die an dem Lebensbaume des Haus- und Familienfriedens nagen, Injuriens Prozesse veranlassen, und das Vanquetotirer Mandat zu schärfen nothwendig machen. — Hinweg, ich glaube dir nicht — mein Blick sieht nur Engelgestalten.

Es ist freilich unbestreitbar gewiß, die holde Jungfrau ist die Einzige! — allein und keine neben ihr steht sie da und unsrer sind Viele! — Das Höchsthöchste ist folglich die Anordnung und Bestimmung, welcher unter den Tausenden zu erwählen sey, der zuerst in das Thal gehe, aus welchem, wie ein Dichter sich ausdrückt:

„die zahllose Menge
des klügelnden Geschlechts ins Reich
des Lebens kriecht.“

Um diesen Zweifel zu heben, der jetzt nicht Angelegenheit des Individuums, sondern Angelegenheit des Staats ist, sind wir hier versammelt. Jeder rede, aber rede klüglich und sey eingedenk, was der Staat von dem treuen Unterthan in schwierigen Fällen fordert.“

Hiermit endete der erlauchte Redner, stieg nun von der Tribune und trocknete sich den Schweiß der um Stirn, Hals und Brust floß. Ein lautes Bravo und Händeklatschen ließ sich hören und einige Sachverständige urtheilten: wenn Cerenissus noch lange lebe und öfter zu reden Gelegenheit erhalte, er werde den Cicero und Demosthenes noch übertrreffen.

Nach dieser Einleitungssrede führte die anwesende Hofkapelle eine *Sinfonie von Dittersdorf* auf.

Nest trat Carassa, ein Landrath, hervor und sagte:

„Wünschte ich mir je die Talente eines Redners, so ist es heute an diesem festlichen Tage, wo ich vor einer Versammlung, die aus den vornehmsten, achtungswürdigsten und verdienstvollsten Männern besteht, reden soll und wo es eine Angelegenheit betrifft, die, wie *Serenissimus* vorhin zu bemerken geruhten, zu den wichtigsten Angelegenheiten des Staats gezählt zu werden verdient.

Ich darf voraussetzen, daß Jeder der hier Anwesenden mit seinem eignen Bes

fühle die Plenipotenz der Begriffe in seiner Intellectualität constituiren wird und da jede Empfindung schweigen muß, wo es drauf ankommt, eine Liebhaberei liebenswürdig zu stellen und der Geist dem Blute unterwürfig werden muß, so sind die Berührungspunkte unserer der zeitigen Strebiamkeit obneweiters: das sociale Bedürfnis, patriotischer Eifer und Vereinigung des Genußreichen mit dem Schönen. *) Das sociale Bedürfnis bewahrt heitet zugleich die Liebe zum Leben, die da noch nicht ausgestorben ist, wo noch irgend ein Bedürfnis obwalter, dessen

*) Ob wohl der Redner selbst wußte, was er hiermit sagen will?

Befriedigung mit Vergnügen verbunden ist, und hier frage ich: Wo ist das düstere Ich, daß in diesem Augenblicke die Parzen auffordert, seinen Lebensfaden aus dem Zusammenhange zu bringen? —

Dort steht die Erbkohne, welcher unsre Nachkommen ein Marmor-Denkmal errichten werden — ein junges, kräftiges, blühendes Leben und was meinen empirischen Blicken nicht entgeht, von vielen Talenten und herrlich gediegenen Fertigkeiten! — Der patriotische Eifer der sich in der Totalmasse der Einwohner von Trabraca nicht jart und sinnig, sondern nervös und mit dem Organ des Donners gored ausdrückt, steht nun auch keinen Augenblick an die Frage zu beantworten:

Wem gebührt das Vorrecht der Erstlingskost? —

Glorreicher Prinz! Sie sind es, dem die süße, gewürzvolle Seligkeit mit einer mächtigen Zustimmung zugesprochen wird. Sind drei Monate ins Meer der Ewigkeit und die goldne Hoffnung auf einen durchlauchtigsten Sprößling lächelt uns nicht mehr entgegen, dann wählen Sie erhabner Hä:ß einen Stellvertreter, aber auf immer sey der in dessen Adern kein edles Blut rinnt, davon ausgestoßen.

Indeß trage ich auch zugleich darauf an: daß keiner der künftigen Propagation's Erwählten länger wie drei Monate Regent über das Kleinod der holden Jungfrau sey. — Erklärt sie dann, und daß

dies feyerlich und bei Pflicht und Gewissen arschbe, versteht sich von selbst, daß sie von den Bemühungen des jedesmaligen Regenten keine dem Staat erspriesslichen Früchte bringen könne, so wird abermals zur Wahl geschritten aber nie kann Jemand anders als Serenissimus den neuen Regenten bestätigen! —

Hiermit schloß der geehrte Redner. Das Orchester fing an eine Ouvertüre von Wenzel Müller zu spielen und der Prinz lächelte und nickte mit dem Kopfe zum Zeichen seines Beifalls ob der gesprochenen Rede.

Jetzt aber opponirte der Senator Precipitato mit stürmischer Stimme.

Es thut mir leid, fing er an zu reden, daß ich den Vorschlägen meines Kollegen meine Beipflichtung versagen soll. War wohl ein einziger Periode logisch, richtig? — Leere schwülstige, bombastische Phrasen genug, aber des gründlichen Raisonnements auch so ganz und gar nichts! — Wollen wir denn lauter Prinzen und Prinzessinnen haben oder soll eine arbeitssame, zur Gütigkeit gewöhnte Menschenklasse erzielt werden? Sollen wir auf ein Gerathewohl unsre Hoffnungen einem Impotenten, der weiter nichts als Nang und Geburt vor sich hat, anvertrauen und von drei Monaten zu drei Monaten eine neue Wahl eben so zweckwidrig wie die Vorherige vornehmen,

dem Staate unnöthige Kosten machen und im Auslande zum Hohn muthwilliger Epdatter, deren bei unserm Schreibseligen und lesesüchtigen Zeitalter immer mehrere werden, dienen? —

Kraft kommt von Kraft, Jugendfülle muß von Jugendfülle erzeugt werden. Sie, mein Fürst und Chef! seyn von durchlauchtigstem Blute, aber nicht ein durchlauchtigstes, sondern ein frisches, muntres Blut ist für unsern Staat, der jetzt nicht ins Schlachtfeld, sondern in elyrische Gefilde ziehen will, erforderlich. Sie sind schon bei Jahren mithin könnte und schon die Natur einen Fingerzeig geben, daß ein bejahrter Liebhaber eine rosa nalla ist: aber dies sieht Schmeichelet und
höfliche

höfliche Kriecherei nicht, oder will es nicht sehen. Ich stelle mir unsre Angelegenheit mit einem großen Treibjagen vor; würde der Antrag meines geehrtesten Kollegen durchgehen, so jagten eine Menge Hinkender auf den Grenzen herum, die Waidzeit verstreich und keiner von den geübtesten muntern Jägern würde einen Schuß in's geschlossene Revier thun können. Nein, das darf nicht seyn! Dies wären meine Sentiments. Wünschen wir als patriotische Bürger eine robuste neue Generation und nicht dergleichen ausgemergelte, saft- und marklose Piketieringe wie in andern Städten und Staaten, zur Schande unsers Zeitalters, gleich hervorgezungen Leichen herumwandeln so werde

auch unter den Nobilitäten und an Blut und Säfren unverfälschten Jünglingen derjenige erwählte, der seiner Bestimmung als Samenkorn unserm höchst bedrängten Staate zu dienen, völlig entspricht, und es komme nicht in Anschlag ob er Erlauchts oder Hochs oder Hochwohlts oder Wohlts oder Hochdelgeborenen ist — genug wenn er von einem gesunden Weibe geboren worden ist.

Mit diesen Worten endete Präzipitato seine Rede und ein Gemurmel verbreitete sich im Saale das sich dann erst legte, wie der Graf Scammona auf der Tribüne stand.

„Es ist unbestreitbar gewiß — sing er an — und Niemand unter uns wird es

klagen, daß unser hochgelahrte Senator eine Rede voll von Wahrheit und Klugheit mit Nachdruck und patriotischem Eifer gesprochen — ich stimme ihm von Grund meiner Seele bei, was er sprach ist mir aus der Seele gesprochen. Aber ich misbillige seine Aeußerungen womit er seine Oration schloß.

Allerdings muß jedem der Zutritt zu dem Bette dieses lieblichen Mädchens geschloß unter sagt werden, der von Alter und Unvermögen gedrückt und ein sogenannter Krippenstößer — die höchstzuersehende Versammlung verzeihe mir diesen unedlen Ausdruck — genannt zu werden verdient. Ja wären die sonstigen Ritterszeiten noch wo nur solche Männer in die

Schranken traten, die eine starke Länge hatten und sie mit Energie zu führen versanden, so wäre gar kein Bedenken, daß nur einem Ritter das Populations-Geschäfte, das die Noth unsrer Stadt heischt, übertragen werden könne. Immaßen nun zwar dieser Einwand allerdings erheblich und zu erwägen ist, so leidet es doch auch keinen Zweifel daß der Satz: keine Regel ohne Ausnahme, sich auch hier bewährt. Dem Sinne des hochgelehrten Sprechers gemäß sollte man aber auch glauben: in dem Adelslande wären lauter kapapunte Personen und Eunuch.

In der That ein harter Vorwurf, der unter andern Umständen leicht zu einer fiscalischen Klage involviren könnte, da

die adliche Ehre nun einmal delicatesere Natur, als die bürgerliche Ehre ist. . . .

Hier mußte der Graf eine Pause machen, weil ein tobendes Pochen und Trommen im Saale entstand und wirklich sehr nah in Thätlichkeit gegen seine rednerische Person übergegangen wäre. Die Folge war indeß, daß man ihn aufforderte, seine Rede zu schließen und die Tribune einem Andern zu überlassen. Hierzu entschloß der Graf sich auch bereitwillig und es blieb folglich unentschieden, was er eigentlich hat sagen wollen.

Mehrere traten nach einander auf. Der Eine stellte die Besorgnis auf, was alsdenn anzufangen sey, wenn das Kind

womit Auguste die Stadt beschenken werde
ein Knabe sey?

Der Andre ließ sich auf Erdbeterungen
ein, nach welchen physischen und moralis-
schen Prinzipien die Erziehung des Lins
des veranstaltet werden solle.

Ein Dritter gab einen Entwurf zum
Besten, auf welchen Etat Auguste kommen
und wie die weiblichen Functionen in ihr
rem Haushalt eingetheilt werden sollten.

Ein Vierter meinte, es sey nöthig,
daß Auguste mit ihrem Populations-Ge-
schäften förmlich und öffentlich in der
Kirche getraut werde, damit das vorhan-
dende Geschäft mit desto größern Ge-
deihen und gesegnetern Erfolg betrieben
werden könne.

Ein Hänsler erklärte wie er seiner Ueberzeugung gemäß sehr lächerlich fände, daß Augusten von einer Versammlung ein G. hüßl. bestimmte werden solle. Weit zw. schmäßer und der Natur angemessener wäre es, wenn Augusten selbst die Wahl überlassen bliebe. Auch stimme er dem Antrage seines Kollegen bei, daß das zu erwartende Mädchen durchaus kein kind wilder Freude oder ein Vagabond genannt werden müsse. Die Ehre des Tarabracas nischen Staats erfordere durchaus, die Heiligkeit der Ehe nachdrücklich aufrecht zu halten.

Ein Sechster sprach über den wichtigen Einfluß der weiblichen Kleidung auf Eitelkeit und Moralität und formirte

endlich seinen Antrag mit vielem Pathos dahin: daß den künftigen Tarabracanischen Frauenzimmern, ohne Ansehn der Person, des Ranges und Alters gesehlich das — Schleppentragen untersagt werde.

Dieser brachte eine Reise nach Quedlinburg zu dem berühmten Herrn Doctor Lenhard in Vorschlag. Jener schlug das Etablissemnt einer Schulbuchhandlung vor, um daraus einen Fond zu der Erziehung des Kindes, was denn doch auf Kosten des Staats erzogen werden müsse, zu erhalten ohne daß die Bürgerschaft mit einer neuen Auflage, zu den ohnehin schon zahlreichen drückenden Lasten zu belegen sey. Auch nicht allein das erste Kind, sondern das mit der Zeit progressiv an

wachsende neue Verschwendung nicht nur der Billigkeit gemäß aus öffentlichen Kassen erjogen werden. Ueber diesen Antrag war heftig und am längsten debattirt.

Ein gewisser Doctor Krautscuß, der in Tacubaca unter dem Namen, des Schwerenoths Doctor bekannt war, weil er nämlich behauptete im Besiz des untrüglichen Mittels gegen die Epilepsie zu seyn, wollte, wenn ihm seine Bedingungen zugeslanden würden, ein Arcanum verfertigen, wovon die Erzeugung eines Mädchens, das nach fünf Jahren schon reif und mannbar wäre, unaussprechlich erfolgen sollte. Dies war nun allerdings aus leicht begreiflichen Ursachen von erschütterlicher Wichtigkeit. Auch behauptete

der Doctor es sey ihm durch fleißige Lectüre der neuesten französischen Schriften über ärztliche Gegenstände und durch seine gelungne Bekanntschaft mit der Theorie der Anatomie und drauf gegründeter — — — möglich, Augustens Fruchtbarkeit dergestalt zu erhöhen, daß sie binnen fünf Jahren funfzehn Kinder und wohl zu merken, lauter gesunde, hysterischen Zufällen nie unterworfenne Mädchen in die Welt bringen könne.

Da die Redner nicht alle an einem Tage zum Worte kommen konnten, so vergingen zehn Tage über den Debattiren, Berathslagen und Aedenhalten. Jeder Tag war ein glänzendes prächtiges Volksfest. Bureaus und Vertikäden,

Kollegien und Gerichtssäle waren geschlossen. Luftbälle wurden in die Luft geschickt; Feuerwerke abgebrannt, Illuminationen und Saalhallen veranstaltet. Frei: Redouten gab der Gouverneur und das National: Theater führte die größten Opern und Spektakelstücke auf. Jon und das Donauweibchen; Marcos und die Schwestern von Prag, Lirandot und Gaj von Verlichingen, die Hussiten vor Naumburg und der Teufelsstein in Widdlingen wurden mit noch nie gesehener Decoration und festbaren Zubereitungen gegeben.

Wie ist das möglich ohne Aktrizen und Kinder die Hussiten vor Naumburg — das Donauweibchen, die Schwestern

von Prag? — frage mit gegründetem Rechte mancher Leser.

Einem geschickten Directeur ist alles möglich, man modulirt, man streicht weg. So waren die weiblichen Rollen in besetzten Stücken entweder gänzlich gestrichen oder durch männliche Rollen ersetzt und die Kinder in den Hofsitten wurden theils durch Marionetten, Puppen, theils durch kleine Leute, wenn auch gleich schon aus dem ersten Lebens- Decennio heraus, ergänzt.

Bei der Redoute waren bloß weibliche Masken gegenwärtig.

Der privilegirte Hof- Marionettenspieler kurzweilte seinen hohen Adel und verehelichtes Publikum mit einem ganz

unterthänigt den Befehlen angepaßten neuen Stücke, unter dem Titel: Die transparente Hasenklappe und das Veriers Unterröschchen; ein Melodrama in zwei Akten.

Am eilften Tage sollte endlich schlechterdings die Angelegenheit in's Reine gebracht werden. Aber es ging diesmal stürmischer zu, als an allen vorherigen Tagen.

Ein ehemaliger Regierungs-Advocat, wegen Pflicht-Vernachlässigungen ab officio cassirt, trat auf und sprach im Namen der Schmiede- und Schlächter-Gewerken als deren erkaufter Deputatus.

Wenn man in den Annalen eines Volks lesen würde, was binnen vierzehn

Tagen in unserm Gebiete sich wirklich ereignet hat, so würde und müßte man glauben, ein Märchen zu lesen. Ueber so eine Kleinigkeit wie ein *Membrum virginitatis* ist, haben wir uns zehn Tage lang gestritten; die sich klug und weise dünkenden Sprecher haben ihre Quade erschöpft und heute sind wir so klug wie vor der ersten Sitzung.

Was ist aber die Ursache? — Fast schäme ich mich sie erst anzuführen. — Weil Jeder von den im Staate hochvermögenden, aber im Arme eines feurigen Mädchens total unvermögenden Herren den Vorzug behaupten will. Oder sollen wir hoffen, daß Auguste eben so wie die schöne Helene durch die Magie ihrer

Es heißt die alten Rühr in Vögelinge
 verwandeln wird? — Die Natur selbst,
 ist sie für jene nur eine zärtliche Mutter,
 für uns aber eine Raben. Mutter? Nein,
 sie macht uns in ihrer Herrschaft alle
 gleich, aber Entfernung und verächtlicher
 Eigendünkel haben allein diese ungleichen
 Vorrechte eingesetzt. Ja, gelänge es Ihe-
 nen nur, alles an sich zu reißen, es ge-
 schähe mir tausend Freuden. Wäre es
 Ihnen möglich, uns die wohlthätigen
 Sonnenstrahlen, oder das Raas des Tas-
 gesichts, welches sie für uns hinreichend
 zu seyn glauben, nach Belieben austhei-
 len zu können: so würden wir entweder
 die Strahlen der Sonne verdammt theuer
 erkaufen müssen, oder in der größern

Kärglichkeit die Freiheit Luft schöpfen zu können, genießen. Aber wir sind auch nichts bessers werth! Zahlreich, muskulös die wir sind und deswegen der Kern der Nation im eigentlichsten Sinne des Wortes seyn könnten, beugen wir unsern Nacken unter das Joch der Bedrückung, schmeicheln den Großen und sind immer mehr in das Netz des Despotismus verstrickt.

Es gab eine Zeit wo die unlautern Begierden der Obern uns zwangen, ihnen unsre Töchter zur Sättigung und Ablösung zu überliefern, wo unsre Bräute in ihren entnervten Umarmungen eine sogenannte Probenacht durchwachen mußten. Eine furchtbare Seuche raste uns unsere Weiber und Töchter hinweg, die allein
uns

und die aufgelegte Bürde des Lebens erleichterten, einige brave Männer starben aus Gram bald nach und so ward einigermaßen vom Tode unserm Publikum der Trost, daß damit zugleich der Schande, die um so manche Stirne schwebte, ein Ziel gesetzt sey.

Heute sehen wir wieder ein weibliches Geschöpf vor uns, das von einem hohem Verhängniß in unsre Mitte geführt worden ist und schon decretiren die besessenen Gewalten, daß der Erstlingstrunk aus dem Becher jungfräulicher Bohnen nur von Einem aus ihrer Anzahl gethan werden könne! — Man will das neue Blut nicht encanailliren, aber man trägt

kein Bedenken, es mit Verdorbenheit und Unsauberkeit zu vermischen.

Man belegte uns mit dem Namen Pöbel und erschwerte unsern Kindern ihr Emporkommen. Dieser zeither gleichsam sanctionirte Hochmuth und Uebermuth äußert sich auch jetzt, wo es drauf ankommt einen neuen Menschenstamm auf den Bevölkerungsbaum von Tarabaca zu pflanzen. Es sind in den zeitherigen Reden Dinge zur Sprache gebracht worden, die gar nicht hieher gehörten und die mit der Zeit sich schon von selbst finden würden. Diesen herrischen vorgeisenden Beschlüssen müssen und wollen wir uns mit Kühnheit und Muth entgegenstellen. Ist einem Staate an Erzielung

gesunder, starker und schöner Bürger setzen — und ich denke, in Tarabracca ist es der Fall — so muß allen Podagraißen und Blutspeicern, Lungenüchtigen und Ungekalsteten von Staatswegen das Kind derzeugen, sey es ehelich oder unehelich, nachdrücklich untersagt werden. Bedarf die Menschen-Race minder einer Veredlung als die Race der Pferde oder Schaafe? — Man verfertige folglich erst eine Liste der robustesten Jünglinge, ohne Parteilichkeit und gebieter Arroganz. — Ist unter dem Adel einer oder etliche, von deren Kraft und Körperfülle jenes unsre Stadt repräsentirende Mädchen sich erspriessliche Folgen verspricht und versprechen kann, so sey der, oder diejenigen

keineswegs ausgeschlossen; nur sogenannte Lederbrüder und von der Zeit abgespannte Schwächlinge jeder Art, jedes Ranges, jeder Würde seyen excludirt.

Die Namen der Wahlfähigen werden in eine Kapsel gethan und der erste, den Auguste hervorzieht, gelange in Besitz der Schönsten der Schönen, in welche sich unser aller Wünsche vereinigen. Der Gewählte werde ihr Gemahl nach den feststehenden Gebräuchen und löse ihr alsdann den jungfräulichen Gürtel. Aber nie werde eine wilde Umarmung von zugelassenen Begierden gestattet.

Auf diese Weise ist künftighin das Tarasbraconische Gebiet im eigentlichen Verstande unser Gebiet und unser vereinigtes

heranwachsendes Geschlecht wird aus rehen und lautern Stämmen bestehen, von denen der Staat eine höhere Kultur, eine wohlgeordnete Industrie, Sittenreinigkeit und Ehrfurcht gegen das sittlich Schöne zu erwarten berechtigt ist.

Der Redner endete hier seine Rede und ein Tosen und Toben, so heftig wie es nur immer in dem berühmten Leipziger Parterre seyn kann, erfüllte den Saal. Es hätte sehr leicht zu Händeln und handsfesten Zurechtweisungen kommen können, wenn das in der Nähe befindliche Militair, die Kubestührer und Widerspenstigen nicht in Furcht hielt.

Aber statt daß man dadurch die Ansehnlichkeit ganz beseitigt hätte, und ent-

weder so oder so zu einem Beschlusse gekommen wäre, warf vielmehr ein neuer Redner den Zwietrachtsfunken dermaßen in die Gemüther der Anwesenden, daß wenig fehlte und Auguste selbst hätte ihr Leben verlohren. Dieser Redner war der Probst von der dortigen Domkirche.

Er stand im ausgebreiteten Rufe und war im eigentlichen Sinne des Worts, was man einen gewichtigten Mann nennt. Unter andern glaubte die katholische Gemeinde auch von ihm, er könne den Stürmen des Meers gebieten und die heftigsten Orcane eben so in den Damm thun, wie seine Vorfahren sonst gegen die Keger gethan hatten. Die reichlichsten Spenden wurden ihm geopfert. So wie die Plans

keneser, ohnweit Hamburg, Gott bitten, daß er ihren Strand segnen, das heiße: recht viel Schiffe in ihrer Gegend stranden lassen möge, so baten die Tarabracanischen Fischer ihren Probst, er möge ihre Fischzüge segnen. Ehemals hatte er eine bedeutende Revenüe von den dasigen alttestamentarischen Gläubigern und die Veranlassung dazu war folgende. In einem dortigen Kloster hatten einige Jahrhunderte früher die Juden sich beikommen lassen, eine Hostie zu entwenden. Die Hostie war in die Synnagoge gebracht und von den Israelitischen Abkömmlingen durch Frevel und Hohn gemisbraucht worden. Dies wurde aber verrathen. Die Unternehmer dieser Frevelei wurden

nachdrücklich gestraft und die ganze Jüden-
 Gemeinde aus der Stadt ins Meer gejagt.
 Nur wenige entronnen der Gefahr. Diese
 siedelten sich wieder in Tarabracca an und
 erlangten nach wiederholten demüthigen
 und fußfälligen Bitten Vergnadigung; je-
 doch unter der Bedingung, daß sie die
 Tolerierung ihrer Existenz mit einem jähr-
 lichen Canon von eintausend vollwichtigen
 Goldstücken bezahlten. Erst seit der neuen
 Regierung hatte sich dies geändert. Die
 Juden brachten ihre Klagen mit Nach-
 druck gegen die harte Bedrückung an und
 es kam in dieser Sache ein Erkenntnis:
 die Katholiken sollten durch Zeugen bewei-
 sen, daß ihre den Juden aufgebürdete
 Verschuldigung faktisch wahr und nicht ers

bichtet sen. Diese Zeugen waren natürlich
Herweise nicht herbeizubringen und so er-
langten die armen geplagten Juden einige
Menschenrechte mehr. Seit dieser Zeit
glomm aber der Sektengeist in dem größ-
ten Theile der dortigen Katholiken und
es fehlte nur die Gelegenheit zu einer
Fortsetzung der Pariser verächtigten Bars-
tholomäusnacht. Der Probst war ein
eifriger Beschützer dieser geheimen Gäh-
rung.

Er trat mit langsamen Schritten in
den Saal. Jeder katholische Christ vers-
neigte sich auf die ehrfurchtsvollste Weise.
Sogleich bat er den Fürsten um die Er-
laubnis reden zu dürfen, sie wurde ihm
bewilligt, er zog ein Schnupftuch aus dem

Ärmel, legte es auf den Rand der Tribune und seinen rechten Ellbogen drauf, räusperte sich und fing mit einem lateinischen Spruche, den Niemand verstand, seine Rede an. Dann sprach er weiter mit gellendem Tone. Christen! Christen! in welchen graufigen Abgrund stürzt Euch unser aller Feind der leibhaftige Satan. Ey ja wohl geht dieser Widersacher herum wie ein grimmiger Leu und sucht Euch zu verschlingen. Als er den Stammvater der Menschen in sein Garn lockte, bediente er sich seines Weibes Eva; wenn er blutige Kriege angedehnt wollte, schickte er entweder seinen Adjutanten den Hochmuthsteufel oder seinen Geheimrath Eitelkeitsteufel oder seine Premierminis-

ster Ehrgeizteufel und Habguthsteufel in
 die Kabinetter oder Audienzimmer und
 die Sache ging superbe. Den Einen weiß
 er so geschickt durch den Glanz des Goldes
 zu verblenden, daß er, um in Besitz des
 Goldes zu kommen, falsche Eide schwört,
 Wittwen und Waisen drückt und aussaugt
 und wohl gar Räuber und Mörder wird,
 bis ihn endlich die strafende Gerechtigkeit
 ergreift, und rüstige Romanschreiber seine
 Lebensgeschichte dramatisch und romans-
 tisch den Leihbibliotheken überliefern.
 Den Andern stellt sich Satanas mit Hops-
 spieglung eitler Ehre und Würden dar, er
 will berühmt werden und zwar schnell reis-
 gen. Satanas verstrickt ihn in sein Netz
 aus Verschwendung, Kabale und Lügen

zusammen gewebt und der Gefangene kann am Ende nur allenfalls mit dem Verluste seiner Ruhe und Reputation daraus befreit werden. Und will er durch ein Weibsbild befreien. Die allgemeine Noth kommt ihm zu statten. Wie viel fehlt und er hat seinen Zweck erreicht! — Neid, Misgunst, Zwietracht haben schon so Vortrefflich Wurzel gefaßt, daß wir auf dem Punkte stehen uns unter einander zu vernichten. Genie's und sogenannte starke Geister haben bereits ihre Vorschläge und Meinungen von sich gegeben, aber wo sind Gründe? Spitzfindigkeiten, triviales Geschwätz genug, nur keine Besonnenheit! keine Wahrheit!

Adam der allererste Mensch ließ sich von seinem Weibe bethören und die Folge davon war, Na soll ich's sagen? — das Feuer! Nun jauchzte Satan: der Mensch ist unser! Der wüthende Achill ließ um eines Weibes wegen tausende der Griechen erdroffeln. Helena verursachte Troja's Zerstörung. Ilion, das sonst welch berühmte Ilion, ist in Staub getreten, kaum weiß man seinen Namen noch! — Die treulose Gemahlin des Agamemnon besudelte ihr eignes Ehebett mit dem Blute ihres Gemahls und ermordete ihn im Moment einer gärtlichen Liebkosung. Was soll ich erst das Beispiel vom keuschen Joseph anführen, wollte ihn nicht das unzüchtige Weibsbild Potiphar ver-

leiten zu thun was nicht taugt? Was sagt ihr zu der Geschichte Simsons des Starsken, der von der verführten Delilla seines Lebens beraubt wurde?

Das Mädchen welche hier einen so großen Rumor macht, soll ein Geschenk des Himmels seyn, Proßt die Maßzeit! glaubt dies nicht. Verzeubub ist es, der sie hieher führte um unser blühendes Tarabracca zu verheeren! Kaum hat sie ihren Fuß auf das städtische Gebiet gestellt, so ist eitel Unordnung und Verwirrung bei uns einheimisch geworden. Der Senat wird ihrentwegen ein Gegenstand des Scandals und das Volk bricht in laute Klagen voller Aufrubr und Aufsehnung aus. Bisher so sanft, so unterwürfig den

Gesehen ist es jetzt in voll'ger Rebellion,
 Erht ihr nun noch nicht die Spuren ein,
 daß unser Ruin nahe ist? Ja ich wieder
 hole es nochmals — Verzeub hat uns
 mit Augusten betöbet, sie ist entweder eine
 Zauberin oder eine Hure.

Dieserigen aber welche sie zum Nie-
 brauch für Jedermann bestimmen, sind
 eben so vom Teufel besessen! Soll ich ras-
 then, so eilt daß sie wieder von dannen
 komme. Ich werde Euch meinen Traum
 erzählen. Hört und zittert! Ich sah mit
 meinen leiblichen Augen, und der Tag
 graute doch schon, einen Engel an meiner
 Ruhestätte. Er winkte, ich rief die Aus-
 gen als wär mir Schnupftoback hinein
 gefallen, er gab mir ein Zeichen, daß er

mir etwas zu sagen habe und ich spitzte meine Ohren wie ein Hase: Sage den Bewohnern von Tarabraca — sprach er mit stöhnendem Tone — daß sie nicht fluchen die Jungfrau welche von den Meereswellen an die Ufer von Tarabraca ausgeworfen ward, wieder von sich zu lassen. Sie heiße Augusta, aber sie wird euch alle in das tiefste Elend stürzen. Wohnet sie länger als einen Monat in Euren Mauern, dann ist die Pest wieder bei Euch und alles was Mann ist wird von neuem hinweggerafft werden und Jeder der dann stirbt, ist verdammt in alle ewige Ewigkeit im Högfeuer verschmachten zu müssen, weil dann gar keine Erldfung mehr für ihn möglich ist! —

Schors

Gehorsam meine lieben Brüder ger
 ziemt uns in dieser bedenklichen Lage. —
 Gehorsam gegen die Binde vom höhern
 Verhängnisse, wie mir selbige das Traume
 geſicht gab. Dieses Mädchen werde wirts
 der am Bord des Schiffs auf welchen sie
 kam zurück geführt. Ich rathe daß man
 mit ihr die sowohl schwarzen als weißen
 Eunuchen einschiffe die von unsern Kapern
 seit Jahr und Tag eingebracht worden
 sind. Diese Satansbrut diene zum Aus
 dern des Schiffs, damit so schnell wie
 möglich die unglückbringende Dirne aus
 dem Gebiete unsers Staats gebracht
 werde. Wollten wir andre Männer an
 das Ruders stellen, so steht zu befürchten,
 daß sie leicht sich in eine strafwürdige Ver

traulichkeit mit dem Weibsbilde einfließen würden und was könnten die Folgen seyn? Zum wenigsten eine peinliche Vorladung vor das geheiligte Inquisitionstribunal.

Wisset ferner Einwohner von Tarabraca, daß unser Gesandte am Königl. Hofe zu Tumiskusi mir so eben geschrieben hat, er hoffe glücklich auf der Insel Gusi zu landen und von da aus werde er 30000 der keuschesten, schönsten und schmiegsamsten Jungfrauen unserer bedrängten Stadt zur Nothdurft her schicken.

Es verwandle sich also diese übermäßige Eifersucht die in den Einwohnern von Tarabraca gleich einer verzehrenden Flamme lodert, in Sanftmuth, Friedfert

sigkeit und allgemeine Brudersliebe. *Der* sieget das Fleisch das von dem nimmersatten Geier des Wüthens und Begehrens zerfleischt wird — und Ruhe und Eintracht wird künftig in unsern Mauern wohnen.

Hiermit endete der Probst seine Rede und ward von einmüthiglichen Beifalls Klatschen beehrt. Der Probst verließ sofort den Versammlungsaal, ein Haufen Volks begleitete ihn nach seiner Wohnung. Hier aß er, ob es gleich Fasttag war, zwei Kapaune mit dem besten Appetit.

Nach seinem Rathe ward von dem Großkanzler sofort eine Verfassung publizirt, nach welcher Auguste, binnen dreis

mal vier und zwanzig Stunden, über die Grenze gebracht seyn müsse. Auguste war wie versteinert, als ihr dieses Decret bekannt gemacht wurde; ihr Gesicht war so bleich wie die Farbe einer Winter-Melone und ihr Aerger fast noch größer als der des Sie Drake in München, als er seine Bemühungen nicht nur vereitelt, sondern sich selbst mancherlei unangenehmen Bemerkungen in staatsrechtlicher Hinsicht preisgegeben sah. In der That war ihr Schmerz auch höchst gerecht — als Jünger ein Reich verlassen zu müssen, worin Tausende von Männern, noch obendrein bei einer vierjährigen Mäciernheit sich nach dem Minnesfeld sehnten, mußte für die verlangende Auguste ohnstreitig eben

so kränkend seyn als die allgemeine proclamirte Kaiserwahl in Frankreich einem Prädentenden aus bourbonische Abstamme kränken muß.

Zwar opponirte Graf Scammona mit der lebhaftesten Veredsamkeit, aber es ging ihm wie es dem edeln Cornet erst neuerdings in Paris ging, seine Rede war voller Wahrheit und triftiger Gründe: aber die Mehrheit der Stimmen und Verblendung vom falschen Wahn ließ die Stimme der Wahrheit fruchtlos verhallen.

Da der Herausgeber ohnehin nur zu sehr befürchten muß, durch Mittheilung einiger gehaltenen Reden den Lesern lang-

weilig geworden zu seyn und er sich gern
 bescheidet daß durch die am politischen
 Horizont derzeitigen Meteore dem Ham-
 burger unparteiischen Correspondenten
 und seinen ihm nachplaffenden Brüdern
 zur Pflicht gewordenen Mittheilung englis-
 cher Parlaments-Reden und französischer
 Dank- und Aufforderungs-Adressen we-
 gen der Kaiserwürde Reden genug gelie-
 fert worden sind und vielleicht noch wer-
 den geliefert werden und folglich derjenige
 dem dergleichen Lectüre behagt, oder der
 sich in der Kunst üben will, mit blendens-
 den Sophismen, seichten Gründen und
 Modelung der Gedanken zum jedesmalig-
 en Zweck eine an für sich linksche und
 rechtsche Sache durchzusetzen in benann-

ten Vätern schon Stoff genug Anben
kann ohne erst die Tarabraanischen Reden
zu studieren, so konnte um so süssli
cher verührte Rede des Grafen wegleis
ben, da sie, wie wir oben bemerkten, ohne
Erfolg war.

Gustchen weinte heftig. — Liebe, Eigendünkel und Aerger tobten in ihrem Busen. — Daß sie die Nacht über kein Auge schloß war sehr natürlich. Welche Wonne hatte sich ihre Phantasie nicht von dem Nektar verfohlener Liebe ausgemahlt, ausgemahlt mit der ganzen Lebhaftigkeit der von der Wechselflamme der Sinnlichkeit entzündeten Einbildungskraft! — Wie gerecht und so ganz den Umständen angemessen war ihre Hoffnung gewesen die ersten sacrifices und libations einem Tarabracanischen Hercules zu heiligen und diese süße Hoffnung war nun gleich einer Seifenblase verschwunden! —

„Kein Männerarm will meinen Keiz berühren. Zu meiner Lippe trifft

sein Mund den Pfad," seufzte sie als der
 von ihren Reizen trankne Graf in ihr
 Zimmer trat. Er war in einen Mantel
 gehüllt, hatte sich listigerweise bei der
 Schildwache vorbei geschlichen, einen
 Nachschlüssel zu verschaffen gewußt und
 schloß die Thüre hinter sich gleich wieder
 ab. Schüchtern hat er anfangs um Ver-
 zeihung daß er diesen Versuch gewagt
 habe die glühende Liebe gegen Gustchen
 sollte ihn dieser Dreistigkeit wegen ent-
 schuldigen. Gustchen verzieh ihm und ob
 sie wohl ihm nicht sagte, sein Versuch bes-
 dürfe keiner Entschuldigung, so dachte sie
 dies doch. Der Graf sagte noch manches,
 was bei ähnlichen Zusammenkünften ge-
 sagt wird. Die Schüchternheit des Graf

fen verlor sich — die von Verbrüß und Widmuth niedergebeugte Auguste schloß sich wieder von neuem von einem fröhlichen Herzklopfen ergriffen. Beide sanken, von einer unsichtbar drängenden Kraft überwältigt, in das nahesteheude Sopha.

Der Graf bot ihr ein Schmuckkästchen an. „Nehmen Sie es zum Andenken an einen Unglücklichen, der mit Ihnen das schönste Bündniß des Lebens knüpfen würde, wenn Verhältnisse und Vorurtheile ihm dies nicht unmöglich machten.“

Auguste nahm das Kästchen, das sich ziemlich schwer anfühlte und gab dem Gelehrten aus Dankgefühl einen brennenden Kuß.

Der Graf ging weiter. Funken über Funken sprangen in ihm hervor; seine heiße Hand berührte Augustens Busen und wild bebten die Brustknochen. Einige Minuten später waren ihre Arme verschlungen. Busen tobte gegen Busen; matt und hinstrebend waren Augustens Blicke, wild und flammend die seinigen. Lippe brannte an Lippe, der Athem stockte, leise gebrochne Seufzer stöhnten mit matten Tönen, die Sinne wollten schwinden als plötzlich die Thüre aufging und ein Franziskaner, in Begleitung einiger Polizeikommissarien, stand vor dem liebenden Paare.

Der Graf konnte nicht entfliehen. Man umringte ihn wie einen Arrestanten.

Vergebens war sein Bitten, fruchtlos blieben seine Vorstellungen. Augusten ward angekündigt sie solle sogleich sich zur Abreise anschicken.

Aber es ist stockfinstere Nacht! — erwiderte die Unglückliche.

Hilft nichts! Fort, fort! — antwortete der Mönch.

So ward sie denn fortgeschleppt und ohne die mindeste Ehrenbezeugung durch die Straßen nach dem zu ihrer Abreise bestimmten Schiffe geführt.

Statt daß bei ihrem Einzuge fast die ganze Stadt in Bewegung ihrentwegen war, daß man sie beinah vergötterte, anbetete, mit Glanz und Ehre überhäufte, so war bei dem Auszuge ein jämmerli-

Her Wicht in einer Mönchskutte ihr Begleiter.

O Wankelmuth des Glück! o Launen des Schicksals! Wie gängelt ihr die Menschen! O Volksgunst, wie betrüglich ist das Vertrauen auf dich!

Als Auguste am Bord des segelfertigen Schiffs ankam, empfingen sie einige Verschittne und schmutzige Matrosen. Dies vergrößerte Augustens Aerger. Sie wußte ja nur zu gut was solchen widerlichen Creaturen mangelte und von ihnen erwartet werden kann.

Weil der Wind nicht gleich günstig war, so konnte das Schiff nicht auslaufen. Einige Tage vergingen ehe die Ausfahrt begann. Diese Tage waren die vollkom-

mensten Tage des Jammers für Augusten. Sie, die einige Tage früher von dem seltenen Glück erquicket wurde, daß Tausende sich wünschten, aus ihrem Quellschen der Sonne gelabt zu werden, wünschte sich eifrigst den Tod.

Aber Freund Hayn bleibt dann am gewisesten aus, je sehnlicher man ihn herbei wünscht. Gustchen hätte sich ihm williger in die knöchernen Arme geworfen, als kurz vorher in die Arme des liebeglühenden Grafen. Doch der Sensemann blieb aus. Wahrscheinlich wußte er, daß es Augusten ernstlicher mit ihrem Wunsche sey, als jenem Holzhauer, der, wie die Sage erzählt, auch des Lebens satt und seiner Dürftigkeit überdrüssig, sich den

Besuch des Knöchlers wünschte. Damals kam er eiligst gehüpft um den Armen aus dem Joche der Lebensbürde zu spannen oder vielmehr ihn zu foppen. Denn der Holzhauer wollte denn doch lieber noch einige Jahre kummervoll und kärglich sein Reisbündel aus dem Walde nach Hause schleppen, als im kühlen Schoos der Erde todt seyn.

Endlich wurden die Segel gelichtet. Der Wind blies begünstigend und das Fahrzeug flog auf Zephyrs Schwingen dem hohen Meere entgegen. Sie saß wehmüthig weinend auf dem Verdeck. Marchmont Bellano neben ihr.

Noch es ist die höchste Zeit daß der geneigte Leser in Gustavens Geschichte

wieder einen Ruhepunkt finde. Zumal da die mäßigsten Neben bei einigen, die weder die Hamburger Zeitungen zu lesen, noch einen Nachmittags-Prediger zu hören gewohnt sind, die peinigendste Langerweile und trockenste Unterhaltung in eben dem Grade und Maasse verursacht haben können, als dies nur immer die englischen Miscellen von Hüttnier; der noch immer mit Wielands Namen prangende sogenannte deutsche Mercur und ein —r Roman im neuesten Geschmack fabrizirt, zu thun im Stande sind. Mit hin sey hier das dritte Buch gendigt.

Viertes Buch.



Die Barke wogte auf dem Meere und
Guthen die Kermste war von unnenbas
ren Schmerz ergriffen, wollte mehr als
einmal sich in die Wellen stürzen und
dachte, tiefer könne ein Mensch nicht ge-
kränkt werden als sie gekränkt worden sey.

Marchmont Bellano saß neben ihr.
Er hatte eine gefällige, liebliche Figur;
in seinen Augen so wie in der Farbe seiner
Wangen lagen die sprechendsten Beweise,
daß er manchen Feldzug unter Cupido's
Fahnen mitgemacht habe.

Zu jeder andern Zeit bei früheren glücklichen Verhältnissen hätte er gewiß nicht so kleinlaut und abgestumpft neben einer so himmlischen Nymphe wie Gustin war, gefessen. Jetzt seufzte er bloß und verwünschte im Stillen den unbehaglichen Zustand seiner Männlichkeit.

Den Damen von Temperament soll ein männliches Wesen, in dessen Augen sich die Runderä der Liebe aussprechen, interessant seyn. — Gustin warf manchen Seitenblick auf Dellano. — Dellano seufzte hörbarer.

„Sie scheinen auch nicht in die Reihe der Glücklichen zu gehören?“ — fragte ihn Gustin.

Die Antwort zu dieser Frage spann

sich zu einer klärenden Skizze seiner Lebensbeschreibung aus.

Vellano war der Sohn eines Kaufmanns. Sein Vater hatte sich von einem herumziehenden Tabulettträger zu der Höhe eines Millionärs geschwungen. Der junge Vellano kam zu früh in den Besitz des väterlichen Erbschafts und hegte den irrigen Gedanken, man müsse den Reiz des Lebens genießen, da man doch ja nur einmal lebe. Deswegen freute er sich denn auch seines Lebens so sehr, als man sich dessen im Besitz von fast einer halben Million als so viel auf seinen Theil kam, nur immer freuen kann. Er reiste durch Frankreich, Italien, England und Deutschland. Die Gastwirthe bewirtheten

ten ihn fast königlich, ließen sich aber ihre Aufwartung wacker bezahlen und da noch kein Avisenblatt der Biersüchtigkeit, worin naturlicher Weise die Billigkeit mit inbegriffen ist, in den Ländern durch welche Bellano reiste, herumspazierte: so kamen die habüchtigen Prellereten habüchtiger, unverschämter Wirthe nicht an den Tag. Nach einigen auf diese Art kostbar verplügten Lebensjahren ließ sich Bellano in einer berühmten Universitätsstadt zu dem Entschlusse bewegen, den Ruf zu huldigen. Er ward academischer Bürger, besuchte aber von den vielen Collegien die daselbst gelesen wurden, kein einziges. Anfangs aus Gleichgültigkeit und Vernachlässigung, bald drauf als Mitglied

eines Ordens, der jedem zum Hundstott prägte, wenn er sich wollte beikommen lassen ein Kollegium zu hören. Außerdem trat er noch in den Bund einer Verbrüderung, die sich die Misericordisten nannten. Was konnte bei diesem Studium herauskommen? — Nachdem er als sogenannter fideles Dursche abermals fast vier Jahre verlebt hatte, machte er erst die Bemerkung, daß das so ansehnlich gewesene Erbschüttel bis auf einige Tausend zusammengesmolzen war, zugleich bemerkte er auch mit dem Augen der Erkenntnis, daß es mit dem Magazin seiner eingetragenen Kenntnisse sehr schlecht bestelle und er jetzt eigentlich eher denn je ein miserabler Mensch sey. Das Glück wollte ihm dennoch wohl,

er erhielt den Antrag zu einer Audienz.
 Stelle. Ohne sich lange zu besinnen, und
 geleitet durch den Gedanken: Verstand
 kommt nicht vor den Jahren und mit dem
 Amte kommt auch der Verstand, nahm
 Bellano den Antrag an. Das Reglement
 ward einen Monat lang von dem neuen
 Auditeur wichtiger exercirt, als das Regle-
 ment selbst von dem *schlechte commandirens*
 den Obersten und den nicht gut wissenden
 Majors. Zum Glück für den Auditeur
 fielen wenig Excesse und verwickelte Fälle
 vor, sogar wenig Deserteurs kamen in
 Untersuchung. Alles wäre folglich sehr
 gut gegangen, wenn nicht der Chef ein
 bißiger, ganz vom militairischen Geiste
 durchdrungener, dem Civilstande total

abgünstiger Mann den Auditor zur Dis-
 missiönmachung genöthigt hiet. Ein
 junger Jähndrich hatte mit einem Refe-
 rendair Handel bekommen und letzter,
 ein größerer Fehrer, hatte dem ersten, ein
 bloßer Wortheld, nachdrücklich zur Kai-
 sen gedroht. Der Jähndrich war beleidi-
 ght, die födallische Klage ward ein- einge-
 ert, der Termin anberaumt, instruire, res-
 ferire und der Civil zu vierwöchentlichen
 Personal, Arrest verurtheilt. Dem Chef
 schien dies Urtheil zu sanft und mild für
 einen Verbrecher, der, wie der Refereus-
 dair, sich gegen Insolenzen vertheidigt
 hatte. Er verlangte Fehungsstrafe und
 besah dem Auditor die dazu erforderliche
 Eingabe an das Landeskollegium zu ma-

chen. Dieser, dem es nicht einleuchten wollte, wie ein Regiments-Chef über die Befehle hinwegspringen und einem Kollegio vorschreiben könne, zumal da auch die Form und Ausdrücke wie sie der Chef zu wählen befahl, sehr anzüglich waren, erlaubte sich submisse Vorstellungen. „Ich befehle es aber und morgen beim Rapport erwarte ich die Eingabe,“ sprach der Chef. Im folgenden Rapport war die erste Frage des Chefs: ob sein Befehl vollzogen worden? — Der Auditeur stammelte verlegen: „fertig im Conzepte, nur nicht aufs Reine geschrieben.“ — Ein hämischer Blick des Chefs fiel auf den Auditeur vom Kopf bis zu den Füßen und zugleich belegte ihn der Chef mit der Ver-

nennung: „Dumfries“ und einem freys
tägigen Arreste. Diese Behandlung kränkte
Bellano's Ehrgefühl zu lebhaft, er ver-
langte seinen Abschied und erhielt ihn.

Nest mußte er nun wieder von den
Trümmern seines Vermögens leben. Er
studirte dabei die neue Kestheit, schrieb
Trauerspiele und übersehte einige Stoffs-
pearsche Produkte. Die erstern wollten
bei keinem Theater günstige Ausnahme
finden und über die letztern fielen schmähs-
füchtige Rezensenten her. Bellano ging
zur Litteratur der Franzosen über und
wußte auf jedes neu geformte Operndops-
chen das in Paris erschien, ein deutsches
D. Aelchen zu finden, das aber nun freilich
immer nichts weniger als passend und

gefällig war. Sein Verkehr mit dem Theater verwickelte ihn in einige Liebes- Angelegenheiten mit gutmüthigen Aktris- zen und außer der größern Zerrüttung sei- ner Finanzen warf ihn eine dieser Aktris- zen, deren Forer, Rolle die Gurli war, auf länger denn drei Monate auf ein gas- lantes Krankenlager, von welchem er auch nur wurmförmig, nicht völlig genesen, wieder aufstand.

Er verwünschte das Theaterwesen und entschloß sich Pädagog zu werden. Emsig studierte er die neuesten Moden in der Erziehung und fiel endlich auf den Gedanken, da, was die Unterrichts- Me- thode anbelangt, schon jeder barocke und piskante Vorschlag gethan worden war,

eine neue Epoche in der AVE: Schülers Welt zu begründen und sich zu der, in der gelehrten Republik bisher unbekannt gewesenem Würde, eines Buchstabier: Papestes emporzuschwingen. Mit kühnem Muthe kündigte er dem gewöhnlichen AVE: Schlandrian den Krieg an. Die Konsonanten wurden nicht mehr mit Hülfs:Vocalen ausgesprochen, sondern als selbstständige Wesen proclamirt. In allen öffentlichen Blättern las man die unerhörtesten Wunderdinge, die der neue Buchstaben: Monarch an den lieben Kleinen verrichte. — Binnen zwei, höchstens drei Monaten lernten die Kinder die Knaus laute hervorbringen und dann bald drauf fix und fertig lesen. Nun folgerten die

Verständiger und die Anhänger dieser Leseschule: wenn allein beim Buchstabens-Unterricht ein Zeitraum von wenigstens ein paar Jahren gewonnen werde, wie groß würde in aufsteigender Vielfältigung zu gewinnen seyn — was unsre Vorfahren erst im 30sten Jahre mußten, könnte unsre Jugend schon im 12ten Jahre wissen! — Bei der Geneigtheit unserd Zeitalters zur Lektüre und Begünstigung der Leihbibliotheken könne das Kind nicht frühzeitig genug lesen lernen! — — Man suchte landesherrliche Privilegien nach, lehrte künftige Thron-Erben nach der neuen Methode und wer sich nicht lebhaft für diese zum Wohl der Menschheit als höchstwichtig angepriesne Sache enthus

fadmirete, weil er etwa glaubte, sich für
 noch wichtigere Angelegenheiten enthu-
 fadmiren verpflichtet zu seyn: oder wer
 glaubte, daß wenn ihm schon die Sache
 der Fabelisten zum höchsten Enthusiasmus
 stimmte, er Gefahr lief, mit seinem En-
 thusiasmus bankrott zu werden, wenn er
 nämlich damit auch die mancherlei andern
 Bedürfnisse der Menschheit mit Enthu-
 siasmus begünstigen sollte. Kurz, wer
 sich lau gegen die neue Klugheit in der
 Buchstabier- und Les- Methode zeigte,
 wer einige Bedenkllichkeiten hegte und
 glaubte daß sie allenfalls nur für geübte
 Lehrer, fleißige Schüler und ungewöhn-
 lich gute und offene Köpfe, keinesweges
 aber für den Volkunterricht in der nie-

bern Schulen anwendbar sey, wer ferner
 mutmaßte, daß diese Methode frühzei-
 tige Vielwisse bilden und zu einer höchst
 einseitigen Bildung führen könne, ward
 von den Vellanonischen Aposteln ver-
 schrien. Endlich kam der Erfinder dieser
 neuen Organ-Ausbildung mit seiner Me-
 thode selbst zur Besinnung; das Publi-
 cum betrachtete allgemein die Sache als
 eine neue Charlatanerie; die ABC-Lehrs-
 Methode griff nicht in den Geist des Zeits
 alters ein und Vellano's veranstaltete
 Auflage seiner Elementarbücher ward
 Maculatur *).

Aus

*) Wer hier die jetzt Epoche-machende Oll-
 vierische Methode gemeint glaubt, irrt sich.

Aus dieser Buchstaber-Karriere, warf er sich nochmals Thalien in die Arme, bes trat einigemal selbst die Bühne, aber ohne sonderlichen Beifall und erlangte endlich durch die Gunst des Regisseurs, die Stelle eines Theater-Secretairs und Hossens-Kopisten. Bei dieser Beschäftigung kam

Uebrigens kann aber dieser umständlich selbstehaltne Kopschnitt aus Brilano's Leben zeigen, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht und wenn man sich Mühe giebt, die frähere Geschichte der Erziehungsehrs worin das Lesenthem einen Spielz andmacht, nachzusehen, wird man auch manche ähnliche Vorschläge, das erste richtige Aussprechen der Buchstaben und die Vermeidung dabei gewöhnlicher, aber unnützer Weltichweisigkeit betreffend, gethan worden sind. —

zugleich seine kritische Ader wieder in Wallung und da er mit dem Redacteur der Provinziellen Zeitung bekannt war, so nahm dieser Vellano's Theaterkritiken in sein Blatt als einen fortwährenden Artikel auf. Vellano genoss nun eine monatliche Rente mehr. Seine Kritiken waren größtentheils kniffig und bissig, aber dies behagte, weil einmal das Schlimps und Schand, Reden damals Modeton in der Literatur war und die Redacteurs in dem Wahne standen, ein großes Publicum zu gewinnen, wenn sie sich gegenseitig boosknechtisirten und ihre Blätter zum Wettspiel der Arroganz und göttlichen Frechheit darboten. Vellano war jedoch klug genug es mit denen, die

bei dem Regisseur in Gunst standen, nicht zu verderben und schlau genug, dies sehr bald zu erforschen. Er besprach sich nämlich mit dem Regisseur, und äußerte dieser, der oder jener habe gute Tournüre von hinten, so mochte der Schauspieler eine Rolle, wie man sagt, ganz verhungern, er ward gelobt! —

Bei diesem Theaterleben war aber doch nichts zu erübrigen und Cellano sehnte sich nach einem ruhigern Nahrungs-erwerbe. Sein Umgang mit einer Schauspielerin kostete ihm nicht nur den bei weitem größten Theil seines Gehalts, sondern auch den letzten Rest seiner Gesundheit. Als ein moderner Combabus wankte er nun herum und besaß nur jetzt,

freilich zu spät, seine Freigebigkeit, mit welcher er dem Priap geopfert hatte. Aus Desperation über seinen desolaten Zustand faßte er den Voratz, sich freiwillig aus Europa zu deportiren und eine Reise, wenn nicht um die Welt, doch wenigstens tief in die Welt hinein zu machen. Er kam in Hamburg am Baumhaufe mit einem Iever an. Damals war just der Zeitpunkt wo das sonst solide Börsen-Gebäude den Einsturz drohte und aus welcher Epoche der Stoff zu dem Nothen: Roman (wohl wahr!) die Sitten unsrer Zeit, dieser wohl zur Mode-Lectüre gewordne aber wenig beachtete Roman gewählt worden ist. In Hamburg hielt sich Bellano einige Wochen auf, besuchte

abwechslend das liebliche Altona und hing schon an seine Reise, Idee aufzugeben. Damals stand auch dem Altonaer National-Theater eine erschütternde Krisis bevor. Bellano gab den bedrängten Directoren Rathschläge die aber, wie alle wörtliche Zurechtweisungen die bei ähnlichen Gelegenheiten mit keinem Kredit unterstützt werden, nichts fruchten konnten. Dafür ward er aber doch mit der gastfreundschaftlichsten Art, die bei den biedern Altonaern so ganz einheimisch ist, bewirthet. Bei Rainville sowohl als auf Elavenhof hatte er freie Zehrung; Champagner konnte er bei seinem Gönner und Hauswirth im reichlichen Maasse genießen und seine Arbeit bestand bloß im Ab-

schreiben einiger Manuscripte, womit der Director die Lese- Publicums zu beschenken Willens war. Neue Stücke wurden und konnten nicht gegeben werden, folglich war auch das Ausschreiben der Rollen entbehrlich.

In dem reizenden Ottmarsen genoß er bei dem Adeln Oberförster, den sich wahrscheinlich Bürger dachte, als er das Lied vom braven Manne dichtete, die liebvollste Ausnahme. In dem Kreise der anspruchlosen, in sich selbst glücklichen Familie hatten die Musen und vorzüglich Thalia sich einen Tempel erbaut, wo zu weilen Thallen zu Ehren ein Fest veranstaltet ward und Bellano genoß mit man-

chen andern Fremdlingen die frohesten Stunden.

Zu derselben Zeit lebte auch das ehmalige Schwaben-Mädchen, das dem Sänsger des braven Mannes erst berückte, dann völlig zu Boden drückte, in Altona und Dellano hatte das Glück zu den Sieben und Siebzigtausend, Siebenhundert und siebzig Liebhabern der freundlichsten ihres Geschlechts zu gehören. Konnte er auch gleich keine Lebensfülle in ihren keuschen Schoos schütten, so nahm doch die Gutmüthige mit seinem guten Willen vorlieb, verschmähte seine Huldigung nicht, und ließ sich die kleinen Opfer gefallen, die sein wohlthätiges Herz auf Kosten des Verstandes ihr brachte. Verstand brauch-

ten ihre Liebhaber ohnehin nicht zu besitzen, wenn sie nur mit den Gesetzen der Attraction und Retraction bekannt waren.

Vellano war nach einigen Monaten in ein Meer von Schulden versenkt und da er seine Gläubiger nicht befriedigen konnte, verließ er Altona heimlich und kam glücklich in Toulon an. Von da aus ging er nach Egypten und ward geheimer Ober Bau-Inspector bei einem Rammelsdens Chef. Vellano verstand zwar nichts von der Architectur, sogar die ersten Gründe der Kunst waren ihm unbekannt, allein seine Quade und ein bißchen Dreistigkeit, gewannen ihm die Gunst eines Bey's, der auf seiner Reise durch Deutschland das berühmte kostbare Silberbuch für Bau

lutzige gekaufte hatte, und nun in seinem
 Vaterlande ebenfalls die schöne Vaukunst
 einheimisch machen wollte. De Be- ge-
 nehmigte einen Reetablissemensplan über
 Eine der Städte seiner Grundherrschaft
 und wollte diese Stadt zur schönsten seines
 Gebiets erheben. Bellano kam mit dem
 benannten Titel an die Spitze der dazu
 niedergesetzten Baukommission. Da aber
 der Dirigens keine Baukenntnisse besaß,
 die unter seiner Direction angestellten
 Vermesser eben nicht zu den geschicktesten
 ihres Fachs gehörten, so mußten manche
 Fundamente mehr wie einmal wieder ein-
 gerissen werden, damit die Straßen in
 grader Linie liefen und weil die Vaulustig-
 en die Absicht davon nicht einsehen konn-

ten, so rechtfertigte gewissermaßen Dellano seinen Titel als geheimer Vaus Inspector, ob es gleich immer lächerlich blieb, bei einer Function, deren Vetreibung öffentlich geschah, das Prädikat geheim zu führen. Nach ein paar Jahren starb der Vey, das Metablissement gerieth ins Stocken, Dellano sah sich genöthigt, auf sein anderweitiges Fortkommen zu denken und begab sich auf ein Schiff das nach Ostindien segelte. Das Schiff ward verschlagen und nach einer angstvollen Schiffsbruchscene lief es in den Hafen zu Tarabraca ein. Hier ward Dellano bei der Polizei als Kommissair angestellt. Dies behagte ihm aber nicht. Sogar der Wunsch nach seinem Vaterlande zurückzu-

kehren erwachte in seiner Seele. Er theilte ihm den Gouverneur mit und da durch Gustichens Transportation einige Begleiter ausgesucht wurden, und man dazu nur solche wählte, denen es unmöglich war, Gustichens Reize zu kosten, so erhielt Vellano bei dieser Begleitung den Posten des Commandoführers. Hatte Vellano je bedauert daß ihm der Kammerherrns Schlüssel den jeder Ritter an Cythereens Hofe führt, abgenommen worden war, so geschah es jetzt. Thränen füllten seine Augen; hoffnungsloser Schmerz nagte an seinem Herzen. Auch in Gustichens Blicken, die vielbedeutend an der Scène hingen, wo Vellano combatirt worden war, sah man welchen Theil sie an Vell-

lano's Schicksale nahm. Dieser ahnete hingegen nicht wie nahe er in demselben Augenblicke den Ufern des Acherons sey und daß die Parzen Mene machten seinen Lebensfaden abzuschneiden. Die See ward unruhig; das Brausen der Wellen nahm zu; gewitterschwangre Wolken zogen am Horizonte herauf, das Schiff erzitterte eigen Leck und die Fluthen verschlungen es mit sammt der drauf befindlichen Mannschaft.

Auguste hatte aber in dem Augenblicke wo Tod und Leben mit einander rangen, noch Besinnungskraft genug, des Kästchens das ihr Graf Scamonea geschenkt hatte eingedenk zu bleiben. Das Schicksal hatte sie einmal zu noch längern Leben bestimmt und rettete sie wundersbarlich.

Sie hatte nämlich in der größten Angst eine Schiffablatte ergriffen und so schwach auch dieses Rettungsmittel war, so schützte es doch vor dem völligen Untergange. Auf diesem Brete ward sie einige Stunden hindurch auf den Wellen herumgetrieben. Ein Schiff mit französischer Flagge rettete sie von der augenscheinlichsten Todesgefahr. Der mitleidige Schiffs-

Kapitain nahm sie am Bord seines Schiffs und nach zwölfs Tagen war der Hafen zu Marseille, wohin das Schiff nämlich bestimmt war, erreicht.

Wer nicht glauben will, daß das Geld das fünfte Element sey, der gehe an einen ihm fremden Ort unter fremde Menschen, sehne sich nach dem was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört und sey dabei entweder zu blöde oder zu jaghaft die Gastfreundschaft der Einwohner zu prüfen und in Anspruch zu nehmen, und dieser Zweifler wird, wie sehr auch Stolzge den Werth zeitlicher Glücksgüter verschreien, gar bald begreiflich finden, daß sich so wenig ohne Geld, als ohne Lust leben laßt. Gutes wäre in diese Welt

legenheit geraßen, wenn das kleine Kistchen des Grafen, dessen Inhalt ihr noch unbekannt war, sie nicht davor gesichert hätte. Sie öffnete ihr Schatzkästchen und eine Kette von gediegenem Golde mit zwei Colliers, ein Ring in welchem ein Stein wie kristallhelles Wasser floß und eine Rolle von hundert Pistolen; Stücke lagen darin. Diese Entdeckung verursachte ihr ein heftiges Herzklopfen — ja der Athem blieb ihr in der Brust stehen und die ruhrende Freubenergießung löste sich in wunderbar, süße Thränen auf.

Nach und nach kam sie aus ihrem Wonnetaumel zurück. Ein Jude trat in ihr Zimmer und bot einen Frack nach dem neuesten Pariser Schnitt nebst ein paar

seidenen Pantalons zum Verkauf an. Gustchen ward mit dem Verkäufer über den Handel einig; es saß ihr so gut, als wäre Brod und Pantalons nach ihrer Kleiderform zugeschnitten worden. Binnen einer Stunde stand sie wie der eleganteste Eusebe vor dem Spiegel und — gefiel sich selbst allerliebst!

Sie ging auf die Promenade. Jedermann sah mit Wohlgefallen dem schmunzelnden Jungen nach. Ein junger Bursch redete sie an. Gustchen spielte ihre Rolle mehr geschickt. Der Bursch noch ein schlüßiger Jüngling, dem die Klosterluft die Augenblüthe von den Wangen noch nicht abgestreift hatte, erbot sich von dem kleinen Bekannten einen Besuch auf seine Zelle.

Diese

Diese Aufforderung misßte Gaspard ganz und gar nicht.

Wo ist Ihr Kloster? fragte sie den Neujen. „Dort auf jenem Hügel“ — antwortete er und zeigte mit der Hand nach einer lichten Höhe.

Der Mönch regalierte seinen Gast mit verschiedenen Sorten der besten Weine. Der Wein mochte süßig; das Herz wird erfrischt.

Ist habe ich Sie besucht, wenn wer den Sie mein Bräutigam suchen? fragte das verkleidete Mädchen schallhaft.

Der Mönch ahnte den Sinn dieser Frage nicht und fragte ganz verabschiedet: Haben Sie denn auch eine Zelle? —

„und eine sehr niedliche“ — antwortete das halb berauschte Gutschen — „es ist sogar noch kein Mönch darinnen beherbergt worden, können Sie dies wohl glauben? — Nachen Sie, wie geht das zu?“ —

In welchem Kloster sind Sie? fragte der Mönch weiter. —

„Nicht weit von dem Ihrigen. Kommen Sie her! — Hierher! — So!“ —

Der Mönch stand zwischen den Knien des räthselhaften Gastes.

„Ihr Guardian war schon nahe an meiner Zelle“ — sprach Gutschen.

Kennen Sie den schon?

„Nur muthmaßlich, ich sah ihn nicht sichtbarlich, aber die Größe und der Um-

sang seiner Form verrieth sich unter seinem Gewande.“

„A ha, ich merke, Sie scherzen! — unser Guardian ist bei seiner kleinen has gern Figur doch ein seelenstarker Mann, von hohen, festen Sinn.“

Gustchen schenkte die leer gewordenen Gläser voll.

Ihr Guardian, nicht unser Guardian soll leben! Die Gläser klingen.

Was würden Sie anfangen, wenn ich Ihnen ein Mädchen herbeizauberte? — Ja! Ja! mir trauen Sie nicht, ich verstehe etwas von der Zauberei. Sind Sie ein Liebhaber von der Jagd, so kann ich durch meine Zauberkünste Ihnen das Wild dicht vor den Schaf bringen. — Sind

Sie ein passionirter Vogelsteller, was gilt die Wette, Sie sollen mit der Hand daz nach greifen können. —

Brüderchen, Du bist bei der besten Laune von der Welt! zaubere ein hübsches Mädchen herbei — vom Bildpret, und von Vögeln bin ich kein Freund — rief der lallende Klosterbruder.

Auguste nahm ein Stäbchen, malte einen magischen Kreis auf dem Fußboden, murmelte einige unverständliche Floskeln und sprach endlich: Suchet, so werdet ihr finden! —

Heiliger Antonius, was für ein Dummkopf bin ich! Willkommen Du Täuschchen! — schrie jetzt der Mönch und es fiel von seinen Augen wie Schuppen.

Brennende Blicke schossen aus seinen Augen auf Augusten, sein Blut kochte, kurz er machte sich so liebenswürdig als ein — Mönch sich nur immer machen kann. Doch eben als die Liebescene beginnen sollte, trat Pater Paul in die Zelle. Der eintretende Paul war vor Ueberraschung eben so bestürzt als sein Confrater. Gustchen hingegen war mehr ärgerlich als verlegen. Sie war schon an dergleichen Störungen gewöhnt. Daß ihr nun abermals ein solcher Streich gespielt ward, dies reizte ihren nur zu gerechten Unwillen.

Nachdem Paul von seiner ersten Ueberraschung zurückkam schüttelte er sein Köpfchen, hub den Zeigefinger in die Höhe und seine Lippen preßten ein *Hm, Hm,*

hervor. Aber Bruder Florian, woher halter dieses Lederbissel? — fragte er endlich schmunzelnd. Florian erzählte die Veranlassung im Zusammenhange und fügte die Bitte hinzu, Paul möchte nichts verrathen. Paul versprach zu schweigen, „aber Bruder Florian gönne Deinem Nächsten auch etwas.“ — Das versteht sich ehrwürdiger Vater! — antwortete Gussiken und klopfte den schon im Voraus entzückten Paul auf die Schulter.

Die Zeit zur nachmittäglichen Versammlung im Chöre war herbeigerückt. Die zwei Mönche verabredeten die Stunde, in welcher sie wieder in Florians Zelle seyn wollten. Paul versprach einige der besten Flaschen aus dem Keller des

Peter Superior's herbeizuschaffen, Florian übernahm die Sorge für einen guten Imbiß und Gustchen ging mit dem Versprechen, sich zur verabredeten Stunde wieder einzufinden, von dannen.

Wie Gustchen an die Klosterpforte kam, standen mehrere Mönche daselbst. Gustchens zarte Gestalt entging ihren spähenden Blicken nicht. Doch keiner äußerte seine Vermuthung. Jeder beschloß aber bei sich selbst acht zu haben, ob der niedliche Junge wieder zum Florian kommen würde.

Die Stunde schlug, wo Florian und Paul Gustchens Ankomst erwarten konnten. Gustchen hielt Wort. Die zwei Klosterbrüder empfingen und führten sie

nach Florians Zelle. Ein wohlbesetzter Tisch war daselbst schon gedeckt. Man wollte vergnügt und zwar recht sehr vergnügt seyn und keines ahnete die Nähe eines Beobachters, dessen unsichtbare Blicke durch eine Glinse drangen, die man ohne Florians Mitwissen in die Thüre seiner Zelle gehohrt hatte. Sechs der rüstigsten Mönche lauerten von ferne auf einen Wink, den der Beobachter geben würde um sodann auf einmal in die Zelle zu bringen und ihr Mäpchen zu kühlen. Lange dauerte ihre Prüfungszeit. Einige wollten schon ihren Plan aufgeben als auf einmal der Lauscher das Zeichen gab. „Hilf Himmel! Ich sehe ein heiliges Mäpchen“ schrie der allglückliche Seher

begeistert. Pfeilschnell schossen die Mönche herbei und waren mit einem Sprunge in Florians Zelle. Diese Ueberraschung war selbst für Gustchen betäubender als alle die Vorigen, wodurch ihr schon so oft das Ziel ihrer Wünsche entrückt wurde. Der Wortwechsel unter den Mönchen geschah mit Hefigkeit. Jeder glaubte Ansprüche machen zu können. Wie Gustchen sah, daß hier alles zu fürchten, zu hoffen gar nichts sey, schlich sie sich unbemerkt von dannen, erreichte glücklich die Klosterspforte und athmete diesmal wirklich freier, als sie sich wieder auf der Straße befand.

„Komme es, wie es wolle, nie wieder will ich mich mit Mönchen einlassen“

— sprach sie und wußte nicht, wo sie diese Nacht ein Schirmdach suchen sollte. Die Thüre des Hauses in welchen sie wohnte, war verschlossen. Vergeblich war ihr Klopfen. Sie setzte sich auf eine vor dem Hause stehende steinerne Bank. In ihrer Seele lag ein Chaos von Projekten und Plänen. Die Nacht war stille, die Luft mild — sie konnte ihren Gedanken desto ungestörter nachhängen.

Was soll ich anfangen? — monologisirte sie — ich bin in die Welt hinausgestoßen von Eltern, Verwandten und Freunden verlassen. Das Schicksal spielt mit mir, wie mit einem Kalle. Manche meiner Mitschwestern hat den Vorsatz tugendhaft zu bleiben und wird auf eine unauß-

weichliche Art in den dicksten Schwarz der Welt geworfen und von einer Versirung zur andern hingerissen. Mancher Andern hingegen bleibe die öffentliche Meinung günstig, die es am wenigsten verdient und was taugt eine Reputation, die keinen Werth hat, weil sie von der Schuldlosigkeit kein vortheilhaftes Zeugnis aufweisen kann! — Ich will meinem Temperamente, das nun einmal nicht geneigt ist, platonisch zu lieben, folgen, nicht mehr scheinen als an mir ist: ich werde sogar in ein türkisches Serail, dann, was noch toller war, auf eine Insel geführt wo Tausende von der Nothwendigkeit überwältigt, nicht mit dem Herzen, sondern mit den Sinnen lieben wollen.

endlich bringt mich eine zufällige spadhafte
 Laune in ein Mönchskloster wo in der
 Regel das Kleinod eines jungfräulichen
 Mädchens so sicher ist wie eine Taube in
 Habichtslauen und bei alle dem sonder-
 baren und verfänglichen Fährungen blieb
 ich so rein und schuldlos, als ein Mäds-
 chen an der leitenden Hand einer verständig-
 igen, gütlich sorgenden Mutter nur im-
 mer bleiben kann. Wer würde mir glau-
 ben, wenn ich ihm meine bisherigen Kata-
 erzählte und dabei behauptete, daß mir
 noch der Lilienzweig undeflekter Unschuld
 gebühre? Laut auflachen würde man und
 doch ist dem so! — Bißeln würden die
 Spötter über die Fromme und sie mit dem
 Namen des Naafes belegen, das von

Müllern, Bäckern und Mehlhändlern beim Verkauf gebraucht wird. Aber Nein! Ich will nicht im Jungfern-Kranze veraltern! — Aber was nun anfangen? — Je nun, kommt Zeit, kommt Rath! Bin ich doch nun schon so oft in den Schiffbrüchen meines Schicksals gerettet worden; so werde ich auch hier gerettet werden.

Der helle Morgen leuchtete ihr ins Gesicht. Er war so schön, aber Misanth und Kummer umwölkten Guckens Augen, aus denen sonst bezaubernde Freundschaft strahlte.

Das Haus ward geöffnet. Sie entkleidete sich und warf sich aufs Sopha. Sie bedurfte der Ruhe, aber es war ihr unmöglich einzuschlafen. Sie stief den

Aufwarter und schickte ihn in eine Leihbibliothek.

„Was soll ich bringen? — fragte er — etwas sentimentales, oder etwas poetisches, etwas wißiges oder etwas romantisches — vielleicht etwas wo der Inhalt zu weit links liegt. — Sie werden mich verstehen.“

Gustchen mußte lachen.

„Weinetwegen — antwortete sie — bring etwas, das zu weit links liegt, nur wißig und romantisch!“ —

Jean kramte bei dieser Gelegenheit sein ganzes ästhetisches Wissen aus; ralspinnirte über die neuesten Produkte aus dem Gebiete der schönen Wissenschaften trotz einem Regensenten an der deutschen

Bibliothek; witzelte so pikant als der beliebte Kraft; Stylisi Kramer; declamirte mitunter die aufgefischten gefühlvollsten Phrasen aus den ausgetretenen Lafontaineschen Gewässern; schimpfte auf die neueste Poesie und Philosophie so heftig, wie vor einiger Zeit dagegen nur geschimpft werden konnte; schmähte Wielanden, Schiller und Göthe — kurz, Jean kramte ein so buntes Gewirre aus, als sein bekannter Namensvetter Jean Paul nur immer in krauser Verworrenheit je zusammen mengelte.

Er kam bald darauf zurück und brachte einige Bücher deren Inhalt, wie er sich ausdrückte, zu weit links lag.

Hatte sie Jean selbst ausgesucht, so war seine Kenntniß der anlockendsten Giftblumen zu bewundern. Die äppigsten Bilder der schlüpfrigsten Situationen waren *con amore* gezeichnet. Die Einen hatten zwar hinterher eine gar erbauliche Moral gepredigt, die Andern aber sprachen aller Sittlichkeit Hohn, hatten die widerlichsten Ausdrücke gewählt, um ihr Publikum zum Verstehen der Iden zu zwingen und wiegelten die Sinnlichkeit mit empfindender Verläugnung aller Ansständigkeit auf.

Nur Eins davon unterhielt Gustavens Lesetrieb. Der Verfasser schilderte das Leben einer Duhlerin. Sein Gemälde verrieth einen geübten Pinsel. Der Charakter

rakter war mit Kenntniß der Quelle weiblicher Verirrungen durchgeföhrt; die damit verknüpften Bemerkungen gingen natürlich aus der mit Lebhaftigkeit vorgetragenen Erzählung hervor. Diese Lektüre brachte Augusten zu dem Entschlusse, eine ähnliche Carriere zu versuchen. Sie kannte ihre Figur. Sie wußte, daß ihr Busen, ihre Arme, ihr Fuß nach dem schönsten Ebenmaas gebaut, daß ihr Blick, ihre Mienen, ihr Lächeln anziehend waren. Sie kannte aber auch die Mängel ihres Geistes und wußte, daß Anmuth im höhern Preise als Schönheit steht und daß ein schönes Stück Fleisch allein, die Männer nicht so fesseln kann, als einer Duhlerin zuerädlich ist. Diese Selbst-

kenntniß führte sie zur Entwerfung eines Studienplans der dahin führenden Kenntnisse. Mehrere Gelehrte in Marburg hielten, wie einige ihrer Collegen in Berlin, dem schönen Geschlechte wissenschaftliche Vorlesungen. Gutschen ging zu einigen und ließ sich in die Zahl ihrer Schülerinnen aufnehmen. — Jeder Tag in der Woche war mit einigen Lehrstunden belegt und die Hoffnung, nach einigen Monaten mit den nöthigsten Grundsätzen der Geschmackslehre und Aesthetik der Toilette, der wichtigsten Kenntnisse von Literatur und Kunst, von Botanik und Astronomie von Chemie und Musik bekannt zu seyn, gab ihrem Vorsatz allen erdenklichen Fleiß anzuwenden eine energ-

gische Spannung. Sogar die Kollegien über die Schädellehre waren ihrem wißbegierigen Geiste nicht entgangen oder zuwider. Schon sah sie sich von Prinzen, Staatsministern und Staatsbedienten umgeben, calculirte, wie sie am vorthellhaftesten diese Huldigungen benützen wollte und wiegte sich sogar mit dem süßen Traume, gleich einer Maintenon und Pompadour, das Glück oder Unglück vieler Menschen in Händen zu haben. Was konnte ihr auch diese Hoffnung rauben? — In dem Staate worin sie jetzt lebte, war es nicht wie in Tarabracca. Es gab der Mädchen genug unter denen die Ersten, Angesehensten und Edelsten im Staate wählen konnten. Die Mädchen bemühten

sich daher auch Eine die Andere durch Gewandtheit des Geistes, durch Gelesenheit, durch Talente zu übertreffen. —

Gustchen ging jetzt reizender als je gekleidet. Die Bekanntschaft mit der Geschmacklehre leistete ihr treffliche Dienste. Ihr Gewand umfloß die zarten Glieder wie ein zarter Duft.

In ihrer Unterhaltung plapperte sie vom Kriterium der Philosophie, von dem Wesen der Poesie. Die botanischen Vorlesungen hatten ihr die Blumenprache der Liebe gelehrt. Die astronomischen ihre Begriffe von Tangenten, von Länge und Dicke berichtigt. Ihre Zimmer waren in ein wollüstiges Heildunkel gehüllt, mit einfacher, aber gefälliger Eleganz ein

gerichtet und Kunstinn, Phantasie, Geist und Herz wurden darin von der lieblichen Bewohnerin beschäftigt.

Bald bildete sich ein Zirkel um die moderne Aspasia und einige Journalisten erwähnten in ihren Blättern ihre Existenz und benebelten sie mit Beihrauch. Gustchen hatte durch ihren Bildungscursus zugleich gelernt, ihren Leidenschaften einen Schleier umzuwerfen; das freche und preisgebende Anlocken, das wohl sonst in ihrem Benehmen lag, war vertilgt. Wer sie nicht kannte, hielt sie für die Züchtigste ihres Geschlechts, so schwererlich schmiegte sich — dem Scheine nach — die Grazie der Citsamkeit um ihre einladende Form. Man begegnete ihr mit aller möglichen

Delicateste und obgleich schon ein Monat in ihrer paradiesischen Einrichtung verfloßen war, so wachte doch keiner sich rühmen, die süßste Frucht in Gusschens Eden gepflückt zu haben.

Unter ihren Anbetern war ein Marsquis, der sich am meisten angelegen seyn ließ, ihre Gunst zu erlangen. Er gab vor aus einer der ältesten Familien abzustammen und weitläufige Güter im Piemontesischen zu besitzen. Sein Betragen war anfangs das eines blöden Liebhabers. Nach und nach ließ er merken, er habe ernsthafte Absichten auf Gusschen. Dies war wohl auch ein Bewegungsgrund warum sie zurückhaltend war, die Spedde spielte und sich nichts erlaubte, was ihren

Zunftgenossinnen, die mit dem was man Liebe nennt, ein Gewerbe treiben, eigen ist. Wie schlau wissen die Mädchen überhaupt sich zu benehmen, wenn es der Erlangung der bräutlichen Krone gilt — wie mancher Mann ist nicht auf diese Weise getäuscht worden! —

Der Marquis hatte eine Landpartie veranstaltet. Gesehen sollte die Königin der Festlichkeit seyn. Sie schmückte sich ihrer heutigen Bestimmung gemäß mit grazilster Nettigkeit — ihr Studium der Toiletten-Aesthetik kam ihr diesmal vortheilhaft zu statten. Die Kette von gelbem reinem Golde, die ihr der unglückliche Graf Scamonea verehrt hatte, war künstlich in das Gewirre der Kastanienbraunen

Todten gewunden. Halb zwei Uhr des
 Nachmittags fuhr ein geschmackvoller
 Wagen vor, der Marquis hob seine Ocu-
 literen hinein, setzte sich neben Ehe und
 fort rollte der Wagen. Man langte an
 dem Orte an, wo das Sommer-Souper
 gegeben werden sollte. Noch war kein
 einziger von den übrigen eingeladenen
 Gästen zu sehen. Der Marquis schien
 darüber entrüstet. Was halfs, man mußte
 ihre Ankunft harren. — Der Wagen
 war noch der Stadt zurück gefahren. Die
 Liebenden lustwandeln eine halbe Stunde
 in dem nahen Lustkloßchen und kehrten
 endlich in das Pösthous zurück. Noch
 war Niemand da. Der Marquis prä-
 sentirte ein Glas Wein. Gäßchen trank

und nach einigen Minuten fühlte sie sich so schlaftrig, als habe sie mehrere Nächte hindurch kein Auge geschlossen. Sie schwanzte noch einem in der Stube befindlichen Lehnstuhl, schloß fest ein und bei ihrem Wüchterswachen befand sie sich in einem Bette. Gott was ist das! schrie sie laut auf und sank ohnmächtig zurück. Der Waquis war verschwunden, sie hatte des Haarschmucks und Schmuckstücks beraubt und die neben ihrem Bette wachende Frau erzählte: Der fremde Herr mit dem Ausgucke gekommen sey, habe sich eusefent, und weil er nach mehreren Stunden sich nicht wieder eingefunden habe, so sey man gekommen zu sehen ob das Demoiſellchen auch etwa mit ihm verschwunden sey. Da

habe man sie denn bald entkleidet gefunden, anfangs geglaubt sie wäre todt, aber ein herangerufener Arzt habe versichert, die Kranke läge bloß in einem betäubenden Zustande, der von einem Schlaftrunk herrühre. Gutschen rang die Hände und bange Ahnungen füllten ihre Seele. Der gutmüthige Birch brachte sie nach der Stadt zurück. Gutschens Zimmer waren ausgeräumt, der vorgebliche Marquis ein Gauner gewesen und Gutschen nun so arm und hilflos, daß ihr von dem kurzen Glanze ihres Vermögens kaum die nothdürftigste Bekleidung übrig geblieben war. Ein harter Schlag der das arme Mädchen traf! — Er betäubte sie so heftig, daß sie einige Tage lang aufs Krankenlager ge-

worfen ward. In ihren Mienen sah man jetzt, statt des sonstigen Blicks der Liebe, des sehnenden Verlangens, Spuren des Harms, der nahe an Verzweiflung gränzenden Schwermuth. Ein eben so geschickter, als mitleidiger Arzt stellte die Kranke jedoch bald wieder her; mit ihren wiederkehrenden Kräften richtete sich auch ihr vom Gram, Harm und Kummer fast erschöpfter Geist wieder auf und nach und nach kamen auch Ruhe und Stille wieder in ihr Herz. So viel ist indeß gewiß. Wäre ein wohlthuernder Schutzengel ihr in dieser geklemmten Situation begegnet, hätte er sie für irgend eine, weiblichen Kräften angemessene Beschäftigung zu gewinnen gesucht, heilsame Ermahnungen

an ihr Herz gelegt, und sie aus ihrer bisherigen mäßigen Lebensweise, die zugleich zu üppigen und wollüstigen Trieben führte, gerissen, Gustchen wäre zuverlässig der Tugend gewonnen worden. Sie hatte zwar die Tugend nicht verlehrt, aber war das ihr Verdienst, ihr freier Entschluß? — Hatten nicht vielmehr die Umstände jedesmal die aufgeregten Triebe gezügelt und sie behindert, das hinzugeben, was sie so gern hingab. Der Arzt wäre vielleicht dieser Schutengel geworden, er ersuhr aber Gustchens Lage nicht hinlänglich; wie er sie außer Gefahr glaubte, kam er nicht wieder — mochte sie nun selbst ansehen, wie sie ihre wiederhergestellte Lebensmaschine unterhielt und eine Existenz fristete,

die wahrlich nicht zu den beneidenswerthesten gezählt werden konnte.

Mit der wiederkehrenden Ruhe und Stille stellte sich auch Gustchens Leichensinn wieder ein. Vergessen waren alle trübseligen Stunden die sie durchlebt hatte; es wird ja nicht immer so gehen! tröstete sie sich, wenn sie an die erlebten Unglücksfälle dachte — leicht gewonnen, leicht verloren! war ihr Beruhigungspruch, wenn die Erinnerung ihr den durch den listigen Marquis erlittenen Verlust zuweilen vorführte und wollte zuweilen die liebe Vernunft ihr einen besonnenen Blick in die Zukunft thun lassen, wie im Hup flog Gustchens Sinnlichkeit herbei, zeigte ihr den Zauber des Genusses in einer lieblichen

Stille und die seltsamsten Triebe waren bei dem flatterhaften Mädchen wieder in voller Bewegung. — Die Phantasie mahnte dann weiter, war ganz Flamme, und dahin war jede Enschließung, jeder Gedanke, der Gutes vom Irwege der aufgeregten Leidenschaft ab und auf die beglückenden Pfade der Tugend leiten konnte. Ein böser Dämon verführte sie vielmehr zu den unglücklichsten aller Vorsätze; sie wollte nämlich in die Klasse der Allerwelts-Mädchen treten, und nicht erst Prinzen, Staatsminister und Staats-offiziere sondern jeden der sich der Tare unterwürfe, in ihren Schooß aufnehmen.

Sie ging in dieser Absicht zu einer Mutter mehrerer Schwestern, stieß

diensthfertigen Mädchen und war mit ih-
 rem Antrage sehr willkommen. Die Wit-
 ter war mit ihrer Persönlichkeit zwar
 über die Freuden des Lebens hinaus, desto
 reichhaltiger war aber der Vorrath ihrer
 Erfahrungen in diesem Gewerbe. Sie
 wußte so gut wie ein routinirter Theaters-
 dichter was die Empfindungen pakt, war
 fast unerschöpflich in Gardinen : Koupé,
 besaß das Talent fein und mit Anmuth
 zu scherzen, war sogar Schriftstellerin
 und hatte noch kürzlich ein zoologisches
 Wörterbuch herausgegeben, das als eine
 reichhaltige Fundgrube jierlicher Zwei-
 deutigkeiten von angehenden Romans-
 oder Lustspielschreibern mit weit mehr
 Emsigkeit studirt wurde als Euler's

Theorie der schönen Künste, oder Ebers
 hardes Handbuch der Aesthetik. Ihr
 Haus stand daher auch in vortheilhaftem
 Renomme, so wie ihre Töchter für die
 schönsten, frischesten und schalkhaftesten
 Schöpferinnen süßer Momente galten.
 Sogar die Namen der Mädchen die sie
 bei ihrem Eintritte in ihren Lustempel
 empfingen, waren mit achter Griechheit
 romantisirt. Ein geschmackvoll neublires
 Zimmer ward Augusten — jetzt Lesbia
 genannt — angewiesen und ihr acht Tage
 bewilligt sich mit den Einrichtungen und
 Geſegen des Hauses bekannt zu machen.
 Augusten fühlte sich höchst glücklich. Die
 acht Vorbereitungsstage waren vergangen.
 Erwartungsvoll war der erste Ritter seyn
 werde

werde dem sie seine Lunge brechen sollte, beglückte sie den neunten Tag. „Wöge es nur ein kräftiges, junges Blut seyn“ — seufzte ihr schwachtendes Herz. In reizender Kleidung erschien sie beim Frühstück. Die Schwestern warfen neidliche Blicke auf die neue Gesellschafterin, die Mutter streichelte mit lächelnder Miene die Wangen des schönen „Päpkins,“ wie sie die neue Leobia nannte. Man sprach von den gewöhnlichen Hausfreunden und rühmte die feine Freigebigkeit eines reichen Kaufmanns, der aber mit der größten Delicateffe behandelt werden müsse. Es ist ein wunderlicher Kauz, ich habe ihn gerne, wenn er nur nicht immer so viel moralisirt — sagte die Einz. *Wils*

wie thut er so züchtig wie mit einer Braut
 — sagte die Andere. Dasselbe versicherte
 die Dritte, Vierte und Fünfte. Wir
 kommt es vor als schmecke ihm frisches
 Obst besser als gedärtes — erwiderte die
 Sechste mit schnippischem Tone und warf
 einen selbstgefälligen Blick in den Spie-
 gel. Auch ich werde gut mit ihm fertig,
 sprach die Siebente, ich verstehe aber auch
 seine Eigenheiten zu behandeln. So
 wußte jede eine Bemerkung zu machen,
 die zusammengenommen so viel verräthen,
 der Kaufmann sey kein gewöhnlicher Wols-
 läßling. Gustchen dachte: ich werde den
 Sonderling doch auch kennen lernen.

Des Vormittags ward dies Desfrie-
 digungs-Comtoir selten besucht, desto

zahlreicher waren die Gäste, je näher der
 Abend herbeirückte. Gustchen war auf
 ihrem Zimmer und las in einem ihrer Bes-
 timmung angemessenen Buche. Auf eins-
 mal kam die Hausbeschafterin und bat
 Augusten sich bereit zu halten einen Gast
 zu empfangen. Es ist der reiche Kaufs-
 mann, setzte die Beschafterin hinzu, von
 dem heute beim Frühstück gesprochen
 wurde. Man hat ihm erzählt es sey et-
 was Neues da und nun will er sie kennen
 lernen. Sie ging und Gustchen revidirte
 ihren Anzug mit sorgfältiger Strenge.
 Der Kaufmann erschien. Gustchen machte
 eine Verbeugung und bemerkte mit Wohl-
 gefallen, daß der Gast ein Mann von ein-
 nehmender Physiognomie und wohlgebau-

ten Körper sey und überdies noch in seinen besten Jahren lebe. Anfangs war das Gespräch einspödig. Man leerte ein paar Gläser Wein und das eckige Betragen minderte sich bei beiden Theilen. Der Kaufmann fragte: wer und woher Gutschens sey? Seine Frage war so voller Güthmüthigkeit daß Gutschens ihm mit der strengsten Genauigkeit antwortete. Er rieb sich die Stirne, drückte einigemal Gutschens Hand mit Innigkeit, stand auf, trat an's Fenster, ging im Zimmer auf und ab, schüttelte mit dem Kopfe und sehte durch sein sonderbares Benehmen Gutschens in nicht geringe Verlegenheit. Sie wollte das Zimmer verlassen, Er trat ihr in den Weg.

Wohin Wamsfell? —

Gustchen gab vor, sie habe der Mutter etwas zu sagen, was pressant und ihr so eben wieder eingefallen sey.

„Die Angelegenheit kann nicht pressanter seyn als die meinige in diesem Momente.“

Gustchen deutete diese Worte anders, ging mit ängstlich pochendem Herzen zurück nach dem Sopha, löstete ihren Busen, ließ die feingewebte Intime, die mehr zur Lust als zur Bekleidung Gustchens Lenden umhüllte, fallen und war bereit den Minnesold zu verdienen.

Der Kaufmann besand sich im heftigsten Kampfe gegen Sinnlichkeit und Entsagung. Er setzte sich neben Gustchen,

schlang seinen Arm um die dem lästernen Auge preisgegebenen Reize, drückte den gefühlvollsten Kuß auf ihre Lippen und — Thrämentropfen perlten an seinen Augens Wimpern.

„Mädchen wärst Du noch nicht von frevelhaften Händen am Gängelbände veranßelter Phantasie berührt worden! Wüßtest Du doch noch nicht die Künste der Sphalerinnen kennen; wären Dir die Spiele der Bollstunbekannt — ja, könnte ich Dir glauben, daß Du bei Deinen Hin- und Herbüßen, doch noch nicht verloren habest, was ein Mädchen nur einmal verlieren kann, ich gäbe meinen Reichtum und sogar zehn Jahre meines Lebens darum.“

Gustchen hing' wie betäubt an der
Brust ihres räthselhaften Helden.

Eine Pause von einigen Minuten
folgte den Worten des Kaufmanns. Er
zog ein Miniatur-Gemälde hervor.

„Kennen Sie Namsell das Bild?“ —

Auguste warf einen Blick auf das
Medaillon. Gott, das war meine Mutter!
— rief sie erschüttert.

„Und hier Auguste sitzt Dein Vater!“
. . . .

Gustchen sank ohnmächtig zu seinen
Füßen. Der Vater rief sogleich die Dien-
stboten herbei, erzählte das seltsame Zusam-
mentreffen und kündigte ihr zugleich an,
daß seine Tochter ihr Haus verlassen müsse

und nicht länger bei dem ergötzen Nahrungs-
Erwerb bleiben könne und solle.

Die erste und vorzüglichste Sorge
des Vaters betraf nun die Wiederherstel-
lung der Tochter. Diese war von der
überraschenden Scene heftig angegriffen
worden. Dann untersuchte und prüfte
er Gustchens Charakter und fand, daß sie
zwar ein zur Heppigkeit geneigtes Ge-
schöpf, aber denn doch noch guter Lehren
empfänglich sey. Die meiste Freude ver-
ursachte ihm die Ueberzeugung, daß sie
gewisse Freuden wirklich noch nicht geno-
ßen und er Hoffnung habe, sie zu einer
guten Frau zu bilden. Um ihr aber jeden
Rückfall auf dem schlüpfrigen Pfade, den
sie bisher gegangen war, unmöglich zu

machen, gab es seiner Meinung nach, kein zweckdienlicheres Mittel als Augusten in eine Pensions-Anstalt zu thun, wo sie so lange bleiben sollte, bis er einen Sohn gefunden habe, den er seiner und seiner Tochter würdig halten könne. Zuvor sollte sie aber noch mit ihm eine Reise durch die Schweiz machen. Auf dieser Reise wollte der Vater selbst die Leitung und Hinführung seiner Tochter zu stillen Gefühlen übernehmen und die majestätischen Natur-Ansichten, der reine Himmel, der über den Alpen schwebt, sollten ihm sein Geschäft erleichtern helfen. Noch kam dazu, daß der besorgte Vater mit besondrer Vorliebe, an einem Lande hing, wo Sittenreinheit herrschend ist,

wo man Gesetze entworfen und Einrichtungen getroffen hat, dem Sitten: Verderbnis möglichst Einhalt zu thun und einfache Sitten aufrecht zu halten.

Die väterlichen Ermahnungen waren nicht fruchtlos, doch brachten sie eine andere Wirkung hervor, als der Vater eigentlich beabsichtigte. Auguste neigte sich zur Religionschwärmerei, hielt ihren geführten Lebenslauf für so strafwürdig, ihre zeitlichen Neigungen und Triebe für so sündlich, daß sie nirgends anders, als in einem Kloster Beruhigung finden zu können glaubte. Der Vater that alles, was in seinen Kräften stand, sie davon abzubringen; mahlte ihr die Bilder einer zufriedenen Ehe und häuslichen Glücks mit

blendenden Farben aus. — Nichts half. Auguste blieb bei ihrem Vorsatze durch Entsagung der Welt für ihre unsäuerlichen Wünsche zu büßen.

Am Fuße des Gotthards lag ein Kloster Gustavens Aufmerksamkeit vorzüglich an sich. Es lag in einer lachenden Aue, war ringsumher von hohen Felsen eingeschlossen und ganz geeignet Gustavens reuevolle Stimmung noch mehr zu nähren. Zumal da es ein Nonnenkloster war und vorzüglich der Wohlthätigkeit und Pflege gegen hilfsbedürftige Kranke oblag. Der Vater sah keinen andern Ausweg als den dringenden Bitten seiner Tochter nachzugeben und Gustavens ihr Probejahr wirklich an.

Nach einigen Monaten erhielt Auguste die Hiobspost, daß ihr Vater gestorben sey. Er hatte die Tochter zur Unversaherin eingelegt. Gustchen beweinete den Verbliebenen mit stiller Behmuth und erbat sich von der Aebtissin die Erlaubnis ihm im Klostergarten ein Denkmal setzen zu dürfen. Dies ward ihr bewilligt. Der Klostergärtner erhielt den Auftrag, das Plätzchen, welches Auguste wählen würde, zu der beabsichtigten Bestimmung einzurichten. Man denke sich Gustchens Ueberraschung, die sich ihrer abermals bemächtigte als sie in dem Klostergärtner Christophen den ehemaligen Gärtner ihrer Mutter erkannte. Zugleich fiel ihr die damalige Vadesene ein und an diese Es

innerung reichte sich eine Menge solcher Ideen, die, wirksamer als alle Vorstellungen des verstorbenen Vaters, ihren Klosterstern änderten und wieder der Welt gewannen. Christoph war nicht weniger erstaunt. Keins verletzte aber seine Gesühle, weil die Klostertöchter zugegen war. Zerstreut und niedergeschlagen kehrte Auguste nach ihrer Zelle zurück, das Bild vergangener Tage grub sich mit scharfen Zügen in ihr Herz, das heftiger als je für den noch immer muntern und hübschen Klostergärtner schlug. Keine von den Klosterbeschwestern ahnete so wenig wie die Klostertöchter die Veränderung die in Gustavens Gesinnungen und Entschlüssen vorgesehellen sey, am allerwenigsten die Projekte

die sie bei nächtlicher Stille entwarf. Vers
 nichtet war der Entschluß nicht zu heiras
 then; die kuffertige Beschwestern in ein
 mit Brautmosch, Gehanden erfüllten Welt
 kind verwandelt; die dem himmlischen
 Paradies sich entgegen sehrende Seele
 sehnte sich wieder nach jenen Entzückung
 spendenden Minuten, in welchen sie in dem
 berausenden Einklang mit ihren glühew
 den Bräutigam übergehen würde. So
 ändern sich die Gefinnungen der Mens
 schen! so bewahrheitet sich immer noch das
 alte, schon oft von Romanenschriftlern bald
 als Thema, bald als Kapitel, Ueberschrift
 benutzte Sprüchwort: Alte Liebe rostet
 nicht oder: Was seyn soll, schießt sich wohl.
 — So zuverlässig sind die Verheirathungen

eines Mädchens, das die Gleichgültige gegen Hymens Rosenkette und das Ehebett spielt. Sagt Eine: Komm mir Einer mit Heirathen, so lasse sich ja Keiner abschrecken. Heirathen wollen sie alle, — nur bitten ist Eine offenbergig genug dies zu gestehen.

Bei alle dem war die Neigung zum Ehestande für Gustchen heilsamer, als wenn sie sich dem Gange zum Flatterleben wieder überlassen hätte. Ein glückliches Ereigniß begünstigte die Flucht der Liebenden nicht allein, sondern trug auch sogar zur Verschleierung bei.

Christoph grub nämlich im Garten, stieß mit seinem Spaden auf einen harten Gegenstand, grub weiter, und vor ihm

Hand — eines alten Tunn. — Obgleich
Christophen das KGG der Annehmung
nicht gelehrt worden war, so besaß er doch
Scharfheit genug, zu vermuten, daß
dies eiserne Gefäß einen Hammer in sich
faßt könne. Mit unüßlicher Mühe ge-
lang es ihm endlich seinen gesundenen
Schnitz in Sicherheit zu bringen.

„Gott hat's gelehrt und eingegeben.
„Gott sorgt für uns!“ — sprach sie zur
Heute!

„Nun wollen wir recht froh leben!“
— sagte Christoph zu ungetrübter Cyrus
die hinzu. Während die Nonnen im Chor
sangen, ging das heiterstehende Pärchen
bei Nacht und Nebel aus dem Kloster und
wie Jene erst davon Nachricht erhielten,

waren

waren Diese schon einige Meilen vom
Rieser entfernt.

Sie nahmen ihren Weg nach Straß-
burg, durchstießen die lagenden Rheins-
gegenden und ließen sich in der Gegend
von Raling nieder. Dort verehelichte sie
das Sakrament der Ehe und des Priester-
Segens heiligte nun den Wunsch der in
Guthenens Sechste Jahrelang unbeständig
geblieben war. Guthenens ward ein höchst
Weib, verließ Herrn Christen durch
Guthenens, blutigen Sinn und
sanfte, heitere Laune das Leben. Ein Jahr
später wurde sie einen heiligen Ehelich-
auf ihrem Schosse.

Ob diese Glückseligkeit lange Bestand hatte? — hierüber können wir Herausgeber dieser Geschichte nichts weiter mit Gewisheit erzählen, sondern unser Nachrichten nicht weiter verfolgen und unsere Leser nicht mit Erdichtungen und Amphibytopen unterhalten werden sollten. Michin endigen wir hier unser Vöcklein nach ehmaliger Weise gutmüthiger Scribenten: und rufen mit demüthiger Bescheidenheit: Gneigter Leser, gehad Dich wohl!

„Pf! Pf! Herr Autor oder Herr
aufgeber!“

„Was befehlen Sie?“ —

„Sie werden uns doch eine Moral
zu guter Leht geben!“

Ich zucke die Achseln, streichle mir
das Kinn und rufe: hm! hm!

„Nur keine Ausbiegung!“

Nein. Aber ein paar Minuten Ver-
berlegung erbitte ich mir von Ihnen. —

„um am Ende die oft gesagte Ver-
hauptung, daß man nur dann ein wahres
und dauerhaftes Glück in der Ehe gewar-
tigen könne, wenn man solches vorher auf
die Ordnung der Natur und bürgerlichen
Gesetze begründet habe, nochmals zu sa-
gen? — Nichtwahr?“

Die Art wie Sie fragen läßt mich vermuthen, daß sie eben Ihrer Behauptung zu dem Lebens: Maximen, die mit geschmackloser Brähe durchwässert von meinen Herren Kollegen dem Lesepublikum aufgetischt werden? Wozu würde dieser Schweiß von Moral nicht hinreichend seyn die Herausgabe dieser Geschichte bei Ihnen zu entschuldigen.

Aha — schnarrt mir ein kritischer Traggigententia! Mensch entgegen — das Resultat von Guckens Geschichte ist ein Postulat der praktischen Vernunft! — Und nun muß ich rufen: Betroffen! Betroffen! Was man doch nicht alles errathen kann, wenn man die Kritik der reinen Vernunft gelesen hat.

Damit aber diejenigen Leser welche den Sinn meines Transzendentals Menschen nicht fassen und begreifen können doch auch wissen, was ein Postulat der praktischen Vernunft ist, so diene diesen Lesern zum Bescheid, daß darunter der vollständige Genuß einer verdienten Glückseligkeit verstanden wird.

Immer noch nicht hinreichend, die Herausgabe dieser Geschichte zu entschuldigen — spricht ein biederer Pfarrer, der mit jenem, mit welchem Wieland seine Unterredung einstmal hielt, ein Gedankten-Verwandter ist. —

Ja wenn ich alle den mancherlei Ansichten und Urtheilen ausweichen soll, so komme ich nie zu Ende, wenigstens nicht

eher als die noch ein Alphabet voll gedruckt wäre.

Wäre mir der Schweiß von Moral selbst überlassen worden und man hätte mich nicht so oft unterbrochen, so hätte ich den Vers eines französischen Schriftstellers — ich kann mich seines Namens nicht gleich erinnern — angewandt:

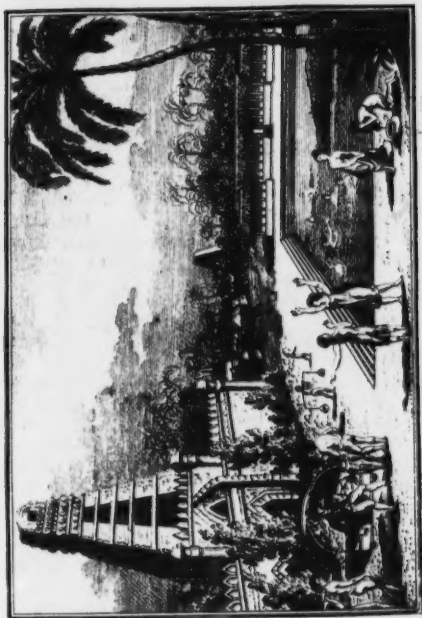
Und der hieß?

Les verroux et les grilles,
ne sont pas la vertu
des femmes et des filles.

Druckfehler.

Seite 106

- 24 11 hatt: in's More guch lied: in's
More. Deep
- 25 9 — bermalige lied: damalige
- 60 5 — genfeite — gankfeite
- 95 11 — hatten — hatte
- 101 8 lied: Hauptstadtburme
- 106 1 — anagagirtes
- 109 4 hatt: biele lied: biele
- 139 7 — der zeitigen, lied: derzeitigen
- 144 4 v. u. ist noch Jahren ein Comma
zu setzen
- 215 6 nach: Mitowa ist ein Comma zu
setzen
- 217 11 lied: und die unter
- 247 4 v. u. fl. vortheilhaft lied: vortheilhaft
-



Wiederschen

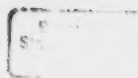
Die
drei Ostindienfahrer,
abentheuerliche Reisegeschichten;

herausgegeben
von
Christian August Fischer.

Mit einem Kupfer.

Leipzig 1817.
Hartleben's Verlags-Expedition.

1-2/42/1020



An die Leser.

Wie jeder Künstler, so hat auch der Schriftsteller seine eigenthümlichen Studien. Wenn mir die Kraft zu Allem fehlt; hierzu gebricht sie mir nie. So beschäftigte ich mich auch diesen, für mich so traurigen, Winter hindurch.

Ein Theil dieser Reise Geschichten fand vor sieben bis acht Jahren in einem unserer geschätztesten Tagblätter Platz. Man erhält jetzt das Ganze in einer neuen, veredelten Form. Es ist eine Uebearbeitung,

bei der ich in jeder Hinsicht sehr streng gewesen bin. Möchte die kleine Gabe willkommen seyn!

Wie mit mir, so hat der thätige Verleger, auch mit andern Schriftstellern außerhalb Oesterreich, Verbindungen angeknüpft. Man sieht, wie vortheilhaft dieses, des leichten Tausches wegen, für den gesammten Buchhandel zu werden verspricht. Darum muntere ihn auf, wer es zu thun vermag.

Würzburg, D. R. 1817.

C. A. Fischer.

Die
drei Ostindienfahrer.



Erste Abtheilung,
Jacob Haafner.

Erstes Buch.

Q u e l l e n.

L'otgevallen op eene Reize van Madras naar
het Eiland Ceilon. Door Jac. Haafner.
Haarlem 1814. 8. 2. Aufl.

Reize in eenen Palanquin etc. door Jacob
Haafner. Amsterdam 1814. 2 Bde, 8.
2. Aufl.

Erstes Capitel.

Ich befand mich als zweiter Steuermannsgehilfe am Bord eines holländischen Compagnieschiffes, das von Chinsura nach Megapatnam bestimmt war. Aber nie hatten wir eine so lange und beschwerliche Reise gehabt. Auf einer Ueberfahrt, die man in fünf Wochen machen kann, brachten wir eben so viel Monate zu. Dazu kam der heftige, grausame Charakter des Capitains, der nach den Schiffsgefehen an seinem Bord unumschränkt gebot. Eines Tages ließ er unter andern zwei arme schwarze Matrosen (Pascars) um einer Kleinigkeit willen so lange geißeln, daß der eine noch denselben Abend, der andere in der folgenden Nacht verschied. Dies empörte das ganze Schiff. Es ward daher eine förmliche

Klage gegen ihn aufgesetzt, und nach der Ankunft zu Negapatnam bei dem Fiscal angebracht. Die Folge davon war, daß dieser uns Unteroffiziere sämmtlich zu sich rufen ließ. Hier ist es, wo meine Geschichte eigentlich anfängt.

Nach Unterzeichnung des Protocolles, kam nämlich der Fiscal noch einmal auf die Klageschrift zurück, und fragte, wer der Conciptent davon gewesen sey. Der Wahrheit gemäß ward ich genannt. Er sprach hierauf mit Lobe von der Arbeit. — „Es ist schade“ — wendet er sich zu mir, — „daß Sie in keinen angemessenern Verhältnissen sind. Wenn Sie hier bleiben wollten, hätte ich wohl eine Stelle für Sie.“ — Ich gestehe es, dieser Antrag machte nicht wenig Eindruck auf mich. Zwar hatte ich die Aussicht Steuermann zu werden; allein der Evidienst schien mir ungleich bequemer und einträglicher zu seyn. Ueberdem hatte ich des Capitains Rache zu fürchten. — Mit einem Worte, ich blieb am Lande, und erhielt eine Stelle auf dem Hauptcomtoir.

Von meiner frühesten Jugend an, war ich ein Spiel des Zufalles gewesen, und hatte von dem Leben noch nichts, als das Mühselige desselben kennen gelernt. Jetzt endlich hoffte ich Ruhe und Genuß zu finden, ja ich schmeichelte mir sogar mit der baldigen Rückkehr ins Vaterland. Allein bald sah ich mich in meinen Erwartungen aufs bitterste getäuscht. Spärliche Besoldung, ekelhafte mechanische Arbeit, und so gut als keine Aussicht zu einer Verbesserung! Fast sehnte ich mich nach dem Seelenleben zurück. Indessen beschloß ich auszuhalten, und mich auf ein Fach zu werfen, das mir bedeutende Vortheile versprach; ich meine die italienische Buchhaltung.

Dieser Gedanke bot sich mir bei der Lage der holländischen Compagniecomtoirs sehr natürlich dar. Es fehlte nämlich überall an Subjekten dazu. Wir, in Negapatnam, J. O. hatten nur einen einzigen Mann, der die Bücher auf diese Art zu führen verstand, und dafür allein sechshundert Pagoden (zu

4 1/2 Al.) bezog. Die Sache von ihm zu lernen, war freilich keine Möglichkeit; denn seinen Mangel an Gefälligkeit abgerechnet, stand er überdem viel zu hoch über mir. Ich mußte mir also selbst zu helfen suchen, was freilich mit vielen Schwierigkeiten verbunden war. Indessen, da ich keine Arbeit scheute, ward ich in Jahr und Tag ziemlich vertraut damit.

Ich hoffte nun nichts Ueringeres, als zweiter Buchhalter zu werden; allein, wie sehr hatte ich mich abermals getäuscht! Zwar ward mein Fleiß nicht wenig gelobt, und erhielt einen kleinen Monatszuschuß; allein von einer eigentlichen Beförderung war durchs aus die Rede nicht. Täglich mehr Arbeit; endlich mußte ich beinahe alles thun. Dies war zu viel, ich verlangte daher meinen Abschied. Da versprach mir der Buchhalter hundert Pagoden jährlich, und nach drei Jahren die förmliche Substitutur. Ich gieng es ein, allein was geschah? Im ersten Jahr keine Kupie; im zweiten eben so, im dritten aber

mal nichts. Ich klagte bei dem Gouverneur, er gab mir Unrecht. Ich mußte die Bücher noch drei Jahre, und abermals unentgeltlich führen, dann erst wollte man weiter sehen. Ich verweigerte es, es sey ganz und gar meine Schuldigkeit nicht.

„Wie?“ — rief der Gouverneur zornig — „Ihr wagt es, mir zu widersprechen? Ihr müßt die Bücher führen, sonst nach *Datavio*, oder außer Dienst!“

„Ich wähle das Letzte, gnädiger Herr!“

„Ist das euer Ernst?“ fragte er erstaunt. —

„Ueberlegt es wohl!“

„Es ist mein völliger Ernst!“

„Nun gut!“ — sagte er hastig — „So seyd ihr hiemit augenblicklich entlassen — Sucht euer Glück anderswo!“ — Mit diesen Worten drehte er sich um, und verließ den Saal.

So war ich denn endlich wieder frei; allein wegen der Zukunft allerdings nicht ganz unbesorgt. Ich hatte wenig Geld, und keinen Credit; meine meisten Freunde ver-

ließen mich. Indessen hatte ich mir neben dem Französischen auch einige Kenntnisse im Englischen erworben; es schien mir daher am ratsamsten nach Madras zu gehen. Schon hatte ich alle Anstalten dazu gemacht, als ich unvermuthet eine Einladung von Herrn Simons, unserem Magazininspector, erhielt. Dieser brave Mann hatte von meinem Plane gehört, und wollte mir, wie er sagte, einen besseren Vorschlag thun. Sein Bruder war nämlich Oberbuchhalter zu Cadras, und brauchte gerade einen Gehülfen meiner Art. Dieser Antrag war wirklich aller Ehre werth; doch gestehe ich gern, daß mich die Nähe von Madras (12 Meilen) auch mit bestimmen half. Leicht kamen wir daher über die Bedingungen überein. So verließ ich Negapatnam, und landete wohlbehalten in Cadras an.

Zweites Capitel.

In der That, Herr Simons hatte mich nicht getäuscht; ich fand mich wirklich in eine sehr angenehme Lage versetzt. Guter Gehalt, mäßige Arbeit, freundliche Behandlung, herzlicher Umgang; nie hatte ich noch so zufrieden gelebt. Die Luft war gesund, die Gegend angenehm, Cadras selbst ein wohlhabender, und sehr lebhafter Ort. Ich hebe aus dem Ganzen einige Parthien aus.

Zuerst der Bazar, oder Marktplatz, der auf einer breiten, mit Bäumen besetzten Straße besteht. Schon Morgens um fünf Uhr strömen von allen Seiten Marktleute herbei. Junge Mädchen und Weiber mit Gemüse und Früchten; alte Weiber mit Matten und Töpferwaaren; Reis- und Getreide-, Beutel-, Acker-, Spejareis- und Tabakhändler; Verkäufer von Palmjucker, Palmblättern und Sandelholz; Korbflechter, Kieselkuchendäcker, Armringsfabrikanten u. c.

u.; alle eilen herbei, alle stellen sich in Reihen auf. In gleicher Zeit erscheinen Gaukler und Wahrsager, Denkmäler mit ihren Probiersteinen, Tatterwieser mit ihren Raddeln, endlich Zenias und Jagois (Versteckmönche) mit nackten Füßen vermischte.

Es wird es acht Uhr, und alle Töden, und alle Gemüthe eilen sich. Die Menschenmenge vermehrt sich, das Geklimmer nimmt zu, der ganze Dazar eristet von Geräusch. — Mongas! Heiße Mongas! — Tamarinden! Tamarinden! — Krete und Vettel! — Büffelschmalz! — Eingemachte Früchte! Kauff Früchte im Zuder! — Krete und frische Lacedonische! Frischer Palmöl u. dgl. m. Dazu der Gesang der Winda, mit Lärmeln von Tambourins, die Schlägen der Pankhorts (geistliche BalladenSänger), die Hörner der Carpejans (Schlangenschwänger), die Schellen der Pandoras (geistliche ViolenSänger) mit dem Riem der malabarischen Schulen, dem geliebten hundertstimmigen Kaa, Kawa no, Haa, (A. B. C.) und dem sehr alten

übertäubenden Geträchz von tausenden von Raben vermischt. Endlich mitten im dicksten Getümmel der Veriesoheng, der weiße heilige Stier, dem alles Platz macht, und alles lieblosend Geschenke reicht.

Das gesellschaftliche Leben war höchst angenehm. Bald giengen wir in einen Palmenbusch, um eben gezapften, frischen, blauen Palmsaft zu trinken; bald machten wir eine Jagd; oder Fischpartie. Ein andermal ritten wir nach den Kusterfelsen, oder brachten unsern Tag in stiller Ländlichkeit in einer Chauderie (öffentliche Herbergen an den Landstraßen, in Wäldern u. s. w.) zu. Die hohen, schattigen Pipals, der Weibher mit Cocosbäumen bepflanzt, der nahe Palmenwald, die Menge von Pilgrimen und Reisenden — auch ein solcher „Dia do campo“ im noch immer beibehaltenen Portugiesisch so genannt, hatte seinen eigenen Reiz.

Dann die Gesellschaften, wo sich alles der Freude und der Lebendigkeit überließ. Die fröhlichen Abendessen mit allem was Land

und Jahrzeit Auserlesenes zu liefern im Stande war. Die von der Liebe geschlossenen Vereine, wo jeder zu den Füßen der Auserwählten saß, und ihr ein süßes Versprechen abgewann. Die blinkenden Becher, die Gesänge, die Tänze und die vaterländische Kraft mit ostindischer Heppigkeit gepaart!

Drittes Capitel.

Fast anderthalb Jahre hatte ich auf diese Art höchst vergnügt in Sadras verlebt, als mein Glück auf einmal vernichtet ward. Es war den 17. Juni 17— ungefähr um vier Uhr Nachmittags. Wir waren bei dem Generaldirector Herrn von Reis, zu einem Geburtstagschmause, und tranken lustig Gesundheitens herum. „Nun noch eins!“ — rief eben unser Wirth — „Noch eins, meine Herren! Auf das Wohlergehen von Sa-

dras!“ — In dem Augenblicke trat der wachhabende Sergeant herein und meldete, daß ein englischer Offizier angekommen sey. Er verlange Herrn von Neis zu sprechen, und habe ein weißes Tuch an seinem Stock. — Niemand, und am wenigsten Herrn von Neis fiel das weiße Tuch auch nur im mindesten auf. — „Nur herein!“ — antwortete er sehr vergnügt — „Ein neuer Gast macht neuen Durst! — Er soll mit auf das Wohl von Sadras trinken! Nur herein!“ —

Der Sergeant gieng, um die Thür zu öffnen, und der Offizier trat in den Saal. — „Es thut mir leid“ — hub er an, indem er sich zu Herrn von Neis wandte — „Es thut mir leid, der Ueberbringer einer unangenehmen Botschaft zu seyn. England hat Holland den Krieg erklärt. Der Commandant von Chinglepet (englisches Fort in der Nachbarschaft) steht mit seinen Truppen nur noch eine Stunde von hier. Er läßt Sie hiermit auffordern, das Fort und die Factori von Sadras auf Discretion zu überge-

ben. Dies mein Auftrag; in zwei Stunden bitte ich mit ihre Antwort aus!" — Mit diesen Worten machte er uns eine Verbeugung und entfernte sich.

Welche Nachricht! Gleich und sprachlos saßen wir einige Augenblicke wie vom Donner gerührt. Endlich trug Herr von Meis auf eine Verathschlagung der fünf Hauptbeamten an. Dies wurde so fort genehmigt, und alle übrigen Gäste entfernten sich. Lange sannnen wir nun hin und her, was anzufangen sey. Widerstand konnten wir freilich nicht leisten; dazu waren wir viel zu schwach. Aber uns auf Discretion ergeben, dies durften wir ebenfalls nicht. Wir beschloßen daher auf einer ordentlichen Capitulation zu bestehen. Im Fall dieselbe jedoch verweigert würde, wollten wir uns in das Fort zurückziehen. Bei diesem Entschlusse blieb es, und so ward das Ganze zu Papier gebracht. Nach sechs Uhr gieng ich damit in Begleitung des Oberbuchhalters und des Parlamentärs zu dem englischen Commandanten, einen Capi-

tein Mackay ab. Sein Lager war wirklich nur eine Stunde von Sadras entfernt.

Wir kamen an und passirten die Vorposten ohne Schwierigkeit. Alles war still und finster, wie hatte ich noch ein so ruhiges Lager, ohne das mindeste Licht gesehen. Doch kaum waren wir angemeldet, als es etwas lebendiger ward. Man zündete Lichter an und brachte Stühle für uns. Einige Minuten und wir saßen dem Commandanten gegen über, der uns sehr stolz ansah.

„Capitain!“ — hub ich an — „hier sind die Bedingungen, auf welche das Fort und die Factorie übergeben werden soll.“

Hastig riß er mir die Capitulation aus der Hand, las sie durch, und warf sie mir wieder zu. — „Sagt eurem Director, daß keine seiner Bedingungen angenommen wird. Es bleibt bei der Aufforderung. Ich habe Canonen und Leitern bei mir.“

„Capitain! Sie behandeln uns wie Calcutta (indische Räuber). Wir sind Holländer, wissen Sie das?“

Er that, als verstünde er mich nicht, und schwieg einige Zeit. Endlich fuhr er trozig auf: — „Nun, habt ihrs gehört, nur auf Discretion! — Versteht ihr mich?“

„Nimmermehr!“ — antwortete ich mit Herzigkeit: — „Lieber das Aeußerste als dies!“ —

„Nun so will ich euch denn zeigen, ihr — ihr!“ —

„Gut! Wir wollen's erwarten, Capitain! Aber Sie werden für unser Blut verantwortlich sein. Eher soll man uns in Stücke hauen!“ —

Er antwortete nichts, gieng aber mehrere Minuten nachdenkend auf und ab. Endlich riß er mir die Capitulation aus der Hand, las sie noch einmal durch, unterzeichnete sie sehr bedächtig, und gab sie mir ganz gelassen zurück. Jetzt hieß es: Auf nach Sadras! und augenblicklich war alles mit Lichtern bedeckt, und überall ertönte Trompeten- und Paukenschall. Wir eilten den Truppen voraus, um unsern Bericht abzusatten, zu versichern, daß wenigstens so viel erlangt wor-

den war. Endlich um elf Uhr zogen die Engländer mit klingendem Spiele ein, besetzten das Fort, die Packhäuser u. s. w., und brachten die ganze Nacht mit Trinken und Lärmen zu.

Am folgenden Morgen ward unser Schicksal näher bestimmt. Die Garnison mußte Dienste nehmen, wir Compagniebeamten wurden nach Madras geschickt. Indessen fehlte es an Platz, um unser Eigenthum mitzunehmen; alles ward daher vorläufig in die Packhäuser gebracht. Dies war offenbar Treulosigkeit; keiner von uns hat je das Mindeste wieder davon gesehen. Ich selbst verlor auf diese Art ungefähr dreitausend Pagoden an Werth. Eben so kam ich um andere tausende, die mir die Compagnie schuldig war. Alles, was ich noch retten konnte, mochten hundert und einige zwanzig seyn. So kam ich mit meinen Unglücksgefährten in Madras an.

Viertes Capitel.

Aber was nun anfangen? — Ohne Geld, ohne Freunde, ohne Empfehlungen! — Ich fühlte nur zu sehr, wie verlassen ich war. — Endlich fiel mir ein gewisser Herr Frank, ein deutscher Landsmann, ein. Ich hatte ihn zufällig in Sadras kennen gelernt, und ihm selbst einige kleine Gefälligkeiten erzeigt. Diesen suchte ich auf, und fand die herzlichste Theilnahme bei ihm. Sehr bereitwillig bot er mir sogleich sein Haus, seinen Tisch, ja sogar seine Börse an; allein er war selbst nicht reich; ich machte daher nur einige Tage von seiner Güte Gebrauch. Eben war ich im Begriff mit etlichen unverheiratheten jungen Leuten zusammen zu ziehen, als ich auf einmal — doch hierüber muß ich etwas umständlicher seyn.

Während meines Aufenthaltes zu Sadras hatte ich einem alten braven Sergeanten, Namens Winter, gegen über gewohnt, und so

die Bekanntschaft seiner eben so schönen als
sittsamen Tochter Sophie gemacht. Ich wuß-
te, daß der arme kranke Mann bei der Ue-
bergabe nach Madras eingeschifft worden war.
Leider hatte ich ihn aber aus dem Gesichte
verloren, fand ihn jezt nur mit Mühe wie-
der, und traf ihn in den traurigsten Umstän-
den an. Augenblicklich war mein Entschluß
gefaßt. Ich miethete ein malabarisches Häus-
chen, kaufte die nothwendigsten Mobilien u.
s. w., und nahm die Familie zu mir. Nur
wenig Wochen hatten wir indessen zusamen-
gelebt, als der alte Mann nach einem kurzen
Krankenslager in meinen Armen verschied.
Ich liebte Sophien heiß und innig, leider
war sie aber an einen andern verlobt. Sie
theilte meine Empfindungen, sie hatte nur
aus Noth eingewilligt, und fürchtete das ver-
hasste Band. Ich beschloß sie nicht zu ver-
lassen, und die Mutter dankte mir mit Thrä-
nen dafür.

Aber um so fürchtbarer lag der Gedanke
an die Zukunft auf mir. Mein Geld nahm

ab; die Gelegenheit zum Verdienste war bei dem stöckenden Handel ziemlich beschränkt; ich befand mich bald in großer Verlegenheit. Endlich brachte mich Herr Franck bei einem Mr. Popham als Schreiber an. Aber auch jetzt verschaffte uns meine Einnahme täglich nur eine Mahlzeit; die Theuerung war gar zu groß. In dieser traurigen Lage ward ich zufällig einen der reichsten portugiesischen Kaufleuten von Madras, Ehor. Antonio de Souza, bekannt. Ich hatte ihm nämlich einige Papiere zu überbringen, fand ihn gerade mit Ehra de Souza beim Frühstück, und redete ihn englisch (seine Lieblingssprache) an.

„Wie lange sind Sie aus England?“ —
 fiel er mir plötzlich ein.

„Ich bin kein Engländer, mein Herr, und war auch niemals dort.“

„So? — Also sind Sie in Indien geboren?“

„Nein! Ich bin ein Holländer, mein Herr, und war Buchhalter zu Sadras.“

„Können Sie die Bücher englisch führen?“

Ich verbeugte mich.

„Gut! Gut!“ — fuhr er mit Lebhaftigkeit fort. „Ich brauche eben einen Dughalter. Sie sollen monatlich sechzig Pagoden und freien Mittagstisch haben, auch das Frühstück, wenn Sie wollen. Jetzt sagen Sie!“ —

„Mein Herr! — Ich bin zu Ihren Diensten. — Aber wie soll ich Herrn Popham.“ —

„Das ist meine Sorge. — Treten Sie nur in Gottes Namen an. — Aber Sie sehen so elend aus? — Sind Sie krank?“ —

„Das nicht, mein Herr — Aber“ — Hier gieng ich aufrichtig über meine Lage u. s. w. heraus, wobei ich auch Sophien nicht vergaß.

„Das ist brav!“ — sagte er lebhaft, und schüttelte mir die Hand. — „Bei Gott, das ist brav! — Sie sind ein ehrlicher Mann!“ „Hier“ — fuhr er fort, indem er in die Casse griff — „Hier sind hundert Pagoden auf Abschlag — Und diesen Abend

schickte ich Ihnen zehn Säcke Reis. Gott mit Ihnen, morgen sehen wir uns!"

War es ein Traum? — O überglückliche Veränderung! Sophie weinte vor Freuden. — Abends wurden mir richtig zehn große Säcke mit Reis, und überdem mehrere schöne Stücke Zig und dergl. für Mutter und Tochter gebracht. Jetzt erst erinnerte ich mich, wie sehr Madame de Souza bei meiner Erzählung gewesen war. Seliger, unvergesslicher Abend! So waren wir denn auf einmal aller unserer Sorgen los!

Fünftes Capitel.

Unterdessen war das Carnatif der Schauplatz des Krieges geworden; stündlich kamen mehr Flüchtlinge bei uns an, und die Theuerung nahm von Tage zu Tage zu. Bergens schickte man aus Bengalen eine Menge

Schiffe ab; die Franzosen brachten sie fast vor unsern Augen auf. Schon wurden wir daher von dem schrecklichsten Mangel bedroht, als unvermuthet auf der Rhede eine achtzig Segel starke Flotte erschien, die den Feinden unter Begünstigung eines Nebels entgangen war. Entzückender Anblick! Alles eilte an den Strand; alles wollte die kornbeladenen Schiffe sehen; lautes Freudengeschrei erfüllte die ganze Stadt.

Der Eintritt des Regenmouffons war nahe; gleichwohl zögerte man, zu meinem Erstaunen, mit der Ausschiffung. Wirklich wurden, weder den ersten noch den zweiten Tag, nicht die mindesten Anstalten dazu gemacht; der dritte vergieng auf gleiche Art; der vierte brach an; jezt war es zu spät dazu. Seit zweimal vier und zwanzig Stunden nämlich hatte man alle Vorzeichen eines Orkans bemerkt.

Angstlich drängten sich die Kühe auf der Weide zusammen, und stöhnend eilte das Wild den dichtesten Büschen zu; die Hunde

heulten, die Vögel flogen unruhig umher, die meisten Thiere verkrochen sich. Stürzweis lief der Wind alle Compaßstriche durch, und rings am Horizonte schossen feurige Flammen auf. Hitzig schien das Meer in seinem Innern zu kochen, und warf eine Menge Muscheln und Seegewächse aus. Auf den schäumenden Wellen zeigten sich unbekannte Ungeheuer, und mit ängstlichem Geschrei flüchteten Tausende von Seevögeln an's Land.

Heute, als am fünften Tage traten alle diese Anzeichen mit verdoppelter Stärke ein. Die Luft war glühend heiß, der ganze Himmel mit schwarzen Wolken bedeckt. Zurchtbar, in dumpfem Donnergemurmel, zogen sie gegen einander; tiefer und immer tiefer senkten sich die ungeheuern Massen, und feurige Blitze durchkreuzten die wachsende Finsterniß.

Endlich brach der Ocean mit tausend Donnerschlägen los. Der Regen in Strömen herab; die Cocos-Wälder wie Binsen zer-

knickt; die Trümmer wie Spreu umher; die schäumende Brandung bergeshoch; Vlies auf Vlies; Schlag auf Schlag; ein Donner, eine Flamme; die ganze Natur in Untergang. Wenig Minuten, und die Rhee war mit treibenden Schiffen bedeckt. Bald verschwanden sie in den Abgrund; bald flogen sie wieder himmelan. Die Masten brachen; die Segel zerrissen; die Seiten öffneten sich. Schiff gegen Schiff geschlendert; ein's an dem andern zerstückt. So wirbelten sie in immer schnelleren Kreisen, bis sie endlich der schwarze Abgrund verschlang. Fünf Secunden, und unsere letzte Hoffnung war auf ewig dahin. — Welche Nacht! — Noch jetzt denke ich mit Entsetzen daran. Als der Tag anbrach, war der ganze Strand mit Leichen und Trümmern bedeckt.

Sechstes Capitel.

So brach denn auch diesmal die schrecklichste Hungersnoth aus. Nochten die armen Hindus auch Alles verkaufen, sie fristeten ihr Leben doch nur einige Tage damit. Bald lagen Tausende dieser Unglücklichen, ohne Nahrung, ohne Kleidung, ohne Obdach, bei den heftigsten Regengüssen, auf den Straßen umher. Fürchterlich wüthete der Tod darunter, jeden Morgen fuhren an fünfzig Karren mit Leichnamen aus der Stadt. Endlich trieb man die letzten zweitausend Hindus auf das Glacis. Hier starben sie den langsamesten Hungertod. Drey Tage und Nächte stieg ihre Stimmern zum Himmel auf. Endlich ward alles still. — O Menschen, und Menschenleben! — Doch, ich kehre zu meinen eigenen Schicksalen zurück.

Ich hatte meine Stelle bei Herrn de Souza aufgeben müssen; sein Jahrgohn war gar zu groß. Noch keiner hatte so lange bei

ihm aufgehalten; ich weiß am besten, wie viel ich mir gefallen ließ. Endlich aber ward es gar zu arg, und so brach ich förmlich mit ihm. Dennoch machte er mir noch hundert Pagoden zum Geschenk. Es war einer der sonderbarsten und veränderlichsten Menschen, die mir vorgekommen sind.

Alles machte mir nun den Aufenthalt in Madras unangenehm. Dazu kam die Furcht vor Hyder Ali, dem die schwarze Stadt — wo wir wohnten — am ersten offen stand. Ich dachte also ernstlich an eine Veränderung. Endlich lief ein Doppel-Thony (großer Küstenschiff) unter dänischer Flagge ein, die nach Tranquebar bestimmt war. Ohne Mühe ward ich mit dem Tandel (Schiffer) einig, ließ unsere Effekten an Bord bringen, geleitete am andern Morgen Sophien mit ihrer Mutter selbst dahin, und kehrte dann, zur Abmachung einer letzten Angelegenheit, noch einmal an's Land zurück.

Unerwartet verging mir indeßens darüber der ganze Vormittag. Jetzt war es drei

Uhr, und alles besorgt. Nach einer kurzen Mahlzeit machte ich mich auf, um noch einmal Freund Sabico Lebewohl zu sagen, dessen Haus überdem in meinem Wege lag. Plötzlich blege ich um eine Ecke in ein schmales Gäßchen, wo alles mit Leichnamen bedeckt ist. Ein sterbendes Weib windet sich auf der Erde, und zerfleischt den blutigen Leichnam ihres Säuglings. Dieser Anblick, der Gestank, die Hitze, meine Ermüdung, alles überwältigte mich. Ich sank ohnmächtig nieder; ward zu Sabico getragen; und kam erst nach sechs Stunden wieder zu mir.

Mein erster Gedanke war Sophie und das Schiff. Mit einem Schreie raffte ich mich auf, und stürzte durch die finstere Nacht, bei Sturm und Regen, dem Strande zu. Vergebens, nirgends war ein Schiffslicht zu sehen. Ich wollte rufen; meine Stimme ward durch die tosende Brandung übertüncht. So brachte ich eine höchst traurige Nacht im nächsten Wirthshause zu. Endlich mit grauem Morgen, eile ich wieder an den Strand.

Der Nebel zerfliehet, die Küsten werden
sichtbar, das wogende Meer erhält Licht —
Kein Schiff, so weit das Auge reicht!

Siebentes Capitel.

Mein Schmerz war grenzenlos; aber zu
diesen Seelenleiden kam nun noch Geldver-
legenheit. Meine Coffres waren an Bord,
kaum hatte ich achtzig Pagoden bei mir.
Awar bot mir der gute Sabico Kost und
Wohnung an; auch machte ich wirklich Ge-
brauch davon; allein wir hatten beide nicht
viel. Mein Herz war unaufhörlich in Trans-
quebar. Tag und Nacht brütete ich über
meinen Reiseplan.

Gleichwohl schloß es immer an Schiffs-
gelegenheit, denn die französischen Kaper
nahmen alle Küstenfahrer weg. Eben so
wenig war an die Landreise zu denken; Ha-

der Ali's Kenter durchkreuzten den ganzen Distrikt. Aber die Heurung ward immer größer; ich fühlte, daß ich meinem Freunde lästig zu werden anfieng. Sichtbar griff mich der beständige Kummer an. Was war zu thun? Es galt auch diesmal einen verzweifelten Entschluß. — Ich mußte nach Tranquebar — Todt oder lebendig; ich mußte nach Tranquebar.

Vergebens rief mir der gute bedächtige Sabico von diesem — wie er's nannte — entseßlichen Waghüß ab. Ich blieb unerschütterlich, meine Liebe gab mir zu allem Muth. Ohne Zeitverlust kaufte ich so eine alte Chialeng, (Ruderboot) brachte vier Ruderer zusammen, versah mich mit Reis, Fleisch, Wasser, Natten, u. s. w. und stieg endlich am 24. Nov. 17 — Nachmittags um 3 Uhr — vom Ufer ab.

Doch kaum hatten wir uns einige Klaftern weit entfernt, als schon das Wasser auf allen Seiten in die Chialeng drang. Sie war sehr lange ungebraucht gewesen,

und sog es daher auf allen Zugen ein. Man rieth mir, sie bis zum andern Morgen verquellen zu lassen, doch dies erlaubte mir meine Ungeduld nicht. Ich nahm daher noch einen fünften Mann, einzig zum Ausschöpfen, an, und fuhr so endlich zum zweitenmale ab.

Glücklich waren wir über die Brandung gekommen; zum erstenmale athmete ich wieder, mit Leichtigkeit. Jeder Ruder Schlag, der mich von Madras entfernte, führte mich der Geliebten zu. Der Himmel war heiter, das Meer vollkommen ruhig, die nach Süden laufende Strömung uns förderlich. Freundschaftlich sank die die Sonne in's blaue Meer hinab, und die Spitzen der Pagoden, und die Wipfel der Cocospalmen glänzten im Abendroth. Zufällig blickte ich auf das Fort St. Georges; man ließ die Flagge herab. Wenig Minuten darauf geschah ein Schuß, und pfeifend fuhr die Kugel über die Chiasse lang hin.

Mehr verwundernd als erschrocken hielten

wir einen Augenblick mit Rudern ein. Wir waren allein auf der Rhede, und nirgends ein anderes Fahrzeug zu sehen. — „Wahr: scheinlich ein Signalschuss!“ — sagte ich ruhig — „Und ein Rifarsch vom Canotier. Aber bei einem Paar hätte er uns doch in den Grund gebohrt. Jetzt in Gottes Namen wieder frisch daran!“ —

Heizhaft ruderten wir weiter; doch in demselben Augenblicke geschah ein zweiter Schuss, und die Kugel schlug keine Klavier von uns in's Meer. Jetzt sah ich deutlich, daß es auf unsere Chisaleug angelegt war. — „Zurück! — Zurück!“ — rief ich meinen Leuten zu — „Arbeitet, was ihr könnt! Um Gotteswillen, ehe der dritte Schuss geschieht!“ — Wir thaten nun unser Möglichstes, wiewohl uns die Strömung entgegen war. Man schien es auf dem Fort zu bemerken, und hielt wirklich mit Schießen ein.

Nichts von meinen Empfindungen; ich war außer mir. — Schweigend ruderten wir fort, bis es immer düstere ward. Bald

hörten wir ein anderes Fahrzeug auf uns zukommen, und nicht lange darauf lag eine stark bemante Chialenz neben uns. — Zwei Scapors sprangen herüber — „Im Namen des Gouverneurs! — Ihr seyd arretirt. — Vorwärts! Frisch an den Strand!“ — Ich vermochte kein Wort zu sagen, meine Gedanken verwirrten sich. — O Sophie! — O Tranquedar!

Achtes Capitel.

So langten wir, ohngefähr um zehn Uhr Abends, bei dem am Strande stehenden Hause des Equipagen-Weiskers an. Alles war hier mit Menschen angefüllt, alles wollte den Arrivanten sehen. — „Da ist er! Da ist er!“ — rief man von allen Seiten, und der ganze Haufe drängte sich um mich. — „Wer seyd ihr?“ (who are you?) frag-

von noch hundert Stimmen zugleich. — „Es ist ein Esien? Es ist ein Franzos!“ (It is a spy! It is a French dog!) (heut man hier. — „Nein! Es ist ein Holländer! Ich kenne ihn!“ (It is a Dutchman, I know him) antwortete man dort. — Endlich hat eine mir wohl bekannte Stimme ein. — „Es ist ein christlicher Mann, ich bürgе dafür!“ (It is an honest man; I'll answer for it!) Es war der gute Freund, er erkannte mich eif in diesem Augenblick. Doch eben trat der Equipagen - Meister, Mr. Hall, herauf.

„Wer spricht da?“ — sah er mich mit harter Stimme an.

„Ein Holländer von Cadrespatnam.“

„Wo ist euer Erlaubnißschein?“

„Ich habe keinen, weil ich es nicht für nöthig hielt.“

„Wie? Keinen Erlaubnißschein? — Wie wißt Ihr auch nicht, daß ich der Equipagen - Meister bin, und daß, ohne mein Wissen, Niemand die Räder verlassen darf?“

Sir! Haben Sie die Güte zu bedenken, daß ein Fremder —

„Was Fremder? Fremder? — Ausflüchte! Nichts als Ausflüchte. — Ihr müßt die Geseze von dem Lande kennen, worin ihr lebt. — Man schleicht nicht, wie ein Dieb davon, wenn man nichts Böses im Schilde führt. — Ich wette, ihr seyd am Ende ein französischer Spion! — Aber nehmt euch in Acht — He Crapots! führt ihn —

In diesem Augenblicke trat der gute Frank hinzu, und sagte ihm etwas in's Ohr. — „Das ist was anderes“ — fuhr er jetzt etwas milder fort. — „Aber, was soll ich machen? — Melden muß ich es doch dem Gouverneur! — Nun gehen Sie unterdessen nur auf die Hauptwache. — Nachher wollen wir weiter sehen! Hoffentlich wird es so arg nicht werden! — Gehen Sie nur!“

So gieng ich denn, und brachte ohngefähr eine Stunde auf der Hauptwache zu. Endlich, nach elf Uhr, trat ein wohlgestell-

dester Mann herein, und fragte nach dem „Gentleman“, der arretirt worden sey. Ich nahm dies Wort für eine gute Verbeurkundung an. Wirklich begleitete er mich auch zum Gouverneur, wo ich in einen großen Saal geführt ward.

Es dauerte wohl eine halbe Stunde, ehe sich jemand sehen ließ. Endlich trat der Platzmajor, Mr. Sodenham herein; er kannte mich unter andern von Herrn Souza her. — „Wie?“ — fragte er verwundernd — „Sind Sie es, Haafner? — Welche Tollheit sieht sie an, bei Nacht mit einer Chialong in See zu gehen? — Wo wollen Sie hin? Was haben Sie vor?“

„Ach, Sir!“ — antwortete ich heutzend — „Mangel und Liebe treiben mich fort!“ — Zugleich machte ich ihn mit meiner Lage bekannt. — „Sprechen Sie für mich!“ — fuhr ich fort — „Ich weiß, daß ein Wort von Ihnen hinreichend ist!“ — Meine Erzählung schien ihn gerührt zu haben; er vers

sprach, sein Möglichstes zu thun, und verließ mich.

Doch bald darauf kam er lächelnd zurück.
— „Beruhigen Sie sich. Die Sache wird besser gehen, als Sie denken.“ — „Hier!“
indem er mich in ein Nebenzimmer wies, wo ein kleiner Tisch gedeckt war — „Hier trinken Sie unterdessen ein Glas Wein. In einer halben Stunde bin ich wieder da.“
— Ich dankte ihm aufs herzlichste für seine Güte, denn ich war wirklich bis zum Äußersten erschöpft.

Eben hatte ich das kleine Mahl geendigt, als die Thüre aufging, und der Gouverneur, Lord Macartney, in Begleitung des Majors und eines Secretairs, in das Zimmer trat. Er schien keinesweges jornig, fixirte mich indessen mit großer Aufmerksamkeit.

„Wissen Sie nicht?“ hub er endlich an,
— „daß wer sich in Kriegzeiten heimlich aus einer Stadt zu schleichen sucht, wie ein Spion angesehen werden muß?“

„Ich weiß es, Mylord, aber ich bitte Ew. Exc. zu bemerken, daß ich nichts weniger als heimlich, sondern bei hellem lichten Tage, und in Beiseyn vieler Zeugen abgefahren bin.“

„Aber doch immer ohne Erlaubnißsein.
— Warum machten Sie dem Equipagen-
Meister keine Anzeige davon? — Es ist
ein Glück für Sie, daß Mr. Sydenham Sie
kennt. Um seines Zeugnisses willen, mag
die Sache auf sich beruhen!“

Ich machte eine tiefe Verbeugung.

„Nun gut! Sie können abreisen; allein
es ist eine Bedingung dabei. Sie müssen
einige Briefe für den Obersten Hamilton bei
Tranquebar mitnehmen, die ihm eigenhän-
dig zu übergeben sind.“

Ich verbeugte mich abermals.

Es sind Briefe von der äußersten Wich-
tigkeit. Sie können leicht denken, daß mir
an der richtigen Bestimmung derselben sehr
viel gelegen ist. Bei der Uebergabe werden
Ihnen sofort tausend Pagoden ausgezahlt.

Ueberdem werde ich, im Falle ihrer Zurückkunft, auf Ihre Versorgung bedacht seyn.“ —

Ich dankte ihm für sein Vertrauen, und versprach mein Möglichstes zu thun. Hier auf händigte er mir die Briefe, in lauter kleinen Röllchen, nebst der Ordre für die tausend Pagoden, ein; wünschte mir glückliche Reise, und entfernte sich. Mr. Sydenham befohl darauf einigen Strapops, mich am den Strand zu begleiten, und ein Couli (Träger) folgte mir mit einem Korbe voll Lebensmittel nach. So trat ich wieder in meine Chialeng, und kam endlich um zwei Uhr nach Mitternacht glücklich in See.

Neuntes Capitel.

Wunderbare Veränderung! — Und das alles verdankte ich den Briefen von Lord Macartney. Aber warum legte er so viel

Bichtigkeit darauf? Weil die Verbindung mit dem englischen Lager schon seit mehreren Wochen unterbrochen war. Alle Courier (Hakarrabs) wurden von den maharattischen Streifpartien ermordet, oder mit verkümmerten Nasen und Ohren zurückgeschickt. Niemand wollte sich mehr zu dieser Reise verschicken. Aber sollte ich den Feinden meines Vaterlandes dienen, oder sollte ich nicht vielmehr — Doch das Wetter war vortreflich, der Mond stand groß und freundlich am Himmel, und das ruhige Meer glänzte in Silberschein. Wir spannten unser kleines Segel auf, und fuhren fröhlich nach Süden zu.

Als die Sonne aufging, befanden wir uns auf der Höhe von Covilom, und schon um zwei Uhr Nachmittags hatten wir mein liebes Sadras im Gesichte. Plötzlich tauchte im Südost eine Fregatte auf, die mir vordämmig schien. Ich ließ daher zwischen die Brandung rudern, und ließ in eine kleine Sandbucht ein. Jetzt, so nahe bei Sadras,

mußte ich diesen freundlichen Ort doch noch einmal sehen. Ich ließ demnach die Chialeng an den Strand ziehen, und eilte den wohlbekannten Fußsteig hinan.

Allein was fand ich? Alles öde, alles mit Schutt und Trümmern bedeckt. Die Einwohner waren durch's Schwerdt, oder den Hunger umgekommen; die Engländer, die mahrattischen Streifparthien, die Käuse verbanden hatten allmählich Alles zerstört. Traurig wandelte ich durch die einsamen Straßen hin, bis ich endlich an mein eigenes Häuschen kam. Noch breitete der hohe, schattige Tamarindenbaum seine kühlenden Aeste darüber aus; aber es hatte das Schicksal der übrigen gehabt. Voll wehmüthiger Erinnerungen eilte ich an den Strand zurück, und beschloß, wo möglich, noch bis Alamparve zu gehen. Es war ohngefähr vier Uhr Nachmittags.

Eine Stunde darauf befanden wir uns auf der Höhe von Atrialherp. Aber inzwischen war der Wind weniger günstig gewor-

den, und der Himmel hatte sich mit schwarzen Wolken bedeckt. Die See gieng hohl; die Möwen flogen nach dem Lande; Alles kündigte ein Ungewitter an. Dennoch hoffte ich Alamparve noch erreichen zu können, und ließ daher die Leute rudern, was nur möglich war. Bald aber versank die Küste in Nacht, und der glänzende Schaum der Brandung war das Einzige, was ihre Nähe verrieth.

Noch eine gute Stunde hatten wir ungefähr in dieser Richtung fortgesteuert; als der Wind allmählig aus Norden aufzufrischen anfieng. Bald war er uns völlig entgegen, und Alamparve zu erreichen pure Unmöglichkeit. Zugleich brach das Ungewitter los, und der Regen schoss in Strömen herab. „Ans Land! Ans Land!“ — schrien wir alle, und ruderten muthig in die schäumende Brandung hinein. Die Chialeng stieg und sank, bis sie endlich von der letzten Welle, wie ein Pfeil ans Ufer geschneelt ward.

Die Gegend, wo wir uns befanden, war

mit Gebüsch und wilden Palmbäumen bedeckt, und schien gänzlich unbewohnt. Wir zogen die Chialeng so hoch als möglich ans Land, nahmen einige Lebensmittel daraus, und verbargen uns im Gehölz. Der Sturm wüthete mit Heftigkeit fort. Die Palmen rauschten; der Regen schloß zwischen den Zweigen herab; und furchtbar tönte die Brandung vom Ufer her. Keiner von uns vermochte ein Auge zuzuthun.

Gegen Morgen schien das Wetter etwas besser zu werden; doch gieng die See entsetzlich hoch. Wir beschloßen daher, ruhig am Lande zu bleiben, worauf sich jeder dem Schläfe überließ. Einige Stunden darauf erwachte ich plötzlich von einem Sonnenstrahl, stand auf, und legte mich an einen Baum. — Auf einmal — Menschenstimmen ganz nahe bei mir. — Ich warf mich auf den Boden; der Ton kam vom Strande her — Mit zurückgehaltenem Athem kroch ich an den Rand des Gehölzes, da zogen sie hin. — Zwanzig Mann von einer mahrattischen Streifpartie.

So ritten sie vorüber, und eilends weckte ich meine schlafenden Leute auf. — Was sollte ich thun? — In See gehen? — Der Sturm hielt noch immer an. — Am Lande bleiben? — Die Gefahr nahm mit jedem Augenblick zu. — Unterdeffen hatte sich der Himmel aufgeklärt. — Ich beschloß, mein Schicksal dem Meere anzuvertrauen. — „In See!“ — rief ich meinen Leuten zu; sie schüttelten den Kopf. — „So wißt denn“ — fuhr ich fort, und theilte ihnen den Vorfall mit. — Mehr bedurfte es nicht; augenblicklich war die Chialeng flott gemacht. Muthig ruderten wir durch die Brandung, und kamen bei dem dritten Versuche glücklich in See.

Zehntes Capitel.

Das Wetter blieb gut, das Meer wurde von Stunde zu Stunde ruhiger, langsam

sicueten wir längs der Küste hin. So hatten wir ungefähr eine Meile zurückgelegt. Plötzlich wurden wir am Strande einen Menschen gewahr. Er rang die Hände, warf sich auf die Knie, kurz, er schien unsere Hülfe anzusehen. — „Wir müssen ihn aufnehmen!“ — rief ich meinen Leuten zu, und sie waren sämmtlich dazu bereit. Auf einmal hören wir Pferde wiehern! — „Verrath!“ — rief ich heftig — „Zurück! Zurück! Um Gottes willen zurück!“ — Schwer schwebten wir auf der Spitze der zweiten Welle — Einige Minuten später, und die Chialeng würde an den Strand gestiegen seyn. Mit gräßlichem Geschrei kam jetzt ein Haufen Räuber aus dem Gebüsch. Einer davon schwang sich auf ein Pferd und jagte fort. Doch wir waren schon wieder in offener See.

Gegen Mittag konnten wir bereits das rothe Dach der Chauderie *) von Alamparve sehen. Gern wäre ich einen Augenblick ge-

*) Öffentliches Wirthshaus.

landet, um Wasser einzunehmen, allein der Truppen wegen, beschloß ich, es lieber an einer einsamern Stelle zu thun. Wir ruderten also herrhaft fort, bis wir ungefähr auf der Höhe des Dorfes waren, das mit seinen Baumgruppen gar lieblich vor uns lag. Plötzlich sahen wir zwei, dann zehn, dann immer mehr Reiter auf den Strand zueilen, bis er endlich fast ganz damit bedeckt war. Sie riefen uns zu, ans Land zu kommen — „Morgen! Morgen! (Maletie! Maletie!)“ gaben wir lachend zur Antwort, und hatten nur unsern Scherz damit.

Doch mit wüthenden Geberden wiederholten sie ihre Aufforderung, und legten zu gleicher Zeit ihre Büchsen auf uns an. Jetzt fand ich räthlich vom Lande abzuhalten, und gab sofort das Zeichen dazu. Aber in demselben Augenblicke schossen sie, und einer meiner Leute that einen gräßlichen Schrei. — „O Vater! Vater!“ (Aie appa! Aie appa!) — „Wo? Wo?“ — rief ich erschrocken, in der Meinung, daß er verwundet sey. Doch es

war noch viel schrecklicher — Er zeigte auf zwei Kattamarans *) — Sie waren mit Bravos bemannt, suchten uns den Weg abzuschneiden, und ruderten eilig auf uns zu. Wahrscheinlich hatten sie an einer andern Stelle vom Ufer gestoßen, während uns der Räuberhaufen beschäftigt hielt.

Was war zu thun? — Wir arbeiteten was wir konnten, allein nach wenig Minuten hatten sie uns eingeholt. — „Zurück! Ihr Spitzbuben! (Miran Vantjot!) — riefen sie uns zu, und legten auf uns an. — Wir waren verloren; ich sah es vollkommen ein. Einen so schrecklichen Augenblick hatte ich noch nie gehabt. Doch plötzlich fasste ich wieder Muth. — „Seyd unbesorgt!“ — sagte ich zu meinen Leuten — „Ich habe meinen Plan gemacht; es wird euch nichts zu Leid geschehen. Wir haben uns bei Nacht von Madras geflüchtet! Vergesst es nicht,

*) Kisse, die man mit Ruder und Segel zugleich fortbringt.

bei Nacht von Madras!“ — In diesem Augenblick waren die Kattamarans neben uns, und flüchend sprangen die Crapoys in unsere Ehtaleng.

„Ich bin ein Holländer!“ — rief ich ihnen zu, ohne daß es jedoch etwas zu helfen schien. Einer war besonders so kühn, daß er seinen Säbel über meinen Kopf schwang — „Nehmt euch in Acht!“ — fuhr ich fort, — „und bedenkt, was ihr thun wollet. Ich bin ein Abgesandter; ich habe eine äußerst wichtige Botschaft an den französischen Admiral, und an den Nabob Hyder Bahadur. Die geringste Beleidigung, die ihr mir, oder meinen Leuten zufügt, kostet euch euren Kopf, dafür stehe ich euch!“ — Dies wirkte, und sie steckten sofort ihre Säbel ein. Zugleich erfuhr ich, daß ich auf Befehl des Jammerdaars (Districtcommandanten) eingeholt worden war.

Als ich ans Land trat, ward ich von der ganzen Masse umringt, und mit den niedrigsten Schimpfwörtern überhäuft — „Wie?“ —

rief ich — „Ihr wagt's, den Bakiri (Gesandten) an den Nabob zu schmähen? — Wartet! Es soll euch gereuen!“ — „Hier!“ — fuhr ich mit gebieterischem Tone zu einem der Offiziere fort — „Hier liegt meine Chialeng! Ich übergebe sie eurer Obhut! Stellt augenblicklich eine Wache dabei! Es sind Briefschaften und Papiere für den Nabob darin! — Daß sie kein Mensch anrührt; hört ihr's! Ich fordere Alles von euch zurück!“ —

„Und ihr!“ — indem ich mich zu meinen Leuten wandte, — „Ihr bleibe hier, bis ich wieder komme, und wehe dem, der euch etwas zu Leide thut!“

„Jetzt!“ — zu den Crapons — „Jetzt, laßt uns gehen! — Meine Zeit ist kostbar!“

Elftes Capitel.

Wir kamen an, der Jammedaar saß vor der Thüre der Chauderie. Mein Plan war

gemacht; nichts konnte mich retten, als die kühnste Entschlossenheit. Stolz und ruhig gieng ich auf ihn zu, grüßte ihn, und setzte mich ohne weiteres neben ihn. Er griff nach seinem Dolche, allein ich kam ihm mit meiner Anrede zuvor. — „Jammedaar!“ — sagte ich — „Du kennst mich und meinen wichtigen Auftrag nicht; das entschuldigt dich! Aber ich wünsche um deinetwillen, daß der Nabob nichts davon erfährt. Bei dem allmächtigen Gott! Er würde dich für diese schöne Behandlung zu bestrafen wissen, ich stehe dir dafür!“ —

Was ich voraus gesehen hatte, geschah. Der Jammedaar war überrascht, und sah schweigend und unentschlossen vor sich hin. — „Ich bin ein Holländer!“ — fuhr ich im vorigen Tone fort — „Und muß nach Pondichery, — der französische Admiral. —

„Jammedaar!“ — rief hier plötzlich ein Crapoy, und trat aus dem uns umgebenden Haufen hervor. — „Jammedaar! Laß dich nicht von diesem Prahler hintergehen! Ich

habe seine Leute befragt. Sie kommen von Madras und gehen nach Tranquebar. Es ist gewiß ein englischer Hund, der nach dem Lager von Eudore will!" — Bei diesen Worten gerieth der ganze Haufen in Ruth — „Ja! Ja! Es ist ein englischer Hund!" — wurde von allen Seiten wiederholt.

„Nein!" — rief ich entrüstet — „Kein Engländer! — Ein Holländer von Sadrin: gapatnam bin ich. — Warum die giftigen Worte? — Ihr sagt, daß ich von Madras komme? Wer läugnet es? — Aber warum verschweigt ihr, daß wir bei Nacht von dort geflüchtet sind? —

„Jammedaar!" — fuhr ich ungeduldig fort, indem ich mich wieder zu ihm wandte — „Halt mich nicht länger auf! Ich muß durch; aus noch heute in Pondichery seyn. Die Nachrichten, die ich dem französischen Admiral zu überbringen habe, sind von der äußersten Wichtigkeit. Jede Stunde, die du mich aufhältst, kann dem Nabob gefährlicher werden, als eine verlorne Schlacht!" —

Er schien verlegen, stand auf und sprach mit einem seiner Offiziere einige Minuten zur Seite. Endlich kam er zurück. — „Du sollst und kannst abreisen, so bald du bewiesen hast, daß du ein Holländer, und kein Engländer bist.“

„Wie, Jammedaar! Spottest du meiner? Wie soll ich das beweisen? Sind wir nicht von einer Farbe? Ist in unsern Zügen, unserer Kleidung, unserer Manieren irgend ein Unterschied? Ja, wenn du die Sprachen verständest, aber so? — Weißt du was, Jammedaar! Laß mich nach Pondichery bringen, wenn du mir nicht glauben willst! Hörst du, nach Pondichery!“ —

Er konnte nichts darauf erwidern, aber mich reisen zu lassen, dazu hatte er eben so wenig Lust. — „Es ist am besten“ — sagte er endlich — „ich lasse dich zu Nabob bringen, der bei Arcot steht. So bin ich von aller Verantwortung frei!“ —

„Ei nicht doch!“ — erwiderte ich, denn diese Reise war ganz und gar nicht in mei-

nem Sinne. — „Ich sage dir ja, daß ich noch heute in Pondichery seyn muß!“ — Allein vergebens. Nur mit der äußersten Mühe brachte ich ihn am Ende noch auf eine andere Idee.

„Kjoast!“ — rief er einem seiner Crapours zu — „Schwing dich auf dein Roß, flieg nach Maramette, und sage Kosan Alchan, daß ein Weißer in meine Hände gefallen ist, der sich für einen Holländer aus Cadringapatnam ausgibt.“ —

„Und sag ihm zu gleicher Zeit“ — fiel ich ein — „daß es derselbe Holländer ist, der ihn einmal aus den Händen der Engländer gerettet hat.“ —

Bei diesen Worten schrie der Jammedaar auf, während mir der Crapour zu Füßen fiel. — „Maharadsja“ (Herr) — rief er — „Verzeih! Ich erkannte dich nicht. Ja! ich war damals bei Kosan Alchan, als du unser aller Retter warst. Jetzt flieg ich zu ihm, um ihm zu melden, daß du hier bist!“ —

So sprach er, schwang sich auf sein Pferd, und eilte im Galopp davon.

Jetzt wendete sich auch der Jammerhaas zu mir — „Freund!“ — sagte er mit Innigkeit, und legte die linke Hand aufs Herz — „Freund! Mache mich zu deinem Eclaven für diese Vertheidigung. Ich weiß, welchen Dienst du Mosan Alchan erzeigt hast; er hat mir oft davon erzählt!“ — Zu gleicher Zeit bot er mir seine Huta (Pfeife) an, und beschloß, meine Leute augenblicklich frei zu lassen, auch sie reichlich mit Lebensmitteln zu versehen.

Nach ungefähr einer Stunde traf Mosan Alchan ein, und begrüßte mich mit vieler Herzlichkeit. — „Wartlich!“ — riefte er voll Freude aus — „Der Jang ist mir lieber als die halbe englische Armee!“ — Hierauf setzten wir uns zum Pissan (Reis mit Fleisch u. s. w.) hin, wobei es nicht an Arzac gebrach. Endlich um vier Uhr ward ich in stättlicher Verkleidung aus Lifer getragen, und eine halbe

Stunde später befanden wir uns wieder in See.

Zwölftes Capitel.

Der Abend war still und freundlich; Anker luderten meine Leute längs der Küste hin, während ich in tiefe Betrachtungen versank. Man erinnert sich der Briefe von Lord Macartney. Ich hatte gesehen lassen, was nicht zu ändern war; aber sollte ich den Feinden meines Vaterlandes dienen? — Niemals mehr! — Mich band weder Eid noch Pflicht. — Ich beschloß demnach, in Pondichery einzulauern, die Briefe dort abzugeben, und dann so fort nach Tranquebar zu gehen. Mit Schrecken bemerkte ich indessen, daß das Wasser immer stärker in die Chialeng drang. Ich war daher gezwungen die Nacht am Strande zuzubringen, bis der langersehnte Morgen anbrach. Jetzt ward der Rest ent-

bede und sorgfältig verstopft. Wir erneuerten Kräfte ruderten wir nun weiter, und langten endlich um zehn Uhr auf der Höhe von Pondichery an.

Als wir ans Land gestiegen waren, versammelte sich Alles um uns her. — „Wie, von Madras? Mit dieser Chialeng?“ — Es schien allerdings ein halbes Wunderwerk, denn alle Cocosschiffe az den Planken waren fast gänzlich verfault. Bei einer schweren Ladung hätten wir dies alte Fahrzeug sicher nicht so weit gebracht. Ich gab es jetzt meinen armen Leuten Preis, bezahlte ihnen den bedungenen Lohn, und wanderte langsam in die Stadt hinein. Sofort kam ein Fren (Diener) auf mich zu, und wies mich zu dem Equipagenmeister, einem Mr. de Calmiac.

Als ich in das Zimmer trat, sah ich ein kleines, rundes, dickhäutiges Männchen, bloß in Hemde und Pantalons vor mir. Ich war ein wenig erschaut, und glaubte unrecht gegangen zu seyn. — „Nein? Nein!“ —

Bei er mir lebhaft ins Wort — „Ich bin es selbst — Sie sind freilich nicht der erste, der sich über mein Reglige verwundert; aber so laufe ich, der Hitze wegen, immer im Hause herum. Es ist doch ein Freyleid, wenn man so dick ist — Mais l'habit ne fait pas le moine — Was haben Sie anzubringen? — Erken Sie sich.“

„Ich habe englische Briefe für den Admiral de Suffrein!“

„Wie, englische Briefe für den Admiral?“ — rief er mit Verwunderung und Freude aus — „Vielleicht Nachrichten vom Frieden? — Sagen Sie, wissen Sie etwas davon? Haben Sie etwas davon gehört?“ — So gieng es, in einem Athem, wohl eine Viertelstunde lang fort. Er war ganz begeistert von seiner Friedensidee. Endlich erzählte ich ihm den Zusammenhang.

„Bravo! Bravo!“ — rief er in die Hände klatschend — „Tausend Pagoden! Warlich, das ist keine Kleinigkeit. Aber Sie haben wahrscheinlich Vermögen?“ —

„Im Gegentheil, ich bin nicht weniger als reich“ — „Rest fort!“ — sagte er halblaut für sich, und dann mit Festigkeit fest zu mir: „Na bei, vous êtes un honorable homme!“

„Aber!“ — fiel er plötzlich in einem anderen Tone ein — „In wen denken Sie Ihre Briefe abzugeben? — Der Almonat ist abgegangen, wie Sie sehen; der Intendant ist auf einige Tage verreist. Sie wollen gern nach Tranquebar, wie Sie sagen, und da geht eben ein Thomy (Küstenfahrer) hin. Ich erwarte den Capitain jeden Augenblick. Wissen Sie was? lassen Sie die Briefe bei mir; so ist es gut!“ —

„Sehr gern!“ — erwiderte ich, und war im Grunde herzlich froh, sie endlich las zu sehn. Es waren fünf und dreißig zusammen, wofür ich einen Empfangschein erhielt. In gleicher Zeit schrieb Mr. de Calmar meinen Namen, wußt den Briefe eines meiner Freunde zu Tranquebar auf.

Jetzt kam der Capitain des Thomy, ich

ward mit ihm um drey Pagoden eins. Es war mein letztes Geld; Mr. de Salmiac hörte es, blieb aber ganz gleichgültig dabei. — „Essen Sie zu Mittag!“ — sagte der Capitain: „Sie haben gerade noch zwey Stunden Zeit!“ — Sofort überhäufte mich Mr. de Salmiac mit tausend Entschuldigungen, daß er heute selbst zu Gaste gebeten sey. — „Wenn Sie indessen durchaus Niemand anders kennen“ — fuhr er fort — „So werde ich Sie mitnehmen — Ja! Ja! — Ich werde Sie mitnehmen, wenn nämlich der Capitain warten will!“ —

Ein zweideutiges Wesen mischiel mir; ich nahm daher augenblicklich Abschied von ihm. — „Mais! — Mais!“ — rief er ein — „J'en suis fâché! J'en suis au désespoir!“ — führte mich unter einer Menge Complimente zur Thüre hinaus, und ließ mich auf der Straße stehen. Ich darf es sagen, eine Belohnung verlangte ich nicht; aber ein gutes Mittagessen hätte mir allerdings Vergnügen gemacht. Ich verkaufte nun einige

kleine Pretiosen, aß in einer Taverne, und bezah mich hierauf an Bord. Der Wind war günstig; schon um acht Uhr Abends ankerten wir auf der Rhee von Tranquebar. Vor Freude und Ungeduld war ich außer mir.

Alle Chiatengs waren indessen bereits in Sicherheit gebracht; ich sah keine Möglichkeit ans Land zu gehen. Endlich vernahm ich Ruder- und Gesangs. Es waren Fischer; sie kamen aus der See zurück. — „He!“ — rief ich ihnen zu — „Wollt ihr einen Weißen mit ans Land nehmen?“ — Sie achteten wenig, oder gar nicht darauf. — „Eine Kupie, wenn ihr wollt!“ — fuhr ich fort, und in wenig Minuten war ich auf dem Kattamaran (Floß). Wohl wußte ich, was ich wagte, und wie gefährlich das Landen war; allein ich dachte an Sophien, und verließ mich auf mein bisheriges Glück.

Jetzt waren wir bei der glänzenden Bräutigam, die sich mit dumpfem Donner am Ufer brach. — „Noch eine Kupie!“ — rief ich

den Fischern zu, wenn ihr mich glücklich hinüber bringt. Zu gleicher Zeit warf ich mich nieder, und klammerte mich an die Balken an. Glücklicherweise kamen wir über die zwei ersten Wellen hinweg, nicht so über die dritte, so groß auch die Anstrengung der Ruderer war. Sie holte uns ein, hieng, wie ein schreckliches Gewölbe, einen Augenblick über uns, und stürzte dann donnernd auf uns herab. — Ich verlor das Bewußtseyn. — Als ich wieder zu mir kam, lagen wir hoch und trocken auf dem Strande von Tranquebar.

Dreizehntes Capitel.

Ohne Aufenthalt eilte ich nun vollends in die Stadt hinein, und beschloß bei dem ersten besten nach Sophien Erkundigungen einzuziehen. Eben kam ich bei dem Zollhause vorbei; es war noch Licht darin. —

„Guten Abend!“ — sagte ich zu den Kanakas (Schreibern) — „Könnt ihr mir nicht sagen, ob die Thony von Mateappa — so hieß der Schiffer — angekommen ist?“ —

„O ja, schon vor geraumer Zeit! — Dort liegt sie auf dem Strande — Wenn's Tag wäre, könntet ihr sie gleich vor euch sehen. — Sie wird reparirt; sie hat einen schweren Sturm auszuhalten gehabt.“ —

„Wo wohnt Mateappa? Ich muß ihn sprechen.“ —

„Wo er wohnt? — Nun vermuthlich bei den Fischern, denn beim Sturme fiel er über Bord.“ —

„Und die Frau mit dem jungen Mädchen? — Sie befanden sich als Passagiere auf der Tomy. — Sind sie noch in Tranquebar?“ —

Die Schreiber sahen einander an; keiner hatte ein Wort von diesen Personen gehört; ich ward leichenbläß. In diesem Augenblicke trat ein Kuli (Träger) auf mich zu. Er hatte bisher an der Thüre gesessen, und unserem

Ge spräche zugehört. — „Apa!“ — sagte er — „Gieb mir ein Paar Panams und ich führe dich hin. Ich habe ihre Sachen getragen, und weiß, wo sie eingekehrt sind.“ — „Du sollst eine Ruppe haben!“ rief ich, und eilte mit ihm fort.

„Hier!“ — sagte er endlich, indem er auf ein malabarisches Häuschen zeigte — „Hier Apa, hier wohnen sie! Soll ich anknöpfen?“ — „Nein! Nein!“ — sagte ich hastig, und hielt ihn zurück. — „Hier hast du dein Geld, und gute Nacht!“ —

In dem Augenblick gieng die Thür auf, und Sophie trat mit einer Lampe heraus. — „O mein Gott!“ — rief sie und flog an meinen Hals. Seliger und unbeschreiblicher Augenblick. So fand uns die Mutter in stummer Umarmung. — „Ach! wie haben wir uns geängstigt!“ — sagte sie. — „Nun Gott sey hoch gedankt!“ —

Am andern Morgen dachte ich nun im ganzen Ernste an meine Einrichtung. Alle meine Sachen waren unverfehrt; allein Tranquibar

bot wenig, oder gar keine Hülfquellen dar. Der dänische Handel ist unbedeutend; das Comtoir beschäftigt nur wenig Leute! überall herrscht die größte Sparsamkeit. Ich mußte mir einen bedeutendern Platz wählen, wo ich überdem von dem Kriege sicher war. Es schien mir daher am besten, nach Jassanapatnam auf Ceylon zu gehen. Die Mutter freute sich über meinen Entschluß, Sophie aber sagte kein Wort dazu. Erst jetzt hörte ich von jener, daß der Bräutigam zu Trincomomale sey. — In wenig Tagen hatte ich eine gute, geräumige Chialong mit einem Sonnendeck gekauft, und tüchtige Aiderer u. s. w. besorgt. Da erschien auf einmal ein alter gutgekleideter Herr bei mir.

„Ich bin der Graf von Donroux“ — hab er französisch an — „Sie befrachten eine Chialong nach Jassanapatnam; ich suche ebenfalls eine Gelegenheit dahin — Wenn Sie mich mitnehmen könnten, wär' es mir angenehm. — Ich habe nur ein Paar Coffer, vier Kisten mit Wein, zwei Ballen Pfeffer, und zwei

weibliche Bedienten bei mir!“ — Ich sah an seinem Orden, daß er Maltheser war, und lachte herzlich über seine Dienerschaft.

„Das ist so einmal meine Art!“ — gab er jovialisch zur Antwort — „Ich habe immer zwei Mädchen bei mir. Die eine besorgt die Küche, die andere meine Person. — „D'ailleurs!“ — indem er mich sehr bedeutend ansah — „Le nom ne fait rien à la chose. Vous le verrez!“ —

Ich hatte anfangs wenig Lust zu dieser Reisegesellschaft, und entschuldigte mich durch den Mangel an Platz, was auch nicht ganz ungegründet war. Allein der alte Ritter wußte mir alles so leicht vorzustellen, und schien zugleich so jovialisch zu seyn; daß ich ihm endlich die Ueberfahrt, und obendrein umsonst zugestand.

„Nun gut!“ — sagte er — „So kaufen sie wenigstens keine Provisionen ein! Das will ich auf mich nehmen, und ich denke zu ihrer Zufriedenheit. Geben Sie keinen Sous dafür aus, ich bitte Sie! Verlassen Sie sich

ganz auf mich!" — So gieng er, und ich verließ mich wirklich auf ihn.

Beim Mittagessen erklärte mir die Mutter, daß sie nicht mit zu reisen willens sey. Sie habe ein treffliches Unterkommen als Haushälterin bei einem Hollsteiner erhalten, sie vertraue Sophien meiner Richtigkeit an. Zerschlug sich die Heirath, so hätte ich ihre Einwilligung. Sophie schien über dies alles äußerst vergnügt; man kann denken, wie sehr ich es selbst war.

So schlug es vier Uhr, und wir eilten in die Chialeng. Die gute Mutter begleitete uns an den Strand; wir nahmen herzlichen Abschied von ihr. Der Graf befand sich mit seinen beiden Mädchen bereits an Bord, und war äußerst höflich, wiewohl er einen kleinen Hieb zu haben schien. — Wir richteten uns ein, so gut es möglich war. — Endlich Anker auf! — Da segelten wir lustig die Rhede hinaus.

Vierzehntes Capitel.

So verließ ich denn die Küste von Coromandel, wo ferner kein Glück für mich zu blühen schien. Mit vermischten Gefühle blickte ich noch einmal auf das verschwindende Gestade zurück. Die Stadt, das Fort, die Pagoden, die Cocospalmen — alles glänzte im Dufte des Abendroths; alles sank allmählich in Dämmerung.

Bald war es Zeit zum Abendessen, und der Graf öffnete seinen Speisekorb. Noch jetzt sah ich ihn vor mir, wie er vier kleine gebratene Hühner, zehn Soußbrote, und eine Flasche Madera heraus nahm. Da ich dies natürlich nur für eine Art Voressen hielt, expedirte ich mein Huhn, und meine zwei Brode mit gutem Seemannsappetit.

„Parbleu!“ — sagte der Graf — „Hätte ich das gewußt, ich hätte mich mit einem Huhn, und einem Paar Broden mehr versehen!“ —

„Wie, Herr Graf?“ rief ich lebhaft ein —

„Das ist Alles?“ —

„Wie Sie sehen, ja! — *Vraiment!* *J'en suis fâché!* — Aber es hat gar nichts zu sagen. Wir frühstücken zu *Cair* *), ich stehe Ihnen dafür. Lassen Sie mich nur machen; ich bin ein alter erfahrner Steuermann!“

Ich ließ ihn schwagen; denn ich merkte wohl, er hatte abermals zu tief ins Glas gesehen. Im Nothfall gab es überdem längs der Küste noch kleine Häfen genug. Bösig unbesorgt streckte ich mich also, wie die ganze Gesellschaft, auf meine Matte hin.

So mochte ich ungefähr bis fünf Uhr Morgens geschlafen haben, als ich von dem *Tandé* (Steuermann) geweckt ward. — „Steht auf, lieber Herr!“ — sagte er sehr betrübt. — „Ich kann keinen Grund mehr finden, und sehe auch kein Land mehr.“ —

„Wie?“ rief ich erschrocken — „Kein Land? Wie ist das möglich?“ — Und mit

*) Hafendorf von Jassanapatnam.

einem Sprunge war ich auf, und sah leider, daß es gegründet war. — „Aber“ — fuhr ich heftig fort — „Warum hast du die Küste verlassen?“ — „Um Gotteswillen!“ — antwortete er zitternd — „Nicht ich, der Franzose!“ — „Wie, der Franzose?“ — „Ja Herr! Er hat es gethan! — Er zwang mich dazu, er setzte mir die Pistole auf die Brust!“ —

Es war in der That ein entsetzlicher Streich. Die See gieng hoch; die Strömung lief nach Nordost; das Rudern war äußerst beschwerlich; unsere Richtung gerade entgegengesetzt. Hierzu die Hitze, die Windstille, der Mangel an Proviant — Ich gestehe es; ich war außer mir vor Zorn. Ich hätte den gräßlichen Patron über Bord werfen können; so erbittert war ich auf ihn. — „Da!“ — sagte ich, und weckte ihn ziemlich unsanft auf — „Da! Sehen Sie ihre verdamnte Steuermannskunst! — Wir treiben in offener See.“

„Vous êtes une bête!“ — war seine Antwort — „Was verstehen denn Sie davon? Nun ja! Ich habe diese Nacht gesteuert,

und danken sollten Sie mir noch dafür. — Parbleu! — So an der Küste hinzuschleichen, wenn man Cours halten kann. In ein Paar Stunden müssen wir zu Cair sehn. Wenn man die Küste nicht sieht, so ist der Nebel daran Schuld.

Jetzt wurde es mir zu arg, und ich bewies ihm mit der Charte, daß er ein Windbeutel sey. — „Treiben wir die Nordspitze von Ceylon vorbei“ — fuhr ich fort — „so ist es um uns geschehen. Also ans Ruder, bis der Wind auffrischt! Geben Sie den Leuten Geld, sonst stehe ich Ihnen für nichts!“ —

Er schien mir Recht zu geben, und warf eine Hand voll Rupien hin. Diese theilte ich sofort unter die Ruderer aus, und machte sie wirklich ganz munter dadurch. Zu gleicher Zeit theilte ich Reis und Wasser unter sie aus. Wir andern behelfen uns mit etwas Zwieback und Naderawein.

So kam der Abend heran; der Wind schien aufzufrisken; die armen Ruderer konnten wenigstens etwas ruhen. Ich selbst löste

den Tandel am Steuer ab, und war endlich der einzige, der auf der Chialeng wachend blieb. Zu meiner großen Freude ward der Wind immer stärker, und so steuerte ich müthig nach Südwest fort.

Fünftehntes Capitel.

Die Sonne gieng auf. Rings umher nichts als Himmel und Wasser, und bald gänzliche Stille, wie vorher. Mit kummervollem Herzen rief ich die armen Malabaren an ihr beschwerliches Tagewerk. — „Noch kein Land?“ — fragten sie traurig, als sie die weite, öde Wasserfläche vor sich sahen. — „Noch kein Land, lieber Herr?“ — „Diesen Abend gewiß“ — antwortete ich mit erklester Heiterkeit, und in dem Augenblicke trieb ein Bananasstamm vorbei. — „Seht ihr?“ — fuhr ich fort, und faßte selbst einige Hoffnung — „Seht ihr? Es kann nicht weit mehr seyn!“ —

In diesem Augenblicke stürzte der Graf herbei — „Hier!“ — schrie er einem seiner Mädchen aus der Caste der Parias zu — „Hier! Sag den armen Leuten, daß der Mensch da ein Vetrüger ist, daß er sie nun und nimmermehr in einen Hafen bringen wird. Von nun an will ich selber steuern, und wette tausend Rupien, daß wir morgen in Cair sind. Wer mir nicht gehorcht, dem jage ich den Degen durch den Leib!“ — Mit diesen Worten stieß er den Fandel auf die Seite, und wollte die Chialeng wieder nach Osten drehen.

„Freunde!“ — rief ich mit Heftigkeit — „Nehmen wir einen andern Cours, so mag uns Gott beistehen!“ — Zu gleicher Zeit packte ich den Grafen beim Kragen, und entfernte ihn etwas unsanft von seinem Plaz. Er stolperte, wollte ein Tau fassen, verfehlte es, und flog über Bord. Augenblicklich sprang ihm aber ein Ruderer nach, und brachte ihn wieder herauf, so daß er mit der Abkühlung davon kam.

Nachmittags ward ich in Ofen einige Wolken gewahr. Dies versprach für die Nacht äußerst günstigen Wind. Gegen Abend indeß waren die Ruderer so ermüdet, daß einer nach dem andern zu Boden sank. Es ward finster; noch immer frischte kein Lüfchen auf. Jeder Seufzer Sophiens zerriß mir das Herz. Endlich schlief alles ein, und mir selbst sanken zuletzt die Augen zu.

Plötzlich — vielleicht nach einigen Stunden — erwachte ich von einem heftigen Stöße der Chialeng, und fand, zu meiner unsäglichem Freude, daß der Wind frisch aus Norden blies. — „Auf Freunde, auf!“ — rief ich jetzt dem Tandel, und den Ruderern zu — „Der Wind ist da! Der Wind ist da! Jetzt laßt das Segel auf! Morgen laufen wir in Cair ein!“ — Alle sprangen in Eile auf; alle waren mit neuem Muthe erfüllt. Ich steuerte nunmehr mit fester Hand, und rauschend flog die Chialeng durch die glänzenden Fluthen hin. Sophie kam zu mir, wir sprachen zusammen, bis der Tag anbrach.

Die Sterne blühten, in Oken hing es an heller zu werden; mit klopfendem Herzen blickte ich nach der ersehnten Küste, die meiner Rechnung nach, in Süden zu finden war. Da gieng die Sonne auf, und wie ein bläulich glänzender Nebelstreif stieg das Land aus dem wellenden Meer empor. — „Land! Land!“ — rief ich freudig, und zeigte mit der Hand dahin! — „Land! Land!“ — tönte es durch die ganze Chialeng. — Einige Stunden, und wir konnten schon die dunkeln Waldungen sehen. Endlich kamen wir näher und näher, und ich erkannte die kleine Insel Caradiva, oder Amsterdam, ungefähr zwei Seemeilen von Ceylon.

Gern hätte ich die Chialeng auf den Strand gesetzt, allein der Felsenriffe wegen mußten wir vor Anker gehen. Eilig kletterten wir nun, den Grafen ausgenommen, vom Fährzeuge herunter, wadeten über die Klippen, und langten wohlbehalten am Ufer an. Eine Frau zeigte uns den nächsten Brunnen, und besorgte uns bald ein gutes Mittagsmahl. Der Graf ließ seine Sachen in eine andere Chialeng bringen, und befreite mich so, zu meiner großen Freude, von seiner Gegenwart. Um vier Uhr ankerten wir bei dem Fort Ham an Hiel, und am andern Morgen kamen wir glücklich zu Jassanapatnam an. Hier ward Sophie die meinige, und hier fand ich auf eine kurze Zeit, ein nie genossenes Glück.

Erste Abtheilung,
Jacob Haafner.

Zweites Buch.



Erstes Capitel.

Zwei Jahre darauf verlor ich meine geliebte Sophie, und mit ihr meine ganze Freude auf der Welt. In tiefer Schwermuth brachte ich vier Monate auf meinem Gartenhause zu, und sah nur einen einzigen Freund. Diesem gelang es endlich, mich durch einen großen Reiseplan zu zerstreuen. Es kam auf nichts Geringeres an, als durch das Innere der Insel nach Colombo zu gehen. Indessen beschloßen wir außer den Sklaven und Trägern, noch einen europäischen Reisegefährten zu suchen, um wenigstens unserer drei zu seyn.

Dies war schwerer, als es scheinen mag; doch mit einiger Mühe fanden wir endlich unseren Mann. Es war ein verabschiedeter holländischer Sergeant, Namens Georgi aus

Strasbourg. Freilich war er ein wenig taub, und trank für sein Leben gern; aber er lebte vortreflich, war der lustigste Kauz von der Welt, und fürchtete sich selbst vor dem Teufel nicht. Bei so viel guten Eigenschaften drückten wir gern ein Auge zu. Da er nun überdem selbst nach Colombo wollte, kam der Handel sehr bald in Richtigkeit. Einige Tage nachher gesellte sich noch ein vierter Europäer, ein Mr. d'Alcmand zu uns. Er hatte Depeschen vom Admiral Suffren an den französischen Agenten zu Colombo zu überbringen, und bot sich uns daher zum Gefährten an. Zwar hätte er die Reise gern längs des Strandes gemacht, allein es fehlte an Gelegenheit. Nachdem nun alle Anstalten getroffen waren, wurde der neunte Juni 17— zur Abreise festgesetzt.

Unsere ganze Caravane war jetzt sechszehn Mann stark; wir vier Europäer, zwei Sclaven, und zehn Trägern, oder Chivias. Drei der letztern, und zwar die Stärksten, trugen jeder sechzig Pfund Reis, und zwei andere

den Coffre von d'Allemand. Der sechste war mit zwei großen kufsernen Wassertöpfen, der siebente mit zwei Kibben voll Zucker, Caffer, Wein u. s. w. bepackt. Der achte trug das Tisch- und Küchengeräthe; der eine meine und Tempions *) Kleider und Wasche; der zehnte endlich unsere Matten, und die Jousgritos oder Naketen, die man auf die wilden Thiere wirft. Tempions, d'Allemand, und ich, wir hatten jeder unsern Hirschfänger an der Seite, eine tüchtige Büchse auf der Schulter, und ein Paar Pistolen im Gurt. Der Sergeant trug seine ganze Bagage auf dem Leibe, und schleppte einen großen Husarenkassack hinter sich drein. Es versteht sich, daß wir die Oppo nicht vergessen hatten, d. h. den Generalbefehl an die Majerols oder Dorfältesten, uns gegen Bezahlung mit Lebensmitteln zu versehen.

So zogen wir dann am 9. Juni, Nachmittags um drei Uhr, unter einem gewaltigen

*) So hieß der Freund des Verfassers.

gen Zulaufe aus der Stadt. Fern die beiden
 Sklaven, als Lumbischläger; dann vier Eu-
 ropäer; zuletzt die Träger, oder Chircas. Um
 vier Uhr kamen wir zu Colombogamma an.
 Dies ist ein kleines Fischerdorf, hort am
 Meerbusen (Passo de Catthoi), wo man nach
 dem eigentlichen Ceylon übersfährt. Um sechs
 Uhr machten wir am andern Ufer unter einem
 großen Platanus-Holz. Es ward beschloffen, hier
 zu übernachten, indem das nächste Fischerdorf
 nur aus elenden Hütten bestand.

Unser Sergeant gab uns viel zu sehen,
 indem er der Flasche gar gewaltig zusprach.
 Dabei ergoß er sich in einen Strom von
 Klüßchen gegen das weibliche Geschlecht. Er
 war nicht weniger als fünfmal verheirathet
 gewesen, und alle seine Weiber hatten ihm
 entsetzlich mitgespielt. Die eine war ein
 Handtrüfel gewesen, der ihm keinen Augen-
 blick Ruhe ließ. Die zweite hatte ihn an
 preussische Weiber verkauft. Die dritte brachte
 ihn an den Bettelstab. Die vierte hatte ihn
 holländischen Seelenverkäufern in die Hände

gespielt. Die fünfte, eine Paria (gemeines indisches Mädchen) hatte ihm noch dem Leben geschenkt. Diese Eßens- und Abenteuer erzählte er uns in einem höchstpefferlichen Gemische von Holländisch und Hochdeutsch, das durch seinen essstäpischen Accent nur noch komischer ward.

Zweites Capitel.

Am folgenden Morgen traten wir unsere eigentliche Reise an. Die Luft war kühl; der herrliche Golf glänzte im Morgengoth. Wir verließen die gewöhnliche Straße, um längs der Küste hin zu gehen. So kamen wir gegen neun Uhr, bei einem Amberlon, am Eingange des Dorfes Nanur an. Diese Amberlon sind eine Art Schuppen, mit Stroh gedeckt, und zum Vorrath der Reisenden erbaut. Wir nahmen hier ein Frühstück ein, das aus Reis und Cakou, oder Palmwein bestand.

Wen nun es gieng es nicher landwirthlich, soß immer zwischen walligen Hügelin hin. Dörfer wurden nie keine, sondern nur einige Schiffe, und einzeln Hütten gewahr.

Es war gegen auf Mhr., und schon zeigte sich in der Ferne das kleine verfallene Fort Panatya, als isolirte Wüstenstation. Tempeln hatte ja Manar frische Eucalypten getrenkt, und seitdem über Feindwachen gesetzt. Plötzlich warf er sich vor einer Hütte nieder, und erklärte, er könne nicht weiter fort. Vorübergehend suchten wir ihm doch Arcaß u. L. u. einige Nahrung zu verschaffen, die Krieger nahmen mit jedem Augenblick zu. Endlich trat ein alter Mann aus der Hütte, und reichte ihm eine Art Pflanzensamen auf einem Beutelchen. Dies that selbst die beste Wirkung, worauf sichtlich nach Panatya gewandert ward.

Der Commandant dieses Postens empfing uns mit vieler Herzlichkeit. Er hieß König, war sieben und siebenzig Jahre alt, und harte davon drei und dreißig hier verbracht. Danke

bar nahmen wir gegen vier Uhr Abschied von ihm. Bald sahen wir nun den ungeheuren Wald in seiner ganzen Ausdehnung vor uns, und kaum eine Stunde, so hatten wir den Eingang desselben erreicht. Unser Führer, der erste Chiria, ein alter erfahrener Elephantenjäger, gieng nun voran. In ungeheuren Massen strebten die hohen, verschlungenen Bäume empor; kaum fiel hier und da ein schwacher Schimmer hindurch. Um vorwärts zu kommen, mußten wir häufig das Weid brauchen; bis wir endlich einen schmalen Fußpfad fanden, der sich in einer Schlängelinie hinwand. Dies war einer von den drei oder vier geheimen Wegen, die durch diese Wälder bis in das Innerste der Insel gehen. Sie sind sämmtlich mit einer dichten Zeile eingefast.

Wir mußten hier einer hinter dem andern marschiren, so daß man sich, bei den vielen Krümmungen häufig aus dem Gesichte verlor. Ich hatte d'Allemant hinter mir, und sprach über ein gewisses Etwas sehr lebhaft mit ihm.

Plötzlich springt links ein ungeheurer Bär aus der Hecke, und bleibt quer auf dem Fußsteige stehen. Ich falle über ihn weg, er richtet sich auf, und schlägt seine Tazzen auf mich hin. Schon fühle ich seinen brennenden Athem an meinem Gesichte; als plötzlich ein Schuß fällt, der Bär sich ablehrt, und die Flucht ergreift. D'Allemand hatte diesen Schuß gethan; die Kugel sauste mir hart an den Ohren vorbei.

Um indessen dergleichen Vorfälle künftig zu vermeiden, änderten wir die Ordnung unseres Zuges, und ließen die Cymbelschläger, nebst zwei bewaffneten Trägern, zwanzig Schritte vor uns gehen. Ueberdem wurden mit einbrechender Dämmerung Pichfalkeln angezündet, und jeder machte sich zum Schusse bereit. Von dem Geräusch der Cymbeln und dem Lichte wurden eine Menge Bären und Affen munter, so daß alles um uns lebendig war.

Gegen neun Uhr kamen wir bei einem Ambellan an, der aber ganz verlassen war.

Da dergleichen Hütten immer voll Schlangen sind, schlugen wir unser Lager unter freiem Himmel auf. Es ward dabei eine gewisse Methode beobachtet, die ich beschreiben will, weil sie bei allen übrigen Nachfolgern dieselbe blieb. Zuerst ward der Platz so weit als möglich vom Wasser gewählt. Dies geschah der wilden Thiere wegen, die hier zu saufen gewohnt sind. Dann wurden die Träger zum Holzfällen abgeschickt, und von zweien von uns escortirt. Hierauf wurden ein großes, und um dasselbe noch drei kleine Feuer angezündet, worauf die ganze Caravane Platz dazwischen nahm. Bald war nun das Abendessen verzehret, und einer schlief nach dem andern ein. Nur die zwei Wächter mußten sich munter halten, und fleißig nach den Feuern sehen. Daß sie regelmäßig abgelöst wurden, versteht sich.

Als wir Holz zu fällen anfiengen, besetzte sich auf einmal der ganze Wald. Vögel, Affen, Hirsche u. s. w. erfüllten mit ihren Stimmen die Dunkelheit. Die Affen beson-

ders, die sich in Tausenden versammelten, schrien zwei volle Stunden fort. Endlich ward es wieder still. Kein Blätchen rauschte; kein Ristchen säufelte; der Wald war todt und öde, wie ein weites Grab. Doch plötzlich vernahmen wir in der Ferne ein dumpfes Getöse, das immer näher kam. Die Erde erbebt; der Wald rauschte wie vom heftigsten Strome bewegt; krachend kürzten unzählige Bäume zusammen — Was war es? — Ein Trupp Elephanten bahnte sich einen Weg durch den Wald. Sie kamen im heftigsten Trabe, und lautem Geschrei daher. Es war ein donnerähnliches, wie mit Trompetentönen vermischtes Getöse. Endlich ward es völlig ruhig; nur dann und wann hörte man einen Tiger brüllen, oder einige Schakals schreien.

Drittes Capitel.

Der Tag brach an, und der ganze Wald war mit Leben und Freude erfüllt. Auf allen Bäumen wimmelte es von Affen, Papageien, Pfauen und unzähligen andern Vögeln von ausgezeichneter Schönheit. Tausende von bunten Schmetterlingen schwärmten zwischen den Gesträuchen umher. — Dabei der liebliche Duft der blühenden Bäume, der uns bei jedem Schritte entgegenströmte. Und weiche Kühle und Frischzeit unter dem dichten grünen Obdach, nur schwach von der Morgensonne beglänzt.

So zogen wir fort, voll Muth und Heiterkeit, bis ungefähr gegen elf Uhr, wo an einem klaren Bache Halt gemacht, und das Mittagessen bereitet ward. Templyn hatte hierzu ein Duzend Hasen geschossen; denn sie flossen uns im eigentlichen Sinne unter den Füßen herum. Auch jetzt ward bei der Eincichtung unsers Lagers eine gewisse Ordnung

eingeführt; so daß j. D. jedem seine Reihe zum Wachstehen traf. Ich lag zum Wachstehen, weil natürlich einige Stunden Ruhetagsruhe gehalten ward, was für uns alle, besonders für die Träger so nöthig war.

Erst um drei Uhr Nachmittags brachen wir demnach von diesem Lagerplatze auf. Anfangs war der Wald außerordentlich verwachsen, und kaum noch eine Spur des vorigen Weges zu sehen. Wir mußten uns daher nach dem Compaß richten, und legten es folglich, wie die Schiffer sprachen, auf Cüdwert an. So erreichten wir mit sinkendem Abend eine bequeme Lagerstätte, wo alles auf eben beschriebene Weise eingerichtet ward. Die Nacht verging ohne Abenteuer; nur daß einmal ein Elephant in unsere Nähe kam.

Die folgende Tagereise (12. Juni) bot durchaus nichts Merkwürdiges dar, war aber außerordentlich lang — Wir kamen erst Abends um zehn Uhr bei unserem Lagerplatze an. Ich mußte diese Nacht die erste Wache

halten, und mochte vor Müdigkeit wohl ein wenig eingeschlummert seyn. Plötzlich wurde ich durch ein lautes Geschrei geweckt — „Ein Tiger! Herr! Ein Tiger!“ — riefen die Träger mit Entsetzen, und zeigten auf ein Paar glänzende Punkte, die ich mitten durch die Fiskerniß, wie zwei kleine Lichter schwimmern sah. Es waren die Augen des Tigers, der auf seine Beute zu lauern schien. Ich nahm meine Flinte und weckte Freund Templyn auf, der ein sehr guter Schütze war. Wir beschloßen gerade auf die Mitte zwischen den beiden Punkten zu zielen, und drückten zu gleicher Zeit ab. Bald darauf vernahmen wir ein Stöhnen, das uns über den Tod des Thieres keinen Zweifel übrig ließ. Wirklich fanden wir den Tiger am andern Morgen, und nahmen seine Haut als Siegeszeichen mit.

Unser Weg ward immer steinigter, wie der Bald lichter zu werden anfing. Wir waren nämlich kaum einige Meilen von den Gebirgen von Couragahing entfernt. Als

wir so einige Zeit fortmarschirt waren, wurden wir auf einem Baume einen Dienenschloß gewahrt. Sogleich bot sich einer unserer Träger an, hinaufzuklettern, und den Ast abzuhanen. Er that es, erreichte den Ast, und führt den ersten Streich. Allein plötzlich stürzen die Dienen auf ihn los, und hängen sich an seine nackten Glieder an. Brüllend von Schmerz will er heruntersteigen, thut einen Fehltritt, stürzt herab, und bricht das Bein. Um ihm Hülfe zu verschaffen, beschloßen wir uns öftlich nach der Küste zu wenden, wo allein Dörfer anzutreffen sind.

Eilends wurde nun der Dienenschwarm mit Rauch vertrieben, eine Tragbahre von Baumästen gemacht, der arme Träger (Kulie) darauf gelegt, und der Marsch fortgesetzt. Um ein Uhr Nachmittags hielten wir eine halbe Stunde an, und nahmen etwas Kaltes zu uns. Der Rest der Tagereise war wegen des schlechten Weges, und des Mangels an Wasser sehr unangenehm. Gegen acht Uhr Abends kamen wir endlich aus dem Walde

heraus, und gegen zehn Uhr erreichten wir das große Dorf Medative, wo ein holländischer Posten ist. Hier brachten wir den armen Träger zu einem Töpfer *), versahen ihn mit dem nöthigen Gelde zur Kur und Heimreise, und nahmen einen andern an seine Stelle an. Hierauf begaben wir uns zu dem Commandanten des Postens, wo Gesellschaft von Verwandten war.

Wir mußten uns sogleich zum Abendessen niedersehen, das aus Reis und vortrefflichem Wildpret bestand. Der gute alte Mann hieß Joseph Doit, und hatte bereits fünf und sechzig Jahre hier gelebt. Sein Vater und Großvater hatten jeder die Stelle fünfzig Jahre bekleidet, und er selbst war nicht weit mehr von dieser Zahl. — O Menschenleben! — O Glück der Beschränktheit! —

*) Alle indische Töpfer setzten zu gleicher Zeit auch Wundärzte zu sein.

Viertes Capitel.

Der Tag brach an (14. Juni); bald war Abschied genommen, und Medative blieb hinter uns. Um zwei Uhr Nachmittags erreichten wir das große und schöne Dorf Mantore, fanden aber keine Lebensmittel daselbst. Ich schickte daher einen unserer Träger mit einem Briefe nach Manaar, an meinen alten Freund, den Ingenieurhauptmann Nagel ab. Unter dessen behielten wir uns mit einigen übrigen bliebenen Rebhühnern, und beschloßen für heute nicht weiter zu gehen. Gegen Abend kam endlich mein Bote mit Arrak, Anisti: queur und Lebensmitteln zurück, worauf es eine recht fröhliche Abendmahlzeit gab.

Am folgenden Morgen ward die Reise mit erneuerten Kräften fortgesetzt. Wir durchschnitten eine große, sandige Ebene, auf der wir eine Menge Schakals schwärmen sahen. Bald aber kamen wir an den Strand, wo der Weg äußerst beschwerlich ward. Wir

begegneten drei malabarischen Reisenden, die von Colombo kamen, und langten Abends gegen fünf Uhr in Dargala an. Dies ist ein ansehnliches Dorf, das von getauften Eingaleesen bewohnt wird. Hier übernachteten wir in der katholischen Kirche, die uns der Majoral gegen eine billige Vergütung öffnen ließ.

Unsere siebente Tagereise war höchst unangenehm, und bot überdem durchaus nichts Merkwürdiges dar. Wenig Schätzen, höchstbeschwerlicher Fußsteig längs dem Strande hin, und auf dem ganzen langen Wege kein einziges Dorf. Endlich giengen wir Abends um sechs Uhr über den Calcar, der beinahe ausgetrocknet war, und fanden am andern Ufer eine Pagode, deren Bramin uns sehr freundlich aufnahm. Wir übernachteten in der Nähe auf die gewöhnliche Art.

Am folgenden Morgen sahen wir einem heftigen Kampfe zwischen zwei Büffeln zu. Sie trafen so gewaltig zusammen, daß jedes

Stirn von Eisen zu fern schien. Ich fühlte mich unpaß; auch fieng es heftig zu regnen an. Wir brachen daher erst um zwei Uhr Nachmittags auf, und legten nur vier Stunden zurück.

Die nächsten zwei Tagereisen führten uns wieder in den Wald, der in geringer Entfernung neben dem Strande hinläuft. Wir sahen die Ruinen einer portugiesischen Kirche und dachten der großen Vergangenheit. Das Wetter klärte sich auf; ich befand mich wieder vollkommen wohl.

Fröhlich traten wir nun am 20. Juni unsere eilfte Tagereise an, und erreichten Mittag den Ambelan, Conderipo genannt. Hier sprang uns ein schöner Jagdhund entgegen, und schmiegte sich liebevoll an uns an. Mit Sonnenuntergang glaubten wir, wie gewöhnlich uns lagern zu können, allein diesmal hatte sich unser Begleiter selbst verirrt. Wir mußten also noch einige Stunden marschiren, bis endlich in der Nähe eines Baches Halt zu machen beschlossen ward. Die Lust war aus;

sehr schwül; endlich brach ein furchtbares Ungewitter los. Der Wald erbehte; krachend stürzten tausende von Wipfeln und Ästen herab. Da schlug der Blitz in eine Gruppe von Cocospalmen, und knisternd loderten sie in hellen Flammen auf. Es war eine schreckliche Nacht, in der keiner von uns ein Auge zuthat.

Am folgenden Tage neue Verlegenheit. Der Fluß, den wir zu passiren hatten, war mit Krokodillen angefüllt. Wir kamen indessen mit Hilfe unserer Lymbeln glücklich hin, durch. Gegen Mittag begegneten wir einer kleinen singalesischen Caravane, die aus drei und zwanzig Mann mit siebenzehn Stieren bestand. Der Anführer nannte sich Manioppu, und war ein alter sehr verständiger Mann. Er schenkte mir zwei Kuchen, wogegen ich ihm, nach seinem Wunsche, einen Bleistift gab. Abends kamen wir bis zum Dorfe Solgom, wo wir uns mit Lebensmitteln im Ueberflusse versahen.

Unsere dreizehnte Tagereise (22. Juni)

führte uns nach Putlan, wo ein holländischer Posten ist. Der Commandant, ein Deutscher, Herr Bodenschah, war in Colombo; sein Sergeant nahm uns aber sehr gastfrei auf. Wir mußten zwei Tage bleiben, was uns wirklich gar sehr zu statten kam. Putlan ist ein sehr nahrhaftes Dorf. Es werden sehr viel Schaluppen, Zhenys, und andere ähnliche Fahrzeuge hier gebaut. Der Hühnerhund, der uns zugelaufen war, gehörte dem Commandanten, und wurde seit länger als einem Monate vermißt. Die drei nächsten Tagereisen waren eben so beschwerlich, als uninteressant. Am 28. Juni hielten wir abermals einen Rasttag.

Am 29. Abends erreichten wir Maravilla, ein sehr ansehnliches Dorf, das nur eine halbe Stunde vom Meere liegt. Alles war hier mit Fremden angefüllt; wir übernachteten daher in einem ziemlich entfernten Ambellan. Ich hatte die Wache von ein bis drei Uhr Morgens, und sah starr in die grause Finsterniß hinaus. Furchtbar tönte das Brüll:

len der Chakals, das Rauschen des Waldes, das Tosen der Brandung durch die stille Nacht zu mir.

Am 30. Juni marschirten wir abermals längs des Strandes hin. Hier fanden wir eine Reihe Lascars (Seesoldaten) als Küstenwächter aufgestellt. Bei der Annäherung eines Feindes haben sie von Posten zu Posten große Holzhaufen anzuzünden, die deshalb aufgestapelt sind. Um zwei Uhr giengen wir über den Caimella, fanden das schön gelegene Dorf Gannipellie, und hielten mit frischem Seefisch ein stattliches Mittagsmahl. Die Landschaft ward nun äußerst angenehm. Ansehnliche Dörfer, dichte Cocospflanzungen, üppige Wiesen und Felder wechselten in lieblicher Mischung ab. Wir nahmen unser Nachtlager in Topture, das von katholischen, noch aus den Zeiten der Portugiesen herstammenden, Singalesen bewohnt wird. Der Pfarrer, ein Franciskaner aus Dijon, nahm uns sehr freundlich auf.

Unsere folgende Tagereise war eben so

angenehm, und die Gegend entzückend schön. Ein Gewitter trieb uns indeffen in großer Eile nach Negombo hinein. An dem Commandanten fanden wir einen sehr jovialen Mann. Er machte ganz und gar kein Geheimniß daraus, daß er früher Haushofmeister des Generalgouverneurs gewesen sey. Negombo ist ein sehr fester Platz, und überflüssig mit süßem Wasser versehen. Der hiesige Zimmet wird für den besten gehalten, die Bäume vermehren sich ungemein. Man schreibt dies, und nicht mit Unrecht, den Raben zu. Diese suchen nämlich die Früchte sehr begierig auf, und geben sie unverdaut von sich. Daher denn auch die Unverletzlichkeit dieser Vögel auf Ceylon und ihre unglaubliche Unverschämtheit.

Am 2. Juli, dieselbe reizende Landschaft; man merkt deutlich, daß man Colombo immer näher kommt. Endlich am dritten, als dem ein und zwanzigsten Tage unserer Reise, langten wir bei guter Zeit daselbst an. Die herrlichen Umgebungen voll Gär-

ten und Landhäuser; die schönen Alleen, die breiten Straßen, die prächtigen Häuser — alles verkündigt eine Hauptstadt.

Fünftes Capitel.

Drei Monate waren wir bereits in Cosombo gewesen, und hatten manchen fröhlichen Tag mit alten Freunden verbracht. Endlich waren Templyn's Angelegenheiten geordnet, und wir mußten auf unsere Rückkehr bedacht seyn. Am leichtesten und bequemsten hätte dies zu Wasser geschehen können; allein es war keine Gelegenheit vorhanden; überdem hielt auch der Regenmonson noch an. Es ward daher beschlossen, den gewöhnlichen Landweg zu nehmen, der längs der Küste hinläuft. Was mich indessen anlangt, so hätte ich vorher noch gern eine Reise in die Gebirge von Voucout gemacht. Allein Templyn war

durchaus dagegen, und nannte die ganze Unternehmung abentheuerlich.

Unter diesen Umständen ward ich mit einem Portugiesen, Namens Don Mannel de Sylva, bekannt. Es war ein sehr einnehmender Mann, der durch eine Reihe der sonderbarsten Schicksale nach Colombo verschlagen worden war. Er hatte, wie er sagte, in den Gebirgen von Candy, eine unbekannte Diamantengrube entdeckt, dachte auf eine zweite Reise dahin, und lud mich zur Gesellschaft ein. Allein ich fand die Sache so gefährlich, daß ich den Vorschlag von mir wies, worauf er sich seinerseits zu unseren Reisegefährten anbot. Wir ließen uns dies gern gefallen, nahmen noch drei Träger an, und brachen endlich Nachmittags um fünf Uhr von Colombo auf.

Der Himmel war mit dicken Wolken bedeckt; von Zeit zu Zeit fielen Regenschauer herab, und der Wind blies mit Heftigkeit. Unsere Träger hatten ein wenig zu viel Falzwag (eine Sorte Arrak) getrunken, und kamen daher in der Dämmerung vom rechten

Wegs ab. So irrten wir die halbe Nacht herum, bis wir endlich das Dorf Berigur erreichten, wo nun den ganzen folgenden Vormittag ausgeruht ward.

Die nächsten zwei Märsche waren nicht weniger beschwerlich, auch ward der angeschwollene Colombo mit vieler Mühe passiert. Abends erreichten wir Negombe. Um jedoch dem Commandanten nicht beschwerlich zu fallen, quartierten wir uns in dem benachbarten Dorfe Sunneput, in einer alten Kirche, ein.

Die beiden folgenden Tage, weitere Reise, und Nachtlager auf die gewöhnliche Art. Tempton verließ mich hier; ein Brief von seiner kranken Frau rufte ihn eilig nach Jassanapatnam zurück. Den Manuel, der Portugiese, ließ nun zum zweitenmale von seiner Reise an. Er gestand mir jetzt, daß es keine Diamantengrube, sondern ein Familienschatz sey. Er hatte die sichersten Anweisungen über die Stelle, wo er vergraben war. Da dies zu meinem Plane, die Gebirge von

Coconut zu bereiten, vortreflich paste, witzte ich ohne viel Mühe ein. So erreichten wir Chilaw, lohten unsere Träger ab, machten im Stillen die nöthigen Einkäufe, und brachen endlich am dritten Tage wieder auf.

Anfangs, und um die Einwohner zu täuschen, verfolgten wir den nämlichen Weg; bald aber schlugen wir uns seitwärts in die Wälder, und nahmen unsere Richtung gegen das Gebirge zu. Unsern Reisvorrath hatte der Portugiese schon den Abend zuvor in der Nähe verpackt. Das Ganze bestand aus einem Sacke mit ungefähr zwanzig Pfund Reis; einem Paar Pipolen nebst Pulver und Blei; zwei Calabassen, die eine mit Arrak gefüllt, die andere zum Wasser bestimmt; einem Paar kupferner Schüsseln und Teller; einem Beile und einem kleinen Tabe, einigen Feilen und Dornscheiben, und einer großen Bürenhaut. Wir passirten den Manasseran, und hatten diesen Tag noch einen erträglichen Marsch.

Am folgenden Morgen erblickten wir die Gipfel des Gebirge in blauem Nebeldunst. Der

Wald ward nun mit jedem Schritte dichter; bald mußten wir uns mit dem Beile durchhauen. Wir richteten uns sorgfältig nach dem Compaß, und wanderten so immer nach Osten fort. Als es Nacht geworden war, wimmelte es von wilden Thieren um uns her. Doch hielten wir sie durch Feuerbrände und Pistolenschüsse von uns ab.

Achtes Capitel.

Mit unserer fünften Tagereise ward der Weg nun je länger, desto beschwerlicher. Hier hatte noch nie ein menschlicher Fuß gewandelt; hier herrschte die Natur noch in ihrer ganzen ursprünglichen Macht. Mit unsäglicher Mühe arbeiteten wir uns durch das Gebüsch hindurch, wo jeden Augenblick der Anfall eines Tigers zu befürchten war. Gegen ein Uhr machten wir Halt, um einige Stuns

den auszurufen. Als wir wieder aufbrachen, nahm der Wald allmählig an Dichtigkeit ab. Bald aber sahen wir eine ungeheure, hohe Gratmasse gleich einer Mauer vor uns. Keine Möglichkeit hindurchzudringen, so oft auch der Versuch wiederholt ward. Unterdeßsen hing es an dunkel zu werden, und wir mußten auf unser Nachtlager bedacht seyn. An ein großes Feuer war nicht zu denken, kaum hatten wir Holz zum Kochen genug. Wir brachten daher die Nacht auf einem Baume zu, wobei uns unser Tau vorzüglich zu Statten kam.

Am folgenden Morgen gelang es uns endlich in der Grottwand einen Eingang zu entdecken, der hindurchzuführen schien. Der Echlangen wegen war indessen große Vorsicht erforderlich. Dabei eine erstickende Hitze, ein glänzender Sandboden, eine brennendheiß verpestete Luft. Gegen Mittag fanden wir endlich einen kleinen Raum, verzeigten die Ueberreste unseres Abendessens, und legten uns dann wechselweise zum Schlafen hin.

Als wir wieder aufbrachen, bemerkten wir mit Freuden, daß die Eismwand immer dünner, und die Anzahl der Versenkungen immer häufiger ward. Bald sahen wir wieder Dämme, und bald gewann der Wald wieder völlig die Oberhand. In glänzendem Sonnenlichte lagen die Gebirge von Docont nun ganz vor uns. Nur noch einige Stunden, und der Fuß derselben war erreicht. Mit beschwägtem Schritten eilten wir über den ebern Boden dahin. — Plötzlich! — O Schreck! o Entsetzen! — Plötzlich sahen wir einen breiten und tiefen Canal vor uns, der von oben bis unten, mit dichtem, eng verflochtenem Gehölz angefüllt war.

Neue Hindernisse! neuen Schmerz! Endlich brachlossen wir längs des Ufers abwärts zu gehen, um zu sehen, ob der Uebergang möglich sey. Doch vergebens! Je weiter wir kamen, desto breiter und tiefer ward der Canal. So brach der Abend an; ein Wind stürzte uns, daß Holz im Ueberflus vorhanden war. Am folgenden Morgen setzten wir wieder

um, und entledigten endlich eine Stelle, wo wenigstens meinem Gesichte der Hebräerzug möglich schien. Was ich ihm auch sagen mochte, er bestand darauf. So ließ er sich denn an dem Tene hinab, nachdem es um einen Baum besetzt worden war.

Es dauerte indeß ziemlich lange, ehe er eintrüben konnte, denn aber war er mir auch augenblicklich aus dem Gesichte. Hovv: wachte hatte ich indeß meine Augen auf das andere Ufer gerichtet; als ich plötzlich in der Mitte des Dufches ein starkes Geräusch, und bald darauf sein Hagggeschrei vernahm. Er war in Gefahr; wie wachsam! Spring ich die Tufe hinab, um wenig in der Oeffnung vor. Doch alles vergebens! Kein Laut; keine Antwort; nichts gewisser, als daß er von einer Schlange erdrückt worden war.

Mit zerrissenem Herzen, mit theilnehmendem Augen sah ich wieder hinauf, um sich die das Ende meiner Tage in seiner ganzen Schrecklichkeit. Ich war allein in dieser Wüste, und auf allen Seiten von Gefahren umringt. Ich

war allein! — Die Sonne sank tiefer, ich beschloß in der nämlichen Richtung fortzugehen. War es Instinkt, war es Gleichgültigkeit? es schien mir am besten so. Zum Glück hatte ich noch etwas Reis, nebst der Arrakalabasse, und den Pistolen bei mir.

Die Nacht brach an; ich machte bei einem Banne Halt, kletterte hinauf, und band mich mit dem Laue an zwei Äste fest. Bald schlief ich vor Ermüdung ein. Doch mein Schlaf war nicht erquickend; das Bild meines unglücklichen Gefährten schwebte mir unaufhörlich vor.

Siebentes Capitel.

Als ich erwachte, war es hoher Mittag, und ich fühlte mich an allen Gliedern gelähmt. Nur mit Mühe vermochte ich mich loszubinden, worauf meine traurige Wanderung weiter gieng. Der Weg war mit seinem aschfar-

benem Lande bedeckt, der mir bei jedem Schritte entgegenflog; daher ich von heftigem Durste gepeinigt ward. Zum Glück kam ich endlich an einen Bach, wo ich den Rest meines Arrakes mit Wasser vermischte, und so ein kühlendes Getränk erhielt. Umterdessen zogen am Horizonte furchtbare Gewitterwolken auf. Ich eilte daher, einen großen schattigen Baum zu erreichen, den ich in einiger Entfernung vor mir sah.

Es mochte ungefähr um sechs Uhr Abends seyn, als ich glücklich auf dieser Stelle ankam. Sofort bratete ich mir einige gesunde Schnecken, und kletterte dann auf den Baum, wo ich mich wie gewöhnlich mit dem Taue anband. Kaum hatte ich indessen einige Stunden geschlafen; als ich aus einem schrecklichen Traume erwachte, und mich über und über von Feuer umgeben sah. Das furchtbarste Ungewitter war losgebrochen; der ganze Himmel ein wallendes Flammenmeer. Mit unfähiger Heftigkeit raste der Sturm in den Ästen, und warf mich wie einen Ball hin und her.

Den Kopf auf die Knie gestützt, schloß ich die Augen, und brachte den Rest der Nacht in einer Art Betäubung zu.

Der Tag brach an; der Regen hörte auf, der Himmel ward heiter, und alles glänzte in goldnem Sonnenlicht. Ich trocknete meine durchnässten Kleider, und machte mich auf den Weg. Allmählig lief der Canal nach Osten, eine Richtung, die sehr erfreulich für mich war. Voll Muth und Hoffnung wanderte ich so die Nachmittags um 3 Uhr fort. Plötzlich stand ich vor einer hohen Felsenwand, die mir den Weg verschloß.

Keine Möglichkeit weiter zu kommen, es mußte denn von Seite des Waldes gewesen seyn. Ich beschloß es daher zu versuchen, und drang auch wirklich zwischen zwei Dornengebüschen durch. Doch in dem Augenblicke schoß eine ungeheure Schlange auf mich los. Wohin sollte ich fliehen? Nirgends mehr Rettung für mich! Nichts hatte ich den Canal, links das Ungeheuer, vor mir die hohe Felsenwand. Ohne zu wissen, warum, eilte

ich indessen dem vorigen Weg wider nach demselben zurück.

Unterdessen war die Schlange immer näher gekommen, und kaum war sie noch drei bis vier Fuß von mir entfernt. In dieser entzücklichen Lage folgte ich bios meiner Verzwieselung, und sprang, wie wahnsinnig auf ein hervorragendes Felsenstück. Von diesem arbeitete ich mich, ohne zu wissen wie, allmählich höher hinauf, bis ich endlich oben war. Jetzt aber sank ich ermattet zu Boden, und lag eine gute Weile, ehe ich wieder zu mir kam.

Als ich die Augen aufschlug, und in die Tiefe richtete, sah ich die fünfzig Fuß lange Schlange, die sich langsam in den Wald zurück begab. Aber zu gleicher Zeit bemerkte ich mit großem Schmerze, daß mein ganzes Klettergeräthe verloren war. Ich fühlte, daß meine Lage doppelt elend werden mußte, und überließ mich der Verzwieselung. Wohin ich blickte, sah ich ein Felsenchaos vor mir, in dessen Mitte sich ein furchtbarer Abgrund befand.

Der Abend dämmerte; ich suchte in meinen Taschen, und fand zu meiner großen Freude noch ein Stück Zwieback und mein Feuerzeug. Von wilden Thieren war in dieser Einöde nichts zu fürchten; ich machte daher blos Feuer zur Vertreibung des Gemüthes an. So nahm ich mein Lager auf dem harten Boden, mein Haupt an die Felsen gelehnt. Alles war still und öde um mich; ach! diese Wüste schien mein eigenes Grab zu seyn.

Achtes Capitel.

Am folgenden Morgen neues Erwachen; neue Noth. Mein ganzes Frühstück bestand in ein wenig Regenwasser, das ich in einer kleinen Felsenhöhle fand. Mühsam schleppte ich mich nun in diesem Labyrinth fort; bis ich endlich gegen Mittag an dem Fuße eines hohen steilen Berges ankam, der mir oben

mal den Weg verschloß. Indessen nahm ich
 allen meinen Muth und meine Kraft zusam-
 men, denselben zu erklimmen, in der festen
 Hoffnung, jenseits werde das Ziel meiner
 Leiden seyn. Doch wie groß war mein Ent-
 setzen, als ich mich endlich auf dem Gipfel
 befand, und nichts erblickte, als ein ödes,
 mildes, mit Klippen besetztes Thal!

Es mochte zwei Uhr Nachmittags seyn;
 ich war gänzlich erschöpft, und sah mich ver-
 gebens nach etwas Nahrung um. Als ich so
 da saß, erblickte ich eine kleine Schlange,
 die begierig hinter einer Eidechse hersehete.
 Ich jerschmetterte die erstere mit einem Stein,
 schnitt ihr, des Giftes wegen, den Kopf
 ab, und bereitete mir ein gutes Mahl von
 ihr. So ist die Existenz der Wesen verknüpft;
 ein ewiger Kampf der Kräfte, wo eine der
 andern Opfer ist!

Der Berg war auf dieser Seite fast senk-
 recht abgeschnitten, und der ganze Abhang
 mit spitzigen Klippen bedeckt. Gleichwohl
 mußte ich das Thal zu erreichen suchen, ehe

mich auf dem Gipfel die Nacht überfiel. — „Nun, wie Gott will!“ — sagte ich zu mir selbst, setzte den rechten Fuß vorwärts, klammerte mich mit den Händen an, und fand, daß das Herabsteigen wenigstens nicht unmöglich war. Mit unsäglich Mühe arbeitete ich mich nun immer tiefer und tiefer hinab. Doch die Hand des Allmächtigen leitete mich sicher neben dem Abgrunde hin. So kam ich glücklich an dem Fuße des Berges an.

Als ich das Thal genauer betrachtete, bemerkte ich einen Canal, der aber blos in der Mitte, und selbst da nur ganz dünn mit Gesträuch bewachsen war. Allein, da es düster zu werden anfing, beschloß ich in einer Felsenhöhle zu übernachten, wo ich zum Glück einige Vögeleier fand. Am folgenden Morgen erquicke ich mich mit etwas Regenwasser, und wanderte anfangs eine gute Strecke längs des Canals hin. Endlich kam ich an eine Stelle, wo der Rand eingestürzt, und die Tiefe zur Hälfte damit ausgefüllt war. Fröhlich stieg ich hinunter, und kam bald auf der

andern Seite an. Hier schlug ich einen Reiter nieder, der gebraten wenigstens essbar war. Von nun an ward der Weg immer ebener, immer bequemer, so daß ich die Gebirge bald sehr weit hinter mir sah.

Am andern Morgen, am 16. August, trieb mich die brennende Sonne etwas tiefer in den Wald, der neben dem Wege hinlief. Unvermuthet finde ich einen gebahnten Weg, und plötzlich werde ich frische Fußtapfen gewahr. Bald höre ich in der Entfernung Stimmen, und bald vernahm ich, daß es bekannte Töne sind. — Gott, welcher Augenblick! Es durchbehte mich, wie ein elektrischer Schlag. Ich wollte rufen, ich konnte es nicht. Da stürzte ich fort, und stand in wenig Minuten vor einem Haufen Eingekerkerten, unter denen mein alter Freund Mamioppu war.

Sie zogen nach Putlan, um Salz zu holen, wir waren nur noch drei Tagereisen davon entfernt. Nachdem ich daselbst eine Woche ausgeruht hatte, kehrte ich zu Wasser

nach Jassanapatnam zurück. Hier fand ich Gelegenheit ein äußerst vortheilhaftes Geschäft zu machen, wodurch mir mein ausgesandenes Elend sehr reichlich vergütet ward. Als nun endlich die Nachricht von dem Pariser Frieden ankam, hielt ich's fürs beste, wieder nach der Küste zurückzukehren, und kam nach einer sehr kurzen Fahrt, glücklich in Vimalipatnam an.

Neuntes Capitel.

Ein Jahr lang hatte ich hier meine Geschäfte mit vielem Erfolge betrieben, als ich mich, um dieselben noch mehr zu erweitern, zu einer Landreise nach Madras veranlaßt sah. Dieses geschah in einem Palankin. Man kann in der That durchaus nicht sicherer, bequemer und angenehmer reisen, als auf diese Art. Ein Palankin ist nämlich eine Art von

Canapegestell, das ungefähr sieben Fuß lang, und drei Fuß breit zu seyn pflegt. Er hat einen mäßig hohen Rand, vier kleine Füße, und eine gewölbte Decke von Bambusrohr. Inwendig ist er mit einer weißen Matratze und einigen Kissen belegt, während die Decke entweder mit Tuch oder Wachseleinwand überzogen wird.

In der Mitte dieses zeltartigen Daches, ist außerdem noch ein großes Stück grüner Cattun befestigt, das nach der Länge des Palankins, an beiden Seiten bis auf den Boden reichen muß. Bei Tage wird es aufgerollt, und in eine Wulst zusammengeknüpft; bei Nacht aber, wenn man in dem Palankin schläft, bildet es eine Art Bettvorhang. Uebrigens braucht man den Palankin gerade wie ein Canape.

Ein solcher Palankin wird von vier Männern getragen, denen noch vier andere zum Ablösen beigelegt sind. Zwei der Träger gehen vorn, zwei andere hinten, und jene wie diese halten den Palankin vermittelst eines

Dambusrohres, das vorn und hinten mitten aus der Decke geht. Sie marschiren indessen nicht neben, sondern hinter einander, wobei das Dambusrohr auf der Schulter ruht. Da sie nun eine Art Takt im Schritte halten, den sie auch von Zeit zu Zeit mit der Stimme angeben, so ist die Bewegung eben so gleichförmig als angenehm. Man kann dabei lesen, schreiben, schlafen u. s. w. wie es einem beliebt. Mäße, Vorräthe u. s. w. werden theils zu den Füßen, theils unter das Kopfkissen gepackt.

Es war vier Uhr Morgens — „Tscholli!“ (Marsch!) — riefen meine Träger, nahmen den Palankin auf, und wanderten lustig die Straße entlang. Als wir Vimalipatnam im Rücken hatten, fieng es eben an vollends Tag zu werden, und überall flogen Schaaren von Krähen von den hohen schattigen Bäumen auf. Bald kamen wir bei einem schönen Mangabusche vorbei. Lieblich schimmerten die goldenen Früchte durch die dunkelgrünen glänzenden Blätter, und zwischen

den freundlichen Nestern flatterten gierende Turteltauben herum.

Weiterhin holten wir eine Menge indischer Pilgrime von allen Sorten ein. Sie zogen sämmtlich nach dem heiligen Berge Schimanchelom, den ich ebenfalls zu besuchen willens war. Lange mußten wir zwischen diesen betenden und singenden Haufen bleiben, bis wir endlich das große schöne Thal erreichten, worin sich jener hohe steile Berg erhebt.

Eden sollte am folgenden Morgen das größte Jahresfest beginnen, das immer neun Tage zu dauern pflegt. Der Zufluß von Menschen war daher außerordentlich. Nur mit Mühe fand ich noch einen schattigen Platz für meine Palaukin, ruhte daseibst bis fünf Uhr, und krieg endlich den Berg auf einer breiten bequemen Treppe hinan. Das Thal, das kleine Dörfchen Chindopillie, der dabel befindliche See, u. s. w. alles bietet die mannichfaltigsten Ansichten dar.

Die ersten 400 Stufen hat man nichts

als sanfte Abhänge neben sich. Plötzlich aber stößt man auf einen steilen Felsenkranz, den man durch ein ausgehauenes Portal passirt. Von diesem Thore bis zum Gipfel werden noch 1160 Stufen gezählt. So wie man diesen erreicht hat, findet man das Dorf Schiemanhesom, und am südlichen Ende desselben den Tempel, der dem Gotte Appana geheiligt, und einer der ältesten in ganz Indien ist. In der Nähe desselben entspringt die heilige Quelle, die nach der Religion der Hindus für eben so wirksam wie das Wasser des Ganges gehalten wird. Kein Hindu darf sich dem Tempel nähern, wenn er sich nicht vorher in diesem Wasser gebadet, oder wenigstens seinen Kopf einige Minuten unter eine der fünf Adern gehalten hat. Das Gedränge um dieselben war daher außerordentlich, zumal da der ganze Vadeplatz kaum hundert Schritte lang, und etwa halb so breit ist. Indessen fand dennoch die größte Ordnung, und das beste Betragen dabei statt.

Einer half dem andern, einer machte dem andern Platz.

Noch bunter waren die Gruppen längs dem übrigen Wege, und auf dem Gipfel des Berges selbst. Zu beiden Seiten der Treppe zichen sich nämlich schöne schattige Rasenplätze hin, wo die wandernde Masse von Zeit zu Zeit auszuruhen pflegt. Ebenso ist es oben in der Nähe des Tempels, wo der ganze Haufen zusammentrifft. In dichten Kreisen knieten Männer und Weiber an dem Eingange des Heiligthums. Einige waren in tiefer Betrachtung; andere beteten mit stiller Lippenbewegung; noch andere stimmten Lobgesänge an. Die Luft war mit Weihrauchsdampf erfüllt; schöne Tänzerinnen scherzten mit ihren Liebhabern, und überall erklangen die *Dools* (Trommeln), und die *Chelimbies* (Teffen).

Zehntes Capitel.

Es mochte ungefähr um vier Uhr Morgens seyn, als einer meiner Träger mich zu wecken kam. Noch war es völlig dunkel; gleichwohl hatte sich bereits der ganze Haufen Pilgrime in Bewegung gesetzt. Das Geräusch glich dem dumpfen Donner eines Wasserfalles. Alles eilte nach dem Berge, der aufs prächtigste mit Fackeln und Pechkränzen erleuchtet war. Ich folgte dem Narfesenstrom auf der von tausend Lichtern flammenden Treppen nach, verließ aber bald das Getümmel, um auf der andern Seite des Berges die Sonne aufgehen zu sehen. Nie habe ich eines schöneren Morgens, nie einer entzückenderen Aussicht genossen; alles war Licht und Klarheit, Leben und Herrlichkeit. Endlich stieg ich auf einem schattigen Fußpfade wieder in das Thal hinab, wo ich versabredeterminen meinen Palankin fand.

Wir wendeten uns nun südöstlich, und

kamen durch eine schön bebauete Ebene nach Nadeb Pette, das zwar ein kleines, aber recht artiges Dörfchen ist. Hier hielten wir unser Mittagessen in einem angenehmen Mangawäldchen, und setzten dann unsere Reise bis Dovigram, einem etwas seitwärts liegenden Dorfe fort, wo eine große und bequeme Chauderie befindlich ist. Unter den Reisenden, die sich bereits dort einlogirt hatten, fielen mir besonders zwei hilfsende Fakirs auf, wovon der eine ungefähr dreißig, der andere fünfzig Jahre alt war. Jener gieng völlig nackt, und trug in seinem Geschlechtsgliede einen dicken und großen eisernen Ring. Der zweite hatte sich die entsetzliche Duse aufgelegt, seine Arme und gefalteten Hände, hoch ausgestreckt, unaufhörlich über dem Kopfe zu halten, und es wirklich ausgeführt. Die Arme waren nun völlig steif geworden, und die Hände gleichsam in einander verwachsen, so daß alles ganz unbeweglich stand.

Als ich am andern Morgen in meinem Palautin erwachte, befand ich mich unver-

mußet bereits zu Vizagapatnam. Meine Träger hatten ihn nämlich vorsichtig aufgenommen, und in der Kühle die Paar Stunden schnell zurückgelegt. Vizagapatnam ist eine Stadt, oder vielmehr ein Dorf mit einer englischen Factorei. Es ist ein unangenehmer, einsamer, trauriger Ort, der mitten zwischen kahlen Bergen, wie in einem Kessel liegt. Indessen hat es einen schiffbaren Fluß, und viele Baumwollensfabriken; auch sind die Einwohner wegen ihren feinen Elfenbeinarbeiten berühmt. Eben waren meine Geschäfte abgemacht, und ich wollte weiter reisen, als ich von einem Begräbniß in der Nachbarschaft hörte, das ich mit anzusehen beschloß.

Es war zu Velur, nur anderthalb Stunden von Vizagapatnam. Eine junge Wittwe von der Caste der Chetries sollte sich mit dem Leichname ihres Mannes in einer Grube verbrennen, wie es im südlichen Theile von Coromandel auf einem Scheiterhaufen geschieht. Bei meiner Ankunft ward ich sogleich nach einem Hause gewiesen, wo die Wittwe

in der Mitte ihrer sämmtlichen Verwandten, unter einer Art Baldachin saß. Es war ein junges wohlgebildetes Weib von höchstens ein und zwanzig Jahren, mit einer äußerst sanften Physiognomie. Sie bewegte die Lippen, wie eine Betende, theilte dann und wann unter ihre Verwandten Betel aus, und schien vollkommen gefaßt zu seyn. Ich betrachtete sie mit innigem Mitleid; bald aber zog mich die Menschenmasse nach dem zur Feierlichkeit bestimmten Plage fort.

Dieser lag außerhalb des Dorfes, ungefähre eine Viertelstunde davon. In der Mitte desselben befand sich eine Grube, die bei zehn Fuß Länge, acht Fuß breit und tief zu seyn schien. Sie war bereits mit einer großen Menge Kohlen angefüllt, dennoch warf man noch von allen Seiten Holz hinein. Endlich rückte der Leichenzug näher, rund um die Grube wurden Matten aufgehängt, und die ganze Masse der Zuschauer bildete einen unübersehbaren Kreis.

Die Wittve war aufs prächtigste geklei-

det, und überall mit Juwelen bedeckt. In der Hand hielt sie eine kleine, mit Gewürznelken besetzte Citrone, woran sie bisweilen zu riechen schien. Neben und hinter ihr, giengen ihre Verwandten, mit mehreren Drasminen, und eine Menge Weiber beschloß den Zug. In einer gewissen Entfernung von der Grube ward Halt gemacht. Die Wittve legte ihre Prachtgewänder und Juwelen ab, badete sich in dem benachbarten Beihcr, den ein dichter Kreis von Freundinnen umschloß, und kam endlich in einem ganz einfachen weißen Gewande zurück. So gieng der Zug bis in die Nähe der Grube, an deren Rande der Leichnam des Mannes auf einer Bahre lag.¹

Als die Wittve hier angekommen war, blieb sie einige Augenblicke davor stehen, sah ihn mit zärtlichen Blicken an, schlug sich vor die Brust, und brach in Thränen aus. Zuletzt verbogte sie sich, verließ die Bahre, und gieng dreimal um die Grube herum: wobei sie nie den Leichnam zu begrüßen vermag. Jetzt bei dem Leistenmale blieb sie wie

der davor stehen; wendete sich zu ihren Verwandten; nahm mit völliger Ruhe Abschied von ihnen; empfing von einem Brahminen einen Krug mit Oel; goß etwas davon auf den Leichnam; setzte sich das Gefäß auf den Kopf; rief dreimal mit lauter Stimme: Naratna! (Gott) und sprang dann muthig in das brennende Grab hinein. Man hatte in demselben Momente die Matten fallen lassen; zu gleicher Zeit ward auch der Leichnam hineingeworfen; und alles mit tausend bereit gehaltenen Bränden bedeckt. Hoch schlugen die knisternden Flammen in die Lüfte empor, und die Weiber erhoben unter dem Lärm der Trommeln, Trompeten und Becken, ein größtliches Freudengeschrei.

So sehr ich überzeugt war, daß die Unergründliche sogleich erlosch sein mußte; so machte das Ganze dennoch einen sehr schmerzhaften Eindruck auf mich. Ich verließ den Platz, und trat meinen Rückweg nach Bijagapatnam an. Schon war es dunkel geworden, und in tiefen Gedanken wanderte

ich wohl eine Stunde fort, bis ich endlich bemerkte, daß ich auf dem unrichtigen Wege war. Ein guter alter Mann, den ich eben einholte, bestätigte mir dieses, rath mir nach Belur zurückzugehen, und zeigte mir einen kürzeren Fußsteig dahin. Ich lehrte demnach um, gieng einige Zeit auf diesem Fußsteige fort, glaubte aber bald in der Entfernung einige Lichter zu sehen, und beschloß gerade deswegen darauf zuzugehen. Doch die Lichter verschwanden, und ich fühlte mit Entsetzen, daß der Boden unter mir wich. Vergebens suchte ich mich an einem Felssteine fest zu halten; der Fels brach, und ich stürzte in einen tiefen Abgrund hinab.

Fünftes Capitel.

Als ich wieder so mir kam, spürte ich in meiner Nähe einen schneeflockigen Menschen

lungsgerecht. Es war ein todtter Düstel, auf dem ich lag. Laßig rastete ich mich auf, und flirrte verzweiflungsroth in die undurchdringliche Finsterniß. Zorn und Nehmuth, Werdruß und Ungeduld; alle diese Empfindungen wechselten unaufhörlich in meiner Seele ab. Doch suchte ich mich endlich zu beruhigen, setzte mich auf den feinigsten Boden nieder, und fiel in einen tiefen Schlaf.

Der Tag brach an; die finstere Gruft erhellte sich; ich erwachte, und wurde mit Entsetzen mein ganzes Unglück gewahr. Ich befand mich nämlich in einer Höhle, die sich zu beiden Seiten tief in die Erde zu erstrecken schien. Aus dem Gewölbe war ein großes Stück eingebrochen, und durch diese Oeffnung fiel das Licht hinein. Die hohen Wände waren völlig keil, und auf allen Seiten gleich weit davon entfernt.

Was sollte ich thun? Die Gegend schien durchaus menschenleer. Dennoch brüllte ich ja, rufen, und verklärte die Stimme nach Möglichkeit. Allein vergebens, sie verhallte

in dem ungeheuren Raume, der mich umgab. Der Tag verging, das trübende Licht verschwand, und Finsterniß des Grabes hüllte mich abermals ein. Diese zweite Nacht war ungleich schrecklicher für mich. Tausende von Muth-Flogen über meinem Kopfe auf und ab, und ganze Haufen heulender Schakale umringten die Oeffnung. So saß ich mehrere Stunden lang, bis endlich ein schwarzer Raubfrosch in die Höhle fiel, und meine Stimmung etwas ruhiger ward. Bald darnach sank ich in tiefen Schlaf.

Es verging die Nacht, und mit dem ersten Sonnenstrahl kehrte neue Hoffnung in mein Herz. Durch die Oeffnung aus der Höhle zu kommen, war unmöglich; aber durch einen der Seitengänge vielleicht einen Ausweg zu finden, schien, trotz der Gefahren, einen Versuches werth. — „Wohlan!“ — sagte ich zu mir selbst — „Wohlan! das Aeußerste gewagt!“ — Es rieth ich mich zunächst um Nitroß auf.

und schied den Weg in einen der höheren Gassenlinie ein.

So lange ich noch etwas Tageslicht hatte, ging es ziemlich gut. Als aber auch der letzte Schimmer verschwand, hielt ich mit klopfendem Herzen an. Doch auch diesmal trug die Ueberlegung den Sieg davon; und so stürzte ich mich muthig in die unermessliche Nacht hinein. Die einzige Verhöhl, die ich brauchte, war, mich Schritt vor Schritt an der Wand zu halten, und allen Biegungen derselben nachzugehen.

Der Boden war rauh, und ungleich. Steinhaufen, und einzelne Felsbrockn, Erhöhungen und Vertiefungen wechselten unaufhörlich ab. Ich mußte den Weg vorsichtig mit dem Fingerringe untersuchen, und rührte daher nur langsam fort. So mochte ich mich etwa sechs zwei Stunden fortgesetzt haben; als ich plötzlich an einem Felsbrockn stieß. Ich beschloß es mit dem Fasse; es schien Knochen zu sein. Ich griff es an; es war ein Menschenknochen.

Welche Entdeckung! — „Das Bild meines Schicksals!“ — sagte ich zu mir selbst, und lehnte mich tief erschüttert an die Wand.

Unterdeffen glaubte ich einiges Geräusch zu hören, und rufte laut durch die starrende Finsterniß. Zugleich verdoppelte ich meine Schritte, entschlossen, dem Tode, oder dem Leben entgegen zu gehen. Plötzlich ward ich zwei kleine feurige Punkte gewahr. — Vielleicht eine Schlange die auf mich zugerathen kam. — Aber die Punkte blieben unbeweglich; es schien von zwei Lampen zu seyn. In dem Augenblicke machte die Wand einen starken Abfall, und ich erblickte eine Felsenspalte, die vom glänzenden Abendrothe beleuchtet war. Eilends klappte ich das Geräusch hinweg, zwang mich mit muthiger Brust hindurch, und athmete nun wie neu geschaffen, in der freien herrlichen Gotteswelt.

Die Sonne gieng unter, und im Purpurglänze lag die ganze liebliche Landschaft, und Vijagapatnam in geringer Entfernung

vor mir. Ich eilte dahin, und ward mit großer Freude empfangen; jedermann hatte mich todt geglaubt. Es zeigte sich jetzt, daß ich in einer der Höhlen gewesen war, die ehemals mit den Pagoden in Verbindung standen, und deren Eingänge nur noch wenigen Braminen bekannt sind.

Zwölftes Capitel.

Nach einigen Tagen Erholung brach ich von Vijagapatnam weiter auf. Die Hitze war groß, der Weg beschwerlich; mit Vergnügen hielt ich gegen Mittag in dem freundlichen Dörfchen Chierieppile an. Es liegt in einem reizenden Thale, ist mit einer Menge Obst- und Beetgärten umgeben, und hat eine der schönsten und bequemsten Chauderien, die mir vorgekommen sind. Wir fanden hier einen Wahrlager, dergleichen sind in Indien sehr häufig. Zum Spaß ließ ich mir auch die

flache Hand besehen, und bekam eine Menge Glück und Segen gewünscht.

Man darf diesen Leuten kein Geld anbieten, weil ihnen dergleichen anzunehmen, nach ihren Geboten nicht erlaubt ist. Man giebt daher Cattun, Musselin u. s. w., auch wohl eine Portion Reis. Alle diese Effekten müssen sie aber erst neun Tage an ihrem Leibe herumtragen, ehe ihnen der Verkauf davon gestattet ist. Was sie dann an Geld dafür lösen, dürfen sie nehmen, weil es auf indirektem Wege gewonnen wird. Der arme Teufel in unserer Chauberie schien die letzten neun Tage über, gewaltig beschäftigt gewesen zu seyn. Er hatte eine solche Menge Zeug, Schnupftücher, Turbans u. s. w. an seinem Gürtel hängen, daß er wie eine wandernde Schnittwaaren-Bude ausah.

Um meine armen Träger zu schonen, beschloß ich erst am andern Morgen weiter zu gehen. Ich benutzte daher den lieblichen Abend in einem Spaziergange in dem schönen Thale, das mit herrlichen grünen Bergen um-

gefaßt ist. Mit einbrechender Dämmerung
ging ich nach meinem Palatkin zurück, fand
einen vortrefflichen Pilsau von Hühnern, und
Bananen in Eiern gebacken, zum Abendessen,
und schlief endlich unter den Gesängen einiger
reisenden Tänzerinnen ein.

Am andern Morgen gieng es nun rasch
über Berg und Thal, durch eine Menge Dör-
fer bis zur Chauderie Darma: Oro, wo zu
Mittag angehalten ward. Hier sah ich einen
Pandarone oder Nind, der jedem Reisende
auf Verlangen, einen Trunk Reiswasser
(Tange) gab. Dies geschah, indem er es ihm
aus einem kleinen kupfernen Topfe in die
Hände goß. Kein Hindu pflegt nämlich ein
Trinkgefäß an die Lippen zu setzen; er hält
es vielmehr so, daß ihm das Wasser, wie
ein kleiner Strahl in den Mund schießen
muß. Da nun aber eine niedere Caste das
Gefäß schon durch die bloße Berührung für
eine höhere unrein machen kann, so giebt
es der Pandarone lieber Niemandem in die
Hand.

Wir reisten weiter, bekamen bald das Meer zu Gesicht, und langten Abends in einem Fischerdorfe hart am Strande an. Hier ward ich für eine Kleinigkeit mit einem Gerichte trefflicher Seeische bewirthet, und konnte die Ankunft der Kattamarans mit großer Bequemlichkeit sehen. Es ist dies in der That ein Schauspiel, das der Mühe lohnt. Man erinnert sich, daß ein Kattamaran ein, fünfzehn bis zwanzig Fuß langes, Floß ist, das aus fünf Balken besteht.

Man weiß, daß immer zwei Männer darauf befindlich sind, wovon der eine vorn, der andere hinten zu rudern pflegt; eben so, daß bei günstigem Winde ein kleines Segel aufgespannt werden kann.

Die Sonne sank tiefer, und von allen Seiten eilten diese Fahrzeugе dem Ufer zu. Es war eine ganze, kleine Flotte, weißschneeflog sie zwischen den purpurnen Fluthen hindurch, von tausenden von Möven umringt, und von fröhlichen Gesänge der Aenderer begleitet. Bald näherte sie sich nun der Brans-

hung, die bekanntlich an diesen Küsten unges
heuer ist. Schnell wurden die Segel geschla
gen, und die Ruder eingetaucht; da flogen die
Kajamarans in die rasenden Bogen hinein.
Hier sah man einige auf der Spitze derselbe
nen, dort andere wie in einem Abgunde
schweben, der sich darüber zu schließen schien.
Aber wenig Minuten, und die ganze Flotte
lag in einem Augenblicke auf dem sandigen
Strand.

Wir hatten unser Nachtlager zwischen den
Dünen genommen, wo die angenehmste Ruhe
lang herrschte, und nichts von Krokodilen zu
fürchten war. Am folgenden Morgen fan
den wir uns daher außerordentlich gefräßt,
und konnten die ganze Tagesreise schneller als
gewöhnlich zurück. Abends kamen wir bei
einem Mangabusch an. Hier hatte sich be
reits ein großer Haufen Reisender gelagert,
um am folgenden Tage zusammen durch einen
Wald zu ziehen, der nicht für ganz sicher ge
halten ward. Da ich mit Schießgewehr ver
sehen, und überdem ein Europäer war, so

baten sie mich, sie anzuführen, wozu ich dann auch ganz willig war.

Mit Tagesanbruch machten wir uns demnach auf den Weg. Indessen stießen wir auf nichts, als eine Menge rother Affen, von denen der ganze Wald bevölkert war. Als wir denselben hinter uns hatten, nahm ich von meinen Gefährten Abschied, und stieg wieder in den Palankin. Der Weg gieng nun durch eine sehr reizende Landschaft, Dorf an Dorf, und alles mit Tamarinden-, Cocos- und ähnlichen Baumpflanzungen, so wie mit Oetelgärten bedeckt. Jetzt bekamen wir auch wieder das Meer zu sehen, und athmeten erquickende Kühlung ein.

Ich mußte die Nacht im Palankin zubringen; die ganze Chauderie war mit Kaschie-Kauris angefüllt. Es sind dies eine Art Mönche, die zehn, zwanzig, und mehrere zusammen, nach Kaschie (oder Bonares) wandern, dort Wasser aus dem Ganges holen, und damit beladen, in ihre Heimath zurückgehen. Sie füllen dies heilige Wasser im

runde irdene Krüge, wovon jeder zwanzig bis fünf und zwanzig Kannen halten kann. Diese Krüge sind mit dickem Lehmwerk umflochten, und mit einem kurzen Halbe versehen, der sorgfältig vergipst und versiegelt wird. An dem Siegel des Oberpriesters von Bonares, so wie an dem Certificate jedes Pilgers, erkennt man, ob das Wasser ächt ist. Ein jeder Kaschie-Kauris trägt zwei Krüge, den einen vorn, den andern hinten, an einem Bambusrohr. Dies Wasser wird entweder an Tempel verschenkt, oder an reiche Hindus verkauft. Für letztere ist es ein Gegenstand eines religiösen Luxus. Man benetzt Sterbenden Haupt und Lippen damit; giebt es aber auch bei großen Gastmählern herum.

Am folgenden Tage passirten wir die Stadt Mongletur, die auf indische Weise besetzt ist, und langten Abends ziemlich spät in Tallapalar an. Hier mußten wir die Chauderiz einer Abtheilung englischer Craspos überlassen, und trieben nur mit Mühe etwas zum Abendessen auf. Am nächsten

Morgen gieng es vollends nach Majulipatnam. Wir kamen dabei durch das Dorf Palak. Hier sah ich einen Barbier, der einen ziemlich dicken Bart, auf das allervollkommenste mit zwei — Glascherben abnahm.

Dreizehntes Capitel.

Nachdem ich meine Geschäfte besorgt hatte, setzte ich meine Reise ohne Verzögerung fort. Vorher hatte sich noch ein Gefährte, ein gewisser holländischer Capitain, Namens Holtrop, zu mir gefunden, der nach dem Verluste seines Schiffes nach Madras zurückgieng. Wir kamen durch die Dörfer Olaggatta und Serligatta, und nahmen unser Nachtlager in einer Chauberie hinter Maralcor. Der letzte Theil des Weges war äußerst angenehm; er lief durch eine fruchtbare Ebene, mit den mannigfaltigsten Pflanzungen

bedeckt. Kaum hatten wir aber die Chauderie erreicht, als ein heftiges Ungewitter ausbrach. Da sich nun außer uns noch an sechzig Reisenden darin befanden, konnten wir allerdings nicht ohne Besorgnisse seyn. In dessen gieng alles glücklich vorüber, und nach einigen Stunden war der Himmel wieder völlig wolkenleer.

Unsere harmlosen Hindus hatten inzwischen nicht die mindeste Furcht gezeigt. Die Männer lasen oder sprachen; die Weiber und Mädchen schäkerten und kochten; die Kinder spielten mit unbefangener Fröhlichkeit fort. Nach dem Essen wurde erzählt und getanzt, und alles war voll Milde und Fröhlichkeit.

Die folgende Tagereise war entzückend schön; die ganze Landschaft blühte und grünte in üppiger Fruchtbarkeit. Wir giengen über den Kischna, der in dieser Jahreszeit nicht besonders wasserreich war. Die Ueberfahrt ward wie gewöhnlich, in großen, runden, platten Körben gemacht. Diese Körbe haben ungefähr zwölf Fuß im Umfange, sind mit

Feder überzogen, und werden mit Pacaien (kurzen Rüdern) in Bewegung gesetzt. Man muß sich indessen in diesen Körben sehr ruhig verhalten, indem sie beständig im Kreise drehen. Einige sind groß genug, um zehn bis zwölf Personen zu fassen; allein Hakkeries (indisches Fuhrwerk), Palankins u. s. w. werden niemals auf diese Art übergesetzt. Hierzu bedient man sich der sogenannten Sangaries, welches ausgehölte Cocosstämme sind.

Wir ergötzen uns während der Ueberfahrt an den herrlichen Uferansichten, und langten endlich in dem freundlichen Dorfe Kischnapatnam an. Die Chauderie lag in der Nähe des Stromes, was uns der Kühlung wegen höchst willkommen war. Hier hörte ich zum erstenmale die melodischen Rinkurwies (eine Art Wasservogel), die, wie man behauptet, in dem Kischna ausschließlich zu finden sind. Ich glaubte die Töne einer Acolsharfa zu hören, und sank dabei in den süßesten Schlaf.

Nach einem stärkenden Morgenbade setzten wir unsere Reise weiter fort. Die Gegend

war eben, und meistens mit Reis- und Gerstensenfeldern bedeckt. Nur hie und da ragten aus den gelblichten Aehrenfluten einige glänzend grüne Hügel hervor. Dann folgte eine sandige, mit lichtem Lannengebüsch bedeckte Ebene, von einer Menge Schakals bewohnt. Endlich zeigte sich eine Reihe dunklerer Felsaine, von Tausenden von Vögeln belebt. So langten wir um ein Uhr in Pampeton an. Dies ist ein großes volkreiches Dorf, das von einer Menge Detelgärten und Baumpflanzungen, Tamarinden und Arelagebüsche umringt ist.

Nachmittags kamen wir bei einer neuen Chauderie, und einem dem Gonsisch (Gott der Andacht) geheiligten Tempel vorbei. Das Götzenbild lag indessen noch auf dem Boden; es fehlte noch das nothwendigste Erforderniß seiner Göttlichkeit. Dies waren die Augen, die immer erst der Oberpriester mit vielen Feierlichkeiten einsetzt. So lange ein Götzenbild noch dieser entbehrt, wird es blos für einen gewöhnlichen Block angesehen.

Mit einbrechender Dämmerung kamen wir in einem großen, auf einer Anhöhe gelegenen Dorfe an. Hier quartierten wir uns in einer Trivasel (der kleinsten Art von Chauderies) ein, und fanden zu unserer Freude nur wenig Reisende darin. Allein da es bald darauf heftig zu regnen anfieng, kam in kurzem noch ein ganzer Schwarm dazu. Ich eilte daher mein Abendessen einzunehmen, ließ den Palankin unter einen dickblättrigen Baum stellen, streckte mich hinter den Vorhängen auf meine Matratze hin, und schlief, trotz der Clapper eines Reisefeldhüters, in wenig Minuten ein.

Am folgenden Morgen, das herrlichste Wetter, und alles voll Leben und Heiterkeit. Indessen begegnete mir schon in der ersten Stunde ein Unfall, der wenigstens meinen armen Trägern den ganzen Tag verdarb. Als ich nämlich einmal aus dem Palankin steigen wollte, ward ich einige Schritte vor mir eine ganz still liegende Brillenschlange gewahr; ich hielt sie für todt, und gieng unbedorrt

darauf los. Allein wie groß war mein Entsetzen, als sie sich auf einmal mit glühenden Augen, geöffnetem Rachen und blinkender Zunge aufzurichten anfieng! Plötzlich floh ich zurück, ergriff die Flinte und drückte los, worauf die Schlange nach einem benachbarten Busche kroch.

Unterdessen war auch Capitain Holtrop und mein Bedienter hinzugeeilt, jeder mit einem Hirschfänger in der Hand. Wir beschlossen den Busch anzuzünden, und auf die Schlange, die dann herauskommen mußte, vereinigt loszugehen. Bald stand der Busch in vollen Flammen, und noch immer erschien sie nicht. Schon glaubte ich mich geirrt zu haben, plötzlich schoß sie zwischen meinen Füßen hindurch.

„Herr! Das bedeutet Unglück!“ — riefen meine Träger mit kläglichem Stimme; und ich selbst war fast außer mir. Aus gleichem Aberglauben natürlich nicht; nur weil ich einer so großen Gefahr entgangen war. Meine Träger boten jetzt alles auf, um mich zum

Umkehren zu bewegen, allein ich gab durch-
aus nicht nach. So legten wir unsern ge-
wöhnlichen Tagesmarsch zurück, und kamen
mit Sonnenuntergang wohlbehalten in Pa-
vatschirli an.

Vierzehntes Capitel.

Unter der großen Menge anderer Reisen-
den, die sich allmählig in der Chauberie zu
uns gesellten, befand sich auch ein Trupp
herumziehender Tänzerinnen, Sutred: Ha-
ries genannt. Es waren ihrer sieben zusam-
men, wie gewöhnlich von ihrem Tanzmeister
(Chelcinbikarea) und ihrem Musikanten (Tun-
tries) begleitet. Nachdem sie sich in dem be-
nachbarten Weiher gebadet, und ihre Tanz-
kleider angelegt hatten, kam die erste Tän-
zerin auf mich zu, überreichte mir einen Blu-
menstrauß und fragte, ob es mir gefällig sey.

ihre Gesellschaft tanzen zu sehen. Ich erwiderte ihren Gruß, bestellte sie nach dem Abendessen wieder, und ward dafür von allen Anwesenden mit Dankfagungen überhäuft. — „Der gute Herr! Der große Herr!“ — tönte es in der ganzen Chauderie wieder; dann tanzen zu sehen, ist für die Hindus, besonders für das weibliche Geschlecht, ein höchst angenehmer Zeitvertreib. Kaum war ich nun mit dem Essen fertig, als alles die Matten bei Seite schaffte, und einen großen Kreis um mich schloß. Bald darauf erschienen die Tänzerinnen, hinter ihnen die Juntris. Die Musik hing an; die lieblichen Nymphen entschlieferten sich, und begannen den kunstreichsten Eifentanz. Sie waren aus Surate, das von jeher für den Geburtsort der schönsten und vorzüglichsten Tänzerinnen galt. Mit großem Vergnügen sah ich ihnen wohl eine Stunde zu.

Aber endlich war es Zeit aufzuhören; ich gab demnach das Zeichen dazu — „Genug, schöne Mädchen! —“ sagte ich im indischen

Etik — „Gehug für diesmal! — Ihr habt mir mit eurem kunstreichen Tanze die höchste Genüge gethan, und mein Herz mit Entzücken erfüllt. Gewiß, Rhambe (die Göttin des Tanzes) selbst übertrifft euch nicht. Seyd ihr nicht zu sehr ermüdet, so vergönnt mir, daß ich nun auch eure lieblichen Stimmen hören kann! — Dieses Lob gefiel ihnen außerordentlich, zumal, da es von einem Europäer kam. Sofort setzten sie sich in einen Halbkreis, und sangen mir eine der schönsten indischen Romanzen, die Liebesgeschichte des Prinzen Sondor, und der Prinzessin Viddrah vor. Dies dauerte bis Mitternacht. Endlich machte ich der ersten Sängerin ein angenehmes Geschenk, und entließ die ganze Truppe, höchst vergnügt über meine Freigebigkeit.

Alles eilte nun schlafen zu gehen, und ich selbst suchte meinen Polarkin auf. Kaum hatte ich aber einige Minuten geschlummert, als ich durch ein leichtes Rufen am Ueberrumpfe wieder geweckt ward. — „Wer da?“ — rufte ich, indem ich denselben aufgab. — „Ich

den es, mein Herr!“ antwortete eine leise Stimme — „Die Daja (Aufwärterin) der Eured: Haries (Tänzerinnen). Ich bringe euch tausend Grüße von dem lieblichen Mädchen, mit dem Kranze von weißen Rosen im Haar. Eure Freundlichkeit hat ihr Herz geöffnet, wie sich die Lilie der Sonne aufschleicht. Empfangt diesen Beutel; sie bereite ihn selbst für euch. Sie sitzt zu den Füßen eures Lagers und erwartet euren Befehl!“ —

Das liebliche Mädchen mit dem Kranze von weißen Rosen war mir allerdings sehr erinnerlich. Es hatte bei seiner Jugend, Grazie und Schönheit, einen sehr lebhaften Eindruck auf mich gemacht. Indessen kannte ich die reisenden Tänzerinnen etwas genauer, beschloß daher auf meine Hut zu sein, und fertigte die Daja mit einer ziemlich kalten Antwort ab.

„Wie, mein Herr!“ — erwiderte sie lebhaft — „Ihr verschmäht die schöne Masima? — Ich glaubte doch bemerkt zu haben, daß sie euch nicht gleichgültig war. — Was

fürchtet ihr? — Sie ist mein liebstes Kind, und ihr send der erste, dem sie den Beutel der Liebe *) schickt.

Ich mußte lächeln — „In Wahrheit?“ — fragte ich etwas spöttisch — „Aber seyd so gut, und laßt mich mit eurem Kampak in Ruhe, ich bitte euch darum.“ — Sie verbeugte sich tief und gieng.

Als ich indessen am folgenden Morgen das schöne Mädchen noch einmal sah, ward ich in meinem Innersten gerührt. Wie viel Liebreiz! Welche Sehnsucht! Und welcher stille Schmerz! Ihre Augen schwammen in Thränen; sie wandte ihr Gesicht von mir ab, und verschleierte sich. Wir brachen auf, ich hoffte die Tänzerinnen nachkommen zu sehen; allein sie hatten andere Stationen gewählt.

Wir aßen Mittags zu Pondipitly, wo wegen eines Festes alles voll Fröhlichkeit war.

*) Kampak genannt. Die Beutelblätter sind wie ein Herz geformt, und außer der Areca noch mit Cardamom und Catechu gefüllt. Ein solcher Kampak ist ein verklümelt Liebesgesandung.

Unter andern sahen wir einen Schonir (eine Art Bettelmönche), der die Flöte durch die Nase blies. Er steckte nämlich zwei kleine, ungefähr anderthalb Spannen lange, Flöten in die Nasenlöcher, und blies Prime und Secunde mit großer Fertigkeit darauf. Nachmittags kamen wir bei einem schönen Ala *) vorbei. Er mochte ungefähr erst hundert Jahre alt seyn; gleichwohl bildete er mit seinen unzähligen herabhängenden Aesten bereits ein grünes Gewölbe, das wenigstens tausend Schritte im Umfange hielt. Abends blieben wir in Palpatte, wo eine der größten Chauderies von ganz Indien ist.

Unsere letzte Tagereise bot wenig Merkwürdigkeiten dar. Wir begegneten einer andern Truppe Tänzerinnen, und ich dachte lebhaft an die liebliche Wamia. Gegen fünf Uhr kamen wir in Carraconde an. Die Chauderie war bereits völlig besetzt, wir lagerten

*) *Quil. Ficus indica.* Nach der Behauptung der Hindus braucht dieser Baum zu seinem vollen Wachsthum fünfhundert Jahre.

uns daher in einem benachbarten Mangabusch. Um schneller Feuer zu bekommen, raste ich einige trockene Baumblätter auf. In dem Augenblicke fühlte ich einen stechenden Schmerz; ziehe die Hand zurück, sehe, daß eine schwärzliche Schlange daran hängt, und verliere das Bewußtseyn.

Fünfzehntes Capitel.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich am Feuer, von meinen Trägern umringt. Sie fuhren fort, meinen Finger gegen die Flamme zu halten, um, wie sie glaubten, das Gift heraus zu ziehen; während bereits nach dem Schorpojan, oder Schlangengeweißwörer geschickt worden war. Bald darauf kam der Bote mit der Nachricht zurück, daß derselbe abwesend sey. Indessen brachte er dafür einen mohrischen Wairium (Arzt)

mit. Dieser besah meinen Finger mit großer Aufmerksamkeit, und erklärte mir ohne Umschweife, daß ich allerdings nicht außer Gefahr sei. Indessen gab er mir einen Löffel von einer höchst bittern Latwerge ein, versprach den andern Tag wieder zu kommen, und nahm mir den Worten: Gott ist groß! (Rambrane meharje!) Abschied von mir.

Es währte keine halbe Stunde, als wir in ein allgemeines Kröpfeln mit heftigem Schwindel überfiel — „Freunde!“ — rief ich mit gebrochener Stimme. — „Es ist vorbei! Ich sterbe! Lebt wohl! Lebt alle wohl!“ — Alle schliefen und weinten; ich fühlte wie es immer düsterer um mich ward. Auf einmal hörte ich ein lautes Pfeifen neben mir. Ich schlug die Augen auf, und erblickte dieselbe Schlange, von der ich gebissen worden war. — „Das ist sie! Das ist sie!“ — rief ich mit Entsetzen, während sie langsam an einem vom Feuer beleuchteten Stamme herunterkroch. Meine Leute betrachteten sie nun genauer, und versicherten einstimmig, daß

sie nicht giftig sey. Mein Schwindel verlor sich; ich athmete mit leichterem Druck.

Indessen nahm der Schmerz am Fingert außerordentlich zu. Bald zeigte sich der Anfang einer Entzündung, die allmählig die ganze Hand zu ergreifen schien. Ich beschloß daher, auf den eigenen Rath des *Battimus* nach *Naperville* zu gehen, wo ein berühmter Schorpojan wohnhaft war. Wir kamen an, aber leider befand er sich nicht mehr daselbst. In dieser verzweifelten Lage beschloß ich so schnell als möglich nach *Madras* zu eilen, und brach auch wirklich am folgenden Morgen in aller Frühe auf.

Aber welcher Unterschied! Meine Träuger niedergeschlagen; ich von den heftigsten Schmerzen gequält; mein Reisegefährte ebenfalls krank. Schweigend und traurig zogen wir daher; das eintönige Hei! Hei! Hei! der Träger *) war alles, was von Zeit zu

*) Sie haben damit den Takt an, um gleichen Schritt zu halten, wie eben gesagt worden ist.

Zeit die melancholische Stille unterbrach. So kamen wir Mittags nach Kalurie, wo wir ganze Heerden calecutischer Fühner sahen, und übernachteten bei Nadupotte unter Bäumen in freier Luft. Mein Schmerz war unerträglich; ich konnte keine Viertelstunde ruhen; wir machten uns daher noch vor Sonnenanfang auf den Weg.

Der Boden ward sandiger, die Landschaft kahler, die Bevölkerung schwächer; alles kündigte die Nähe des Meeres an. Indessen fanden wir doch noch ein sehr schönes Dorf, Anemasod genannt, wo zu Mittag gegessen ward. Nachmittags passirten wir den Gondakama in einem Sangaie (hehlen Cocospalme) und kamen Abends nach Pandalur, das ganz mit Betelgärten umgeben ist. Ich hatte eine sehr traurige Nacht. Gegen Morgen indessen besam ich einige Linderung, und durfte einer erträglichen Tagereise entgegen sehen. Sie bot jedoch nichts Merkwürdiges dar. Wir hielten Mittags zu Dinganapilli an, und übernachteten zu Achaceldindi, das in der

Nähe des Meeres liegt. Die Chauderie war völlig leer; ich ließ daher meinen Palanquin hineinbringen, und fiel in einen tiefen Schlaf.

Als ich am andern Morgen erwachte, war der Schmerz in meiner Hand beinahe verschwunden, allein der Finger völlig fühllos, folglich der Brand nur zu gewiß. Eilends rief ich meine Träger herbei. — „Ich muß nach Madras Freunde“ — sagte ich — „Nach Madras, oder es ist um mich geschehen. — Ich muß Tag und Nacht durch reisen, oder es ist keine Hülfe mehr für mich!“ —

Meine Kulies sahen einander an, und gaben dann einstimmig ihre Einwilligung. — „Ja Herr!“ — riefen sie — „Wir wollen bei euch anhalten; wir wollen euch nach Madras bringen, verlaßt euch darauf!“ — Ich nahm nun noch sechs andere Träger, theils zum Ablösen, theils zum Fackeltragen an, und die Reise ward fortgesetzt.

Dieser Tag war einer der traurigsten meines Lebens, dessen ich mich erinnern kann.

Er endigte jedoch mit einer Entdeckung, worüber ich allen meinen Schmerz vergaß. Gegen vier Uhr Nachmittags kamen wir nämlich durch Nebabpent, ein großes, wegen eines alten Tempels berühmtes Dorf. Diesem Tempel gegen über war ein schöner Weiher, mit einer Menge Badender angefüllt, worunter sich an dem einen Ende auch ein Haufen junger Mädchen befand. Ziemlich flüchtig hatte ich auf diese Gruppen hingeblickt, als ich plötzlich einen durchdringenden Schrei vernahm. Die Stimme schien mir bekannt, ich sah noch einmal hin, und sah — O göttlicher Himmel! — sah Namia, die liebliche Tänzerin, die eben aus dem Bade gestiegen war.

„Halt! Halt!“ — rief ich den Trägern zu, sprang aus dem Palankin, und flog auf das Mädchen zu. — „O Namia! Geliebte Namia!“ — sagte ich — „Wie oft habe ich an dich gedacht!“ — Nie hatte ich sie so reizend gesehen. Sie glück in ihrem ferchten, die schönen Glieder dichts umschließenden Gewand

de, einer dem Meere entstiegene Huldgöttin. — „O mein Herr!“ — erwiderte sie mit holdem Erröthen — „Alle Augen sind auf uns gerichtet!“ — „Wohl süße Mamla!“ — gab ich zur Antwort — „Ich spreche dich in der Chauderie.“ — Sie bejahte es mit einem himmlischen Lächeln, und eilte mit ihren Gespielinneu zurück. Wir aber nahmen so fort von der Chauderie Besiz.

Sechzehntes Capitel.

Indessen war ich nicht wenig verwundert, weder die Juntrics (Spieleute) noch die Dazage der Tänzerinnen daselbst zu sehen. War es ein Mißverstand? Hatten sie einen andern Lagerplatz? — Oder waren sie plötzlich abgereist? — Deinahe keng ich an ungeduldig zu werden, als die Daja mit vielen Grüßen von Mamla erschien. Sie waren in einem Man-

gabusche gelagert, in wenig Minuten würde sie bei mir seyn. Ich gab der Alten einige Rupien, ließ noch mehr Lampen anzünden, und harrete des lieblichen Mädchens am Eingange der Chauderiz. Endlich erschien sie, doch des Wohlstandes halber die Daja mit ihr.

Sie verbeugte sich, ohne ein Wort zu sagen; allein das Klopfen ihres Busens verräth, wie sehr sie in Bewegung war. Ich führte sie sogleich zu einem Teppich, und bot ihr Betel an. — „Freue dich, schöne Mas-mia!“ — sagte ich — „Du bist geräth!“ — Und hiermit erzählte ich ihr die ganze Geschichte meiner Leidenschaft.

„O mein Herr!“ — erwiderte sie — „Ich habe sie längst entschuldigt. Ich erkenne mein Schicksal, das mich auch in meiner Liebe verfolgt!“ — So erklärte sie mir mit sanftem Erröthen den ganzen Zusammenhang. — „Mein Herz war immer bei Ihnen!“ — fuhr sie fort — „Ich klage niemand als mein Unglück an!“ — Sie war aus der Casse der

Aerzte, und nur aus Noth eine Tänzerin geworden *), da sie sich nach dem Tode ihrer Eltern gänzlich verlassen sah. Für meine Hand versprach sie mir einen köstlichen Balsam zu bereiten, und eilte deshalb sofort zu dem Lagerplatze zurück.

Während ihrer Abwesenheit unterhielt mich die Daja sehr lebhaft von ihr. Sie konnte mir nicht beschreiben, wie betrübt das gute Kind über meine Gleichgültigkeit und meine Abreise gewesen war. Nach einer kleinen halben Stunde war das liebliche Mädchen schon wieder mit dem Balsam da, und verband meine Wunde mit vieler Geschicklichkeit. Ich konnte mich nicht enthalten, sie an mein Herz zu drücken, und sie erwiderte meinen Kuß mit Zärtlichkeit.

„Ach!“ — rief sie wehmüthig aus —
„Das ist ja doch das Letztemal, daß ich sie

*) Die herumziehenden Tänzerinnen werden in der That wenig geachtet. Ganz anders ist es mit den Devadaschis, die bei den Tempeln angestellt sind.

sehen kann!“ — „Das Letztmal?“ — fragte ich besürzt — „Wie meinst du das lieblichste Namia?“ — „Ach mein Herr! Ich fürchte es wenigstens!“ — erwiderte sie, und erzählte nun, wie weder sie, noch die Daja, noch irgend eine ihrer Gespiellinnen jemals in Madras gewesen sey. — „Wie werde ich sie wiederfinden können?“ — fuhr sie fort — „Ach nimmermehr! — Ich werde vor Sehnsucht sterben; ich fühle es.“ — Ihre Thränen flossen; sie verbarg ihr Gesicht an meiner Brust.

„Nein, bei Gott nicht!“ — rief ich mit Lebhaftigkeit aus — „Bei Gott nicht!“ — „Hier Namia!“ — indem ich eine Oia *) herausnahm. — „Hier Namia, hast du Namen und Wohnung von drei Freunden, bei denen du mich aufsuchen kannst. — Zu gleicher Zeit schrieb ich ihr noch mein Speisehaus u. s. w. auf.“ — „So wirst du mich nicht

*) Retrogrades Feigenblatt. Man braucht diese Oia als Pappir.

versehlen, liebsteß Herz!" — fuhr ich fort, und hatte die Freude, sie beruhigt zu sehen.

Mein Entschluß war gefaßt, Ramias Zukunft für immer bestimmt. Noch eine Umarmung, und ich stieg in den Palankin. Meine Träger hatten fünf Stunden geruht; mit brennenden Jackeln zogen wir zum Dorfe hinaus. Die Nacht war still und schön; bald schlief ich unter den lieblichsten Erinnerungen ein. Als ich am andern Morgen erwachte, lag die herrliche Landschaft schon in vollem Sonnenglanz. Ich war sehr vergnügt; meine Wunde ließ sich vortrefflich an. Sorgfältig goß ich von Zeit zu Zeit neuen Balsam darauf.

Mittags hielten wir in Jasurpalam, in einer etwas kleinen, aber sehr reinlichen Chauderie an. Bald darauf kamen noch drei andere Reisende zu uns. Es war ein Mr. Harclay mit seinem Intendanten und Secretär. Er kam von Madras, und gieng als Gouverneur nach Mazulipatnam. Wider Verwöhnheit der Engländer war er sehr gespräch-

hig, und lud mich zum Mittagsessen ein. Er gestand mit vieler Offenherzigkeit, daß er bloß, um ein Paar Plumbs *) zusammenzubringen, nach Ostindien gekommen sey. Nach einigen Stunden brachen wir wieder auf, und ruhten dann die halbe Nacht zu Kutenpuron. Am folgenden Morgen kamen wir zu Pallacatta, und so am vierzehnten Tage zu Madras an.

Siebenzehntes Capitel.

Ich war bei meinem alten Freund Franz abgetreten, und lernte durch diesen einen französischen Arzt, Namens Weißer kennen, der seiner Geschicklichkeit wegen, in großem Rufe stand. Doctor Weißer besah meine Wunde, suchte die Achseln, nahm

*) Ein Paar hundert Tausend Pfund Sterlinge.

einige Operationen vor, und legte einen neuen Verband an. Nur Mami's Balsam mußte ich es verdanken, wenn noch Möglichkeit zur Rettung vorhanden war. Während wir so von meinen Auentheuern sprachen, kam endlich Doctor Reißer auf meinen Namen zurück.

„Aber Haafner! Haafner!“ — sagte er — „Der Name kommt mir so bekannt vor. War ihr Vater vielleicht aus Kolmar?“ — Ich bejahte es. — „Und ihr Großvater Bürgermeister daselbst?“ — „Ganz richtig!“ — erwiderte ich — „Nun so seyn Sie mir herzlich willkommen, liebster Vetter!“ — rief er auf einmal zu meiner Verwunderung aus, und umarmte mich. — „Ihres Vaters Schwester war meine Schwiegermutter; ich bin ebenfalls aus dem Elsass.“ — Nun ruhte der gute Mann nicht länger; ich mußte noch denselben Tag zu ihm ziehen.

Er war von Jole de France hierher gekommen, und hatte sich durch einige glückliche Kuren, in kurzer Zeit eine sehr ansehnliche Praxis verschafft. Dies setzte ihn in den

Stand auf einem höchst glänzenden Fuße zu leben, so daß sein Haus den reichsten Kaufmannshäusern ähnlich war. Unter seiner Aufsicht ließ sich nun meine Wunde immer besser an, und heilte endlich vollkommen zu. Auch das hatte ich also im Grunde dem lieben Mädchen zu danken, deren Ankunft ich sehnstuchtsvoll entgegen sah.

Bald waren indessen vierzehn Tage vergangen, und noch immer hatte ich keine Nachricht davon. Doch endlich kam ein Junctie, und brachte mir tausend Grüße von ihr. Ich folgte ihm außerhalb der Stadt in ein Wäldchen, wo die ganze Truppe gelagert war. Wenig Minuten und Ramia sank mit süßem Erröthen an meine Brust. — Ich erfuhr nun, daß ihre Ankunft bloß durch eine Unpäßlichkeit der Daja verzögert worden war, und daß sie die Gesellschaft verlassen könnte, so bald ich es für dienlich hielt.

„Wohlan denn, liebstes Herz!“ — sagte ich — „Das soll den Augenblick geschehen!“ — Und so bat ich sie, mich in die Stadt zu be-

gleiten, und die für sie bestimmte Wohnung zu besuchen. Ich hatte ihr nämlich in einem malabarischen Hause, bei einer alten Wittwe, ein Paar artige Zimmer gemiethet, und auch für eine Aufwärterin gesorgt. So brachen wir auf; ein Junctie trug die Sachen des lieben Mädchens, und ehe zwei Stunden vergiengen, war alles in Ordnung gebracht. Noch denselben Tag nahm ich das erste Abendsessen bei dem holden Mädchen ein. — Von nun an war der Tag meinen Geschäften, der Abend meiner Liebe geweiht. Doch, ehe wir Madras verlassen, noch einige Bemerkungen über diese Stadt.

Madras, von den Eingebornen Tschinapatnam (Chinesenstadt) genannt, wird in die weiße und schwarze Stadt eingetheilt. Jene von vier bis fünf hundert Häusern, und mit einer Menge großer Magazingebäude, befindet sich in der Mitte der starkbefestigten Citadelle, Fort St. George genannt, das hart am Strande liegt. Diese, durch einen großen Platz davon getrennt, hat ungefähr eine

Stunde im Umfang. Die weiße Stadt ist der Sitz der Regierung, auch wohnen die vornehmsten und reichsten Leute dærlöst. Die schwarze Stadt wird hauptsächlich von Malabarern, Armeniern, Nestizen u. s. w. bewohnt, doch trifft man auch hier viel Engländer an.

Die englischen Häuser in der weißen, so wie die armenischen in der schwarzen Stadt, zeichnen sich durch ihren Umfang und ihre Nettigkeit aus. Sie sind von Quader oder Backsteinen, glänzend weiß angestrichen, und mit Balken, und platten Dächern versehen. Glasfenster findet man nirgends, wohl aber welche von Bambusfäden, auch sogenannte Jalousien; die malabarischen Häuser u. s. w. in der schwarzen Stadt sind äußerst einfach, und haben alle nur ein Erdgeschos.

Der Boden von Madras ist dürrer Sande land, wo man nur mit Mühe einige Produkte ziehen kann. Das Wasser ist schlecht. Man muß sich mit Brunnen- und Teichwasser behelfen, weil das Seewasser alle Quells

len verdirbt. Die Rhede ist unsicher; die Schiffe befinden sich wie in offener See, zumal bei Veränderung des Mousson (Jahreszeit). Ehedem mußten daher die englischen Kriegsschiffe, vor Eintritt des Regenmonsou, immer nach Dombay abgehen, und die englischen Besatzungen auf der Küste, blieben allen feindlichen Angriffen von Trincomale (auf Ceylon) ausgesetzt. Seitdem sich aber die Engländer dieses wichtigen Punktes, so wie der ganzen reichen Insel bemächtigt haben, können sie nicht nur ihre Flotten in der Nachbarschaft überwintern lassen, sondern auch vor jedem Angriffe sicher seyn. Die englischen Einwohner von Madras leben im Allgemeinen auf einem sehr glänzenden Fuß. Der Gouverneur giebt den Ton an, und alles ahmt ihm nach, so weit es möglich ist. Dieser asiatische Pomp zeigt sich vorzüglich in einer zahlreichen Dienerschaft, in glänzenden Equipagen, in prächtigen Wohnungen, in schönen Gartenhäusern, in einer vortrefflichen Tafel und einer großen Gast-

freiheit. Freilich setzt dies sehr ansehnliche Einkünfte voraus; allein diese fehlen auch nicht. Sowohl die höhern, als die niedern Compagniebeamten beziehen sehr hohe Gehalte, und erwerben überdem durch Handelsgeschäfte außerordentlich viel. Die eigentlichen Kaufleute, die Mäkler, die Aerzte und Wundärzte, die Advokaten u. s. w. alle häufen in kurzem ansehnliche Reichthümer auf.

Mit Anbruch des Tages, d. h. um fünf Uhr Morgens steht man auf, und fährt oder reitet spazieren bis gegen acht Uhr, wo gesüßküßt wird. Dies ist zugleich die beste Zeit, wo man jedermann zu Hause treffen, und Geschäfte machen kann. Die Bureauarbeit hat von neun bis zwei Uhr statt. Jetzt wird gespeißt, worauf die Siesta (Nachmittagschlaf) folgt. Um fünf Uhr fangen die Assemblies an. Um neun Uhr wird zu Abend gegessen, was hier die Hauptmahlzeit ist. Selten pflegt man vor Mitternacht, in der Regel, erst gegen ein Uhr schlafen zu gehen. Ein stehendes Theater giebt es nicht, doch

finden zuweilen Vorstellungen von Liebhabern statt. Dafür werden desto mehr Pferde:rennen mit indischen und arabischen Pferden gehalten, wozu man die kühlen Morgenstunden wählt. Gelegenheit zu Landparthien u. s. w. giebt es mancherlei, z. B. nach dem St. Thomasberge, wo noch ein portugiesisches Kloster ist, nach Emmore, wo man das Seebad brauchen kann, nach Meliapar, wo sehr viel artige Landhäuser sind, und dergleichen mehr.

Eines der angenehmsten Ereignisse für Madras ist die Ankunft eines Indiaman, oder großen Compagnieschiffes, wovon die meisten auf vier und dreißig Canonen gebohrt sind. Dann ist alles voll Leben und Thätigkeit, und überall werden die neu angelangten Waaren zum Verlaufe ausgestellt. Die Beamten der Compagnie haben dabei den Vortheil, daß ihnen Tuch und Maderawein für den Facturenpreis überlassen werden muß. Sehr angenehm ist auch die Ankunft der großen Chinasahrer auf ihrer Rückreise nach England. Sie bringen die schön-

ten Seidenzeuge, Mantels, Frauenzimmer-
schuhe, Porcellanwaaren, Gemälde, Tücher,
Spielsachen u. s. w. mit.

Achtzehntes Capitel.

Ich kehre zu meiner Geschichte zurück.
Meine Verhältnisse erlaubten mir, meiner
Neigung zum Landleben zu folgen, und mich
von allen Geschäften völlig zurückzuziehen.
Alein um dieses ausführen zu können, mußte
ich durchaus noch eine Reise nach Pondichery
machen, wo ich in weitläufigen Verbindun-
gen stand. Theils der Ersparniß, theils der
Schnelligkeit wegen, beschloß ich diesmal zu
Wasser zu gehen, und brachte den Abend vor
der Abreise, wie gewöhnlich bei Mamia zu.

Sie war mit meinen Angelegenheiten be-
kannt; sie wußte wie nothwendig diese Reise
war. Kaum hörte sie mich aber vom Schiffe

sprechen, als sie zu weinen anfieng. Sie fürchtete das Meer, sie bat mich aufs härtestliche, zu Lande zu gehen. Allein es ließ sich nun nicht ändern, ich suchte sie daher zu beruhigen, und verließ sie endlich nach Mitternacht. Jetzt nach einigen Stunden Ruhe begab ich mich an den Strand, um mit einer Chialeng (Ruderboot) nach dem Schiffe zu fahren, das bereits auf der äußeren Rhede lag.

Indem ich mich der Chialeng näherte, erblickte ich zwei Frauenzimmer dabei, und erkannte sie bald für Namia und ihre Begleiterin. — „Herz meines Herzens!“ — sagte sie — „Ich mußte dich noch einmal sehen! Ich wollte dich um Erlaubniß bitten, dich auf das Schiff zu begleiten; es ist mir, als würde ich dann ruhiger seyn!“ —

Bergebens suchte ich ihr dies auszusprechen, besonders der ungewöhnlich hohen Brandung wegen; sie bat nun noch dringender darum — „Gerade deswegen!“ — fuhr sie fort — „Wenn dir ein Unglück begegnet, bin ich

wenigstens bei dir!" — So willigte ich endlich ein, um ihr nicht wehe zu thun.

Allein, wie groß war mein Ersauern, als ich die Chialeng fast ganz mit Waarenballen angefüllt sah. — „Was ist das?" — fragte ich unwillig — „Ist das unserm gestrigen Accorde gemäß?" — Der arme Tandel (Steuermann) erzählte mir nun, daß die Chialeng von dem Hafenmeister gepreßt worden sey. Wirklich trat auch in dem Augenblicke ein Seecadet an' uns zu, und befahl ihm ungestüm in See zu gehen.

Ich fühlte, daß gegen Gewalt nichts auszurichten war, und schränkte mich daher blos auf Vorstellungen ein. — „Die Brandung geht zu hoch! Es ist unmöglich, daß die schwere Chialeng hinüber kommt." — Der arme Tandel bestätigte es — „Gott ist groß!" — setzte er bedeutend hinzu — Allein vergebens, der junge tollkühne Widshipmann bestand darauf.

Was sollte ich thun? Alle meine Papiere befanden sich bereits an Bord. Wenn ich

das Schiff absegeln ließ, war ich völlig ruiniert. Noch stand ich unschlüssig, als Mamia beherzt in die Chialeng sprang, und so alles entschied. Wir waren nun nebst den sechs Ruderern vier Passagiere zusammen, indem außer dem See cadet, noch eine alte Meßige dazu gekommen war.

Alein kaum hatten wir uns einige Klaftern vom Ufer entfernt, als die Chialeng kaum eine Hand breit Vord behielt. Ich winkte daher meinem Dobasch (Bedienten) der am Ufer stand, uns ein Paar Kattamarans (Kleine Flöße) nachzuschicken, was auch sofort bewerkstelligt ward. Indessen wälzte sich bereits die erste Woge mit donnerndem Getöse gegen die Chialeng. Der Zandel that sein möglichstes derselben auszuweichen; dennoch stürzte sie zum Theil auf uns herab, und die Chialeng sank bis auf einige Zell ins Wasser. Jeder Augenblick war kostbar — „Komm, Mamia!“ — rief ich, und sprang mit ihr Hand in Hand über Bord. — Indem brach die Brandung wie

ein niederschmetterndes Gewölbe über mich her. Als ich wieder empor kam, war die Chialeng verschwunden, und Mamia befand sich dicht hinter mir. Muthig schwammen wir nunmehr dem Ufer zu, das ungefähr nur noch hundert Schritte von uns entfernt war.

Plötzlich fühlte ich mich in die Tiefe gezogen, und erblickte mit Entsetzen die alte Netzstige, die sich an meinen Kleidern festhielt. Vergebens suchte ich mich loszureißen; sie hatte mich im Todesklampfe gefaßt. — „O Mamia!“ — rief ich — „Ich bth verloren! Rette dich!“ — „Nein!“ — erwiederte sie — „Ich verlasse dich nicht!“ — In diesem Augenblicke brach die letzte Brandung über uns her, und wir verlor das Bewußtseyn.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich am Strande, von einer Menge Menschen umringt, in einem Palankin. Ich erblickte meinen Dobasch, und fragte nach Mamia. — „Sie ist gerettet, lieber Herr!“ — erwiederte er. — Freudig hieß ich ihn nach dem Schiffe fahren, um meine Sachen zu

holen, und ward so glücklich nach Hause gebracht. Bald kam mein Dobasch mit den Coffees zurück. Jetzt erfuhr ich, wie alles zugegangen war. Ramia hatte mich mit unsäglicher Anstrengung emporgehalten, bis uns der eine Kattamaran zu Hülfe kam. Indem wir so sprachen, flog sie mit einem lauten Schrei in meine Arme, und drückte mich aufs innigste an sich. Zu ihrer großen Freude beschloß ich nun zu Lande zu gehen.

Alle Anstalten waren gemacht; Ramia lag zum letztenmale an meiner Brust. — „Ach!“ — sagte sie weinend — „Ach Freund meiner Seele, komm so bald als möglich zurück, wenn ich dich noch einmal sehen soll! — „Hier, hier schmerzt es“ — indem sie die Hand an ihr Herz legte — „Ich fürchte, du findest mich todt! — Es war ein wehmüthiger Abschied. — Nach einem langen, heißen Kusse riß ich mich endlich los.

Neunzehntes Capitel.

Es war gerade drei Uhr Nachmittags; langsam zogen wir durch den Schattengang, der von Madras nach St. Thomas (indisch Mallapur) führt. Hinter diesem Dorfe kennzeichnen die Vermüthungen des letzten Krieges an, alles war daher mit Ruinen bedeckt. Zum Glück hatten wir uns hinlänglich mit Lebensmitteln versehen.

Am dritten Tage kamen wir durch das Thal Navellicarou, das seiner wunderbaren Ruinen wegen berühmt ist. Man sieht hier nämlich eine Reihe von Tempeln, Piramidens, Chauderies, Gewölben u. s. w., die sämmtlich aus einem Stücke in den Felsen gehauen sind. Mit Ehrfurcht betrachtet man diese Ueberreste einer eben so kühnen, als romantischen Architektur, aus den ersten Jahrtausenden der Welt.

Am merkwürdigsten sind sieben Tempel, die sich in aradas Linie, einer hinter den

andern, vom Strande aus, über eine Meile weit, ins Meer hinausziehen. Der erste steht beinahe noch ganz auf dem Lande, das Wasser steigt nur bei sehr hohen Fluthen hinein. Die vier folgenden ragen immer weniger, die zwei letzten fast gar nicht aus dem Meere empor.

Noch weiter in den See hinaus, erblickt man eine Menge ähnlicher Ruinen, die bei hohem Wasser sehr gefährlich sind. Die sieben Pagoden von Naveliswarum, ragen daher auf allen Seefacten bemerkt zu seyn.

Alle diese ungeheuren Gebäude hält man für die Ueberreste einer der ältesten und größten Städte von Indien, deren Geschichte indeß in tiefer Nacht verborgen liegt. Ob es ein berühmtes indisches Heldengedicht (Mahabarath) erwähnt des mächtigen Königs Joudichter, der daselbst residirt haben soll. Wie dem indeß auch seyn mag; die Aufführung solcher Massen beweist einen hohen Grad von Wissenschaft der Cul u. s. Das Ganze muß übriggens von unermesslichem Umfange gewe-

sen seyn, da nicht nur das Thal, sondern auch ein so beträchtlicher, jetzt vom Meere verschlungener, Küstengrith damit bedeckt war. Mitten unter diesen Denkmälern längster schwandener Generationen, findet man ein kleines, meistens von Draminen bewohntes Dorf, an dessen Eingange die Chauderie steht.

Indessen pflegen nur wenig Reisende hier zu übernachten, weil alles mit Tigern, Schakals u. s. w. angefüllt ist. Da wir uns aber zu lange aufgehalten hatten, schien es noch weniger räthlich, in der Dämmerung weiter zu gehen. Wir beschloßen daher, vor der Chau: derie ein großes Feuer anzuzünden, und woch: selweis dabei Wache zu halten, wo mich dann nach dem Abendessen die erste Wache traf.

Es war fast Mitternacht, der Mond gieng hinter den waldigen Gebirgen unter, und goß sein schwindendes Licht auf die gigantischen Ruinen einer Pagode herab. Bald lag nun alles in Dunkelheit; kein Lüftchen wehte; kein Blitzen rauschte; selbst das Geräusch der Schakals hatte aufgehört. Da starrte

ich hinaus in die schwarze Nacht, und auf das einsame Thal, wie auf das Grab einer entschlafenen Welt. O Menschenleben! O Menschengröße! Augenblicke — Jahrtausende! — Ein Tropfen aus dem Ocean der Ewigkeit.

Am sechsten Tage kam ich durch lauter verwüstete Gegenden in Pondichery an, und fand in dem deshalb bezeichneten Wirthshause bereits einen Brief von Maria, der den Tag nach meiner Abreise abgegangen *) war. Sie schrieb mir in dem zärtlichsten Ausdrücken, und hoffte mich unverzüglich wieder zu sehen. Ihre Brustbeschwerden schienen zuzunehmen, doch war sie im übrigen voll:

*) Durch die Fufkron, der einzigen, die in Hindien gebräuchlich ist. Die Fufkronen heißen Terrak oder Dhaak. Es gehen immer zwei zusammen, wovon der eine den Rhythmus schlägt, während der andere eine kleine gellende Trommel schlägt. Die Fufkronen sind nur zwei Stunden lang, und eigene Hütten dazu erbaut. In Calcutta, Madras, Pondichery, Nagaspatnam u. s. w. gehen diese Fufkronen alle Abende nach allen Gegenden Indiens ab.

kommen wohl. Ich selbst ward aber leider nunmehr von einem Fieber befallen, das mich nun alle Tage im Bette hielt. Unterdessen hatte ich dem lieben Mädchen geantwortet, und ihr versprochen, in zehn, zwölf Tagen wieder in Madras zu seyn.

Schon stand ich jetzt im Begriffe, meine Rückreise anzutreten, als ich von meinem Dohai einen Brief mit der Nachricht erhielt, daß Ramia plötzlich verschwunden sey. Ein Sunekare (Wahrsager) hatte ihr einige Tage vorher, ihren Horoscop gestellt, und ihr die nahe Trennung von ihrem Geliebten vorhergesagt. Seit diesem Augenblicke hatte sie unaufhörlich geweint, und ihre Brustschmerzen dadurch vermehrt. In ihrem Zimmer war jedoch nicht die mindeste Anzeige von einer Reise zu finden; im Gegentheile waren Juwelen, Kleider u. s. w. in der besten Ordnung. Ich gestehe es, ich erschrak über diese Nachricht so sehr, daß ich mich kaum zu fassen im Stande war.

Es hatte ich einige Tage im großen Un-

ruhe zugebracht, als eines Abends ein Malabar bei mir erschien, der gerade von Omur kam. Er brachte mir Nachrichten von Mamia; sie war krank, und befand sich in dem Hause seiner Mutter, die ebenfalls von der Caste der Tänzerinnen war. — „Sie?“ — rief ich mit wehmüthiger Freude aus: — „Krank, und zu Omur?“ — „Ja Herr!“ — erwiderte der Juntre, und erzählte mir den Zusammenhang. Mamia kam wirklich von Madras, und wollte nach Pondichery. Sie hatte diese Reise so eilig angetreten, daß sie nun gefährlich darnieder lag. Die Daja hatte den Juntre auf ihr ausdrückliches Verlangen abgeschickt: — „Sie wünsche mich vor ihrem Tode nur noch einmal zu sehen.“

Man denke sich meine Empfindungen. — Soviel Liebe, soviel Anhänglichkeit! Und ich sollte sie verlieren, die mein Alles war! — Schnell ließ ich einen Palantin kommen, reiste die ganze Nacht, und kam schon Morgens um sieben Uhr zu Omur an. Da stand ich nun mit klopfendem Herzen vor dem kleinen

malabarischen Häuschen, das meine geliebte Freundin verbarg, während der Juntrie hinein- eingegangen war, und der Daja von meiner Ankunft Nachricht gab.

Die gute alte Frau erschien, und erzählte mit thränenden Augen, wie alles zugegangen war. Wamia hatte seit meiner Abreise keinen ruhigen Augenblick gehabt. Nichts war im Stande gewesen, sie von der Reise nach Pondichery abzubringen; sie wollte, sie mußte mich noch einmal sehen. Aber am fünften Tage hatte sie ein heftiges Fieber bekommen, und war halbtobt in Omur angelangt.

Der Juntrie kam und jetzt zu sagen, daß Wamia aufgewacht sey. Die Daja gieng hinein, sie auf meine Ankunft vorzubereiten; ich hörte meinen Namen nennen, und folgte ihr auf dem Fuße nach. Wamia lag auf einer Matte ausgestreckt. Ihr himmlisches Gesicht war todtensbleich; ihr ganzes Ansehen zeigte die höchste Erschöpfung an. Aber kaum ward sie mich gewahr, so richtete sie sich auf, und breitete ihre Arme nach mir aus. — „Ach

mein bester Freund!“ — rief sie mit heißen Thränen — „Wie bist du so gut! — Nun will ich gern sterben, habe ich dich doch noch einmal gesehen!“ —

Ich suchte sie zu trösten, aber vergebens — „Ach Gott!“ — fuhr sie fort — „Nein! Für mich ist keine Hülfe mehr, ich fühle es nur zu gut! Mein Schmerz ist tödlich; meine Augenblicke sind gezählt! Geliebtester! Ich habe nur noch eine Bitte an dich!“ —

„Und was soll ich für dich thun, o Einzige meines Lebens!“ — sagte ich. —

„Du bist mir Alles! Ich habe keinen Freund als dich! Bünde du meinen Scheiterhaufen an!“ —

Ich versprach es ihr — Sie legte ihr Haupt an meine Brust, und hob ihre brennenden Augen noch einmal voll Bärtlichkeit zu mir empor. — „Leb wohl, Geliebtester! — Leb ewig wohl!“ — Dies waren ihre letzten Worte, und so entschlummerte sie.

Nichts von meinen Empfindungen; einen solchen Schmerz hatte ich noch nie gefühlt.

Das holde theure Mädchen war das Opfer ihrer Zärtlichkeit. Erst seit jenem schrecklichen Tage, wo sie mich rettete, hatte sie über Brustbeschwerden geklagt.

„Theure, geliebte Seele!“ — rief ich mit heißen Thränen — „Ach! Ohne dich ist das Leben nur eine Warte für mich!“ — Traurig verging der Tag; die Draminen richteten alles zum feierlichsten Begräbniß ein. — Zum letztenmal sah ich das himmlische Gesicht — die Flamme loderte auf — der unsterbliche Theil meiner Geliebten stieg zu Brahma empor. — Lebt wohl, ihr Gestade Ostindiens! — Ich kehrte nach Pondichery, und bald darauf nach Europa zurück!

Zweite Abtheilung.

C h. F r. L o m b e.

Quelle.

Voyage aux Indes Orientales etc. par Ch.
Franc. Tombe. Paris VI. Vol. 8. 1810.

Erstes Capitel.

Ich war Ingenieur-Capitain, und hatte seit 1796 bei der Nord- und Rheinarmee alle Feldzüge mitgemacht. Allein nach dem Frieden von Amiens (1802) ward ich auf Pension gesetzt, was für mich, als Familienvater, sehr traurig war. Ich suchte nun irgend eine passende Stelle zu erhalten, meine Bemühungen hatten jedoch keinen Erfolg. Endlich ward ich mit einem Kaufmanne aus Isle de France bekannt, der daselbst ansehnliche Plantagen besaß. Er that mir den Vorschlag, ihn dahin zu begleiten, versprach mich als Supercargo nach Ostindien zu senden, und bestimmte mich ohne viel Mühe zur Annahme seines Antrags. Ich erbat, und erhielt hierauf den nöthigen unbestimmten Urlaub, wieg' meine

Familie inzwischen meine Pension an, und schiffte mich endlich am 24. September 1802 mit meinem neuen Freunde, nach unserer Bestimmung ein.

Unsere Ueberfahrt bis nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung bot wenig Merkwürdiges dar. Wir waren neun und dreißig Passagiere, worunter fünfzehn Frauen, an Bord, so daß es gar sehr an Bequemlichkeit gebrach. Am 25. December Vormittags um 4 Uhr, erreichten wir das Cap, wo noch die englische Flagge wehte, aber auch eine holländische Flotte vor Anker lag. Wie gewöhnlich, kamen sofort zwei Gesundheitsbeamten u. s. w. zu uns, ließen uns sämmtlich die Musterung passiren, und erlaubten uns, nach einer kurzen Verathschlagung ans Land zu gehen. Wir hörten jetzt, daß der englische Gouverneur, General Dundas, das Cap an die Holländer zurückzugeben im Begriffe war.

Was ich über die Capstadt sagen könnte, ist bekannt; überdem war mein Aufenthalt äußerst kurz. Die Uebergabe war auf den

1. Jan. 1803 festgesetzt, die Einwohner bevelh-
teten eine Menge Feiertlichkeiten vor. Plöz-
lich am 31. December Nachmittags kam eine
englische Corvette an. Sie hatte die Reise
von Plsmouth in neun und fünfzig Tagen
gemacht, und brachte wichtige Depeschen an
den General Dundas mit. Er erhielt näm-
lich Befehl, die Uebergabe aufzuschieben, wenn
es noch irgend möglich sey. Schon waren
fünfsechshundert Mann von den englischen
Truppen eingeschiff, und sollten in eini-
gen Tagen nach Ostindien unter Segel
gehen. Vier und zwanzig Stunden später,
und Alles hätte eine andere Gestalt gehabt!
So aber wurden die Truppen wieder ausge-
schiff, die Posten verdoppelt, und die Hol-
länder in die Caserne gesperrt. Die Verstär-
kung der Einwohner war unbeschreiblich.

Sald darauf verbreitete sich das Gerücht
vom nahen Ausbruche eines neuen Krieges,
und einem provisiorischen Embargo. In die-
sem Falle wartete unserer förmliche Kriegs-
gefangenschaft. Zum Glück ward indeffen

dem Capitain abzufegeln erlaubt. Wir begarben uns daher noch denselben Abend wieder an Bord. Endlich am 2. Januar kamen wir glücklich in See, und am 6. Februar liefen wir in Port Louis, auf Isle de France ein. So hatten wir die ganze Reise in fünfzehlf Monaten gemacht.

Während dieser Zeit war mir mein neuer angeblicher Freund bereits nicht wenig verdächtig geworden, aus Gründen, die ich eher andeuten, als sagen kann. Wirklich fand ich mich auch bei meiner Ankunft auf Isle de France sehr bitter getäuscht; jedermann rieth mir von dieser Verbindung ab. Ich trennte mich daher augenblicklich von ihm, und dachte auf eine Unternehmung auf eigene Hand. Ein Pariser Freund hatte mir mehrere Wechsel auf hiesige Häuser anvertraut. Ich beschloß Waaren dafür einzukaufen, und damit nach Pondichery zu gehen. Allein die Schuldner waren nicht zahlungsfähig; man denke sich daher meine Verlegenheit. Noch war ich dem Capitain achtzehnhundert Piores für

meine Uebersahrt schuldig, und hatte keinen Sol zu meinem Unterhalt. Das einzige, worauf ich hoffen konnte, war eine Anstellung in Pondichery, zu dessen Besitzergreifung Admiral Linois eben abgegangen war. Unter dessen nahm ich eine Hofmeisterstelle in einem Hause an, wo ich die liberalste Behandlung fand.

So waren an sechstehalb Monate vergangen, als mein Schicksal plötzlich eine andere Wendung bekam. Am 17. August Morgens lief nämlich die französische Fregatte *la belle Poule*, Capitain Duillac, hier ein. Sie gehörte zur Division des Admirals Linois, und überbrachte die Nachricht, daß die Uebergabe von Pondichery verweigert worden sey. Da dies den nahen Ausbruch eines neuen Krieges anzudeuten schien, ward sofort auf den Batterien Alles in Vertheidigungsstand gesetzt. Nachmittags um zwei Uhr ankerte der Admiral selbst mit seiner ganzen Division. Wenig Tage nach seiner Ankunft auf der Rhede von Pondichery hatte er nämlich De:

peſchen aus Frankreich erhalten, mit dem Befehle, ſogleich nach Iſle de France unter Segel zu gehen. Dem zu Folge hatte er in der Nacht die Anker geklappt. Am Bord des Admiralsſchiffes, befand ſich der nach Pondichern beſtimmte Generalgouverneur Decaen, und der Colonialpräſect Leger, deſſen Familie zu Pondichern zurückgeblieben war. Niemand zweifelte mehr am Kriege; doch wußte Niemand etwas Gewiſſes davon. Endlich am 29. Auguſt kam der Cutter le Berceau, Capitain Holgan von l'Orient an, und brachte die officiële Beſtätigung mit. Zugleich war der General Decaen zum Generalgouverneur aller franzöſiſchen Beſitzungen, öſtlich vom Cap, ſolglich auch von Iſle de France ernannt. Durch ihn, der ſich meiner wohl erinnerte, ward ich wieder bei dem Ingenieurcorps angeſtellt. Dabei erhielt ich den Befehl, mich zu einer geheimen Expedition bereit zu halten, die eben im Werke war.

Zweites Capitel.

Am 9. October bekam ich Befehl mich einzuschiffen, und zwar an Bord der Corvette *Le Dercœur*, Kapitain Helgan. Die Expedition bestand aus dem *Marengo* von 80 Kanonen und einigen Fregatten, sämmtlich unter dem Commando des Admirals Pinot. An Landtruppen hatten wir ein Bataillon bei uns; der Ort unserer Bestimmung indeffen war noch ungewiß. Unterdeffen kamen wir glücklich in See. Hier öffneten die Commandanten ihre versiegelten Befehle, und nun ward alles bekannt. Der Admiral sollte eine Zeitlang in den indischen Gewässern kreuzen, die englische Faktorei auf Sumatra zerstören, und dann nach Batavia gehen. Hier sollten die Truppen, dem Verlangen der Holländer gemäß, als Hülfstruppen bleiben, wie es schon einmal der Fall gewesen war.

Unser Kreuzzug war indeffen, wie es meistens zu gehen pflegt, einförmig genug.

Hier verloren ein Paar Matrosen; wir hatten einige Windstöße auszuhalten; wir machten mehrere zum Theil sehr reiche Präsen, und dergleichen mehr. Am 1. December bekamen wir die Insel Sumatra zu Gesicht; am 2. näherten wir uns des Vay von Demoule, am 3. in der Nacht griffen wir die daselbst befindliche Schiffe an. Drei wurden genommen, die übrigen fünf verbrannt. Zugleich wurden sämtliche Magazine der Faktorei zerstört. Am meisten schien uns zu staunen zu kommen, daß man überrascht ward, und uns anfangs selbst für Landsleute hielt.

Am 12. December Morgens näherten wir uns der Rhede von Batavia, und wurden von dem kleinen Fort auf der Insel Onrust, wo sich die Kompagniewerfte befinden, sehr feierlich begrüßt. Indessen machten die Schiffe auf der Rhede eilige Anstalten unter Segel zu gehn. Wahrscheinlich sahen sie uns für Engländer an, denn ihre Bewegungen verriethen Angstlichkeit. Um sie zu beruhigen, schickte der Admiral unsere Corvette

ab. Wir setzten zu diesem Ende Segel auf Segel bei, und so war in kurzem die *Bachts* fregatte erreicht. Nachdem wir diese unterrichtet hatten, machte sie einige Signale, und alle Schiffe zogen ihre Flaggen auf. Bald war die Ruhe wieder hergestellt, und die ganze Division konnte vor Anker gehn.

Wir Offiziere hofften schon den Nachmittag an's Land zu kommen, sahen uns aber sehr unangenehm getäuscht. Die holländischen Behörden fanden die Forderungen unsers Kommandanten übertrieben, wollten nichts von überzähligen Offizieren wissen, und machten Schwierigkeiten aller Art. Es zeigte sich nachher, daß dies alles von dem holländischen Oberkommandanten, dem Brigadier Candeley, einem Schweizer, herkam, der das ganze Vertrauen des Generalgouverneurs Eyberg besaß, und ein geschwornen Feind der Franzosen war. Auf diese Art vergiengen acht Tage, ehe eine Uebereinkunft wegen des Soldes, der Verpflegung u. s. w. zu Stande kam. In Folge derselben wurden

wie endlich ausgeschifft, worauf ich meinen Dienst als wirklicher Ingenieur: Capitain antrat.

Die Lage von Batavia ist bekannt. Ebenso weiß jedermann, daß es eine der größten und reichsten Städte in ganz Asien, und der Mittelpunkt aller holländisch: ostindischen Besitztungen ist. Endlich giebt es von der regelmäßigen Bauart, den Kanälen, Alleen, Spaziergängen u. s. w. Beschreibungen in Ueberfluß. Ich füge daher nur einige, weniger bekannte Bemerkungen hinzu. Das Klima von Batavia ist an und für sich selbst nicht ungesund, es wird nur bei der Lage und den Umgebungen der Stadt so mörderisch. Die vielen Canäle mit stehenden Wasser, worin man allen Unrath wirft, der morastige Boden, endlich die große Moderbank vor der Mündung des Jacatra *), sind die vornehmsten Ursachen davon. Die kleinste Unordnung in der Diät, die kleinste Erkäl-

*) Dieser Fluß durchschneidet Batavia.

zung u. dergl. zieht meistens ein tödtliches Fieber nach sich, der Kranke legt sich, verliert nach fünf bis sechs Stunden die Besinnung, und ist nach andern sechs Stunden todt.

Wahr bleibt indessen, daß man bei einer ungeschwächten Constitution weit weniger zu fürchten hat, sobald man nur mäßig und vorsichtig ist. Würden übrigens die Kanäle gereinigt, die Moräste ausgetrocknet, und die Moderbänke weggeschafft, so würde Batavia ein ganz gesunder Aufenthalt seyn. Doch, wie es scheint, ist hier holländische Politik im Spiel. Man wünscht selbst keine Verbesserung. Jene Moräste und Moderbänke geben nämlich eine natürliche Vertheidigungslinie ab. Eben so zwingt jene Ungesundheit alle Flotadeflotten zuletzt zum Abzug. Endlich hält die Furcht vor dem mörderischen Klima, eine Menge Handelsnebenbuhler von der Niederlassung ab.

Die Bevölkerung von Batavia wird auf 160,000 Seelen geschätzt. Hierunter sind 100,000 Chinesen, die in den Vorstädten

wohnen, während der Rest aus Armeniern, Arabern, Persern und Europäern besteht. Die letztern, zwölf bis fünfzehnhundert zusammen, sind theils Kaufleute, theils Beamte der Compagnie. Sie leben fast alle auf ihren Landhäusern, eine bis anderthalb Stunden von Batavia, und kommen in der Regel nur Morgens in die Stadt. Alle Geschäfte werden daher gewöhnlich Vormittags von sieben bis acht Uhr abgemacht. Nichts fällt anfangs dem Fremden so sehr auf, als die Gleichgültigkeit, womit man vor jenem plötzlichen Todesfälle spricht. — „Mynheer, Mevrouw is overleden“ — der Herr, die Frau ist gestorben — heißt es, als hätten sie eine Spazierfahrt gemacht. Jeder Europäer hält übrigens immer sein Testament bereit.

Der Handel von Batavia ist sehr bedeutend, so drückend auch für die Fremden seine Eigenheiten sind. Batavia ist nämlich als die Hauptniederlage aller Gemürze von den Molukken, und aller Produkte von Java

(Weid, Zucker, Caffer, Pfeffer u. s. w.) anzusehen. Es kommen daher aus allen Theilen Ostindiens, so wie aus China, Amerika, Africa, Isle de France und Europa, Schiffe hier an. Sie führen die Produkte ihrer Länder ein, und dagegen hiesige aus. Diese Geschäfte werden aber auf folgende für Fremde höchst beschwerliche Weise abgemacht. Es ist ein Schabendar, oder General-Handels-Agent vorhanden, der für alle Nationen den einzigen Makler abgibt. In diesen wenden sich die Captains und Supercargo's, und theilen ihm ihre Ladungslisten mit. Er wählt davon, was der Compagnie anständig ist, besonders Artikel des Alleinhandels *) und bietet dagegen andere an. Beide Theile dengen nun mit einander, und schließen nach gemachter Berechnung ab. Dabei muß aber fast jeder Capitain immer ein Dritteltheil oder Vierteltheil des Werthes in Gewürzen nehmen, auch wenn es ihm eben nicht aus-

*) Wie z. B. Kampfer, Eisen, Opium u. s. w.

ständig ist. Erst dann erhält er die Erlaubniß, den Rest der Ladung an andere Kaufleute abzugeben, was durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht wird. In keinem Falle ist ihm aber die Ausfuhr von barem Gelde erlaubt. Er muß vielmehr alles in Waaren, oder Darren umsetzen, wenn er es nicht verlieren will. Die Chinesen, die den Holl gepachtet haben, durchsuchen daher alle abgehende Schiffe mit unglaublicher Genauigkeit.

Man hat häufig behauptet, daß Batavia unsicher leicht zu nehmen sey. Ich kann jedoch versichern, daß diese Meinung ganz irrig ist. Einmal sind die Festungswerke nicht weniger als schlecht; auch wird die Stadt, so wie die Mündung des Jacatra durch eine gute Landbatterie gedeckt. Denn ist die ganze Küste mit starken Batterien versehen, und die Besatzung nicht schwächer als funfthausend Mann. Wegen darunter auch immer viel Kranke, viel Folge, viel Unzufriedenheit sey; die Lar

calität bietet dem Feinde doch stets sehr große Hindernisse dar.

Er wird die Rade blockiren; er wird die vorhandenen Schiffe auf den Strand jagen, und vielleicht verbrennen; aber Batavia selbst wegnehmen, das wird er ohne geheime Hülfskräfte sicher nicht. Aber auch das schlimmste angenommen; er machte sich durch einen Ueberfall u. s. w. wirklich Meister davon. Was würde geschehen? Der Generalgouverneur u. s. w. würde sich nach Samarang (auf der Nordküste) begeben; er würde bei den indischen Prinzen, die den Holländern keineswegs abgeneigt sind, alle nur mögliche Unterstützung finden; er würde in kurzem eine Armee von 25 bis 30,000 Mann sammeln. Unterdeß hätte es der Feind in Batavia, mit einer ungeheuren, ohnehin höchst unruhigen Volksmenge zu thun. Man brauchte der Stadt nur die Zufahren abzuschnitten, und der Aufstand der hunderttausend Chinesen, die alle Handwerker, Krämer, Gärtner u. s. w. sind, wäre gewiß.

Alles dies wird beweisen, daß Catala weder leicht zu erobern, noch leicht zu behaupten ist.

Bei den Chinesen fällt mir noch eine artige Bemerkung ein, womit ich dieses Capitel schließen will. Man weiß, wie sehr die wohlhabenderen unter ihnen auf lange Mägel und Stöcke halten, weil sie ein Zeichen des Ansehens und Reichthums sind. Die holländische Regierung hat dieses nicht unbeachtet gelassen, und auf beide eine ansehnliche Abgabe gelegt. Je länger sie ein Chineser trägt, desto mehr zählt er davon. Es ist ein ordentlicher Tarif darüber vorhanden, auch finden von Zeit zu Zeit die nöthigen Messungen statt. Man muß gesehen, daß solche Abgaben die nöthigsten sind.

Drittes Capitel.

Es hatte ich angefaßt fünf Monate in Barcelona verbracht, als ich bei einer beschwerlichen

gen trigonometrischen Arbeit krank ward. Zum Glück fiel ich in die Hände eines geschickten deutschen Arztes, des Doctors Kasse aus dem Preussischen, und wurde in kurzem wieder hergestellt. Indessen benutzte ich diesen Umstand, um bei dem General Decarn um meine Zurückberufung anzuhalten, erreichte meinen Zweck, und wartete nun mit Sehnsucht auf Schiff Gelegenheit.

Diese fand ich endlich in der Brigg „le petite Alphonse“ Capitain Couriax, die von Isle de France mit Wein und Häuten gekommen, und jetzt dahin zurückzukehren im Begriffe war. Der Abrede gemäß, begab ich mich am 14. December 1804 an Bord, und fand noch drei andere Passagiere. Leider aber waren von unsern vierzehn Matrosen kaum drei gesund. Nun ist zwar wahr, daß man die Ueberfahrt in dreißig bis fünf und dreißig Tagen machen kann, ohne daß der beständigen Ostwinde wegen, viel Schiffsarbeit dabei nöthig ist. Demungeachtet hörten wir auf alle Fälle wenigstens

noch sechs bis 8 Matrosen gebraucht. Dieser Mangel zeigte sich gleich anfangs, als es am 15. December Nachmittags in See gieng. Wir sämtliche Passagiere mußten die Anker mit aufwinden helfen, denn die meisten Matrosen waren zu schwach dazu.

Schon in der ersten Nacht kamen wir durch den Eigensinn des wenig erfahrenen Capitains in große Gefahr. Wir trieben nämlich auf eine der vielen kleinen Inseln, so daß das Hintertheil des Schiffes kaum zwei Fuß weit von den jagigten Felsen abstand. Der Capitain gebehdete sich wie ein Verzweifelter, und schrie nach dem Voot. Zum Glück erhob sich aber plötzlich ein leichter Landwind, so das Schiff wieder abgebracht ward. Wir mußten hierauf zwei Tage laviren, und legten in dieser kurzen Zeit, keine drei Seemeilen zurück.

Noch nicht genug; trotz seinen schönen Versprechungen hatte sich auch der Capitain nur äußerst spärlich mit Vorräthen versehen. Vergebend drängen wir in ihn, doch nach Va:

savia zurückzuführen; er fürchtete zu viel Bemühungen für seine Eitelkeit. Hartnäckig bestand er daher darauf, im Gresse, oder Surahope (an der Nordküste von Java) einzulaufen, wo er Marosen und Vorräthe zu besorgen versprach. So keuerten wir also bis zum 24. December fort. Endlich besanden wir uns ungefähr zwei Seemeilen von der Spitze von Banka, durch welche der Eingang in die Meerenge von Madure bezeichnet wird. Der Capitain beschloß, hier einige Zeit vor Anker zu gehen, um einen der Posten zu erwarten, die hier immer vorhanden sind. Da aber keiner davon sichtbar wurde, glaubte er sich noch wenigstens zehn Seemeilen vom Eingange der Meerenge entfernt. Er ließ daher die Anker lichten, und steuerte westwärts. Bald aber ward das Schiff von der heftigen Strömung gegen die Bank von Madure getrieben, so daß die Gefahr mit jedem Augenblicke stieg.

Man hatte uns am vorigen Tage allerdings bei dem Posten von Banka gesehen.

Allein die See gieng gar zu hoch; uns zu Hülfe zu kommen, war eine Unmöglichkeit. Wir erfuhren dies von dem Bootsen selbst, der jetzt in einer großen Pirogue zu uns kam. Zehn Stunden lang wendete er alles mögliche zu unserer Rettung an. Doch da Wind und Strömung gleich heftig waren, blieb ihm nichts übrig, als uns zu verlassen, und nach Vanka zurückzugehen. Wir wurden von nun an, unserer neun zusammen, täglich auf ein Fuß, und jeder für sich, auf einen Zvierback, zwei Tassen Caffee, und ein Glas Wasser eingeschränkt. Erst am 1. Januar 1805 gelang es uns aus der Straße von Balp hervorzukommen, worauf längs der Küste fortgesteuert ward.

Um fünf Uhr Nachmittags befanden wir uns einem holländischen Posten gegen über, der mit schönen Pflanzungen bedeckt zu seyn schien. Sobald uns der Commandant anständig ward, schickte er eine Pirogue ab, ließ uns Erfrischungen anbieten, und lud uns ein, vor Anker zu gehen. Leider konnten wir

aber diese Erlaubniß nicht benutzen, indem selbst unser letzter Anker verloren gegangen war. Am folgenden Morgen befanden wir uns auf der Höhe von Salambouang. Jetzt bekamen wir Stille, dann höchst veränderlichen Wind, endlich einen entsetzlichen Sturm aus Nordwest. Wir verloren Segel und Masten, und trieben noch wenig Stunden, wie ein Brack herum. Die Pumpen thaten fast keine Dienste mehr. Dabei waren wir täglich auf ein kleines Glas sinkendes Wasser, und etwas Reis beschränkt. Endlich beschloß der Captain, die Ladung anzugreifen, die aus Zucker bestand. Er ließ daher ein Faß in die Kajüte bringen, wovon jeder nach Belieben nahm.

In den zwei folgenden Tagen hatten wir unterdessen einen Nothmaß, und einige Noth, segel zu Stande gebracht. Auf diese Art hofften wir Timor zu erreichen, wo eine holländische Factorci befindlich ist. Allein vom dreizehn Februar an, trieb uns ein zweiter Sturm wieder rückwärts, so daß wir schon am sechs-

ten die Spitze von Vals sehen. Am 7. Morgens um fünf Uhr erblickten wir ein großes dreimaßiges Schiff, das aus der Meerenge heraus zu kommen schien. Wir hielten es für ein holländisches, oder amerikanisches, und wirklich zog es auch die letztere Flagge auf. Kaum hatte es sich aber etwas genähert, so öffnete es seine Stülpforten, zeigte englische Flagge, und kam mit vollen Segeln auf uns zu.

Jetzt sahen wir nur zu deutlich, daß es ein großer englischer Laper war. Augenblicklich warf ich meine Depeschen und Karten über Bord. Noch einige Minuten, und der Lapercaptain rief uns durch das Sprachrohr zu — „Strike amain! Strike amain, if you please!“ — „Streich! Streich! wenn's beliebt!“ — Dies war in der That eine satyrische Aufforderung, denn wie konnten wir nur einen Augenblick widerstehen? Bald darauf kam ein Offizier mit acht Matrosen an Bord, nahm von dem Schiffe Besiz; stellte an alle Eudern

Schildwachen, und hieß uns an Bord des Capers gehen.

Viertes Capitel.

Als wir daselbst ankamen, hörten wir, daß es der Dilligent, Capitain Hall von Calcutta war. Der Capitain sagte uns, daß er selbst zweimal von französischen Capern *) genommen worden sey. Man habe ihn liberal behandelt; er wolle es eben: falls thun. Alle unsere Bagage u. s. w. bliebe uns daher. Zu gleicher Zeit setzte er uns ein vortreffliches Frühstück vor. Die Prise an 60,000 Franken an Werth, ward auf das Schlepptau genommen, und so lavirten wir längs der Küste hin.

Um vier Uhr Nachmittags bekamen wir ein großes dreimastiges Schiff, und bald dar:

*) Aus Île de France.

auf noch zwei andere zu Gesicht. Capitain Hall hielt sie für holländische oder französische Fregatten, von den Divisionen der Admirale Hartstink oder Lincol. Seine Lage ward gefährlich, die nachzuschleppende Prise hielt ihn im Segeln auf. Er ließ uns daher auf unser Brak zurückkehren, rief dagegen seinen Priizenmeister, und seine Matrosen ab, und eilte mit vollen Segeln davon. Bald darauf erkannten wir die drei Schiffe für amerikanische Ostindienfahrer, und steuerten so gut wir konnten, auf die Bay von Dalambouang zu.

Der Tag brach an. Was sahen wir? Unsern Capen, der an der Küste geblieben war, und nun ganz lustig wieder auf uns zugesegelt kam. In weniger als einer halben Stunde befanden wir uns wieder am Vord desselben, und alles war in den vorigen Zustand versetzt. Da der Capitain Wasser einnehmen mußte, behielt er den Cours von Dalambouang. Wir erreichten indessen die Bay erst in der Nacht auf den zehnten Fe-

bruar. Mit Anbruche des Tages erblickten wir den holländischen Posten Dagouwangie, und zogen sofort amerikanische Flagge auf. Zu gleicher Zeit schickte der Capitain einen Offizier ans Land, um zu fragen, wo Holz und Wasser zu finden sey. Die Nachricht war sehr befriedigend, und wir trafen eine vortreffliche Quelle an.

Unterdessen hatte unser Schiff mit seinen Batterien, und der Prise auf dem Schleppstau, trotz der amerikanischen Flagge, bei dem Commandanten von Dagouwangie Verdacht erregt. Er schickte daher zwei seiner Offiziere zu uns an Bord. Beide sprachen englisch; beide sollten die nöthigen Nachrichten einziehen. Capitain Hall war indessen auf alles gefaßt. Er hieß uns in den Raum hinuntersteigen, versicherte sich unseres Ehrenwortes, und wartete die Ankunft der holländischen Pirogue ganz ruhig ab.

Kaum waren die Herren gegen Mittag an Bord angekommen, so lud er sie zum Essen ein, und sprach ihnen dabei reichlich

aus der Flasche zu. Als er nun das Geschäft auf diese Art eingeleitet hatte, zeigte er ihnen falsche amerikanische Pässe, und ein eben so ächtes Schiffsjournal vor, speiste sie in Ansehung der Preise mit einem Märchen ab, und verkaufte ihnen zuletzt einige ostindische Waaren für eine Kleinigkeit. Die armen Holländer wurden vollkommen getäuscht, und fuhren seelenveraniigt ans Land zurück.

Indessen befohl der Capitain die reiche Preise in Sicherheit zu bringen, und gab sofort Befehl zu ihrer Ausrüstung. Es wurde auch so eifrig daran gearbeitet, daß sie schon am folgenden Tage abzufegeln im Stande war. Wohin, blieb unbekannt. Unsere Vase war uns im besten Zustande übergeben worden, doch brachten wir den ganzen Tag, wegen unserer künftigen Bestimmung, in großer Ungewißheit zu.

So mochte es ungefähr acht Uhr Abends seyn, als uns der Capitain zu sich rufen ließ. Er war sehr höflich, und sagte uns, daß er uns diese Nacht ans Land zu setzen Willens sey. Un-

sere Freude darüber war sehr groß; im Unglück faßt man nur den Augenblick fest. Sofort wurden nun Anstalten zu unserer Ueberrfahrt gemacht. Es fand sich aber, daß die Schaluppe für uns nicht groß genug war. Wir mußten daher in zwei Parthien abgehen. Bei der letzten befand ich mich selbst.

Es war Mitternacht; der Mond gieng auf; der Poßen lag nur einen Büchschuß von uns. Unsere Gefährten kamen uns entgegen; in wenig Minuten langten wir bei dem Commandanten an. Er war ein geborner Brandenburgier, und hatte fünf und zwanzig Mann unter sich. Da ich ein wenig Deutsch und Malapisch verstand, verständigten wir uns ohne Schwierigkeit. Rund um ein großes Feuer gelagert, nahmen wir eine derbe Mahlzeit von Fischen und Eiern ein, wobei uns Capitain Halls Madera und Gesnerer trefflich zu statten kam. Unser guter alter Sergeant, sein Name war Bitter, schickte sogleich eine Pirogue mit seinem Besatze nach Vagouwangie ab.

Fünftes Capitel.

Die Sonne gieng auf, und eine neue Welt voll Leben und voll Hoffnung breitete sich vor mir aus. Bald langte nun ein Abgeordneter von dem benachbarten Fürsten von Salambouang an. Er sagte uns, daß der holländische Commandant zu Dagourwangle bereits von unserer Lage unterrichtet, und auf der Reise hierher begriffen sey. Indessen verzog sich seine Ankunft bis Nachmittags um drei Uhr. Unser Anblick schien ihn zu rühren, wir selbst waren nicht weniger bewegt. Er allein konnte uns die Mittel zur Rückkehr nach Batavia verschaffen; von ihm allein hing unsere Zukunft ab. Er sprach und alles verblügte uns seinen Edelmuth. Er war ein Deutscher; ein Herr von Winkelmann. Wir mußten sogleich seine prächtige Yacht bestiegen, wo die Tafel bereits gedeckt war. Endlich um vier Uhr segelten wir ab, während er unser Gepäck in einer Pirogue nach:

zuführen befohl. So hielten wir See bis Mitternacht, stiegen dann ans Land, und lagerten uns um ein gutes Feuer herum.

Um fünf Uhr Morgens ward weiter gesehelt; drei Stunden und wir kamen zu Bagouwangie an. Sogleich führte uns der Commandant in seine schöne Wohnung, und stellte uns seiner Gemahlin vor. Sie empfing uns mit vieler Höflichkeit, und ließ ein vortreffliches Frühstück auftragen, das zum Theil aus den herrlichsten Früchten bestand. Am folgenden Tage wurde nun unser Reiseplan festgesetzt; indessen erforderten die Anstalten einige Zeit. Wir blieben daher fast zwei Wochen in Bagouwangie. Nach reifer Ueberlegung schien es am besten, bis Surabape zu Lande, und dann nach Batavia vollends zu Wasser zu gehen.

Bis Surabape werden achtzig Lieuen gerechnet, zum Theil durch ein wüstes unbesohntes Land. Indessen hatte der treffliche Herr von Winkelmann für alles gesorgt. Fünf und zwanzig Malayen waren zu unserer

Vedeckung, und fünf und siebenzig zum Tragen unseres Gepäcks bestimmt. Wir und die Vedeckung waren beritten, und hatten überdem noch fünfzehn Packpferde mit Lebensmitteln bei uns. Endlich waren uns als Begleiter und Anführer, zwei Malanen: Hauptleute oder Mandors mitgegeben, von denen der eine etwas Deutsch verstand. So traten wir, nach einem herzlichen Abschiede von unserem edeln Freunde, am 23. Februar 1805 unsere Reise an.

Die ersten drei Meilen gieng es längs der Küste hin. Bald aber kamen wir in die große Wüste, die drei Tagereisen lang ist. Indessen hat die Regierung aller zwölf Meilen, große Schoppen von Bambus errichten lassen, die mit Gräben und lebendigen Hecken umgeben sind. Bei jedem dieser Caravans: senai's, wie man sie nennen könnte, befindet sich eine Wache von Malayen. Diese müssen Tag und Nacht rund um die Einzäunung große Feuer unterhalten, so daß nichts von wilden Thieren zu fürchten ist."

Der erste Posten dieser Art heißt Wag-nou : Matie. Der Weg dahin war bloß ein schmaler Fußsteig, der zwischen hohem Grase hinlief. Ich kann ohne Uebertreibung sagen, daß dieses neun bis zehn Fuß hoch war. Wir sahen mehrere Tiger und Leoparden darin versteckt, langten indessen auf unserer Station ohne Unfall an. Als es finster wurde, verdoppelten wir die Feuer, und hielten auf diese Art die wilden Thiere ab. Indessen hörten wir die Tiger ziemlich brüllen, sobald nur ein Feuer abgebrannt war.

Am folgenden Morgen früh um vier Uhr gieng unser Gepäck ab; wir selbst aber folgten erst um zehn Uhr nach. Bei dem zweiten Posten Son : bou : rou : a rou, fanden wir einige Häuschen von Bambus, nebst einer Ziegen- und Damhirsch-Heerde, auch einer Menge Federvieh. Dies alles gehörte einem Großen am Hofe des Königes von Bambouang. Wir füllten hier unsere Bambusrohre mit gutem Quellwasser, weil man von nun an nur schlechtes trifft. Am 25. ver-

ließen wir die Wüste, und kamen durch eine schöne, mit Reisfeldern bedeckte Ebene, nach Panaroulan, was ein kleiner Flecken ist. Hier traten wir bei dem Oberhaupte, einem reichen Chinesen ab, und wurden zu unserer Verwunderung ganz auf europäische Art tractirt. Auch nöthigte er uns so dringend, einen Hostag bei ihm zu halten, daß es sich durchaus nicht ablehnen ließ.

Sechstes Capitel.

Am 27. Februar ward nun die Reise fortgesetzt. Wir kamen indessen nur bis Desouki, einem großen Dorfe, das ungefähr drei Meilen von der Küste liegt. Der Weg geht fast durch lauter Wald, und ist äusserst schlecht. Nur in der Nähe von Desouki, wird die Landschaft etwas lichter, und bald steht man Reisfelder mit Daumengruppen vor

mischt. Bei unserer Ankunft, wurden wir in das Haus des Commandanten (Tomogon) geführt, der eben abwesend war, sanden aber dennoch ein vortreffliches Mittagsmahl das selbst. Am 28. hatten wir eine sehr starke Tagereise bis Dangro. Auch hier sanden wir bei dem Tomogon eine sehr glänzende Bewirthung, und tranken zum erstenmale wieder Bordeauxwein. Zimmer und Betten waren ebenfalls sehr gut.

Die folgende Tagereise bis Passourang war kurz und angenehm. Die Landschaft ward immer schöner, wir konnten uns nicht satt daran sehen. Um zehn Uhr begegneten wir einem schönen offenen Wagen, mit vier Pferden bespannt. Er kam von Passourang, gehörte dem dortigen holländischen Commandanten, und war für uns bestimmt. Wir zogen indessen vor, zu Pferde zu bleiben, und langten so bald bei unserem freundlichen Wirth an. Er hieß Hefetaar, und nahm uns mit vieler Güte auf. Bei einem Einkommen von fünfzehn tausend holländis

schen Thalern machte er ein ansehnliches Haus. So hat er 3. D. an dreißig Sklaven, worunter zehn musikalisch sind. Sie lernten die meisten Instrumente von einem Chinesen spielen, der der Schüler eines Deutschen gewesen war.

Pasourang, an einem schiffbaren Strome gelegen, ist der Hauptort eines ansehnlichen Fürstenthums, und mit schönen Caffer und Pfeffer-Plantagen umringt. Die ostindische Compagnie hat ein Werft für Küstenschiffe dafelbst. Zwei Flecken von Pasourang liegt ein mäßig hoher Berg, an dessen Abhängen alle europäischen Gemüse, ohne alle Ansäuerung gedelhen, dies giebt zu einem bedeutenden Gemüsehandel nach Surabaja Gelegenheit. Wenig Tage vor unserer Ankunft war der Oberwundarzt unseres Bataillons hier durch gereist. Er wollte im Innern der Insel die Schutzblattern einführen, was von den wohlthätigsten Folgen seyn wird.

Am 3. März gieng es bis Bangall; auch

diese Tagereise war sehr angenehm. Der Fürst, ein siebenzigjähriger Mann, empfing uns mit vieler Zuvoorkommung. Er sprach viel von Europa, besonders von den letzten Feldzügen in Italien, und schien ein sehr unterrichteter Mann zu seyn. Seinen ältesten Sohn und Nachfolger hatte er von einem Holländer erziehen lassen, daher dieser junge Prinz sehr gute Kenntnisse, besonders in der Mathematik besaß.

Am folgenden Morgen brachen wir nach Surabaja auf. Der Weg war gut, die Gegend schön, der Boden vortreflich angebaut. Surabaja selbst ist eine kleine artige Stadt, und als erster Posten in der Meerenge von Madure von Wichtigkeit. Sie wird von dem Flusse Salianas durchschnitten, der für Küstenfahrer landeinwärts ziemlich weit schiffbar ist. Am Ausflusse desselben befinden sich zwei Hafendämme, mit Batterien versehen. Gewöhnlich laufen hier alle Schiffe ein, die nach China und den Philippinen bestimmt sind, besonders wegen des

Wintermoufons. Sie finden hier alle mögliche Erfrischungen, worunter auch die vorzüglichsten Gemüse von Passurung. Die Luft von Surabaja ist sehr gesund, und die Gegend entzückend schön.

Bei unserer Ankunft wurden wir zu einem Juden geführt, der eine gar nicht schlechte Herberge hielt. Wir machten die Bekanntschaft eines holländischen Capitains, des Herrn Kupfer, und wurden durch ihn, am folgenden Morgen, seinem Schwiegervater, dem Gouverneur, Herrn Kothenhal, vorgestellt. Dieser nahm uns mit vieler Güte auf, und versprach wegen unserer ferneren Reise sein möglichstes zu thun. Wir wünschten nämlich bis Batavia zu Lande zu gehen. Dies erforderte jedoch Bericht an den Generalgouverneur. Ich machte hierauf dem Commandanten, dem Major von Franquemont, aus dem Württembergischen, einen Besuch. Er empfing mich aufs beste, räumte mir ein Zimmer in seiner Wohnung ein, und überhäufte mich mit Höflichkeiten aller Art. Das

selbe muß ich von dem Admiral Harisint sagen, der hier mit seiner Escadre vor Anker lag.

Nach ungefähr vierzehn Tagen traf die Antwort des Generalgouverneurs ein. Sie war, wie wir befürchtet hatten, abschlägig; man fand die Kosten gar zu groß. Herr Rosenthal bekam daher den Auftrag, uns die Ueberfahrt nach Samarang, an Bord einer Brigg zu verschaffen, die obnehin zu einem Kreuzzuge bestimmt war.

Plötzlich mußte es sich fügen, daß ein Schiff von der Escadre des Admirals Harisint nach Batavia abgieng. Sofort suchte ich nebst meinem Freunde Harjand um Plätze darauf an. Unsere Bitte ward bewilligt, und so begaben wir uns an Bord, wo uns der Capitain mit vieler Güte aufnahm (5. April).

Siebentes Capitel.

Wir waren noch denselben Abend unter Segel gegangen, und kamen bei dem ziemlich günstigen Winde, schon am folgenden Tage aus der Meerenge heraus. Capitain Kupsch hatte uns die Hälfte seiner Kajüte eingeräumt, und wir speisten regelmäßig Mittags und Abends bei ihm. So kamen wir ohne weitere Vorfälle am neunten Tage (14. April) auf der Höhe von Samarang an, welches der Hauptposten auf der ganzen Nordküste ist. Samarang giebt nämlich den Mittelpunkt aller Verbindungen, und die Hauptniederlage aller Erzeugnisse der Insel ab. Die dortige Gouverneursstelle ist, nach der von Batavia, die einträglichste im ganzen holländischen Indien. Sie wirft jährlich an 250,000 Piaſter ab. Herr Engelhard, der sie jetzt bekleidet, macht daher ein sehr glänzendes Haus. Die Luft von Samarang ist gesund, die Gegend schön, das gesellschaft-

liche Leben angenehm. Wir lernten unter andern einen Major Keller kennen, der früher General-Adjutant zu französischen Diensten, und Schweizerischer Kriegsminister gewesen war.

Nach einem achttägigen Aufenthalte giengen wir am 23. April wieder in See, und segelten zwei Tage lang, längs der reizenden Küste hin. Am 26. Mittags ankerten wir auf der Rhede von Tcheribon, und begarben uns sogleich ans Land. Hier wurden wir bei dem Wachtposten sehr feierlich empfangen, und fanden zwei prächtige Wagen bereit. Der Resident, Herr Roose, der anderthalb Meilen von der Küste wohnt, hatte uns dieselben entgegengeschickt. Wir fuhren hierauf durch eine sehr schöne Landschaft, die einem großen Graben gleich, und kamen schließlich bei Herrn Roose an. Er vereinigt asiatischen Luxus, und europäische Eleganz auf eine sehr interessante Art. Der Distrikt von Tcheribon liefert den besten Caffee von ganz Java; die Residenz selbst trägt jährlich an 60,000 Piaßter ein.

Wir blieben drei Tage in Zheribon, und gingen dann mit mehreren kleinen Küstenschiffen, die wir unter Control nahmen, in See. Die Küste wimmelte von Seeräubern aus Banca, Samatra und Java selbst. Diese füllten kleine Schiffe, besonders chinesische Junken, mit vieler Kühnheit an. Europäer werden ermordet, Thoten zu Sklaven gemacht. Der Hauptklapfenkel dieser Seeräuber ist die Insel Carimon, zehn Seemeilen von der Küste, auf der Höhe von Samatang. Hier sind ihrer oft hundert, ja hundert und fünfzig bis zweihundert beisammen, besonders, wenn ein Hauptschlag ausgeführt werden soll. Wer kargen hatte man von Batavia zwei Fregatten, und eine Brigg gegen sie abgeschickt. Diese Schiffe kamen gerade zu rechter Zeit an, denn eben war die ganze Bay von Carimon mit Seeräubern angefüllt. Man blockirte daher sogleich den Eingang, und bereitete den Angriff auf den folgenden Morgen vor. Es schien um die Räuber geschehen zu sein, als wenn zum Unglück war der

Capitain der Briga nicht wachsam genug. Sie entwischte daher in der Dunkelheit, und waren am andern Morgen längst aus dem Gesichte der Division.

Am 27. April kamen wir endlich auf der Rhede von Batavia an. Kaum zeigte ich mich in der Stadt; als ich mit Freude und Erstaunen aufgenommen ward, denn jedermann hatte mich todt geglaubt. Der Gouverneur wünschte mich von neuem in Dienste zu nehmen; allein alles rief und zog mich nach Europa zurück. Zum Glück befand sich gerade ein Capter von jener Insel auf der Rhede, der dahin zurückzugehen im Begriffe war. Nach einigen Unterhandlungen erhielt ich einen Platz darauf, und begab mich demnach am 8. Mai an Bord. Diesmal war unsere Fahrt glücklicher; am 1. Juni bekamen wir schon die Insel Bourbon zu Gesicht.

Der Engländer wegen, hatte der Capitain von seinen Rheden den Befehl, mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen. Wir suchten daher die Küste zu gewinnen, um

we möglich Erkundigungen einzuziehen. Allein der Wind war fortwährend ungünstig; wir brachten also sechs volle Tage damit zu. Endlich erhielten wir Nachricht, daß die englische Escadre vertheilt sey. So setzten wir unsere Fahrt nach Isle de France fort, und erkannten am 8. Juni Morgens, einen der höchsten Berge dieser Insel, Morne Dabont genannt.

Gegen Mittag erblickten wir nicht weit von uns ein dreimastiges Schiff, zogen die Flagge auf, und riefen es an. Es zog ebenfalls französische Flagge auf, und zwar dreimal hinter einander, was uns, da es keine Antwort gab, äußerst verdächtig vorkam. Um acht Uhr Abends waren wir nur noch einige Seemeilen von der Insel entfernt. Plötzlich flogen von einem Bergspitzen zwei Raketen auf; bekanntlich das Signal, wodurch die Nähe des Feindes angezeigt wird. Wir hielten es indessen für einen Irrthum, und glaubten nicht daran. Als aber das Signal, nach Verlauf von zwey Stunden, der Regel gemäß,

wiederholt ward, drehten wir plötzlich um, und setzten alle Segel bei. Jetzt gieng es abermals auf Isle de Bourbon zu, wo auch am 10. Morgens der Anker fiel.

Mein Aufenthalt auf dieser Insel dauerte jedoch nur kurze Zeit. Schon am 18. gieng ich nämlich, meiner mündlichen Mittheilungen wegen, auf einem Aviso nach Isle de France ab. Dies Fahrzeug war mit Rudern versehen, und ganz zu einer schnellen Ueberrfahrt geschikt. Wir entkamen den Engländern glücklich, und liefen am 22. Juni Abends in der Riviere Noire ein. Bei meiner Ankunft zu Port Louis, ward ich von dem General Decaen mit großer Freude empfangen; auch er hatte mich auf den Bericht eines amerikanischen Schiffers todt geglaubt.

Er machte mir Hoffnung, mich in wenig Monaten nach Europa abzusenden, und stellte mich inzwischen wieder bei dem Ingenieurscorps an. Allein es vergieng ein volles Jahr, ehe sich eine passende Gelegenheit zu meiner Rückreise fand. Erst im August 1806 war end:

lich das dazu bestimmte Schiff segelfertig, und alles gehörig in Richtigkeit. Am 11. August schiffte ich mich ein, am 15. November kam ich, nach einer ziemlich glücklichen Fahrt, in dem spanischen Hafen Passages bei St. Sebastian an. Von dort setzte ich meine Reise über Bayonne, Bordeaux u. s. w. nach meinem Geburtsorte, wo meine Familie lebte, zu Lande fort.

Dritte Abtheilung.

Heinrich Potter.

Onelie.

L'ogevallen en Ontmoetingen op eens
mislukte Reize naar de Kaap de Goede Hoop.
Door H. Pottier. 1867 — 3. IV. Vol. 8.

Einleitung.

Der Verfasser war Prediger zu Peins, in der Nähe von Franken, und erhielt im Jahre 1804 einen Ruf nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Allein da bald darauf der Krieg wieder ausbrach, so fand sich keine sichere Gelegenheit zur Reise dahin. Erst zu Ende des genannten Jahres bot sich eine solche in einem preussischen Hafen dar. Wir haben uns bemüht, die niederländische Manier des Verfassers sorgfältig beizubehalten, überzeugt, daß es den gemüthlichen Lesern gewiß Vergnügen machen wird.

Erster Brief.

Leer Novemb. 1802.

Liebster Freund. Am 15. October erhielt ich Befehl und Anweisung, bis zum 10. November an Bord zu sehn. Ich eilte daher sofort nach Amsterdam, um alle meine Einrichtungen zu treffen, welches Gott sey Dank, über meine Erwartung von Ratten gieng. Hierauf kehrte ich am 27. October nach Peins zurück, wo meine Frau inzwischen alles eingepackt hatte, und reiste am folgenden Morgen mit ihr und den Kindern nach Poekum ab. Hier sollte sie bleiben, bis sich bequeme Schiffsgelegenheit nach der Capstadt fand.

So war alles in Ordnung gebracht. — Endlich am 5. Morgens — Nie würde ich den Augenblick vergessen, liebster Freund. — „O bleibe bei uns Vater! Verlaß uns nicht!“ — riefen meine ältesten drei Kinder, und klammerten sich an mich an, während der Säugling ruhig in der Wiege schlief. — Wäre meine Frau nicht Landhaffer gewesen,

als ich — Ich glaube, ich hätte in diesem Augenblicke auf Alles Verzicht gethan. So riß ich mich endlich mit gepreßtem Herzen los. Meine Sachen wurden jetzt in die Schuit *) gebracht, und ich folgte mit thränenden Augen nach. Zu meiner Freude waren nur noch zwei Personen in dem Koes **) daher ich ziemlich ungestört blieb. Abends kamen wir so in Gröningen an.

Ich hatte von Gröningen am nächsten Tage mit der Schuit nach Delfzyl zu gehen gedacht, wo ich Gelegenheit nach Leer zu finden sicher war. Allein es fror die Nacht so heftig, daß ich nicht weiter daran denken konnte. Ich ließ daher meine Sachen auf einen Wagen laden, auf dem sich zugleich ein Sitz für mich und den Fuhrmann befand. Da es schon zwei Uhr war, als wir abfuhrn, kamen wir Abends nicht weiter als Schreemda, ein großes, schönes Dorf, wo Nachtquartier gemacht ward.

*) Fahrzeug zur Aufnahme von Personen eingerichtet, das von einem Pferde gezogen wird.

**) Die hintere Kajüte, die sehr nett eingerichtet ist.

Am folgenden Morgen gieng es bei schönem hellen Wetter, durch den reichsten und fruchtbarsten Theil der Provinz, nämlich das Oldampt. Besonders groß und prächtig sind die Pfarrwohnungen, wie denn die Geistlichen hier solche Einkünfte haben, wie vielleicht nirgends anderes in unserem Vaterland.

In der Nähe von Neuschanz (de Nieuwe Schans) war der Weg außerordentlich schlecht. Indessen kamen wir Abends ohne Unfall an. Hier lohnte ich meinen Fuhrmann ab, weil mit seinem schweren Wagen unmöglich weiter zu kommen war. Ich hielt es fürs beste, zwei kleinere zu nehmen, worauf die Reise am nächsten Tage weiter gieng.

Sald kamen wir nun auf preussischen Boden, indem der Grenzpfahl ganz nahe bei Neuschanz steht. Das Land verräth viel Wohlstand, besonders der Theil, der unter dem Namen, der Preussische Polder bekannt ist. Ueberall herrliches Wiese- und Ackerland, und die schönsten Bauernhöfe, von städtischem Ansehen. Dies machte mich den

den schlichten Weg vergessen, der bei dem eingetretenen Thauwetter fast ganz ungangbar war. So kamen wir Nachmittags an dem Wirthshause an, das am rechten Ufer der Ems, ungefähr eine Viertelstunde von Leer, gelegen ist.

Ich hätte mich gern noch diesen Abend über den Fluß sehen lassen, allein es war unmöglich, weil er mit Treibeis gieng, und nur das kleine Boot mit großer Mühe hin und wieder fuhr. Da ich nun meine Sachen unmöglich zurücklassen konnte, ließ ich sie abladen, und in einen Schoppen bringen, wo nach der Versicherung des Wirthes alles in Sicherheit war. Bei meinem Eintritt in das Zimmer sah ich sogleich an dem schmutzigen Boden, und der sparsamen Erleuchtung, daß ich mich außer dem Vaterland befand. Ein Duzend Münsterländer mit langen blauen Hemden, und dicken weißen Schlafmützen, saßen mit dampfenden Pfeifen vor dem Kamine, und erwiderten meinen Gruß in ihrer eigenthümlichen platten Mundart.

Nachdem man mir an der einen Ecke Platz gemacht hatte, brachte mir der Wirth eine Pfeife, und stellte einen kleinen Tisch mit einer Flasche Wein vor mich. Hierauf fuhr er in einer Erzählung fort, die durch meine Ankunft unterbrochen worden war. Sie betraf seine Jugend, Verheirathung, und Ehe. Nach dem Tode seiner ersten Frau hätte er gern eine zweite genommen, allein er war zu alt dazu. Eine junge würde ihn nicht gewollt haben, und zu einer von seinen Jahren hatte er selbst keine Lust gehabt.

Auch schmerzte es ihn bitter, daß er in seiner Jugend nicht hatte reisen können, es würde etwas ganz anderes, als ein Landwirth aus ihm geworden seyn. Zum Beweise seiner großen Kenntnisse sprach er dann vom Vorgebirge der guten Hoffnung, was bei ihm Ostindien hieß, und von der unerschräglichen Hitze, und den hottentottischen Affen daselbst, und dergleichen mehr. Die guten Münsterländer hörten mit offenen Mäulern und Ohren zu, ganz erstaunt über

die unerhörte Gelehrsamkeit des alten dicken Wirths. Indessen muß ich ihm lassen, daß er mir ein Abendessen vorsetzte, das gar nicht übel war. Auch bekam ich im oberen Stocke ein reinliches Zimmer mit einem rechten guten Bett.

Am andern Morgen ließ ich mich nun mit meinen Sachen übersehen, und gelangte in einer Viertelstunde nach Leer, mein vorläufiges Reiseziel. Hier nahm ich ein Zimmer in einem großen Wirthshause, bei einem gewissen Wagner, wo es mir aber durchaus nicht gefiel. Besonders stieß mich der gemeine liederliche Ton des Wirthes ab, den dieser am Gesellschaftstische angab. Ich sah mich also noch denselben Tag nach einer andern Wohnung um, und fand auch bald ein recht artiges Zimmer mit einer angenehmen Aussicht obendrein.

Es war bei einer Schiffscapitainsfrau, die mir zugleich Kost, Licht und Heizung zu geben versprach. Für alles zusammen, das Zimmer mit eingerechnet, forderte sie nicht

mehr als sieben Gulden, die Woche, was gewiß äusserst billig war. Das Schiff ist leider noch nicht angekommen, man erwartet es aber, so bald die Ems vom Eise frei ist. Unterdeffen habe ich einen Theil meiner Bücher ausgepackt und beschäftige mich so gut es gehen will. Leer selbst, mit seinen 4000 Einwohnern, und seiner jetzigen Handelsstille, bietet so gut als gar keine gesellschaftlichen Hülfquellen dar. Indessen kann mein Aufenthalt nicht lange dauern, und so nehme ich mit allem Vorlieb.

Zweiter Brief.

Leer Febr. 1805.

„Der harte Frost macht alle Schifffahrt unmöglich; drum will ich noch einmal Frau und Kinder sehn!“ — So rief ich am Neujahrstage aus, und trat sofort die Reise an. Ich überraschte meine Lieben, brachte noch einiges im Haag in Ordnung, und kam vor ungefähr acht Tagen wieder hierher zurück.

Seitdem hat es nun so stark gethaut, daß die Ems völlig offen ist. Schon liegt ein Schiff nach dem Cap in Ladung, allein das unserige kommt erst übermorgen an. Der Himmel gebe, daß kein neuer Aufenthalt entsteht, damit ich doch endlich einmal meine Gemeinde begrüßen kann.

Unterdessen habe ich Leer ziemlich kennen gelernt. Würden Sie glauben, daß dieser kleine Ort eine lutherische, eine reformirte, eine katholische und eine mennonitische Kirche, so wie eine Synagoge hat? Die Ems fließt hinten daran weg, und ist im Flecken selbst nur an einigen Stellen zu sehen. Indessen trägt sie sehr große Schiffe, so, daß diese vor den Packhäusern antern können, die an jener Seite befindlich sind.

Als ich gestern fortfahren wollte, kam meine Wirthin, mir zu sagen, daß eben unser Schiff angekommen sey. Sofort ließ ich mich übersehen, stieg auf den Damm, und sahe es in der untergehenden Sonne gerade vor mir. Bald darauf langte der Cap-

pitain mit den übrigen Passagieren an, und wir machten die erste Bekanntschaft bei einer guten Abendmahlzeit. Diesen Morgen kam das Schiff vollends an den Bal, wie man hier sagt, so, daß es die Ladung einnehmen kann. Ich gieng mit einigen Freunden, es zu befehen, und fand, daß es ein gutes, festes, aber etwas kleines Fregattenschiff war. Nun, wir werden uns zu behelfen suchen, so gut es gehen will. Der Capitain, ein geborner Ostfries, scheint ein recht guter Mann, und sorgt, dem Vernehmen nach, aufs reichliche für unsern Schiffsbedarf. Er ist das freilich wohl im Stande, da jeder von uns eine sehr ansehnliche Summe für die Ueberfahrt zahlt. Dies ist indessen seine erste große Reise dieser Art. Doch hat er einen erfahrenen Steuermann, einen gebornen Holländer, der schon mehrere Reisen nach Ostindien gemacht hat. Eben so erwartet er einen Supercargo, der gleichfalls sehr gute Kenntnisse von diesen Gegenden haben soll. Indessen fand ich die Mannschaft, nur sechs:

zehn Köpfe zusammen, für eine so weite Reise etwas schwach, weil doch immer ein Drittheil davon erkranken kann.

Leer ist der vielen Schiffe und Fremden wegen jetzt äußerst lebendig, wobei sich der reiche Theil der Kaufleute besonders in Gastmälern zu zeigen sucht. Gewöhnlich sind es Abendmahlzeiten, von denen man aber oft erst Morgens aufsteht. In diesen legt man hier den größten Luxus zur Schau, besonders was die Weine betrifft. Der Bourdeaux macht dabei den Anfang, und der Champagner den Beschluß. Ueberhaupt ist der Ostfrieser von ruhigem, gutmüthigem, gastfreundlichem Charakter, so, daß es fast allen Fremden hier sehr wohl zu gefallen pflegt.

Dazu tragen denn auch in vieler Hinsicht die angenehmen Spaziergänge in der Nachbarschaft bei. Der besuchteste davon führt nach Bollinghusen, eine Art Gehöfte mit einem Herrenhause, das dem Baron von Reede gehört. Dabei befindet sich ein schöner Park und Garten, die jedermann offen stehn. Ein

großes wohleingerichtetes Wirthshaus mit einem Tanzsaal fehlt ebenfalls nicht. Es ist daher alle Tage, besonders aber Sonntags, große Gesellschaft hier.

Ein anderer angenehmer Weg führt nach Loga, ohngefähr eine halbe Stunde östlich von Leer, auf der großen Straße nach Deutsch-land. Dieses Loga ist ein ansehnliches Dorf, das aus einigen Straßen besteht und viele stattliche Gebäude hat. Unter diesen befinden sich mehrere Landhäuser, die sehr geschmackvoll eingerichtet sind. Besonders zeichnet sich das Schloß des Grundherrn, des Grafen von Wedel, aus. Es ist fürstlich zu nennen, und mit den herrlichsten Park- und Gartenanlagen versehen.

Eine Viertelstunde nördlich von Leer erhebt sich mitten im freien Felde eine nicht unbedeutende Anhöhe, der Plattenberg genannt. Der Weg dahin führt zum Theil durch eine hohe Ulmenallee, bei den Ruinen eines alten Schloffes vorbei. Man hat von dieser Anhöhe eine sehr ausgebreitete Aus-

nicht auf den schlängelnden Fluß, und einen großen Theil von Ostfriesland. Bei heiterem Wetter kann man selbst Embden, und die Schiffe auf der dortigen Rheede sehn. Nun, in kurzem werden wir selbst dort liegen, und dann mit Gott in offene See.

Dritter Brief.

An Vord, auf der Rheede von
Emden, April 1808.

Da bin ich denn an Vord unserer Anna Wilhelmina, dies ist der Name unseres Freigattenschiffs. Nach Abgang meines letzten blieb ich ohngefähr noch acht Tage in Leer. Unterdessen nahm das Schiff den Rest seiner Ladung ein, und segelte den Fluß hinab. Wir Passagiere, acht zusammen, folgten zu Lande nach. Morgens fuhren wir ab, Mittags kamen wir in Emden an. Die Rheede von Emden hat das Unbequeme, daß kein großes Schiff in der Nähe der Stadt vor Anker gehen kann. Man muß daher oft eine

Stunde, ja zwei Stunden fahren, ehe man zu seinem Schiffe kommt. Dies war leider auch unser Fall, doch endlich hatten wir die gehörige Höhe erreicht, und konnten unser Schiff gerade vor uns sehn. Da es aber gerade Ebbe war, entstand ein neuer Aufschub. So harrten wir bis sechs Uhr Abends am Strande, bis endlich die Schuppe uns abzuholen kam.

Sobald wir uns an Bord befanden, wies uns der Capitain, je zwei und zwei zusammen, unsere Hütten an. Mit meinem Gefährten hatte ich schon in Leer Bekanntschaft gemacht. Es war ein alter herzensguter Mann, der als Aufseher der afrikanischen Wallfischfang-Gesellschaft ebenfalls nach der Kapstadt gieng. Ich übernahm die Mühe, unsere Hütte in Ordnung zu bringen, was mir denn auch nicht übel gelang.

Denken Sie sich einen kleinen Verschlag, der höchstens drei Personen fassen kann, und das Licht nur durch ein kleines Fenster in der Thür erhält. Denken Sie sich ferner in der

einen Wand derselben zwei Koyen, oder Schlafstellen über einander, so haben Sie unsere Hütte vor sich. Hier muß man denn nun sehn, wie man seine Sachen unterbringt. Ein Glück, daß ich beim Einladen unserer Provisionen zugegen war, so ward alles gleich in die Hütte gesetzt.

Was wir daher am nöthigsten brauchten, wie Wäsche, Tücher u. s. w. kam unter die Matratze, oder fand an den Enden der Koye einen Platz. Andere Sachen, wie Töpfe mit Eingemachtem, Thee, Kaffee, Zucker, Gläser, Seife, Piqueur u. s. w. wurden in einen Schrank verschlossen, der an der entgegen gesetzten Wand befindlich war. Einige Kleidungsstücke wurden zwischen die Balken an der Decke der Koye gesteckt. Die größern Vorräthe, wie die Weinkisten, das Seiterwasser u. s. w. befanden sich im Raume, doch oben aufgesetzt. Auf diese Art war unsere Haushaltung sehr bald in Ordnung gebracht. Wir nahmen hierauf bei dem Capitain das Abendessen ein, und sanken

zuletzt unter dem Rauschen des Wassers in tiefen Schlaf.

Diesem Morgen gieng ich nur auf das Verdeck, fand aber dort alles in der größten Unordnung. Das Schiff ist so voll geladen, daß man die besten Sachen nicht mehr in den Raum bringen kann. Es müssen z. B. die Fleisch- und Gemüse-Tonnen sämmtlich oben bleiben, was den Platz gar sehr beengt, und die Schiffsarbeit nicht wenig erschwert. Dazu kommen die Passagiergüter, alle darunter und darüber, wovon jeder nach dem Belieben sucht. Man will versuchen, aufzuräumen, ich fürchte aber, daß es wenig helfen wird. Von allen den schönen Vorräthen an Hühnern, Geflügel u. s. w. die uns der Capitain versprochen hatte, ist nicht das mindeste zu sehen. Mehrere Passagiere denken daher, mit der Schaluppe nach Embden zu fahren, und einzukaufen, was zu bekommen ist. Auch für uns werden Hühner, und einige Ochsenviertel mitgebracht. So eben

kommt unser Theeder zum Abschiedabschied.
Ich muß schließen, man ruft mich.

Vergesst 7 Mr.

Der Wind ist günstig, der Koste an Voed.
Eden wird das Anker aufgewunden, wir ge-
hen in See. So leben Sie denn wohl, her-
lich wohl. Die Inlage an meine liebe Frau.
Gott gebe, daß wir uns alle glücklich wieder
sehn! Noch einmal, leben Sie herzlich wohl,
und denken Sie meiner mit Freundschaft,
wie Ihre ewig denken wird

Ihr P.

Vierter Brief.

Zu See Mai 1801.

Wir laviren im Kanal; die Küsten von
England und Frankreich liegen deutlich vor
uns. Besonders sind wir jetzt so nahe,
daß wir die herrlichen Landhäuser zu erken-
nen im Stande sind. Es ist das herrlichste
Wetter von der Welt, nur Schade, daß und

der Wind entgegen ist. Insones aienq es sehr gut, wir kamen schon am zweiten Tag in den Canal. Aber seitdem haben wir schon vier verlorren, und Niess weiß, wie lange das dauern kann. Mein Reisegefährte sagt mir, daß auf diese Art oft drei bis vier Wochen vergehen.

Unterdesen suche ich mich zu beschäftigen, so gut ich kann. Ich lese, ich schreibe, ich medicire, both stehend, both sitzend, wobei mein kleines Pult in die Ecke gesteckt wird. Reisens machen wir schon um vier Uhr auf. Dennoch bleibt jede Parthei allein bis acht Uhr, wo alles zum Frühstück in der großen Capite zusammenkommt. Dann folgt ein Spaziergang auf dem Verdecke, worauf jeder wieder in seine Güte geht. Um elf Uhr versammelt man sich wieder im Caffenhause, das von uns selbst errichtet worden ist.

Wir haben nämlich die Einrichtung getroffen, daß jeder nach seiner Reihe den Wirth machen und die andern mit Genever u. s. w. versorgen muß. Um 12 Uhr wird zu Mittag

gegessen, wobei jeder aus seinen Provisionen etwas zum Nachschick hergiebt, und so die ewigen Kartoffeln und das ewige Pöfelsteisch etwas erträglicher macht. Wer eine halbe Stunde Mittagsruhe halten will, mag es thun, ich selbst befinde mich wohl dabei. Von drei bis sechs Uhr beschäftigen wir uns mit Lesen, Schreiben, Kommerzspielen und dergl. mehr. Um sieben haben wir das Abends essen, und dann kleine Wein- oder Punschpartien meistens auf dem Verdeck. Um zehn Uhr ist Schlafenszeit, wenigstens muß es in allen Hütten still seyn. Da haben Sie unsere Einrichtung, Tag für Tag, ohne Abänderung.

Fünf Tage darauf.

Gott Lob, wir haben endlich günstigen Wind bekommen, und nun geht es im Fluge den Kanal hinaus. Schon nähern wir uns dem Cap Lezard, oder der südwestlichsten Spitze von England. Indessen gab es diesen Morgen einen so heftigen Streit an Bord,

daß wenig schzte, wir wären umgekehrt. Ich habe ihnen schon gesagt, wie schlecht es mit den frischen Vorräthen des Kapitäns bestellt war. Dazu kam, daß er uns bel weitem nicht die kontraktmäßige Tafel gab. Hieraus entstand nun zwischen ihm, und dem Supercargo ein heftiger Wortwechsel, wobei natürlich jeder von uns des letzteren Parthei ergriff. Allein dies setzte den Capitain in solche Wuth, daß er sofort das Schiff wenden, und gegen den günstigen Wind anlaufen ließ. Nach einigen Stunden indessen nahm er seinen unvernünftigen Befehl zurück, und ersäufte seinen Zorn in einigen Flaschen Portwein, wovon er ein großer Liebhaber ist. Sie können jedoch leicht glauben, daß dieser Vorfall einen sehr unangenehmen Eindruck auf uns gemacht hat.

27. Mai.

Das herrlichste Wetter, der günstigste Wind. Gestern Morgens segelten wir bei Teneriffa vorbei. Herrlich war der Wieder-

schein des majestätischen Pils in der klaren, spiegelnden Fluth. Nachmittags begegneten wir einem englischen Kaper, der uns beilegen hieß. Hierauf kam der Kapitain desselben mit einiger Mannschaft zu uns an Bord. Er verlangte die Schiffspapiere, sah sie durch, erklärte sie endlich für gut, und verließ uns. Die Passagiere hatten uns inzwischen in unsren Hütten verborgen gehalten, und kamen so mit dem bloßen Schrecken davon.

Die Hitze wird nur täglich stärker, wir fühlen sie besonders des Nachts. Schon früh um neun Uhr ist das Holzwerk so heiß, daß man die Hand nicht darauf legen kann. Mit unserem Tische geht es so, so; wir helfen uns mit dem Mitgebrachten aus. Das Meer ist sehr schön, und bietet uns eine Menge wunderbarer Erscheinungen dar. Wir bleiben oft bis Mitternacht auf dem Verdeck. Alles ist dann Glanz und Feuer um das Schiff. Dazu der sternbedeckte Himmel gleich einem reinen ätherischen Licht

meere! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr dieser Anblick das Herz erhebt!

Eine Stunde darauf.

Während ich obiges niederschrieb, tagte in Südost ein Fahrzeug auf, das bald für ein dänisches Schiff erkannt ward. Es hielt auf uns zu, und kam endlich ganz nahe heran. Es lag drei Wochen in der Tafelbai, und ist nach Rotterdam bestimmt. Unser Supercargo hat eine lange Unterredung mit dem Kaptein gehabt, und giebt ihm ein Paket mit. Mein Brief soll darin eingeschlossen werden, daher für diesmal genug. Lebten Sie wohl, verehrter Freund; meinen nächsten erhalten Sie wahrscheinlich aus der Kapstadt selbst.

Fünfter Brief.

Insel St. Helena, Juli 1803.

Erschrecken Sie nicht, mein werthester Freund, unser Schiff ist von den Engländern

genommen, und hier als gute Prise eingebracht. Noch weiß ich nicht, was aus mir werden soll, fast dürfte die weitere Reise unmöglich seyn. Doch ich will Ihnen in der Ordnung erzählen, wie Alles zugegangen ist. Wir hatten den Passatwind bekommen, und rückten nun immer nach der Linie vor. Sonnenanfang und Untergang, der Mond und die Sterne, es war ein neuer glänzender Himmel in der reinsten Pracht. So sahen wir unter andern einmal einen Regenbogen, der durch den Mond gebildet ward, und denselben nach dem schönsten Sonnenregenbogen nur wenig nachgab.

Auf diese Art waren wir ungefähr die unter den fünften Grad nördlicher Breite gekommen, als wir am sechsten Juni, Morgens, gerade in Südwesten ein großes Schiff aufstagen sahen. Wir freuten uns sehr darauf, denn wir hielten es für einen heimkehrenden, holländischen Ostindienfahrer, dem es auch vollkommen in Bauart und Segelwerk gleich. Jeder beeilte sich nun Briefe an seine

Freunde zu schreiben, und ich selbst hing einen an Sie Geliebter an. Doch wie schrecklich sahen wir uns in unserer Hoffnung getäuscht! Das Schiff kam näher, und ward bald für ein englisches Kriegsschiff erkannt. Jetzt erfolgten die zwei gewöhnlichen Schüsse, das erstemal blind, das zweitemal hinter dem Schiffe hin, und wir waren gezwungen, beizudrehen. Sofort setzten die Engländer ein Voer aus, und schickten zwei Offiziere, nebst ungesüßte zwanzig Mann Seesoldaten nach uns ab. Kaum waren nun diese an Bord, so wurden die Schiffspapiere untersucht, und zugänglich befunden, und Schiff und Ladung für gute Preise erklärt.

Denken Sie sich, wie uns Passagieren bei dieser Nachricht zu Muth war! Um keinen Argwohn zu erregen, hielten wir uns während der Untersuchung, trotz der erstickenden Hitze, in unsern Hütten auf. Hier brachten wir zwischen Furcht und Hoffnung wohl eine Stunde zu. Endlich erfuhren wir unser Schicksal. Unser Supercargo, Herr Van der Pul-

ten, mußte sich an Bord des Kriegsschiffs begeben; eben so wurden auch unsere sämtlichen Matrosen dahin gebracht. Unser Capitain verlor das Commando, und an seiner Stelle übernahm es ein englischer Lieutenant. Auch erhielten wir eine englische Schiffsmannschaft. Um uns andere schien man sich wenig oder gar nicht zu bekümmern, wie uns denn auch nicht das Mindeste genommen ward.

Aber welcher Lärm, welche Verwirrung auf dem Verdeck! Alles unter, und durch einander; ein Schreien, Fluchen und Rasen, daß man sein eigenes Wort nicht verstand. Dazu das Ueberpacken der Hangmatten, Kisten u. s. w. Die fremden Gesichter, die fremde Sprache, der ganz veränderte Zustand. Endlich drangen ein halbes Duzend englische Matrosen in die Kajüte, erbrachen die Kisten unseres Capitains, und bemächtigten sich seines Eigenthums. So gieng es fort bis vier Uhr, wo alles allmählig wieder in Ordnung kam. Bald darauf gab das Kriegsschiff ein Signal, und sogleich ward alles zum

Weitersegeln in Verettschaft gesetzt. Endlich steuerte das Kriegsschiff voran, und das unsrige hinter demselben drein. Der Curs war südlich; doch wohin es eigentlich gieng, blieb ein Geheimniß für uns.

Am folgenden Tage neue Verwirrung, neue Angst. Die Engländer beschloßen die Ladung Stück für Stück zu untersuchen, um der Priße desto gewisser versichert zu seyn. Da sie nämlich unser Schiff durchaus für ein verkapptes holländisches hielten, vermutheten sie auch Pulver, Blei, Gewehre u. s. w. unter der Ladung, was bekanntlich gegen die Kriegsgesetze ist. Zu diesem Ende wurden nun alle Kisten und Fässer auf das Verdeck gebracht, und theils zerschlagen, theils angebohrt. Sie wurden dabei so hoch aufgekaspelt, daß fast das Umschlagen zu befürchten war. Man fand indessen nichts, als einige Fässer Harz, was dann zur Centredande gestempelt ward. Hierauf ward alles wieder in den Raum geschafft, wiewohl in größter Unordnung. Diese ganze Untersuchung dauerte

von Morgens sechs, bis Abends acht Uhr, und zwar während der Himmel mit furchtbaren Gewitterwolken bedeckt war. Ein einziger Windstoß, ein einziger Wetterschlag, und es würde um uns geschehen gewesen sein.

Die Nacht war still, aber drückend heiß. Endlich gegen Morgen brach das Ungewitter mit tausend Donnerschlägen los. Das Echo in den Wolken war fürchterlich; der Regen floss in Strömen herab; der Sturm peitschte die Wogen himmelan; unzählige Blitze durchkreuzten sich. Zum Glück waren wir auf diese *Travate* — dies ist der Schiffsausdruck — schon seit dem Abende vorbereitet, so daß sie uns nicht den mindesten Schaden that.

Am 20. Juni passirten wir die Linie, was mit den gewöhnlichen Feiertlichkeiten geschah, und keuerten immer tiefer nach Süden hinab. Oft nahm uns das Kriegsschiff nunmehr aufs Schlepptau *), wobei es natürlich tücht-

*) Gerade so, wie an den Denau-, an den Elb-, Ramin- und Rheinschiffen hinten Kabine aufgehängt sind, nur daß der Zwischenraum größer ist.

tige Stöße gab. Am 3. Juli verließ uns das Kriegsschiff auf eine kurze Zeit. Es beschloß auf einige Schiffe Jagd zu machen, die man in Osten erblickte, und der Capitain für spanische ansah. Er gab uns den Kurs auf, den wir in der nächsten Nacht halten sollten, und versprach am andern Morgen wieder bei uns zu seyn. Allein wir harrten vergebens; selbst am dritten Tage erschien er noch nicht. So kreuzten wir immer in der Irre herum.

Das schlimmste dabei war, daß unser Wasser zu Ende gieng, und daß nun jeder auf eine Kanne täglich gesetzt ward. Zum Unglück hatten sich die Ratten auch schon längst über unser Seltenswasser gemacht; wir waren daher auf Wein und Brantwein eingeschränkt. Getröst konnte nun durchaus nichts weiter werden, wenigstens in süßem Wasser nicht; dagegen machte das Seewasser alle Speisen beinahe ungenießbar.

Um einmal eine gute Tasse Caffee zu haben, gab ich zwei Flaschen Genever, jede zu sieben bis acht Gulden, für eine einzige Fla-

sche Wasser hin. Zwar hatten wir zuweilen starke Regenschauer, allein dies half uns nichts. Segel, Holz; und Tauwerk waren nämlich so stark mit Salztheilen besetzt, daß das herabfließende Wasser durchaus denselben Geschmack bekam. An unserem Mangel waren indessen die englischen Offiziere und Matrosen eigentlich selbst Schuld. Bei dem Umladen hatten sie nämlich mehrere Wasserkübel, die ihnen im Wege waren, zerbrochen; eben so hatten sie den größten Theil unseres Vorrathes zum Waschen verbraucht.

Fünf Tage hatten wir so auf's Angewisse herumgekreuzt, als endlich unser Lieutenant den Kurs nach St. Helena zu nehmen beschloß. Der Wind war heftig, aber auch äußerst günstig für uns. Dies war ein großes Glück, da jeder nur noch ein einziges Glas Wasser erhielt. So durchschnitten wir den ungeheuern Ocean ohngefähr vom Rio de la Plata an bis nach diesem einsamen Eiland. Vierzehn Tage waren vorüber, wir hatten nur noch Wasser auf einen einzigen

was gestern war. Da sahen wir mit auf-
gehender Sonne die schwarze, verbrannte,
tausendfach in sich zerklüftete Felsenmasse vor
uns. Aber bald verloren wir den Wind,
und kamen nur mit Mühe heran. Doch als
wir endlich um die hohen Felsen bogen, welch
ein erfreulicher Anblick! Es war St. James-
town, von hohen tropischen Bäumen beschat-
tet, im Hintergrunde einer herrlichen Bai.
Unvergesslicher Abend! Meere und Himmel
glänzten in Rosengluth. Bald erkannten
wir auch unser Kriegsschiff, das vor 3 Tagen
hier eingelaufen war, und ankerten sofort
nicht weit davon.

Abends erhielten wir einen Besuch von
einem Hamburger Capitain, der unter dänis-
cher Flagge von Ostindien kommt. Er erbot
sich, Briefe von uns mitzunehmen, und so
wird ihm auch dieser zugestellt. Eben trifft
die Antwort des Gouverneurs auf unser Bitt-
gesuch ein, an's Land zu gehen. Sie ist,
wie gewöhnlich, bejahend, und wir machen
noch heute Gebrauch davon. — Ich umarme

Sie mit Herzlichkeit; nächstens mehr von mir.

Vierter Brief.

Bai von St. Helena,

July 1805.

Es ist ein trüber, regnigter Tag, wie immer in dieser Jahreszeit. Ich bin allein in der Kajüte, alle meine Reisegefährten befinden sich am Lande, so werde ich denn von Niemanden gestört. In der ersten Nacht, nachdem wir vor Anker gegangen waren, hatten wir noch einen gewaltigen Schrecken. Denken Sie, im Vertrauen auf den guten Ankergrund, hatte sich der Capitain mit einem einzigen Anker begnügt. Dieser „raakte los“, wie es in der Schiffersprache heißt, und wir trieben in die offene See. Es war kurz vor Mitternacht, als es die Wache zum Glück noch inne ward. Jetzt entstand ein entsetzlicher Lärm, und alles mußte sofort an die Arbeit. Wir Passagiere

fuhren aus dem ersten Schlafe auf, und glaubten anfangs, daß Feuer ausgekommen sey. Mit vieler Mühe ward nun das Schiff wieder gewendet und in Sicherheit gebracht. Wir wurden indessen nicht eher ruhig, als bis auf jeder Seite ein großer Anker gefallen war.

Nachmittags fuhr ich nun mit dem Subercargo, der uns vom Kriegsschiffe aus besuchte hatte, ans Land. Wir stiegen an einem schattigen Wege aus, der längs den Batterien bis zu dem Thore hinläuft. Was einem nun zuerst in die Augen fällt, ist Jamestown, zu deutsch Jacobsstadt. So heißt der einzige Ort, der auf der Insel befindlich ist. Denken Sie sich ein schmales, noch keine halbe Stunde langes Thal, auf beiden Seiten mit 2000 Fuß hohen Bergen eingefast. In diesem Thale denken Sie sich nun 3 bis 4 Straßen mit zierlichen Häusern besetzt, und hier und da mit Bäumen vermischt, und Sie sehen Jamestown in der Natur vor sich. Die vornehmste Straße geht von Süden nach

Norden, und endigt in einem sehr schönen Graben, der der Regierung gehört. Hier findet man die besten Häuser, alle in orientalischem Geschmacke, mit platten Dächern, und Gallerien erbaut. Sie haben sämmtlich kleine Gärten, wo man die herrlichsten Blumen pflanzt. Da das Thal aufwärts steigt, ragen die hintersten Häuser etwas über die vordersten empor, und haben die Aussicht auf die Bai. In der Mitte der Straße befindet sich ein Grasplatz mit Bäumen besetzt, auf dem ein schöner Brunnen steht. Ganz am Ende liegt ein schöner schattiger Gottesacker, wo wir einige geschmackvolle Grabmäler sahen.

Als wir die Straße wieder herunter gingen, traten wir einen Augenblick in den oben erwähnten Graben hinein. Er steht jedermann offen, und ist mit den herrlichsten Pflanzen aller Weltheile bedeckt. Ein artiges Haus von Bananas, Citronen, Orangen und Palmen beschattet, zog besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es schien uns der bes

neidenswertheſte Aufenthalte auf der Welt. Möglicly hörten wir hinter uns holländiſch ſprechen, und erfuhren zu unferrn Erkaunen, daß ein großer Theil der gefangenen Garniſon von Surinam hier in engliſche Dienſte getreten ſen. Die Soldaten klagen aber ſehr über die Theurung, beſonders über den Mangel an friſchem Fleiſch. Es iſt freilich natürlich, daß man alles für die Schiffe aufhebt, und daß ſich folglich der gemeine Mann mit ſeinen gefalzenen Nationen begnügen muß.

Wir gingen nun weiter, um die übrigen merkwürdigen Gebäude von Jamestown zu beſehen. Hier wurde uns zuerſt das Haus des Gouverneurs gezeigt. Es liegt hart am Strande, mit der Vorderſeite nach der Bai gekehrt, wird aber von dem Wege, der an der Batterie hinläuft, durch eine Mauer getrennt. Es iſt unſtreitig das ſchönſte und größte Gebäude auf St. Helena. Die meiſten Zimmer ſind mit perſiſchen Teppichen, oſtindiſchen Mouſelinbehängen u. ſ. w. verziert, und mit prächtigen Mobilien von Eben-

holz versehen. In einem derselben sind die Bildnisse der englischen Könige von Carl I. bis Georg III. aufgehängt; auch findet man einen schönen Waffensaal. Der Graben enthält eine Menge seltner Pflanzen, und zeichnet sich durch seine treffliche Lage aus. Allein es ist ein eigener Anblick, wenn man die hohen Felsen dahinter so darüber herhängen sieht.

Weiter besahen wir die Kirche, die auf einem freien Platze steht. Sie ist von innen und außen rechtzierlich anzusehen, und hat auch einen schönen Thurm mit Glocke und Uhrwerk. Eben so nimmt sich das Schauspielhaus, in geringer Entfernung davon, nicht übel aus. Dasselbe gilt von der Freimaurerloge, der neuen Offizierscaserne, und dem Villiardhaus. Letzteres ist zugleich ein Wirthshaus, wo ich die Nacht zu bleiben beschloß, indem der Supercargo zu einem Bekannten eingeladen war. Mein Abendessen bestand aus Salat, und einem Schweinenbeine, nebst zwei Gläschen Rumm. Mein Bett war nicht das beste, und ein Frühstück

forderte ich nicht. Jetzt raten Sie einmal, was die Zeche war? O nur eine Kleinigkeit! Nicht mehr als sechs und zwanzig Gulden holt. man kann nicht billiger seyn! — So sah ich denn mit einemmale, wie theuer hier Alles ist. Gegen Mittag fuhren wir an Bord zurück.

Gleibenter Brief.

Vai von St. Helena,
Juli 1805

Vorgestern erhielt ich einen unvermutheten Besuch von einem unserer Landsleute, der hier ein artiges Haus und einen großen Kaufladen besitzt. Ich mußte ihn an's Land begleiten, und den Sonntag bei ihm zubringen, was ich natürlich sehr gern annahm. Er bewirthete mich auf's Beste, und ganz auf vaterländische Art. Bis auf den Knochensatz*), nichts, gar nichts fehlte; alles war da.

*) Holländischer Käse von vorzüglicher Güte, mit rother Rinde.

Später nahmen wir den Thee in seinem Garten unter einem herrlichen Orangenbaume ein.

Das Innere der guten Häuser ist sich hier fast durchgehends gleich. Die meisten haben zwei, auch wohl drei Stockwerke, die sehr regelmäßig eingetheilt sind. Um die beiden ersten Stockwerke pflegen Gallerien zu laufen, was sehr viel zur Kühlung beiträgt. Verwundert bin ich indessen, keine steinerne Fußböden zu sehen. Die Möbeln sind alle aus England; doch werden auch Stühle und Kanapees aus einer Art hirsigen ostindischer Rinsen gemacht. Diese schönen Häuser sind aber einen großen Theil des Jahres gänzlich unbewohnt.

Die Eigenthümer halten sich nämlich im Innern der Insel auf ihren Landgütern auf. Diese sind als eben so viele Einsiedeleien zu betrachten, indem jedes von dem andern durch Felsen und Schluchten getrennt ist. Nur wenn die ostindischen Flotten ankommen, eilt alles nach der Stadt. Jedes Haus wird dann ein Gasthaus, wo der Fremde Kost und Woh-

nung finden kann, sobald er kein Geld zu sparen braucht. St. Jamestown ist dann äußerst belebt; Concerte, Bälle u. s. w. wechseln unaufhörlich ab. Auch werden zu dieser Zeit große Geschäfte in ostindischen und chinesischen Waaren gemacht. Hieraus wird erklärlich, warum die hiesigen Kaufleute so überflüssig damit versehen sind.

Man lebt hier im Allgemeinen ganz auf englische Art. Zum Frühstück: Thee, Butterbrot, kaltes Fleisch, gebackenen Fisch, und Kapwein. Zum Mittag: Rostbreef, oder Beefsteak, gesottenen oder gebackenen Fisch, Gemüse und Pudding. Der Nachtisch von den auserlesensten Früchten; Kapwein, Madeira und Bourdeaux. Abends eine Kleinigkeit. Ein kleines Gebäck, oder auch nur Brod mit einem Glase Milch, Ale, Groy *), oder Wein. Ich finde dies sehr gesund; man schläft vortreflich darauf.

Die Insel selbst bringt mancherlei Lebens-

*) Kumm mit Wasser vermischt.

mittel hervor. Dahin rechne ich außer etwas Weizen, vorzüglich die vortreflichen Erdäpfel, die man das ganze Jahr hindurch in Ueberfluß hat. Dann die köstlichen Pampeln, die mit den Erdäpfeln verbunden das beste Ersatzsurrogat sind. Eben so eine Menge herrlicher Früchte, wie Citronen, Orangen, Melonen, Ananas u. dergl. mehr. Auch fehlt es nicht an europäischen Gemüsen fast aller Art. Mehrere antiscorbutische Gewächse und Kräuter, wie z. B. eine Art Portulak, und Sellerie, die Peterflie, die Wasserkecke u. s. w. findet man hier das ganze Jahr an der Küste im Ueberfluß.

Das hiesige Rindfleisch ist vortreflich, aber freilich so theuer, daß es nur der Wohlhabende bezahlen kann. Dieß kommt von den Viehseuchen her, die nicht selten aus Mangel an Wasser entstehen. Noch vor wenig Jahren z. B. kamen mehr als 2000 Stück schöne Rinder bei einer andauernden Dürre um. Schaafe und Ziegen giebt es viel, doch ist das Hammelfleisch etwas jäh. Das Schwei-

nessellich hingegen ist ausnehmend gut. Wir hatten gestern ein Spanferkel von einzigem Geschmack.

An Geflügel und kleinem Wildpret fehlt es ebenfalls nicht. Man hat Rebhühner, Hasanen, Tauben u. s. w. besonders aber Hühner und Enten in Ueberfluß. Der aus Ostindien eingeführte Reisvogel vermehrt sich hier außerordentlich, und zwar sonderbar genug auf den Anhöhen. Auch die Kaninchen und Guirahühner, die der Gouverneur aus Niederholland unterhält, dürfen in kurzem sehr zahlreich seyn. Fressische werden in ungeheurer Menge gefangen; man zählt nicht weniger als 70 Arten davon. Auch an Schildkröten fehlt es nicht, doch erhält man die größten von der Insel Ascension. Das Trinkwasser ist das trefflichste, das man finden kann.

Was St. Helena sonst noch braucht, wird aus England, vom Kap, aus Brasilien und von Angola zugeführt. Jährlich kommen nämlich wenigstens vier, und zuweilen noch mehr Proviantschiffe mit den nöthigen Arti-

sein, wie Wehl, Fetteleisch, Schinken, Zungen, Weizen, Schaafen, Butter, Wein, Manufakturwaaren u. s. w. an. Es steht daher in der Regel an nichts in St. Helena, nur daß alles, zumal wenn die ostindischen Flotten da liegen, ungemein theuer ist.

Es kostet z. B. ein Huhn nicht weniger als zwölf Gulden holländisch *), während ein kaum jähriges Ferkel mit hundert siebenzig Gulden bezahlt wird. Ein Pfund Havana Cigarren kostet 36 Gulden, ein Glas Liqueur einen Gulden, und so fort. Jeder Verkäufer nimmt hier 180 bis 200 proCt. Es der Einwohner, der an die Schiffe abgibt, so der Schiffer, der seine Waaren absetzt. Man sollte gar nicht glauben, wie viel Geld hier in Umlauf kommt. Vor einigen Tagen z. B. verkaufte nur ein Capitain in weniger als 2 Stunden für 7000 Pageden **) an Werth. Die Kriegsschiffe, die hier mit Preisen ein-

*) Ein holländischer Gulden ist fl. 1. 4 kr. rhein.

**) Holländische Geldmünze, d. i. holländische Gulden an Werth.

laufen, kosten oft hunderttausende zurück. Auf diese Art leben die Einwohner, wenn man die Steuern abrechnet, durchgehends von der Landwirtschaft und dem Schiffsverkehr.

Unter Brief.

Vai von St. Helena,
Juli 1805.

Was ich so oft gehört habe, finde ich nun vollkommen bestätigt: das Klima von St. Helena ist wirklich sehr angenehm. Dies kommt besonders von dem Passatwinde her, der unaufhörlich über die Insel weht, und die Luft beständig rein und kühl erhält. Erdbeben und Orkane, in den tropischen Gegenden sonst so häufig, sind hier unbekannt. Es regnet selten, oft, wie man behauptet, in zehn, zwölf Monaten und darüber nicht. Als Ursache hiervon giebt man die Stätigkeit des Passatwindes, so wie die abgeschnittene Lage, den geringen Umfang, und die ver-

hältnißmäßige Kahlheit der Insel an. In dessen scheint gewiß, daß die hiesige Atmosphäre seit ungefähr 50 Jahren etwas feuchter geworden ist, daß seit dem verwichenen Andaus ungleich mehr Regen fällt, und daß man eine anhaltende Dürre immer weniger zu fürchten hat.

Wichtig scheint die Bemerkung, daß die Luft auf St. Helena überall, in den Thälern wie auf den Bergen, an den Küsten wie im Innern der Insel, gleich vortreflich ist. Der Wärmegrad hingegen wechselt natürlich nach den Höhepunkten ab. Auf den höchsten Punkten fällt das Thermometer bis unter 54° Fahr. herab, während er im St. James thale bis 84° steigt. Beides wird aber freilich nur selten bemerkt. Der sogenannte Wintermonat, der halbe Juni und Juli, pflegt hier am kühlfsten zu seyn. Der Himmel ist dann häufig bedeckt, es fallen ziemliche Regenschauer, und nicht selten ist die ganze Insel in einen leichten Nebel verhüllt.

Wie gesund die Luft von St. Helena sey,

beweist unter andern auch das Ansehen der Einwohner, besonders derer, die hier geboren sind. Da ist keine Spur von jener Todtenfarbe, jener Abmagerung und Schwäche, wie man sie in andern Theilen von Asien und Afrika bemerkt. Ohne etwas von schweren Krankheiten oder peinigenden chronischen Uebeln zu wissen, erreichen die meisten Einwohner ein sehr hohes Alter, und zeigen noch oft im 70, ja 80sten Jahre, ungemeine Kraft und Munterkeit. Eben so erholen sich die flecksten Personen, an deren Leben man in Ostindien verzweifelte, auf St. Helena grösstentheils mit unglaublicher Schnelligkeit.

Von der gefährlichen Mactluft, die in den tropischen Ländern oft so tödtlich ist, weiß man hier ebenfalls nichts. Im Gegenstheil, man kann sogar am Strande schlafen, ohne daß man das Mindeste davon zu fürchten hat. Dies geschieht denn auch von den Mactrosen sehr häufig, indem die Schiffe gerade der Stadt gegenüber vor Anker gehen. So vereinigt sich denn Alles, um St. Helena

zu einem macenarischen Posten zu machen, der für den englisch: ostindischen Handel sehr wichtig ist. Hier finden nämlich die nach Europa segelnden Schiffe, gleichsam auf halb dem Wege, den besten Erfrischungsort. Ich sage, die nach Europa segelnden, weil nur diese über St. Helena gehen. Die aus Europa kommenden legen nämlich am Kap an. Dieser Unterschied wird durch die Abweichung des Passatwindes bestimmt.

Der Umfang der Insel wird auf höchstens 12 Stunden geschätzt. Die größte Länge soll von 6, die größte Breite von 4 Stunden seyn. Die Bevölkerung giebt man auf 2300 Seelen an, worunter 5—600 Mann Garnison, und 7—800 Neger mit begriffen sind. Für die Sicherheit der Insel ist nach Möglichkeit gesorgt. Nicht genug, daß jede Landung durch die hohen Felsen und die heftige Brandung sehr erschwert wird; es sind auch auf den vornehmsten Punkten Batterien und Bollwerke anegelegt.

Zugleich sind auf den benachbarten Felsen

gipfeln immer große Steinvorräthe in Bereitschaft. Auf dem höchsten Punkte der Insel, auf dem Dianenpit, ist ein Wachtthaus, von dem man alle Schiffe in der Entfernung von vielen Stunden signalisirt. Eben so find rund um die Insel Telegraphen errichtet, die sämmtlich mit St. Jamestown in Verbindung stehen. Die Disciplin der Garnison ist sehr gut, und alle Morgen sorgfältiger Namensaufruf. Sobald man nun einen Mann vermisst, wird sogleich Embargo auf die Schiffe gelegt. Dies macht das Desertiren beinahe unmöglich, indem nicht leicht ein Schiffer die Hand dazu bieten wird.

Der jetzige Gouverneur ist ein sehr thätiger und einsichtsvoller Mann. Er hat sich bereits in vielen Hinsichten um St. Helena sehr verdient gemacht. Unter andern hat er eine Einrichtung getroffen, die äußerst nützlich geworden ist. Alle Vergehungen werden nämlich mit einer verhältnismäßigen Strafarbeit gebüßt. So wurden mehrere öffentliche Gebäude angeführt, die Inselwege ver-

bessert, wüste Strecken angebaut u. dgl. mehr. Der schöne Compagniegarten z. B. entstand allein auf diese Art. Vorher war es ein wüster Platz, wo aller Unrath von St. Jamestown zusammenfloß. Jetzt ist es die herrlichste Pflanzung, die man sehen kann.

Die Feldarbeiten werden hier durch Neger verrichtet, die zum Theil freie Leute sind. Der Sklavenhandel ist schon seit 25 Jahren und darüber abgeschafft. Dies hat auf den Anbau der Insel den glücklichsten Einfluß gehabt. Indessen halten sich auch die freien Neger freiwillig zu den einzelnen Gutseigern, was für beide Theile gleich vortheilhaft ist. Eben so steht man deren als Bediente, Jäger, Aufwärter, theils auf dem Lande, theils in St. Jamestown. Man rechnet in allem 7—300 zusammen, worunter die Weiber die Mehrzahl sind.

Von diesen leben sehr viele in der Stadt. Sie werden besonders als geschickte Näherinnen, Köchinnen und Wäscherinnen gelobt. Die jüngere und schönere treiben ein bekanntes

ees Nebenhandwerk, das während der Auswesenheit der skindischen Flotten sehr einträglich ist. Die meisten Negertinnen berechnen ihr Alter theils nach dem Monde, theils nach den Proviantschiffen aus England. — „Ich bin 100 Proviantschiffe alt!“ — gab mir eine sehr betagte Frau zur Antwort. Dies macht, 4 Proviantschiffe auf das Jahr gerechnet, nicht weniger als 75 Jahre.

Zwei Tage nachher.

Werden Sie glauben, theuerster Freund, daß von der Fortsetzung meiner Reise nach der Kapstadt die Rede gewesen ist? Hören Sie nur! Vor ungefähr 5 Tagen lief hier ein kleines Kapisches Schiff mit Wein und Butter ein. Der Kapitain hörte von uns, und bot uns gegen gute Bezahlung sofort die Ueberfahrt an. Meine sämmtlichen Gefährten entschlossen sich fast augenblicklich dazu, ich aber nahm mir vor, etwas bedächtlicher zu Werke zu gehn.

Den andern Tag ward ich zu dem Kapiz

tain unseres Kriegsschiffes eingeladen, was schon mehrmals der Fall gewesen war. Er erklärte mir, er würde in 5, 6 Tagen unter Segel gehn. Ob ich ihn begleiten, meine Reise nach dem Kap fortsetzen, oder auf St. Helena bleiben wolle, sey mir freigestellt. Ich bat um eine Stunde Bedenkzeit, und entschloß mich zur Reise nach — England.

Sie werden erstaunen, verehrter Freund, aber hören Sie meine Gründe an. Zuerst ist das Kapische Schiff ein kleines, altes und sehr schlechtes Fahrzeug, wie sie es in der Regel fast alle sind. Zweitens sind wir im Regenmousson, wo es in diesen Gewässern, und gerade in der Nähe des Kaps, sehr heftige Stürme giebt. Drittens ist die Reise von St. Helena nach dem Kap ohnehin schon beschwerlich, da man, um den Passatwind zu bekommen, einen bedeutenden Umweg machen, und wenigstens einen Monat darauf rechnen muß. Viertens endlich glaubte ich, allen Umständen zufolge, durchaus an mein erstes Schiff und dessen Schicksal gebunden zu seyn.

Der Kaptein selbst gab mir vollkommen Recht. Ich werde nun noch eine Rundreise um die Insel machen, wozu die Erlaubniß bereits ausgewirkt ist, und dann mit vollen Segeln nach Europa zurück!

Neunter Brief.

Vai von St. Helena,
August 1805.

Netzt erst kann ich sagen, daß mir St. Helena in jeder Hinsicht bekannt geworden ist. Borgestern in aller Frühe brach ich von St. Jamestown auf. Mein Führer war ein alter ehrlicher Bootsmann, aber in Wahrheit noch rüstig genug. Wir stiegen zuerst einen hohen, kahlen Felsen, den sogenannten Ladders Hill, hinan. Von der Bai aus gesehen, saßt er die rechte Seite des Thales ein. Der ziemlich steile Weg ist in den Basalt gehauen, und überall mit einer gemauerten Brustwehr versehen. Gewöhnlich wird bis auf den Gipfel nur eine halbe Stunde gerechnet; wir brauchen aber an drei Viertelstunden dazu.

Auf dem höchsten Punkte befindet sich eine Batterle, die einen beträchtlichen Theil der Bai bestreicht, nebst einem Flaggenbaum. Daneben sind mehrere Varaken für die Artilleristen, die diesen Posten, wegen der reinen kühlen Luft, allen andern vorziehen. Sie haben ihre Weiber und Kinder bei sich, und bauen ihre kleinen Gemüsegärten sehr sorgfältig an. Die Aussicht vom Ladderhill ist aber nichts weniger als schön. Auf der einen Seite hat man nichts als nackte Felsen; auf der andern das einsame Meer. Die Stadt selbst nimmt sich in der furchtbaren Tiefe wie ein Haufen Karrenhäuser aus.

Wir erquickten uns mit einem Glase Rum und stiegen dann einen zweiten, gleichfalls ganz kahlen Felsen hinan. Aber wie angenehm wurden wir dafür auf dem Gipfel über rascht! Ein liebliches Thal mit grünenden Bergen eingefast, lag im glänzenden Meer genlichte vor uns da. Die Pifangs, die Cocospalmen, die Orangen und Bananas; weidende Heerden auf üppigen Wiesen; hier

liche Landhäuser zwischen Fruchtbäumen versteckt; alles blühend und grünend, alles in Schönheit und Herrlichkeit; ein irdisches Paradies vom liebenden Himmel geküßt.

Wir wanderten nun am Rande dieses entzückenden Thales immer am Abhange des Berges hin. Der Weg war mit Lorbeer- und Myrthensträuchern, mit Citronen-, Orangen- und Feigenbäumen eingefast. Sie bildeten einen so dichten Schattengang, daß uns die Sonne nicht im mindesten beschwerlich fiel. Ich kaufte von einem alten Neger einige Orangen zu einem halben Stüber *) das Stück, und fand dieselben von vorzüglichem Geschmacke. Gegen Mittag kamen wir an ein schönes Landhaus, das dem Gouverneur gehört. Wir fanden bloß einige Neger und Negerinnen daselbst, und konnten es also nach Belieben besehen. Es ist ein treffliches Gebäude, vorn mit einer großen schattigen Kastanienallee, hinten mit

*) Ungefähr anderthalb Kreuzer rheinisch.

einem herrlichen Garten versehen. Am Ende des Gartens befindet sich ein Hügel, auf dem man Bäume, Gebüsch und Blumen aus China und aus England vom Kap und von den Südeinseln beisammen sieht.

Das Innere dieses Landhauses ist sehr geschmackvoll verziert; überall sind die schönsten englischen Möbeln, auch eine Menge ostindischer und chinesischer Kostbarkeiten aufgestellt. Unter andern bemerkte ich ein schönes Fortepiano von Mahagony. Es war, wie ich hörte, auf der Insel selbst gebaut, und zwar von einem Deutschen, der mit den holländischen Truppen aus Surinam hierher gekommen ist. Er besitzt bereits ein schönes Haus zu St. Jamestown, und schick: jährlich eine Menge musikalischer Instrumente, besonders aber Pianofortes, theils nach dem Kap, theils nach Batavia. Die wohlfeilsten werden ihm mit 60 Guineen, die theuersten mit 130 bis 200 bezahlt. Letztere sind mit den feinsten ostindischen Holzarten ausgelegt. Nachdem wir dies alles gesehen hatten, nah:

men wir eine ländliche Wohlthat von Milch und Eiern zu uns, und setzten nach einem kleinen Mittagsruhe unsere Wanderung weiter fort. Der ehrliche alte schwarze Cassellau fand sich mit einem guten Stück Tabak über seine Erwartung bezahlt.

Wir wendeten uns nun südöstlich, und kamen bald zu einem anderen schönen Landhause, das einem Herrn Brangham gehört. Die hier gezogenen Früchte und Gemüse sollten die besten auf der ganzen Insel seyn. Kein Wunder, daß daher blos der Obstkarten für 200 Pfund jährlich verpachtet ist. Ich bemerkte viel herrliches Biesenland, sah aber nirgends Vieh darauf. Gleichwohl befindet sich ein starker Bach in der Nähe, der sich ins Meer ergießt. Das Wasser ist kry: stallhell, die Ufer sind mit den schönsten Blumen bedeckt.

Wir kehrten weiter nach Sandvay, immer längs einer Reihe mit Lorbeern und Nothhen bedeckter Berge hin. Dies ist der breitesten und bequemsten Weg auf der Insel,

so daß man selbst zu Wagen fortkommen kann. Allmählig stiegen wir aufwärts, und bald sahen wir das große liebliche Sandpabay Thal vor uns. Das Farbenspiel der untergehenden Sonne war entzückend schön; die ganze Landschaft schien in Rosenglut getaucht.

So kamen wir bei dem Landhause eines Herrn Doretan an, das sehr romantisch an dem Abhange liegt. Ich hatte einige Zeilen an den Verwalter, und war daher ein sehr willkommener Gast. Augenblicklich setzte er uns herrliche Milch, frisches Brod und köstliche Früchte vor, während seine Frau ein vollständiges Abendessen versprach. Ich erfrischte mich mit einem Paar Stücken Ananas, und betrachtete die Landschaft, über der jetzt der Mond aufging.

Nach ungefähr einer kleinen Stunde rief mich der alte ehrliche Neger zum Abendessen hinein. Ich trat in einen freundlichen Gartensaal, der mit den schönsten Kupferstichen verziert war. In der Mitte war ein ziemlicher Tisch gedeckt, und mit allerhand gutem

Sachen besetzt. Wir hatten ein treffliches Stück Roßbeef, eine Schüssel mit Lamsbratenade, zwei andere mit Yam und Erdäpfeln, zwei Teller mit europäischen Pfeffergurken und Eingemachtem, ein Körbchen voll herrlicher Früchte, und eine große Flasche Maderasekt. Hungrig, wie wir nach einer solchen Tagereise waren, langten wir nunmehr herzlichst zu. Es war ein wunderschöner Abend; ich blieb bis nach zehn Uhr auf.

Endlich wies mir der Verwalter ein Schlafzimmer an. Es war äußerst kühl und reinlich, dennoch that ich die ganze Nacht kein Auge zu. Hieran war eine Legion von Mäusen Schuld, die ihr Unwesen ins unglaubliche trieb. Sie liefen über mich hin und her, gänzlich ungenirt. Endlich kleidete ich mich an, und begab mich auf die Terrasse, wo ich von zwei bis sechs Uhr vollkommene Ruhe fand. Als es Morgen geworden war, brachten die guten Leute ein treffliches Frühstück, auf dem feinsten japanischen Porcellan. Ich beschenkte den Mann mit einem

tüchtigen Stücke Tabak, und die Frau mit einigen Driessen Nadeln, nebst einem Köchlichen Seidenband, was ihre Erwartung übertraf. So war es fast sieben Uhr geworden; endlich brachen wir auf.

Wir nahmen nun unsern Kurs nach Longwood, ein der Compagnie gehöriges Gut, das auf der östlichen Seite der Insel liegt. Der fast zweistündige Weg dahin ist äußerst angenehm, und führt am Fuße des Dianenpits hin. Dies ist der höchste Gipfel von St. Helena, der sich fast 2700 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Weiterhin sahen wir die artigen Landhäuser der Herren Pierin und Bazelt mit weitläufigen Pflanzungen umringt. Hier wird das meiste und vorzüglichste Gemüse auf der ganzen Insel gebaut, was den Besitzern große Summen einträgt. Der Kohl wird für den besten auf der ganzen Welt gehalten, giebt aber keinen Marktartikel ab. Ich sah auch hier eine schöne Rinderheerde, so groß und fett, wie bei uns in Holland.

Zu meinem Erstaunen ward ich auf diesem ganzen Wege eine Menge Caninchen gewahr. Sie haben Lager wie die Hasen, und schweifen unaufhörlich umher. Man fängt sie daher fast auf die nämliche Art. Zu gleicher Zeit bekamen wir auch sehr viel Tauben, Fasanen und Rebhühner zu Gesicht. Longwood *) selbst, ist eine sehr schöne Besitzung. Sie liegt auf der Fläche eines Berges, der nicht weniger als drei englische Meilen **) im Umfange hat. Das Haus ist mit einem weitläufigen Parke, einem vorzüglich unterhaltenen Garten, und herrlichen Wiesengründen umringt. Von der Gallerie und aus den meisten Zimmern hat man eine entzückende Aussicht auf die benachbarten pittoresken Thäler, auf die Bay von St. James und den Ocean. In der Regel wird Longwood von dem Vicegouverneur bewohnt.

*) Bekanntlich befindet sich jetzt der General Bonaparte als Gefangener daselbst. D. H.

**) Ungefähr eine Stunde.

Von hieraus führen nun wieder zwei Wege nach St. Jamestown; der eine mitten durch die Insel; der andere längs der Küste hin. Jener ist äußerst pittoresk, wegen des beständigen Auf- und Absteigens aber sehr unbequem. Dieser ist weniger romantisch, ja zuweilen sogar unangenehm; doch bietet er nur selten beschwerliche Stellen dar. Ich beschloß den letzteren zu wählen, um auch die minder angebauten Gegenden des Eylans des zu sehen. In der That fanden wir auch nichts als kleine einsame Negerhütten mit Früchte- und Gemüsegärten umringt. So wanderten wir unter Lorbeer- und Cypressenbäumen bis Mittag fort, wo unter einem Pisang Halt gemacht ward. Mein Führer hatte sich nämlich auf Herrn Dorcans Gute mit Wein, Brod und Schinken versehen, und wir hielten auf diese Art eine sehr gute Mahlzeit. Auf den benachbarten waldigen Bergen schwärmten Rehböcke herum, und aus der Ferne donnerte ein herrlicher Basferfall.

Nach einigen Stunden Ruhe machten wir uns wieder auf den Weg, und bekamen nachher den Wasserfall selbst zu Gesicht. Er stürzte sich an dreihundert Fuß hoch von einem pittoresken Felsen herab, und bildet einen crystalhellsten ziemlich starken Bach. Das Wasser wird theils in Röhren nach St. Jamestown geleitet, theils fließt es dem Meere zu, wo es von den Schiffen benutzt wird. Bald näherten wir uns nun wieder der St. James Bay. Auch hier, wie durchaus längs der Küste, war der Weg mit guten Brustmauern versehen. Endlich ließen wir einen hohen Berg mit einem Fort seitwärts liegen, und stiegen gerade Ladderhill gegenüber wieder nach St. Jamestown herab. So hatte ich denn die ganze Rundreise um die Insel von Westen nach Osten in zwei Tagen gemacht. Morgen und übermorgen besorge ich noch meine Einkäufe, und dann für wenigstens zwei Monate wieder an Bord.

Zehnter Brief.

In See, August 1805.

Gestern verließen wir St. Helena. Ich schlief noch ganz ruhig in meiner Kiste *), als ich durch die Signalschüsse geweckt ward. Schnell zog ich mich an, und kletterte auf das Verdeck. Eben stieg die Sonne aus dem Meere auf, und alle Schiffe glänzten im Morgenroth. Wir hatten deren noch sechs in unserer Begleitung, lanter große Ostindien- und Chinasahrer mit Ladungen von unermäßigem Werth. Der Südostpassat war uns äußerst günstig, bald lag die Insel gleich einem schwarzen Streifen hinter uns, und heute sind wir schon viele Meilen davon entfernt. Ich habe jetzt die eine Hütte ganz für mich. So kann ich mich der zweiten Kasse als Vorrathskammer bedienen, und bin in allem weit besser daran, als ehemals. Die

*) Schlafstelle in der Wand, mit Schiebetritten versehen.

Kost ist erträglich, das beste müssen aber auch diesmal die eigenen Provisioren thun.

12. August.

Morgens segelten wir die Insel St. Ascension vorbei, sie bietet dem Auge nichts als kahle Klippen dar. Das Segeln in Convoys hält unsere Fahrt nicht wenig auf. Immer bleibt ein und das andere Schiff zurück, auf das gewartet werden muß. Dann ist bald dies, bald jenes zu thun. Dann ruft bald dieser, bald jener das Kriegsschiff an. Es lagen wir oft drei und mehrere Stunden bei, wobei es nicht an gegenseitigem Besuchen fehlt. Auf dem einen Ostindienfahrer giebt es fast alle Abende große Musik. Es sind besonders Blasinstrumente, was auf der See von ganz eigener Wirkung ist. Morgen passiren wir die Linie, doch haben keine Zielerleichterung statt.

13. August.

Seit 10 Tagen haben wir den Südostpassat verloren, und rücken nur langsam fort.

Der Himmel ist bedeckt, der Barometer gesunken, der Wind veränderlich. Wir sahen unter der Linie einige Walffische, sie glichen von weitem einem großen umgekehrten Schiffe, das mit den Masten nach unten liegt. Sehr schön nahmen sich die hohen von ihnen aufgeworfenen Wasserstrahlen aus. Sie bildeten, ehe sie wieder niedersanken, einen majestätischen Bogen im herrlichsten Farbenspiel.

Vorige Nacht hätten wir beinahe ein großes Unglück gehabt. Der eine Opindienfahrer war nämlich vom Course abgekommen, und schoß in der Nacht kaum anderthalb Fuß vor unserm Vorderstewen *) vorbei. Wir haben Wassermangel, so eben höre ich aber, daß man uns vom Kriegsschiffe drei große Fässer zugeschießt hat. Nun so will ich mir denn seit 6 Tagen den ersten Thee machen, der mir wie Nektar schmecken soll.

*) Vorderstheil des Schiffes.

9. September.

Der Kapitain hat die Läden öffnen lassen, um nach der Ladung zu sehen. Es ist viel Seewasser eingedrungen, der Schaden scheint größer als man geglaubt hat. Dies ist aber sehr natürlich, da alles unter einander geworfen worden war. So liegen die Kisten mit den feinen Tüchern oben auf. Auch die meinigen sind bis auf den Grund durchnäßt. Die Tücher j. D. bilden nichts als eine ver- schimmelte Masse, so daß ich sie nur ins Meer werfen kann. Die Matrosen sind jetzt be- schäftigt, das Schiff anzumachen, und brin- gen überall, wo sich nur schicken will, eine Stückpforte an. Wir sollen vom weitem recht fürchtbar ausstehn, damit sich kein französischer Kaper an uns macht. Unsere Fahrt war bei dem veränderlichen Winde langweilig genug. Allein gegen Ende der vorigen Woche bekamen wir den Westpassat, und nun geht es fröhlich den europäischen Gewässern zu.

27. September.

Gestern war ein angstreicher Tag für uns. Ohngefähr auf der Höhe von Kap Smillette rief uns am 24. ein englischer Kutter an. Er gab uns Nachricht, daß der ganze Golf von Bisaya, und besonders die Einfahrt des Kanals mit französischen Kriegsschiffen bedeckt sey. Sie hätten den größten Theil eines nach Ostindien bestimmten Convoys genommen, und sich sogar an der englischen Küste gezeigt. Der Kaptein unseres Kriegsschiffes hielt es daher fürs beste, seinen Kurs so nöthig als möglich zu nehmen, theilte indeß auf jeden Fall die nöthigen Nachrichten aus.

Gestern um 9 Uhr Morgens sahen in großer Entfernung einige Kriegsschiffe an. Man sah sie allgemein für englische an. Allein um 1 Uhr Nachmittags zeigte sich leider das Gegentheil. Es waren 3 französische Fregatten, von denen die eine mit vollen Segeln auf unser Kriegsschiff zukam. In dessen dunckel es doch noch fast eine Stunde,

ehe das eigentliche Gefecht seinen Anfang nahm. Es scheint, daß man auf beiden Schiffen noch mit den Zurüstungen beschäftigt war. Endlich schickte die Fregatte dem Kriegsschiffe einige Kugeln und bald darauf eine ganze Schotung zu, und man begann der Kampf mit Heftigkeit.

Unser Kriegsschiff triffen den tapfersten Widerstand, stieß als schon in der ersten heißen Stunde die zweite, und endlich auch die dritte Fregatte dazu gekommen war. So dauerte das Gefecht, mit einer kleinen Pause bis gegen Abend fort. Jetzt aber mußte das Kriegsschiff weichen, worauf es von den Franzosen in Besitz genommen ward. Wir sahen jetzt die eine Fregatte auf die Convoy loskommen, benutzten aber den Vortheil des Windes und der Dämmerung, und entgingen ihr. Doch zweifle ich, ob dies allen Schiffen glücklich seyn mag.

Unser Offizier und Mannen waren über

den Sieg der French Dogs *) vor Wuth ganz außer sich. Sie schwuren, die Prize bis auf das Neueste zu vertheidigen, und sollte es ihr letzter Augenblick seyn. Die Lichter wurden bedeckt, die Kanonen und Gewehre in Stand gesetzt. Jeder hielt sich auf seinem Posten, und spähte in die düstere See hinaus. Indessen bekamen wir nur einige Schiffe und diese sämmtlich nur an der französischen Küste zu Gesicht. Wir erkannten sie in ziemlicher Entfernung an den drei großen Laternen des Hintertheils.

Heute Morgens um 8 Uhr aber erblickten wir ein Schiff, das mit vollem Winde auf uns zugesegelt kam. — „Jetzt gilt es Leben oder Tod!“ — rief der englische Lieutenant und munterte das Schiffsvolk durch eine kräftige Anrede zum Gefechte auf. Die Passagiere, der vorige Kapitain, der Schiffsarzt und ich, mußten uns in den Raum begeben, und brachten hier eine Stunde in Todesangst

*) Französische Hunde, was der gewöhnliche englische Schimpfname ist.

zu. Doch endlich hörten wir ein lautes Freuden-
 dengescrei, wurden hinaufgerufen, und sa-
 hen, daß jenes Schiff ein englischer Lutter
 von 34 Kanonen war. Er kam uns nun in
 kurzem zur Seite, und theilte uns allerhand
 Neuigkeiten mit.

5. October 1805. Morgens.

Wir haben die Küsten von Cornwallis in
 Gesicht, der Wind ist südost, und also in
 hohem Grade günstig für uns. Die schönen
 grünen Berge mit ihren alten Festungen
 glänzen im Sonnenschein, und eine Menge
 freundlicher Häuser ragen zwischen Baum-
 gruppen hervor. — Ein Amerikaner hat uns
 mit herrlichem Felleis und Kartoffeln
 ein erwünschtes Geschenk gemacht. Auch wird
 so eben ein Reg mit Sardellen aufgeschikt.
 Alles auf dem Schiffe ist Leben und Fröhlich-
 keit. Wir sehen eine abgehende westindische
 Kauffahrtflotte von mehr als hundert Seg-
 eln, die von zwei Kriegsschiffen escortirt wird.
 Es ist ein unaussprechlich erhabener Anblick.

Noch diesen Abend segeln wir um Cap Le-
gard herum.

Plymouth, 7 October 1863.

Als ich gestern Morgens erwachte, besan-
den wir uns in der Lamsandbay. Welcher
Waldenwald! Welches Leben und welche Thä-
tigkeit! Ich sage nicht zu viel, es lagen hier
an 500 Schiffe zusammen, und dazwischen
fuhren unzählige Schaluppen hin und her.
Nicht weniger angenehm war der Landpro-
spect. Ein Halbzirkel von herrlichen anger-
bauten Bergen, in den Abhängen mit freund-
lichen Landhäusern, an dem Fuße mit schö-
nen Dörfern bedeckt. Hier weidende Heer-
den, dort wohlgekleidete Feldarbeiter, und
im Hintergrunde auf der höchsten Spitze ein
Telegraphenthurm. Bald kamen nun eine
Wenge Boote mit Lebensmitteln an unser
Schiff. Ich kaufte mir Wasser, Milch, Brod,
Butter und Obst, und hielt ein köstliches
Frühstück damit. Wenn man so nach drei
Monaten zum erstenmal wieder einen fröh-

schen Trunk reines Quellwasser kostet — es ist ein Genuß, der sich nicht mit Worten beschreiben läßt.

Unterdessen ward es von Stunde zu Stunde immer lebhafter in der Bay. Ich zählte an 300 Boote, bloß mit Frauenzimmer angefüllt. Alle diese Damen hatten die Nacht auf der Flotte zugebracht, und kehrten jetzt ans Land zurück. Sie waren in Mäntel und Pelze gehüllt, und schienen äußerst lustig zu seyn. Aber werden Sie wohl glauben, daß die ganze Gesellschaft, wohl an 2000 zusammen, aus selten Mädchen bestand? Dies gehört zur englischen Marinepolizei. So wie eine Flotte in einem der fünf Haupthöfen eingelaufen ist, werden die Matrosen abgeholt. Den meisten brennt das Geld in der Tasche; es muß so bald als möglich wieder fort. Nun dürfen sie aber nur bei Tage ans Land, also helfen sie sich auf die obige Art. Es ist sogar ein Gesetz vorhanden, daß es ihnen kein Admiral u. s. w. verwehren darf. Es kommt das Geld durch diese Mädchen sofort wieder in

Umlauf, und die nächtliche Ruhe der Einwohner bleibt ungestört.

Unser Frisenmeister hatte sich inzwischen an Bord des Admiralschiffs begeben, und ließ uns einen ganzen langen Tag in peinlicher Ungewißheit. Endlich kam er Abends spät zurück, und kündigte uns die weitere Fahrt nach Portsmouth an. Das Kriegsschiff war aus diesem Hafen ausgelaufen; also gehörte auch die Prise dahin. Heute früh lavirten wir demnach wieder aus der Bay heraus, so ungünstig sich auch Wind und Wetter anließ.

Vier Stunden waren wir bereits unter Segel gewesen, und hatten doch kaum zwei Seemeilen zurückgelegt; als die Heftigkeit des Windes zum Sturme anwuchs. Der Regen floß in Strömen herab, und die Wellen schlugen unaufhörlich über das Verdeck. Mehrere die Bay einsegelnden Schiffe riefen uns zu, daß See zu halten unmöglich sey, allein unser Lieutenant lehrte sich nicht daran. Bald verloren wir das Voogspruit, und gleich darauf die Stange vom Defaanmast. Jetzt erst

sahen der Lieutenant die Gefahr einzusehen, befahl das Schiff zu wenden, und rief durch Nachschüsse einen Booten an Bord. So liefen wir vor einigen Stunden in Plymouth ein, ich erhielt Erlaubniß, mich ans Land zu begeben, und lasse nun diesen Brief sofort über London an Sie abgehen.

Elfter Brief.

Plymouth, 14. October 1803.

Der preussische Consul hat mich anerkannt, und ich bin nun vollkommen frei. Es ist ein geborner Engländer, aber ein sehr wohlwollender Mann, der mir bereits eine Menge Gefälligkeiten erzeigt hat. Ich habe auch bereits eine Privatwohnung bezogen, mit der ich vollkommen zufrieden bin. Für Tisch und alles zusammen, zahle ich nicht mehr, als eine Quinze die Woche, was wirklich sehr billig ist. Meine zwei Coffers habe ich nun auch vom Bord erhalten, und mit großer

Freude gefunden, daß wenig oder gar nichts davon verdorben ist. Die Bücherlisten aber mögen in Gottes Namen im Raume liegen bleiben, die verschimmelte Saare ist keine zehn Gulden mehr werth. Doch genug von mir selbst; ich theile Ihnen jetzt einige Bemerkungen über Plymouth mit.

Plymouth mit 43,000 Einwohnern liegt am Abhange eines Hügel, der sich zwischen den Mündungen der Tamor und des Plym in die See hinaus erstreckt. Die Mündung der Tamor ist unter dem Namen Hamoare, die des Plym, die zugleich der Stadt den Namen giebt, unter der Benennung Eatwater bekannt; die vor der Stadt selbst befindliche Bay heißt Plymouth Sound. Die Mündung der Tamor ist am weitesten von der See entfernt. In der Regel werden daher alle abgetakelten Kriegsschiffe, und besonders die erklärten Preisen dahin gebracht; auch befinden sich die Gefängnißschiffe daselbst. Eatwater, oder die Mündung des Plym ist besonders für Kauffahrer, und noch unter

Prozeß liegende Preisen bestimmt; beide Ankerplätze sind wegen ihrer Sicherheit berühmt. Plymouth: Sound hingegen, so wie die benachbarte Cadzandbay pflegen bei stürmischen Wetter gefährlich zu seyn. Was man endlich Sutton Poot nennt, ist eine Art natürlichen Hafens im Catwater, an der einen Seite der Stadt. Er ist mit einem Kay eingefast, und bietet zum Ein- und Ausladen der Schiffe große Bequemlichkeiten dar.

Plymouth liegt also, wie gesagt, am Abhange eines Hügel, so daß sich die Straßen von oben nach unten ziehen, und die Häuser fast amphitheatralisch über einander gebaut sind. Die Straßen sind mit wenig Ausnahmen eng und düster, und wie man denken kann, ziemlich steil; eben so sind die Häuser fast durchgängig in altväterischem Stile gebaut, und haben bei den vielen zugemauerten oder mit Brettern vernagelten Fenstern ein doppelt häßliches Ansehen. Es ist dies eine Folge der übermäßigen Fertigkeit, in dem für jedes nicht geblendete Fenster, eine

Abgabe von 15 Schillingen *) bezahlt werden muß.

In dem niedrigsten Theile von Plymouth sind die Häuser am häßlichsten, und selten oder nie mit Gärten versehen. In dem mittleren Theile sind sie schon etwas besser, und haben fast alle jene Annehmlichkeit. Auf dem höchsten Theile des Hügel endlich, sind sie fast durchgehends neu und geschmackvoll, auch mit herrlichen Gärten umringt. Sie haben zu gleicher Zeit eine vortreffliche Aussicht auf die ganze Stadt, die umliegende Gegend, und die ganze Bay. So schlecht sich indessen auch der größte Theil der hiesigen Häuser von außen ausnimmt, im Innern sind sie dennoch sehr bequem eingerichtet, und häufig eben so prächtig, als geschmackvoll verziert.

Plymouth wird durch eine Citadelle gedeckt, die eine Viertelstunde im Umfange hat, und deren 5 Bastionen mit 165 Kanonen vom schwersten Kaliber besetzt sind. Dazu

*) Neun Gulden Rheinisch.

kommt noch eine starke Wasserbatterie, die mit 18 24pfündern besetzt ist. Im Innern der Citadelle befinden sich unter andern auch die Magazine für die Vorräthe der königlichen Flotte besonders an Mehl, Zwieback und Brod. Zu gleicher Zeit sind zwei große Backhäuser vorhanden, wovon jedes vier Oefen hat. Diese Oefen werden alle 24 Stunden nicht weniger als achtmal geheizt, so daß für 16,000 Mann darin gebacken werden kann.

Der Citadelle gegenüber, befindet sich auf einer kleinen Insel, St. Nicolas genannt, ein anderes Fort, das ebenfalls von großer Wichtigkeit ist, indem es die Mündungen des Plym, und der Tamor deckt. Hierzu trägt besonders die Lage desselben gerade vor der Stadt, und in der Mitte von Plymouth Sound bei. Auch die Insel selbst wird nicht nur durch ihre felsige Küste, sondern überdem durch mehrere Batterien vertheidigt, wovon jede mit einem Roße zu glühenden Kugeln versehen ist.

Die hiesigen Lebensmittel sind vortref:

lich, besonders was Fleisch, Gemüse und Fische anlangt, ohne eben sehr theuer zu seyn. So wird z. B. das Pfund Rindfleisch mit 5 bis 6 Stüvern ^{*)}, die Maas Kartoffeln mit einem Stüver; ein großer Ehelfisch mit anderthalb bis zwei Stüvern bezahlt. Das Pfund Weizenbrod kostet einen Stüver, das Pfund Wachelichter zehn Stüver, das Pfund Thee von vorzüglicher Güte, noch nicht volle drei Gulden u. dgl. mehr. Uebershaupt kann man annehmen, daß die ersten Bedürfnisse ziemlich wohlfeil, Luxusartikel aber, wie Wein, Liköre u. s. w. sehr theuer sind. Das letztere scheint auch vor allem zu gelten, was zur männlichen Kleidung gehört, während die gewöhnliche Frauenzimmerkleidung hingegen, sehr wohlfeil ist.

Gesellschaftliche Hülfquellen trifft man zu Plymouth in Menge an. Zuerst sind mehrere gute Leihbibliotheken vorhanden, wor:

^{*)} Ein Stüver ist ungefähr vier Kreuzer Rhein. wärth.

unter ich besonders die von einem Herrn Vornickel, einem Deutschen auszeichnen muß; versteht sich, daß man nur nach englischen Büchern fragen darf. Ferner giebt es eine Menge guter Kaffehäuser und Tavernen, eben so ein recht artiges Schauspielhaus. Endlich fehlt es auch an Concerten, Assemblies und Bällen nicht. Wer Spaziergänge liebt, findet in der umliegenden Gegend hinlängliche Gelegenheit dazu.

Sehr schöne Ausichten hat man besonders von der Citadelle, die auf einem hohen, die ganze Bai beherrschenden Felsen liegt, und wohin der Zugang jedermann offen steht. Eben so auf einem andern hohen Berge, ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt, von dessen Gipfel man weit in die See hinaussehen kann. Sehr angenehm sind auch die Parthien nach Catwater, oder der Mündung des Plim, wo man mehrere artige Wirthshäuser findet, eben so nach Plumet's Dock, und dergl. mehr. Ich behalte mir die

Beschreibung dieser Absteher für die Zukunft vor.

Was meine eigene Lebensart anlangt, so wechsle ich mit Studiren und Beobachten, mit Arbeiten und Vergnügungen ab. So bringe ich z. B. den Vormittag bis ungefähr 11 Uhr zu Hause zu. Dann gehe ich auf eine Viertelstunde in ein Kaffehaus, das der Sammelplatz aller hier befindlichen holländischen Schiffer ist, und dann entweder auf das Rathhaus, um dem öffentlichen Gerichte beizuwohnen, oder in eine Leihbibliothek, oder ins Freie hinaus. Bei diesen öffentlichen Gerichten nehme ich gar sehr in der Sprache zu. Bemerkenswerth ist auch, mit welchem Selbstgefühl und welcher Unerrockenheit hier auch der ärmste Einwohner aus den untersten Classen seine Sache vorzutragen pflegt.

Um zwei Uhr ist bei uns Essenszeit, wozu auf ungefähr eine Stunde verwendet wird. Gegen 4 Uhr mache ich gewöhnlich allein, zuweilen auch in Gesellschaft einen großen Spa-

giergang. Um 6 Uhr komme ich zurück, trinke Thee, und bringe den Abend meistens mit Lesen, dann und wann aber auch im Theater zu. Hier ist jedoch immer ein solcher Lärm, daß man wenig oder gar nichts vom Stücke verstehen kann. Die Zuschauer laufen nämlich beständig von einem Platze zum andern, wo es dann besonders in der Nähe gewisser Domen sehr laut zugeht. Diese benehmen sich indessen mit vieler Züchtigkeit, weil der Zutritt in das Theater nur den beiden ersten Klassen gestattet ist. Man erkennt sie jedoch sehr leicht an ihrer Kleidung, und besonders an ihrer wirklichen bezaubernden Artigkeit. Nichts reizenderes, als wenn ein solches Mädchen ihrem Geliebten eine Weintraube oder Orange aufbringt. Doch genug! denn eben ruft mich unsere gute Birkin zum Abendessen ab.

Zwölfter Brief.

Plymouth, 17. October 1805.

Gestern war hier ein allgemeiner Freudentag. Es liefen nämlich 5 französische, bei Trafalgar genommene, Linienische ein. Majestätisch wehte die englische Flagge vom Quai verdeckt, während die französische tief ins Wasser hieng. Der Enthusiasmus des Volkes war unbeschreiblich. Dazu das Glockengeläute, der Donner der Kanonen, und das Freudengeschrei von allen Schiffen ringsumher! Aber bald ward nun auch Nelson's Tod bekannt. — Nelson is killed! — Nelson is killed! *) riefen sich Männer und Frauen, mit Thränen und Händeringen zu. Lebhaft fühlte ich was Volksgeist und Vaterlandsliebe ist.

Seit meinem letzten habe ich nun mehrere Abstecher in die umliegende Gegend gemacht. Zuerst nach Plymouth-Dock, oder gewöhn-

*) Nelson ist todt! Nelson ist todt!

lich schlechtweg the Dock, nur eine halbe Stunde von hier. Es ist dies eine neue, weit größere und volkreichere Stadt, als Plymouth selbst. Ihr Name zeigt ihren ersten Ursprung, nämlich ein Schiffswerft an. Der Weg dahin ist sehr belebt und angenehm. Zuerst kommt man durch Stonehouse, ein artigcs Dörfchen, dessen niedliche Häuser sich fast eine Viertelstunde neben der Straße hinziehen. Dann übersteigt man Stonehouse-Hill, einen ziemlich beträchtlichen Hügel, von dem man eine ausgebreitete Aussicht auf die beiden Nachbarstädte hat. Am Fuße desselben kommt man durch das Dörfchen Stock, und bald tritt man in die schönen, geraden und breiten Straßen von the Dock ein.

In der That, ich ward hier äußerst angenehm überrascht. Alles ist so nett, so freundlich, so lebendig; daß Plymouth wie ein düsternes Gefängniß dagegen erscheint. Wer daher nicht an jenen Aufenthalt gebunden ist, oder von seinen Renten leben kann, zieht in der Regel gewiß diese Stadt vor. Von öffent-

lichen Gebäuden sind besonders das außerhalb den Thoren liegende Marinehospital, die neuen Kasernen, das schöne Wachtthaus, und die prächtigen Schiffswerfte sehenswerth. Die Lebensmittel sind etwas theurer als in Plymouth, man zahlt z. B. ungefähr ein Viertel mehr als dort. Uebrigens gehen zwischen beiden Städten unaufhörlich eine Menge Postkutschen hin und her, die man zu jeder Stunde des Tages mietzen kann.

Eine angenehme Seefahrt machte ich vor einigen Tagen nach Edystone. Dies ist der Name einer Klippenreihe, die sich in der offenen See, gerade vor der Mitte der Baa hinzieht. Auf dem höchsten Punkte derselben, vorzugsweise Edystone genannt, ist ein Leuchthurm erbaut, der auf den englischen Seekarten, unter dem Namen Edystone Lighthouse verzeichnet ist, und von den Schiffen sehr sorgfältig beobachtet wird. Ich fuhr in Gesellschaft einiger Bekannten dahin. Wir wählten natürlich einen vorzüglich schönen Tag dazu, weil man diesen gefährlichen Klippen

sonst nicht nähern kann. Auch vergaßen wir die nöthigen Vorräthe an Wein, Rum, Koffee, Chesterkäse, Brod und Porter nicht.

Das Wetter war vortreflich, das Meer fast spiegelglatt, der Wind sanfter Ost: Süd: Ost; schon nach einer Stunde langten wir daher bei dem Leuchthurme an. Einer der Wächter wartete bereits auf uns, befestigte unser Boot an einem eisernen Ringe, und half uns dann durch das stille niedrige Wasser, von Klippe zu Klippe, bis an den Thurm hinan. Hierauf holte er unsere Vorräthe aus dem Boote, und führte uns eine zwar dunkle, aber bequeme Treppe hinauf. Bald öffnete er eine Thür, und wir traten in ein geräumiges Zimmer, das zwar etwas düster, jedoch recht artig meublirt war.

Wir fanden hier seinen Kameraden, einen schon ziemlich bejahrten Mann, der uns mit ungemeiner Freude empfing. Ein Tag, wo diese armen Leute Besuch erhalten, ist immer ein Festtag für sie. Nach einer kleinen Unterhaltung, die wir mit einem Geschenke von

Taback eröffneten, stiegen wir vollends zur Laterne hinauf, und besahen die Einrichtung zur Beleuchtung, die jetzt mit Lampen geschieht. Hierauf folgte eine tüchtige Kokation, von der natürlich unser alter Wirth nicht ausgeschlossen blieb, während dem andern sein Theil zurückgelegt ward. Dies machte denn den guten Alten so gesprächig, daß er uns nicht nur eine kurze Geschichte des Leuchthurms selbst, sondern auch seine eigenen Lebensumstände zum Besten gab.

Der Leuchthurm, wie er jetzt da steht, ist eigentlich schon der dritte auf Eopstone. Der erste ward in den Jahren 1696 bis 1698 gebaut, stand aber nur bis 1707, wo er bei einem heftigen Herbststurme in einer Nacht von den Wellen verschlungen ward. Der zweite ward 1708 angefangen, und im folgenden Jahre vollendet. Er hielt gegen alle Stürme bis 1755 aus. Hier brannte er ab, und die zwei Wächter fanden einen sehr schrecklichen Tod. Der jetzige Leuchthurm endlich ward in den Jahren 1756 — 59 vollendet,

und hat seitdem den müthendsten Orkanen getrotzt.

Was den alten ehrlichen Wächter selbst anlangt, so befand er sich schon seit 30 Jahren hier, und trieb zugleich das Schuhmacherhandwerk. Er hatte diese Stelle anfangs aus Bequemlichkeit gesucht, worauf ihm erst die Arbeit lieb geworden war. Trotz seinem geringen Gehalte, der nur 25 Pfund betrug, war er dennoch vollkommen zufrieden, und wünschte sich nie von seinem lieben Thurne hinweg.

Wintert war es ihm freilich manchmal sehr hart gegangen, besonders im Winter, wo die Verbindung oft Monate lang mit dem Lande abgeschnitten ist. So z. B. als einmal sein Mitwächter gestorben war. Sechs und dreißig Tage mußte er den Leichnam bei sich behalten, und obendrein den beschwerlichen Dienst allein versehen. An diese fünf schrecklichen Wochen dachte er noch immer mit Entsetzen zurück. Seitdem sind regelmäßig drei Wächter angestellt. Der dritte

war gerade auf einige Tage in Plymouth. So hörten wir dem guten Alten einige Stunden mit Vergnügen zu, bis endlich die Nacht mitragensfluth eintrat. Jetzt machten wir ihm ein kleines Geschenk an Weide, und segelten mit dem günstigsten Winde nach Plymouth zurück.

Eine andere sehr angenehme Partie machten wir gestern nach Edgcumbe. Dies ist eine Art hohen Vorgebirges, das am jenseitigen Ufer der Tamor liegt, und von der Tedsand-See bespült wird. Wir ließen uns über die Tamor setzen, was durch zwei schmucke, rothbäckige Dirnen geschah, wovon wir noch eine halbe Stunde zwischen herrlichen Wiesen hin, und langten endlich am Fuße des pittoresken Berges an. Edgcumbe gehört einer der ältesten Familien von England, und bildet im Grunde einen Park, der über eine Stunde im Umfange hat.

So wie wir allmählig aufstiegen, fanden wir nun die herrlichsten Anlagen aller Art. So sah ich z. B. eine Menge Lorbeer- und

Apfeln, Orangen: und Citronen: Pflanzungen, und glaubte mich plötzlich wieder nach St. Helena versetzt. Sie überwintern hier, wie ich höre, in freier Luft, woraus sich auf die Milde der Temperatur in diesem Theile von England schließen läßt. Auf dem höchsten Punkte, und in der Mitte des Ganzen, befindet sich das große schöne Wohnhaus, mit einer Aussicht, die einen Horizont von 7 bis 8 Stunden, und die herrlichsten Land: und Seesprosser umfaßt. Das Innere dieser Villa ist eben so bequem als geschmackvoll eingerichtet, und mit Kunstwerken aller Art angefüllt. Der gegenwärtige Besitzer davon ist der einzige Sohn des Grafen von Edgcombe, Lord Walleton. Er ist unaufhörlich auf neue Anlagen bedacht, so daß Edgcombe in kurzem unter die ersten Merkwürdigkeiten von England gerechnet werden wird.

Um auf einem andern Wege nach the Dorf zurückzugehen, beschloßen wir einen Berg zu übersteigen, an dessen Fuße das Dorf Cefand, an der Bay gleiches Namens liegt.

Auf dem Gipfel jenes Berges fanden wir eine Klippe, auf deren Thurne ein Telegraph beständig war. Dazwischen stand ein kleines Haus, für die beiden Wächter bestimmt. Nachdem wir einen sehr beschwerlichen Abstieg herunter gestiegen waren, aßen wir zu Cadzand zu Mittag, und kehrten auf einem sehr angenehmen Fußsteige erst noch the Dock, und dann nach Plymouth zurück.

Dreizehnter Brief.

Plymouth, 7. November 1844.

Ich verließ Plymouth, um geradezuweges nach London zu gehen. Zuerst nahm ich meinen Weg nach Exeter, das eine gute Tagereise von Plymouth entfernt ist. Ich that dies in der gewöhnlichen Meinung: Coach, deswegen so genannt, weil sie immer des Abends liegen bleibt, während die Evening Coach Tag und Nacht durchfährt. Es war 5 Uhr Morgens; meine Gesellschaft bestand aus zwei Herren und einer Dame; indessen

mühte es geraume Zeit, ehe es zwischen uns zum Bespreche kam.

Der erste Ort, wo wir anhielten, war Inbidge, ein vorzügliches Wirthshaus, das nur wenig Entfernt von dem Dorfe gleich des Namens, nicht romantisch zwischen bauerreichen Hügeln liegt. Wir fanden hier das Frühstück schon bereit, und die ganze Einrichtung äußerst geschmackvoll. Dann fuhr: een wir durch eine reizende Landschaft bis nach Tichburton, einem Städtchen, wo in einem gleichguten Wirthshause zu Mittag gegessen ward, passirten weiterhin Chudleigh, einen Marktflecken, der seiner Obstkärten wegen berühmte ist, und kamen endlich Abends um 7 Uhr in Exeter an.

Ich trat mit meinen Reisegefährten in einem großen Wirthshaus ab, wo auch die Morning-Coach liegen blieb. So einsilbig sie den ganzen Tag über gewesen waren; so redselig wurden sie nach dem Abendessen, als der Portwein zu wirken anfang. Ich habe dies oder bei allen Engländern bemerkt. Sie

pflegen meistens erst bei der Flasche lebendig zu werden, und scheinen dann wirklich ganz andere Menschen zu seyn.

Den andern Morgen gieng ich aus, die Stadt zu besuchen. Sie liegt an der Schiffsbagen Ere, ist im Ganzen nicht übel gebaut, hat mehrere schöne öffentliche Gebäude, und mag ungefähr 2000 Einwohner zählen, deren Hauptnahrung in Wollfabriken und Handlung besteht. An der Nordseite der Stadt befindet sich ein vortrefflicher Spaziergang, Northenhay genannt, der unter die schönsten von England gehört. Sonst sind die Umgebungen von Exeter etwas einförmig, denn sie bestehen blos aus Weideland. Dafür wird aber auch starke Viehzucht getrieben, und sehr viel Butter versührt. Ein artiges Dörfchen ist Drewington, man kann daselbst mehrere alte Denkmäler sehen. Nicht weit davon fließt der Teign in einer sehr romantischen Gegend, und zwischen hohen Felsen eingepreßt. Ein anderes schönes Dorf

ist Exminster an der Exe, deren Ufer mit herrlichen Landhäusern eingefast sind.

Am folgenden Abend nahm ich einen Plaz in der großen Londoner Evening-Coach bis Salisbury. Die Gesellschaft war klein, wir schliefen überdem sämmtlich in einem Stücker weg. Um Mitternacht indeffen hielten wir an, tranken Thee, und fuhren dann wieder in einem bis Exminster, wo gefrühstückt ward. Dies ist ein Städtchen, das seiner schönen Topographie wegen bekannt, und nicht mit obigem Dorfe zu verwechseln ist.

Als der Tag anbrach, befanden wir uns in einer schönen gebirgigen Landschaft, die vortreflich angebaut zu seyn schien. Wir kamen durch eine Menge Städte, Flecken und Dörfer, deren Namen ich vergessen habe, und erreichten endlich zu Mittag das alte häßliche Dorchester, wo gegessen ward. Meine bisherigen Gesellschafter giengen hier ab, dafür stiegen drei neue ein. Es waren drei junge Leute aus London, von denen besonders der eine mit vieler Selbstgefälligkeit

von seiner Waterstadt sprach: — „Yer in my town!“ — hieß es immer, sobald die Rede auf London kam. Abends um 5 Uhr waren wir in Salisbury; ich beschloß hier einen Tag auszurufen.

Salisbury liegt am Zusammenflusse des Avon, der Nadder, und des Willey, und ist eine finstere, häßliche Stadt. Die Straßen sind eng, winklicht und schlecht gepflastert, die Häuser altväterisch und geschmacklos gebaut. Sehr sehenswerth indessen ist die Kathedralekirche, die mit ihrem herrlichen Thurm für das schönste gothische Gebäude in ganz England gehalten wird. Eine andere Merkwürdigkeit von Salisbury sind die alten Denkmäler aus den Zeiten der Druiden, auf einer ungeheuern wüsten Ebene, Stonchens genannt.

Ich war jetzt willens, ohne weiteren Aufenthalt geradesweges vollends nach London zu gehen. Unvermuthet aber kam in unserm Wirthshause eine Postkutsche aus Portsmouth an, und bot mir eine eben so bequeme,

als wohlfeile Gelegenheit dahin dar. Ich eilte also davon Gebrauch zu machen, verließ Salisbury noch denselben Abend, und kam am folgenden Morgen über Ramsen in Southampton an. Hier beschloß ich den Tag über zu bleiben, und erst den Abend mit der Evening-Coach weiter zu gehen.

Southampton liegt eben so vortheilhaft als angenehm zwischen den Flüssen Test und Itchin, die beide tief in das Land hinein vollkommen schiffbar sind. Die Stadt ist im Ganzen sehr gut gebaut, und verräth überall Wohlstand und Lebhaftigkeit. Unter den vielen Kirchen und Kapellen, befindet sich auch eine französische, zum Dienst der Einwohner von Jersey und Guernesey, von denen hier immer eine gewisse Anzahl vorhanden ist. Eine andere Merkwürdigkeit von Southampton ist der schöne Spaziergang the Drach genannt. Man findet hier mehrere Reihen herrlicher, schatzreicher Bäume, und hat die Aussicht über die spiegelnde Bay bis auf die gegenüberliegende Insel Wight. - Noch größere und man-

nichaltigere Ausichten aber hat man auf dem in der Nähe der Stadt befindlichen *Devon's Mount*. Hier kann man noch den ganzen Hafen von Portsmouth, und selbst einen Theil des Kanals übersehen.

Abends gieng ich nun, wie gesagt, mit der *Evening Coach* nach Portsmouth ab, und kam daselbst am andern Morgen an. Diese Stadt liegt auf einer Halbinsel, *Portsea* genannt, und kommt fast in allen Stücken *Portsmouth* bei. Bei hohem Wasser, d. h. zur Fluthzeit wird die Halbinsel ganz vom Meere umringt; sie ist daher durch eine eigene Brücke (*Portbridge*) mit dem Festen Lande verknüpft. Der Hafen von Portsmouth kann gegen 1000 Linienischeffe fassen, und ist in jeder Hinsicht einer der ersten in der Welt. Die hiesigen Docks u. s. w. zeichnen sich daher durch Umfang und erstaunenswürdige Thätigkeit aus. Portsmouth ist nämlich als der Centralpunkt der englischen Marine zu betrachten, von wo aus immer die ansehnlichsten Escadern abgehen. Auf dem Hafen

hat man übrigens eine herrliche Aussicht auf das gegenüberliegende Wesport, das prächtige Zeehospital, Spithead, und die Insel Wight.

Vierzehnter Brief.

London, December 1805

Ich verließ Portsmouth mit der Evening-Coach, und kam am andern Abend glücklich hier an. Wir fuhren wohl noch eine Stunde lang durch die Stadt. Endlich kamen wir die St. Paulskirche vorbei, und hielten bei dem Wirthshause zum Doppel: Schwane in Lad: lane Hill. Hier nahm ich ein Zimmer, aß, und schlief vollkommen wohl. Am andern Morgen suchte ich den Prediger an der holländischen Kirche, Herrn Vernink auf, fand ihn, und überzeugte mich in wenig Minuten, daß ich bei einem Freunde, Collegen und Landsmann war.

Jetzt gieng es nun an die Erzählung meiner Abentheuer von meiner Abreise von Emb:

den an, bis auf den heutigen Tag. Darauf sprachen wir von meinem Vorhaben, einige Zeit in London zu bleiben; und von der besten Art meiner Einrichtung. In dieser Absicht führte mich Herr Bernink zu einer braven Frau in seiner Nachbarschaft, und mietete ein artiges Zimmer zu einer Guinee monatlich für mich. Von hier giengen wir auf die Börse, wo ich noch mehrere Landsleute kennen lernte, und aßen dann ganz auf vaterländische Art bei einem Herrn Wachuis, der unser erster Kirchenvorsteher ist. Nach Tisch, d. h. ungefähr um 7 Uhr Abends, nahmen wir eine Pierzkutsche, fuhren nach meinem Wirthshause, berichtigten meine Beche, und holte meine Sachen ab. Ich mußte hier auf die Nacht bei Herrn Bernink zubringen, und bezog mein neues Logis erst den andern Tag. Was meine Oekonomie anlangt, so aß ich, gegen eine billige Vergütung Mittag mit Herrn Bernink, und finde das übrige, wie Frühstück u. s. w. zu Hause selbst.

Pendon ist so oft beschrieben worden, daß ich Ihnen in topographischer Hinsicht lieber gar nichts sagen will. Dafür mögen einige Bemerkungen über Klima und Lebensart hier stehen. Das Klima ist feucht und veränderlich. Man rechnet 50 bis 60 Tage, wo die Sonne gar nicht, und 120 bis 130, wo sie nur wenig zum Vorschein kommt. Die Winde wechseln, besonders in den Herbst, und Wintermonaten, wohl zwanzigmal des Tags ab; die herrschendsten scheinen indessen die Nordwest und Südwest zu seyn. Die Winter sind gewöhnlich ziemlich mild, die Felder und Wiesen bleiben fast immer grün. Der Frühling zeigt sich meistens schon im Februar, die Temperatur ist dann sehr angenehm. Die Sommer sind verhältnismäßig heiß; doch wird die Luft oft nur zu merklich abgekühlt. Der Herbst ist in der ersten Hälfte, sobald die Stürme vorüber sind, fast immer von großer Lieblichkeit.

Was die Lebensmittel anlangt, so finde ich, daß sie im Ganzen zwar vortreflich, aber

auch äußerst theuer sind. In diesem Augenblicke z. B. kostet das Pfund Rindfleisch 30 kr. rhein., das Pfund Kalbfleisch 42 kr. und so fort. Ein guter Kabeljau wird mit 5 Gulden, ein Pfund Lachs mit 54 kr. bezahlt. Ein Pfund Weißbrod kostet 16 kr., ein Pf. Butter 54 kr., eine Kanne Milch 24 kr., ein Pf. Käse 36 kr. und so alles in gleichem Verhältniß. Der theuerste Artikel ist das Geflügel (ein Huhn 3 — 6 Gulden). Der wohlfeilste dürfte das gewöhnliche Gemüse (Erdäpfel, süße Pasteten und Draunkohl) seyn. Für eine Flasche Bourdeauxwein werden 5 Gulden, für eine Flasche alten Rheinwein 10 — 12 gezahlt.

Von den Preisen anderer Artikel führe ich folgende an. Ein Paar Stiefeln 24 Gulden, ein Paar Schuhe 7 — 9, ein guter Hut 12 — 15 Gulden, ein halbes Duzend feine Hemder 70 — 80 Gulden u. dgl. mehr. Ein Fremder, der in London nur einigermaßen anständig leben will, braucht zwischen 4 bis 5 Pfund die Woche, und muß dabei

doch noch haushälterisch seyn. Für ein meublirtes Zimmer in den besten Theilen der Stadt, wie Chearside, Falbern u. s. w. zahlt man nebst Aufwartung 24 Gulden den Monat, in andern Theilen kommt man mit 12 — 16 Gulden ab.

Der gewöhnliche Thee zum Frühstück ist sehr mittelmäßig, ob er gleich mit 4 — 5 Gulden bezahlt wird. Ich wette, daß man bei uns dieselbe Sorte für 2 — 3 Gulden haben kann. Das Brod ist gut, kommt aber dem Fremden anfangs etwas bitter vor, was von den Hefen herrühren soll. Die Butter ist frisch vortrefflich, nimmt aber schon nach einigen Tagen einen ranzigen Geschmack an. Das Wasser ist schlecht, bleifarbig und immer trüb. Es wird entweder aus der Themse, oder aus dem New River in die Stadt geleitet, wobei man freilich nicht an die ekelhafte Nachbarschaft der Schiffabtritte, der Schlachthäuser u. s. w. denken muß.

Vorige Woche machte ich auf besondere Veranlassung eine kleine Reise nach Epsom:

hurst. Dieses ist ein artiges, höchstvortreflich
gelegenes Dorf, nur unachsehr 6 Meilen
von hier. Es befindet sich ein großes Erzie-
hungsinstitut daselbst, das von einem Herrn
Mace, einem sehr würdigen Mann, geleitet
wird. Ein Fremder, der die Sprache aus dem
Grundekennen lernen will, thut sehr wohl, wenn
er auf einige Monate in eine solche Kostschule
(Boardings: School) geht. Man nimmt näm-
lich in allen solchen Instituten auch erwachsene
Pensionäre auf. Diese zahlen in Ebiehurst
für alles 6 Guineen monatlich. In den Boar-
dings: Schools näher bei London, wie Is-
lington, Chelsea u. s. w. ist man freilich
weniger wohlfeil. Die Luft von dem hoch-
liegenden Ebiehurst ist sehr gesund, auch
scheint das Wasser vortreflich zu seyn. Nach
London giebt es täglich bequeme Postgele-
heiten. — Ich erwarte nur noch einen Brief
aus Amsterdam, um sofort nach Holland über-
zugehen.

Fünftehnter Brief.

In See, 27. Januar 1805.

Es ist Abends 5 Uhr, der günstigste Wind treibt uns den waterländischen Küsten zu. Gestern Abend begab ich mich nach Gravejand; diesen Morgen um 11 Uhr segelten wir die Themse hinab. Welche paradiesische Ufer bis hinter Chatham! Dann aber wird der Strom so breit, daß er fast einer Rhyde gleicht. Man kann in der nämlichen Ferne nur wenig mehr sehen. Um 3 Uhr kamen wir mit 60 andern Schiffen glücklich in See. — Bald umarme ich Sie.

Helvoet Sluis, 28 Jan. Mittag.

Wir gehen vor Anker, ich gebe diesen Brief einem Fischerboote mit, damit er noch um 2 Uhr in Rotterdam abgehen kann. Alles ist wohl und fröhlich an Bord, ich selbst bin höchstvergnügt. Heute vor einem Jahre und nun! O Freunde! o Vaterland! o Geliebte! Morgen bin ich bei Ihnen, und dann keine Trennung mehr! —

Althings
hinterlassene Schriften.

Kleine
Erzählungen.

I. Bändchen.

Schleiz, 1827;
gedruckt bei J. H. Keigstein.

Althings
Kleine
Ergählungen.

I. Bändchen.

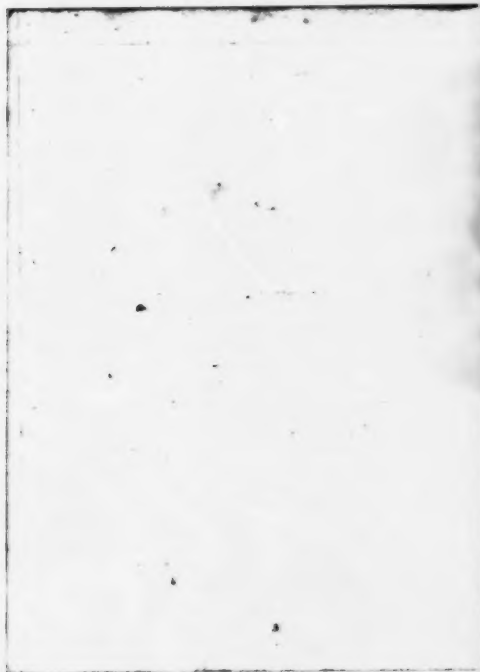
Schleiz, 1827;
gedruckt bei J. H. Neizenein.

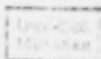
6908716*4



I.

Zwei Monate in Paris.





Erstes Capitel.

Man muß sich umsehen.

Seit acht Tagen war ich in Paris und es wollte sich gar nichts finden. Mir wurde die Zeit entschädlich lang und ich fing fast an es zu bereuen, daß ich die Heimath verlassen hatte, wo es rechte hübsche Wittwen und freundliche Mädchen gab.

Die Langeweile trieb mich aus. Ich durch-
strich mehrere Straßen, besuchte mehrere Plätze
und öffentliche Orte, und fand eben im Ber

griff, eben so vertrießlich wie ich aufgegangen war, wieder heimzukehren, als ein allerliebster Estraßermädchen mir von ihren Waaren anbot.

Das liebe Kind mochte kaum sechzehn Jahre alt seyn und sah so unschuldig aus, wie ihre Blumen.

Die Rosen deiner Wangen, sagte ich, indem ich auf die in ihrem Mündchen zeigte, beschämen diese da.

Sie scherzen, lächelte die Kleine, die sind Ihnen gewiß lieber.

Lieber? warum?

O, nun, die können Sie einer Geliebten an die schöne Brust stecken.

Einer Geliebten! ach wer eine hätte!

Sie seufzen, haben Sie keine?

Nein süßes Kind. Wißt du die meinige sehn?

Sie sah mich an. Ihr Blick traf so lockend, so lieblich auf den meinen, daß mir ordentlich wohl wurde.

Nun, fragte ich weiter, weißt du nicht?

Sie sah mich von neuem an, nahm eine Blume, es war eine brennende Liebe, und sagte, indem sie mir dieselbe reichte: Ich wohne in der Straße St. Honore, gleich am Eingang rechts vier Treppen hoch, wenn Sie etwa einmal — Blumen brauchen.

Damit hüpfte sie fort und ich dachte: man muß sich nur umsehen.

Zweites Capitel.

~~~~~

Ah mon Dieu!

Wie es nun so in der Welt ist, es kommt nie etwas allein, weder Glück noch Unglück. Acht Tage hatte ich umsonst gesucht und nichts gefunden, jetzt fand ich ohne zu suchen.

Das kleine Abenteuer mit den Straßenmärchen hatte mich zerstreut. Ich ging zu Hause, erstieg in der Zerstreuung eine Treppe zuviel, öffnete rasch die Thüre, die ich für die meinige hielt und ein: Ah mon Dieu! von einem lieblichen Stimmchen erschrocken hervorgezogen, schälte mir entgegen. Ein Weibchen gütlich wie eine Grazie und lachend wie eine

Henrik stand im leichtesten Negligé vor mir.  
Verzeihen Sie, sagte ich, ich habe mich ver-  
irrt, ich glaubte —

Was? fragte die Schnellgefaste und warf  
ein großes Tuch über den entblößten Busen.

Laß ich in mein Zimmer kömme.

Wohnen Sie denn hier im Hause?

Eine Ewigkeit! und sehe erst heute wie schön.

Das heisse Weibchen lächelte und ich fuhr fort:

Sie sind wohl verheirathet?

Ein Geufzer war die Antwort.

Ihr Herr Gemal ist? —

Den ganzen Tag auf seinem Bureau be-  
schäftigt.

Ich ließ mir dies gesagt seyn. Victorie, so  
hieß das angenehme Weibchen, war zum Ent-  
zücken. Große schwarze Augen, ein voller Por-  
sien, runde Arme, ein herrlicher Fuß — und

— 8 —

wäre da kalt geblieben. Dazu im leichtesten Gewande, welches man sich denken kann — Sie hatte sich eben als ich Sie überraschte zum Ausgehen ansetzen wollen — ich konnte nicht anders, mein Arm umschlang Sie und Victorie — wachte nicht ab.

---

### Drittes Capitel.

~~~~~

Das hätte ich nicht gedacht!

Engel! sagte ich, und drückte das angenehme Weib fest an mich, nur eine Viertelstunde.

Sie sagte nichts mehr, ihre schönen Augen schloßen sich und ich trug meine reizende Beute zum Sopha.

Ein Seufzer entfuhr ihrem Lippen; ich achtete ihn nicht. Meine Augen verirren sich in den angenehmsten Gesichten und das Glück gab mir eine seiner lieblichsten Gaben.

Besser, besser Mann, stammelte Victorie, indem sie noch immer in meinem Arm, ihr Haar wieder in Ordnung zu bringen suchte, das hätte ich nicht gedacht.

Ich auch nicht, entgegnete ich und drückte sie noch einmal an die Brust.

Morgen, fuhr sie fort, muß mein Mann auf zwei Tage nach Versailles, dann —

Dann darf ich gegen Abend? fragte ich.

So lange du willst, erwiderte Victorie, aber jetzt verlaß mich, ich muß noch ausgehen und in einer Stunde kommt mein Mann zu Hause.

Ich ging gereizt, aber nicht gesättigt; mir fiel die brennende Liebe des Blumenmädchens in die Augen und — ich beschloß, meine Schritte zur Rue St. Honoré zu wenden.

Viertes Capitel.



Hab ich's nicht gesagt!

Vier Treppen, steiler wie eine Hühnersteige waren erklimmt und mein Finger pochte an eine niedrige Thüre.

Eufette öffnete. Hab' ich's nicht gesagt! rief sie einer hinter ihr stehenden alten Frau zu, ja, ich kenne die Männer.

Wirklich, entgegnete ich, nun was hast du denn gesagt?

Daß Sie heute noch Blumen brauchen würden.

Nur Eine und diese bist du.

Sie drückte mir die Hand und die Alte nöthigte mich zum Gehen.

Meine Ruhme, sagte Eufette — als sie bemerkte daß ich die unwillkommne dritte Person fixirte —. Sie hat noch einige Geschäfte und darum ist es mir doppelt lieb, daß Sie kommen, so brauche ich mich doch nicht zu fürchten.

Bist du denn so furchtsam?

Ehredlich, war ihre Antwort, aber jetzt nicht.

Ich gab der Alten ein Paar Sechß Franken Stücke, Erfrischungen mit zu bringen und ließ räumen das Feld.

Liebe Eufette, sagte ich, als sie fort war, ich bin ein Freund der Natur.

Wie verstehe ich das? fragte die Kleine und sah mich groß an.

Alles dies gehört nicht dazu, erwiderte ich, und fing an ihre Toilette zu machen.

Eufette erröthete, legte mir aber kein Händ-

bernitz in Weg. So lange ich bloß mit Nadeln zu thun hatte, ging die Sache recht gut: als ich aber an die Bänder kam, verdaß meine Gile alles. Statt aufzubinden verknüpfte ich, und je mehr ich zog, je weniger ging es.

Das ist die Ungebuld, meinte Susette und ihre Fingerchen halfen nach.

Venus Anadyomene! rief ich entzückt als die letzte Schleife sich löste und schloß das verschämte Mädchen in meine Arme.

Susette sagte nichts; alle ihre Pulse klopfen und mit einem Seufzer barg sie das liebe Geschöpfchen an meiner Brust.

Pygmalion würde mich in diesen Augenblicke beneidet haben und reizender konnte Kampaspe nicht seyn.

Fünftes Capitel.

Morgen ist auch ein Tag.

Es war fast zehn Uhr ehe die Alte wieder kam. Eufette lag im Bett und ich öffnete der Aloysien.

Lächelnd setzte sie den mitgebrachten Wein und das Backwerk auf den Tisch, wünschte eine angenehme Nacht und ging ins Nebenzimmer.

Ich riegelte hinter ihr ab und war wie ein Wind wieder bei meiner kleinen Freundin.

Wir scherzten und lachten, tändelten und kosteren und Eufettchen ließ sich das Mitgebrachte herrlich schmecken.

Endlich lag ich wieder an, nach lieblichem

Genüssen zu verlangen und Eusettchen zeigte sich bereit.

Nie war mir die Zeit so schnell vergangen; die Stunden flogen wie Minuten und die Uhr schlug Mitternacht ehe ich es dachte.

Morgen ist auch ein Tag, erinnerte meine Gesellschafterin, darum verlaß mich jetzt.

Ich wollte nur ungern, sie bestand aber darauf und als ich ihr einen Louis hinlegte wurde sie fast böse. Meine Blumen, sagte sie, verkaufe ich an jeden, meine Blume ist ein Geschenk für meinen Freund. Hast du Freude gehabt, so lehre wieder so oft es dir gefällt, Eusette wird dich immer willkommen heißen. Damit gab sie mir noch einen Kuß und ich ging meiner Wohnung zu.

Sechstes Capitel.

~~~~~

Sie hatte Recht.

Ich blieb den Tag über zu Hause. Gegen Abend schlich ich zu Victorien. Der Bureau-Mensch, welcher sich ihr Mann nannte, war nach Versailles und wir hatten freie Hand. Sie hatte Recht, dachte ich, mich Eufettens „morgen ist auch ein Tag“ erinnernd, als ich Victoriens Feuer bemerkte und pries dabei meine gute Natur, die mich nicht zu Schanden werden ließ.

Drei Wochen ging das so fort; heute tröstete mich Victorie, morgen amüßte mich das Blumenmärchen und Muhameds Gläubige können in ihrem versprochenen Paradiese nicht

mehr Vergnügen finden als mir erwuchs; dennoch, so ist der Mensch! fing ich an, in der Veränderung nach Veränderung mich zu sehnen und eine Geschäftsreise, die aber nichts war als ein guter Vorwand um einmal Gelegenheit zu erhalten etwas anderes zu speisen als bisher, entzog mich Genüssen, deren Gewährung vor kurzem noch mein heftigster Wunsch war.

---

## Siebentes Capitel.



Wenn es nur niemand sieht.

Ganz allein durchstreifte ich die Gegend von Paris. Es war ein heißer Tag, ich und mein Ross suchten sich nach Erquickung und ich lenkte einem Gehölze zu, aus dessen Schatten mir das rothe Dach einer einsamen Pächterwohnung entgegenstimmerte. Kein Mensch war zu sehen; das Haus schien wie ausgestorben und ich hatte bereits an mehrere Thüren geklopft und sie geöffnet und sah dennoch keine Seele. Schon wollte ich mich wieder entfernen als es mir dünkte, ein Geräusch in einem Zimmer zu vernehmen. Ich horchte, richtig man sprach

und wenn mich nicht alles täuschte, so waren es ein Paar Frauenzimmerstimmen.

Meine Neugier wurde rege. Ich schlich näher, fand die Thüre nur angelehnt und sah — sah — was einen Kloß in Flammen sehen kann. Zwei Mädchen, jung, schön, reizend wie die Liebesgöttinnen, standen völlig entkleidet, nur noch von den leichten weißen Hüllen bedeckt und wuschen sich die vollen Arme und Schultern.

Ich hätte mir tausend Augen wünschen möge.

Dabei neckten sie sich einander und dachten gewiß nicht, daß sie belauscht wurden.

Ich war Mäuschenstill und wagte kaum zu athmen.

Weißt du wohl noch, sprach die Eine, wie wir neulich in der Stadt waren?

Was werde ich nicht, antwortete die Andere, es war recht hübsch.

Ja wohl, seufzte die Erste, ich wollte es wäre wieder so.

Ich auch, war die Antwort, die gnädige Frau war recht gut.

Und recht hübsch, Schwester, nicht wahr?

Wie ein Engel. Was für schöne Arme hatte sie.

Welchen Rufen.

Und als sie mir — —

Und du ihr wieder. — Wie war dir denn, Louison?

Wie noch nie, mir verging Hören und Sehen.

Mir auch, Louison, ich glaubte ich müßte sterben vor Entzücken.

Ah! Charlotte, ich wollte —

Was Louison?



Kanten wir nicht auch so —

Warum nicht, wenns nur niemand  
sieht.

Wer soll es denn sehen? sie sind ja noch alle  
in der Stadt.

Dieser Grund überzeugte. Die guten Kinderchen hielten sich für völlig sicher, warfen die letzten Hüllen ab und indem Eine die Andere umschlang und mit geschäftiger Hand der Anweisung folgten, die sie in der Stadt erhalten haben mochten, eröffneten sie mir einen Anblick wie man ihn selten hat.

Sie waren ganz Feuer, ganz Leben, und ich dachte: ihr Läubchen seyd ihr schon so niedlich beim Borgericht, wie werdet ihr erst angenehm beim vollen Schmause seyn. —

---

## Achtes Capitel.

---

Das war ein Schreck.

Sie waren noch in voller Thätigkeit, als ich zwar leise, aber doch mit etwas Geräusch eintrat. Das war ein Schreck! Charlotte flog in diese Ecke, Louison in jene und keine vermochte ein Wort zu sprechen. Kinderchen, sagte ich, seyd ruhig. Ein Mann wie ich ist kein Verräther und wenn ihr mir verspricht —.

Ach alles! alles! was sie wollen, riefen beide, wenn nur Vater und Mutter —.

Daß ich ein Narr wäre, den Alten zu sagen was ihnen nicht frommt. Nein Kinder, da bin ich anders. Freude ist das Ziel nach dem ich jage und Freude wohnt ja bei euch.

Mit diese Worte setzte ich mich zu Charlotten auf das große Bette. Mit niedergeschlagenen Augen duldete und erwiderte sie schüchtern meine Liebkosungen. Während sie mit einer Hand die Augen bedeckte, schreckte die andere vor der Berührung eines Gegenstandes bei mir zurück, der ihr fremd seyn mochte.

Mit neugierigen Blicken verschlang Louison die nie gesehene Scene und eine sanfte Ahnung mochte ihr sagen, wie glücklich ihre Schwester war.

Ach! seufzte Charlotte, ach — ach — ich sterbe — — und ihr schönes Auge brach.

Sie starb aber nicht. Das angenehmste Entzücken durchzuckte sie bald und ihre lebhafteste Freude bewies mir wie empfänglich sie war.

Jetzt komm du her, Louison, sprach ich, und zog die Glühende zu mir.

---

Sie hatte nicht umsonst zugehört. Gelehrig fügte sie sich meinem Willen und während sie empfand was ihre ältere Schwester so eben gesehen hatte, beschäftigte sich diese damit, ihr erstes Wechselspiel zu wiederholen.

---

## Neuntes Capitel.

~~~~~

Der Apfel fällt nicht weit vom
Stamm.

Eben war ich im Begriff, zu Pferde zu steigen um den Heimweg zu suchen, da kam der Pächter mit seiner Frau, einem runden, recht appetitlichen Weibchen.

Schnell erzählte ich den mich mit großen Augen Betrachtenden eine Geschichte, wie ich mich verirrt und hier nach dem Wege erkundigt hätte und sie nahmen keinen Anstand mir zu glauben.

Wenn der Herr heute noch in die Stadt will, meinte der Mann, so wird es spät werden.

Und naß, setzte die Frau hinzu, vielleicht auch. Es fängt schon an zu tröpfeln.

Sie hatte recht, ich sah daß mir ein Bad bevorstand.

Wenn Sie keine Eile haben, fuhr sie fort, so könnten Sie ja dem ausweichen. Wir haben Plah genug im Hause.

Ich besah mir die Einladerin noch einmal. Sie war gar nicht übel; ich blieb.

Während der Herr Gemal mein Pferd in den Stall zog und gehörig versorgte, trat ich mit ihr ins Zimmer. Es war schon ziemlich dunkel darin und — wer kann da sehen, wo er hinsaßt. Ich suchte nach — Gott weiß was — und fand einen Busen, der voll und rund war.

Mein Mann, flüsperte die Begriffene, schläft wie ein Murmelthier; wenn er Sie nur mit seinem Schnarchen nicht stören wird, es trennt uns nur eine Bretterwand.

Das war ein Avis au lecteur; ich wußte genug.

Als es so weit war, daß das eheliche Murmeltier schnarchte, öffnete ich ganz leise, leise die Thüre und husch, war Anna bei mir.

Ich zeigte ihr wer ich war und sie — war zufrieden.

Ach! seufzte sie Einmal über das andere, ach! das heiße ich doch noch — ach! ach!

Ich aber dachte, mich Charlottens und Louisens erinnernd: Hier sind die Kessel recht dicht beim Stamm gefallen, und freute mich dessen was der Zufall mir gab. Erst als der Morgen graute, streckte ich mich allein in Bette um noch ein Paar Stunden zu ruhen.

Zehntes Capitel.

~~~~~

Auf Leid folgt Freud.

Das Abenteuer hatte mir gefallen, die schmutze Pächterin theilte meine Meinung und so kam es daß sie mich seit der Zeit manchmal in meinem neuen Logis in der Straße Richelieu besuchte.

Ungefähr vierzehn Tage nach meinem Epargiertritt, trat sie eines Morgens bei mir ein; ihre verweinten Augen sagten mir im Voraus, was ihr berechter Mund nun referirte.

Ein Zufall, der Himmel weiß welcher, hatte den ehelichen Hörnerträger plötzlich ein unangenehmes Licht aufgedeckt. Es war ein Cramen vorgefallen, in welchem Frau Marthon — un-

---



freiwillig sich etwas verschonpt haben möchte und der Herr Gemal hatte sich eine kleine Satisfaction genommen.

Ach! fuhr sie fort, Sie glauben gar nicht, was es für ein häßlicher, abscheulicher Mann ist, wenn er einmal anfängt. Da hätte kein Bitten noch Witen; Charlotte und Louise haben es auch oft genug empfunden.

Wie, rief ich, auch die schon er nicht?

Keineswegs, oh! Sie sollten's nur wissen!

Ich wurde immer neugieriger; Frau Marton fuhr fort:

Ja denken Sie nur, als er mich mit Neben so gefargen hatte, ging er raus, mir abnete gleich nichts Gutes und ich hatte wohl Recht. Bald darauf kam er zurück, ein Büschelchen Rosenzweige in der Hand. Mir wurde kalt und warm, denn ich sah's ihm an den Augen

an was er vorhatte. Ich fiel ihm um den Hals, bat und weinte, versprach himmelhoch, aller alles war umsonst. Laß das nur, meinte er, das wird sich schon finden.

Nun, fand es sich denn?

Nich freilich! und wie? Er schloß die Thüre ab und nun mußte ich mich ausziehen.

Ganz und gar?

Nis auß Hemde. Als ich so vor ihm stand, es hätte einen Stein erbarmen können, da mußte ich auch dieß aufgeben und —

Und?

Nun — nun fing er an mit den grünen Augen mich so entschlich zu geißeln, daß mir Leben und Sehen verging.

Auf den — —

O, freilich, wo kann sonst hin. Ich weinte

und schiel; alles umsonst! Da ich mit den Händen mich zu bedecken suchte, band er mir die seil, legte mich quer über's Bett, und nun ging's erst recht los. Ach ich fühle noch jeden Streich.

Armes Weibchen, das ist ja entsetzlich, aber können wir da nicht helfen?

Ach, wenn Sie das könnten!

Es kommt auf einen Versuch an, erinnerte ich, und zog das arme Weibchen ins Cabinet. Der Herr Pächter hatte sein Strafsamt tüchtig verwaltet, das mußte man ihm lassen; er hatte sein Weibchen an einem gewissen Theile so rauh geschmielt, daß die Spuren sobald nicht weichen zu wollen schienen. Was war dabei zu machen! Die Stellung war so reizend, ich konnte nicht umhin — —

Ach! ach! rief sie, was machen Sie?

„Auf Leid folgt Freud“, „sagte ich und  
laß mich nicht stören.

O! O! Ja — Freude! stammelte sie und  
im Menschen zeigte, daß sie nicht heuchelte.

---

## Gilfres Capitel.

„Wo er das?“

„Ja! schien es, als wäre der heutige Tag zum  
Ersten bestimmt. Frau Marthon war kaum  
eine Stunde fort, da öffnete sich meine Thür

von neuem und ein allerliebsteß Mädchen von höchstens sechzehn Jahren trat herein.

Ich sprang auf und fixirte sie.

Um Verzeihung, stammelte sie erröthend, bin ich hier recht?

Gewiß nicht unrecht, schönes Kind, entgegnete ich, was ist denn ihr Begehr?

Ach, kispelte sie mit niedergeschlagenen Augen, ich habe das Unglück gehabt — —

Sie stotzte und vermochte nicht weiter zu reden.

Laßen sie Ruth, liebes Kind, sprach ich und führte sie zum Sopha, welches Unglück betraf Sie denn?

Ach, ach, stotterte sie, schon vorgestern —

Nun vorgestern?

Sollte ich einen kleinen Ring von meiner gütigen Frau zum Goldschmidt tragen und da —

Hast du ihn verloren?

Ja nun, verloren gerade nicht, aber doch ist er mir fort.

Wie ging denn das zu?

Ja sehen Sie, ich habe die fatale Gewohnheit, daß ich manchmal etwas in den Mund nehme: und wie ich nun den Ring so im Munde hatte, da begegnete mir eine Bekannte; ich fange an zu sprechen und — oh! ich's mir versehe, husch, war er hinter.

Der Ring?

Ja freilich. Nun wollte ich Sie bitten, da Sie doch so ein geschickter Herr Doktor seyn sollen, mir was zu brauchen —

Daß der Ring wiederkehrt?

Ja wenn Sie wollen so gütig seyn.

Das Mädchen war hübsch, aber entweder sehr eifrig oder sehr verschmüht. Im ersten Falle

sag eine Verwechslung meiner Person zum Grunde, im zweiten — je nun, mochte es seyn, wie ihm wolle; ein kluger Mann nimmt mit, was ihm in den Weg kommt und — ich hatte eben Lust den Doctor zu machen.

Wenn ich helfen soll, liebes Kind, sagte ich, so mußt du thun, was ich dir gebiete.

Ich von Herzen gern, erwiderte sie, und ich verschloß die Thüre.

In ihrem Benehmen sah ich, daß sie mich mit dem Ringe nicht belogen hatte.

Sie zitterte wie ein Läubchen, ich dachte aber, Läubchen müssen gepflückt werden.

Bald stand das kleine Ding im Coslüm der Grazia vor mir.

Setz lege dich hierher, sagte ich, wir wollen einmal untersuchen.

Sie gehorchte.

„Ach! Ach! jeuszte sie, nicht so tief, eh! —

Laß nur, entgegnete ich, ich werde ihn bald haben.

„Ja — Haben — Sie — ihn — ach! ach! e neh — eh — eh — eh! — —

Ich zog mich, befreit von meiner Untersuchung, zurück, und ließ einen Ring auf den Boden fallen.

„Ist er das?“ fragte ich nun die Kleine und lächelnd in Schmerz und Laß, meinte sie: „Ach nein, aber er ist eben so gut.“

„Nun, wenn nur das ist, fuhr ich fort, so läßt du mich wohl noch einmal untersuchen?“

„Von Herzen gern, so oft Sie wollen, erlaubte sie und hielt Wort.“

Noch oft nachher fand sie sich ein und wenn ich sie an die Geschichte mit dem Ringe erinnerte



meinte sie immer: Ja, das ist wahr, untersucht  
haben Sie, daß es eine Art hatte.

---

## Zwölftes Capitel.

~~~~~

Wie man sich irren kann!

Das Fest des heiligen Dionysius, des Schutz-
patrons von *** , fiel ein und alles rüstete sich,
es würdig zu begehen. Besonders ließen es sich
die Weiberchen angelegen seyn, dem Heiligen ihre
Ehrerbietung zu bezeigen. Denn wie die Legende

— 27 —
sah, wie der arme Mann bei seinen Bezeiten
an ein eifriger Fetter der Schönen, vorzüglich
in Hülen, wo sie über ihre Männer zu klagen
hatten.

Ich war nach M — geritten, um diesen Tag
hervorzubringen.

Eine große Menge Menschen aus der Nachbarn-
schaft hatte sich eingefunden und das Wirthshaus
war gefüllt voll. Nur mit Mühe gelang es
mir noch, ein Unterkommen zu erhalten. Ich
ankerte mich den Tag über köstlich unter der
Haft schwarzer Schönen, die der Heilige hier
versammelt hatte. Dennoch wollte sich keine Ge-
legenheit ergeben, wie ich sie wünschte: überall
saßen Menschen und kein Winkeln war frei.

Das machte mich fast vertriebt, doch hoffte
ich auf die Nacht.

Sie kam und ich lag an, mich umzusehen.

Unter den Anwesenden war ein Schulmeister aus einem benachbarten Dorfe da, dessen Frau zum Küssen war.

Sie war jung, frisch, voll und blühend wie das Leben; er alt, dürr, grämlich wie der Tod.

Als es zehn Uhr schlug, bemerkte ich, daß sie sich zur Ruhe auf ihr Zimmer begab, der Herr Gemal blieb noch in der Birtshofe und unterhielt sich mit einigen Herren Gaezen über Gott weiß was.

Es kommt auf einen Versuch an, dachte ich, und schlich nach einem halben Stündchen dem hübschen Weibchen nach.

Das Glück war mir günstig. Sie lag schon im Bette und schlief, daß es eine Ort hatte, als ich leise die unverschlossene Thür öffnete.

Ein Nachtsicht brannte auf dem Tisch und mir ward ein Anblick zum Entzücken. Pauline

lag in der reizendsten aller Stellungen da, die Decke war ihr ungetreu geworden, ich brauchte nicht viel wegzuschieben, um die köstlichste Aussicht zu erhalten.

Gewiß hatte sie unter angenehmen Ideen die Augen geschlossen: ihre ganze Stellung verrieth es. Der Busen war blos: die Schenkel geöffnet und etwas in die Höhe gezogen, die eine Hand lag unter dem niedlichen Haupte, die andere rechte an dem angenehmsten aller Orte und fast schien es, als habe nur der Schlaf ein süßes Spiel unterbrochen.

Ich bedachte mich nicht lange. Das Licht wurde ausgelöscht und leise, leise legte ich mich zu der schönen Schläferin.

Sie mochte glauben, es sey ihr trockner Gesäße und rückte halbträumend zu.

Daß ich den Wahn benutzte, läßt sich denken.

Ich nahm die ihm zugehörnde Stelle ein und Pauline fügte sich willig.

Jacob! Jacob! kloppte sie, o Himmel! wie bißt du heute?

Ich ließ mich nicht hören.

Ach! ach! dir ha — hat gewiß der heilige Di —
o — o — nys gehol — ach! ach! — hoffest; oh —
oh be — besser, lie — lieber Ma — Mann! —

Man sieht, Paulinchen war eine Wundergläubige und ich ließ sie dabei. Als ich sie am andern Morgen im Garten traf, sagte ich ihr bloß: Wie man sich irren kann! und das schaltlose Weibchen mochte wohl nach meiner Entfernung und dem Einrücken ihres Jacobs gemerkt haben, daß sie dem heiligen Dionys zu viel Ehre angethan hatte. Sie sah mich lächelnd an und meinte: "Wenn sie das noch einmal probiren, so werde ich böse."

Dreizehntes Capitel.

~~~~~

Ob sie es wurde?

Daß sie ich gesagt seyn und machte eine Tour in die Umgegend.

Nate bei M... ist ein angenehmes Hölzchen, in dem ein einsames Kapellchen liegt.

Sie war verschlossen; das winkte mich.

Wuthlos kletterte ich an den Fenstern hinauf und sah — und sah —

Ein frommer Bruder von Orden des heiligen Franz hatte so eben eine Sünderin im Gebet.

Weiß der Himmel, was das arme Weibchen mochte verbrochen haben, der Ordensmann zürnte gewaltig.

Wenn ich dich absolviren soll, sprach er, so mußt du büßen.

Gern mein Vater, entgegnete die Thöne, und der Beichtiger machte Anstalt.

Ich sah wie er eine Disciplin hervorholte; das liebe Geschöpf beugte bei dem Klabauter oder es, half nichts. Mit zitternden Händen mußte sie die Nöcke aufheben, dann ließ er sie niederknien.

Sie gehorchte. Wie habe ich schöner gerundete Thelle gesehen, als bei diesem armen Wesen. Der Sohn des Heiligen von Aßisi schwänzte aber keinen Sinn dafür zu haben. Nachdem die Büßlerin ihre Stellung eingenommen, züchtigte er sie so unbarbarisch, daß mir Hören und Sehen verging.

Mit einer unbeschreiblichen Ergebung trug die Kette ihr Geschick. Sie klagte nicht, nur leise

Erstarrten entzuckten ihren Lippen und die Bückungen ihres Körpers schienen an ihrer Anmuth mehr unwillkürlich als vom Gefühl des Schmerzes erregt.

Endlich hörte der Peiniger auf. Die Bürgerin erhob sich und nun änderte sich die Scene auf einmal.

Aus dem strengen Richter wurde ein gesälliger Liebhaber und ich hatte die Gelegenheit, zu sehen, wie der fromme Bruder verstand, Gebeugte zu trösten. Sollte erst die Schöne unter seinen Streichen gezittert, so zitterte sie jetzt unter seinen Umarmungen und in der That, er schien der Mann zu seyn, auch die Entschlossenste außer Fassung zu bringen.

Denn ich fand ich das Däubchen hierin mit eben dem herrlichen Muth, wie in der vorigen Strafe und ich hatte das Vergnügen zu sehen, wie ihre



Bewegungen jetzt nicht minder reizend und feurig waren.

Als ich nach M... zurückkam, war es mir doppelt angenehm, Paulinen allein in einer Laube zu finden.

Ich erzählte ihr, was ich gesehen, und, um ihr die Sache recht zu verdeutlichen, ließ ich sie die Stellung annehmen, welche die hübsche Büßerin bei des Franziskaners Trübsungen hatte.

Ob sie böse wurde? höre ich fragen. Das weiß ich nicht, wohl aber soviel, daß sie einmal über das andere versicherte, ich wäre ein Schelm und verstände es vortreflich, etwas recht deutlich zu zeigen.

## Vierzehntes Capitel.

~~~~~

Wie? und wie viel?

Bald nach diesem Wtscher rief mich der Wille meines Oheims aus der Hauptstadt auf sein altes Schloß.

Anfänglich wollte mir diese Veränderung gar nicht gefallen, da ich aber nach und nach die Erfahrung machte, daß es fünfzig Stunden von Paris gerade so zugeht, wie eine Stunde davon, so tröstete ich mich und bestand noch manches hübsche Abenteuer.

Endlich hielt es meine Familie für Zeit, daß ich gesetzt würde, d. h. daß ich eine Frau nehme und ich gehorchte.

Rosalie, die Tochter eines benachbarten Gutsbefizers bestieg mit mir den Torus, und als am Morgen nach der ersten Nacht eine Freundin sie fragte: „wie? und wie viel?“ erwiderte sie mit zufriedener Miene: Ein Duzend weniger eins und ganz superb! —

Konnte ich ein schöneres Lob ərndten? Rosalie war aber auch dankbar. Da gab es keine Art und Weise, die wir nicht probirt hätten und immer sagte sie: Nein, das muß man dir lassen, ein Mann bist du, wie man sich ihn nur wünschen kann.

II.

M a r i e.



Erstes Capitel.

~~~~~

Ich hatte eben mein funfzehntes Jahr vollendet, als mir der Tod, schnell nach einander, meine Aeltern nahm. Mein Vater war ein wohlhabender Landmann in der Picardie gewesen, und meine Mutter die Tochter eines angesehenen Bürgers in \*\*\*; deren jüngere Schwester im Claren Kloster daselbst als Nonne lebte.

Da mir, nach dem Hintritt meiner Aeltern, kein anderer Zufluchtsort in der Welt blieb, denn

Ich war Gefühlskranke, so nahm mich Meate, so war der Name meiner Wunde, zu sich mit, seine meinend wie sie war, ward ich bald überreitet, gleich ihr der Welt und ihren Heuten Halet zu folgen, und mich ganz dem Klosterstande zu widmen.

Mein Entschluß, den meine Haarschneiderei mich nehmen ließ, ward im Kloster mit den größten Lobpreisungen aufgenommen und — so sehr es, daß man nur wünschte, mein Gebe so eher je lieber zu haben, oder war es seiner Eifer für das vernachlässigte Wohl meiner Töchter, — denn es war noch kein Jahr vergangen, so bedachte mich der Schmerz und ein starker Grollte schied mich auf immer von der Welt.

Die Stimme der Natur überläßt aber kein Schmerz und auch unter dem höchsten Schmerz wegen Lähmung. Dies sollte ich bald erfahren lernen und so mir selbst erfahren.

---



## Zweites Capitel.

\*\*\*\*\*

Die alte Priorin, welche bisher dem Jüngling frauenzwinger vorstand, in welchem auch ich gefangen war, starb, und an ihre Stelle trat, aus einem andern Kloster, eine andere, welche ganz anders war, als die vorige, Statt, wie ihre Vorgängerin, die armen Nonnen mit Beten, Fasten und Aufübungen zu ermüden, suchte sie alles hervor, was nur irgend Heiterkeit verbreiten konnte, und, mochten die alten Schwestern die Köpfe schütteln und die Augen verdrehen, so viel sie wollten, bald war unser einsames Stift ein Aufenthalt freundlicher Ergözung und munterer Unterhaltung, versetzt sich unter uns, denn jedem

fremden, vorzüglich männlichen Fuß war und blieb unser Thor verschlossen.

Mit geliebtem Leben außerordentlich, obgleich ich noch nicht wußte, welche Annehmlichkeiten es alles umschloß.

Ein Ereigniß verschaffte mir endlich Licht.

So sanft auch Jideseuse, so war der Name unserer Vorsteherin, die Häuptin ihres Regiments hieß, so streng konnte sie auch seyn, wenn sich Ungehörliches ereignete.

Dies war der Fall mit einer jungen Salonschwester, Jovine mit Namen, einer jungen hübschen Landmännin von mir, die sich einst so weit vergessen hatte, daß sie sich mit einem jungen Militär in ein Einverständnis einließ, das der Feindin verrathen wurde und auch in der Stadt nicht ganz unbemerkt blieb.

Jideseuse hatte eben die unangenehme Nach-

nicht erhalten, als mich ein Geschäft auf ihr Zimmer führte. Mit einem forschenden Blick betrachtete sie mich eine Weile, dann winkte sie mich näher, und mit einer Art, die ihr mein ganzes Herz gewonnen hätte, wäre es nicht schon ihr gewesen, fragte sie mich: „Marie, kannst du schweigen?“

Wie das Geüb, erwiderte ich und legte beschwerend die Hand auf die Brust.

Nun gut, fuhr sie fort, ich werde schon.

Sie theilte mir nun die Geschichte mit Florinen mit und sagte dann: Du siehst wohl, eine Lösung muß fern. Ich könnte den Convent zusammen kommen lassen, und sie würde dann im Refectorium gestraft, aber ich liebe das nicht und mache so wohl lieber in der Stille ab. Geh deswegen und bringe mir eine tüchtige Ruthe und rufe dann die unwillige Florine her.

Ob ich Theresen garß an und wußte nicht  
was ich thun sollte.

Geß, geß! Lebet Idd und folge, sagte sie,  
wer so alldu! Ich, ich entapen zu lassen, läßt  
mit Nacht.

Ob glog uns, mich beuerte aber die arme  
Theres im vrand.

Nach hat ich mit dem Verlangten herein; auch  
Theres erdort. Theres'se nahm das kleine  
Werkzeug, legte es in eine Schüssel mit Wasser,  
und lag nun an der weinenden und blutenden  
Stirn des Idd stüßig zu lesen.

Wie wurde bald, denn ich mußte auf ihren  
Nacht zu stellen, steht leich. Theres'se's  
Berkunft sollte aber einen wahren Triumph.  
Sie sprach so überzeugend, daß bald, nicht allein  
ich, sondern auch Theres überzeugt war, es könne  
ich, was geschehen solle, so sehr zu ihrem Heil,

daß die Keme kaum den Augenblick erwarten konnte, wo die Buße anfing.

---

### Drittes Capitel.

---

Er kam endlich. Mdesonse hatte ihren Sermon geendet und befahl mir nun die hübsche Sündlerin in Stand zusehen.

Mit einem eignen Gefühl geheimer, noch nie gekannter Lust, vollzog ich meinen Auftrag: Bald stand die reizende Picardie nur noch mit dem Hemde verhüllt vor uns und auch dieses mußte auf Mdesonsens Befehl fallen.

---

Als das angenehme Geschöpf so aller Hülsen beraubt im natürlichsten und schönsten Schmuck vor uns stand, durchströmte mich ein ungekanntes Feuer. Auch Irefonse schien mein Gefühl zu theilen. Mit blickenden Augen betrachtete sie das reizende Mädchen und ihre Hand konnte sich nicht enthalten, sie an verschiedenen Theilen zu streicheln. Bald aber besann sie sich, langte nach dem Werkzeug der Strafe und ließ Thoringen niederstrecken.

Die Krone gehorchte, und gleich als habe das Gefühl ihrer so natürlichen Schuld jedes andere bei ihr unterdrückt, gab sie mit einer Resignation und Grazie, sich den Streichen Irefonsens hin, die mit jedem Augenblicke sich verdoppelten und nicht eher nachließen bis alles, alles, was kurz vorher dem reinsten Alabaster an Weiße beschümte, höher glühte, wie das feurigste Morgenroth.

Mir wurde immer unbeschreiblicher zu Muth und der aufmerksamen Ildesonse entging mein Zustand nicht.

Noch in einer Hand das Werkzeug haltend, welches Florinen manches leise Ach! entlockt hatte, trat sie zu mir und sagte:

Was meinst du Marie, würde eine kleine Sucht dir nicht auch gut seyn?

Ich zitterte wie ein Espenlaub und vermochte nichts zu erwidern.

Gewiß, gewiß, fuhr die Priorin fort, wir wollen doch einmal einen Versuch machen.

Sie winkte jetzt Florinen und diese, sich erhebend, bemächtigte sich, mir jetzt denselben Dienst zu erweisen, den ich ihr vor kurzem erzeigte.

Bald stand ich, gleich ihr, alles äußern Schmuckes beraubt da und Ildesonse befahl mir mich vor ihr niederzulassen.

Sie lag auf einem Ruhebette und mein Kopf ruhte in ihrem Schoße.

Anfänglich bediente sie sich bloß der Hand und streichelte und klopfte mehr als sie schlug, meine Hintertheile; bald aber langte sie das hiesige Dugwerkzeug und fing an mich damit zu kitzeln.

So groß meine Angst gewesen war, so sehr minderte sie sich jetzt, da diese Operation mir gar keinen Schmerz, im Gegentheil ein recht angenehmes Gefühl bereitete.

Ich empfand, wiewohl nur unvollkommen, in diesem Augenblicke zum erstenmal in meinem Leben die Fähigkeit des Ueberfließens der Natur, und weder Idiosynkrasien noch Morbus entging die sanfte Bedung, die mich durchzuckte.

Die Priesterin ließ uns jetzt wieder ankleiden und gebot uns auf unsere Betten zu gehen.

---



## Viertes Capitel.

Es war Abend, die letzte Hora gesungen und Alles im Kloster bereitete sich zur Ruhe. Nur auf meine Augen wollte sie sich nicht senken und meine in Bewegung gesetzte Phantasie spiegelte mir tausend verworrene Bilder vor.

Ich ging umher, ich setzte mich, ich legte mich, ich stand wieder auf, überall umschwebte mich die Erinnerung der heutigen Scene und von Minute zu Minute erhitzte sich mein Blut mehr.

Immer sah ich Florinen, wie sie in der reizendsten aller Stellungen, mit einem Gesicht, auf dem der Schmerz und ein Zug geheimer Luß im lieblichsten Verein waren, sich dem Willen Hedenfens fügte; die sanften Bewegungen ihres

schönen Körpers während des ganzen Actus, ihre bald erhabenen, bald gesenkten, in weichen Thänen schwimmenden Augen, das unruhige Wollen des weißen, vollen Busens, alles, alles, stand vor meinen Blicken! Malte sich meine Phantasie vollends das schöne, allmätige Erdröthen ihrer von Uebefossen gezüchtigten Theile, das Sitteln derselben, unter den Berührungen der Ruthe, — — — — dann stieg die Walsung meines Bluts bis zum Siedepunkt und von einem Schonen, dessen Zweck und Ziel mir noch fremd war, floßte mein Athem. Spät erst senkte ich der Schummer auf meine Augenlider; was die Einbildungskraft mir im Wachen vorgespielt hatte, setzte ein lebhafter Traum fort und Natur und Gefühl hatten mich eben dem Tausch genähert wo eine süße, unbewußte Erleichterung mir werden wollte: da küßte ich ein

nen warmen, glühenden Kuß und ein milder Athem wehte mich an.

Mehr überrascht als erschrocken öffnete ich meine Augen. Bei dem hellen Licht des Mondes erkannte ich Ildesonsen. In einem leichten Negligée hatte sie sich über mich weggebogen und während sie mit der Hand die Locken von der Stirne wegstrich, bedeckte ihr Mund mich mit den küsternsten Küßen.

Ein Ach! entfloß meinen Lippen: sie schloß mich von neuem in ihre Arme und, indem sie mir mit leiser Stimme gebot zu zurücken, streckte sie sich neben mir auf mein einsames Lager: — —

— — — — —  
Arm in Arm, eng umschlossen, fand und noch der Morgen, von diesem Tage an vergingen wenig Nächte, wo nicht Ildesonsen ihre Besuche bei mir fortsetzte.

Wald war ich in alle die kleinen Kunstgriffe und Fertigkeiten eingeweiht, welche so oft und armen eingeschlossenen Mädchen, als Ersatz größerer Entzückungen dienen müssen, welche die Welt ihren Kindern gewährt und ich muß meiner Beherren die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie keine Mühe sparte, mich gehörig zu unterrichten.

## Fünftes Capitel.

~~~~~

Idefonse war eins der schönsten weiblichen Wesen, die ich je gesehen. Ein stolzer junonischer Busch; Augen zum verbrennen, ein Busen, dessen Elasticität nichts übertraf, und ein Bau der Glieder, welche die Sitte geheim zu halten gebietet, den keines Künstlers Meisterhand vollkommener bilden konnte.

Ein halbes Jahr mochte so seit meiner zärtlichen Verbindung mit ihr, vergangen seyn, da ereignete sich eine Begebenheit, die ich nie vergessen werde.

Der Prior eines benachbarten Franziskaner Klosters, dessen Oberaufsicht unser Mädchen zwin-

ger übergeben war, kam plötzlich zu uns um Revision zu halten.

Es war ein alter, griechgrämiger, strenger Mann, der läßt allen irdischen Wünschen abgestorben war.

Ich weiß nicht, welcher Unglücksfester ihm die jetzige muntere Lebensart bei uns mochte verratthen haben; genug, sein Erscheinen glich dem eines großen Gewitters. Mit zornigen Blicken und Worten ließ er Idesonsen an, und indem er mit den größten Schmähungen die Arme überhäufte, dictirte er ihr eine Pönitenz zur Büßung ihrer Vergehen vor, die er auch auf der Stelle ausführen ließ, und zwar auf eine Art, die der armen Priorin noch mehr schmerzen mußte. Drei der ältesten Schwestern unseres Hauses nämlich mußten in seinem und aller andern Nonnen Beiseyn Idesonsen bestrafen.

Meine Tante war mit unter den Peinigerinnen. Wir andern sollten ein Beispiel an diesem Exempel nehmen.

Als der ganze Convent im großen Refectorium versammelt war, hielt der strenge Priester eine lange vermahrende Rede und wie sie geendet war, winkte er mir und Florinen, als den beiden jüngsten und gab uns den Befehl die Büsserin zu bereiten.

Skaum hatten wir den Befehl vollzogen und die Arme entblößt, so winkte er den drei Harpyen und mit einer Begierde, die ihrer Fühllosigkeit gleich kam, stürzten sie auf ihre Beute los.

Bald war unter den Streichen ihrer Geißeln Tibefonsens schönes, volles Fleisch geröthet, bald rann das Blut auf allen Puncten herab, nun erst als die Gemarterte, überwältigt vom Schmerz, den sie bisher mit edler Standhaftigkeit

unterdrückt hatte, ohnmächtig hinsank, gebot der mitleidlose Priester Halt!

Florine und ich mußten nun der Wüßerin weichen. Als sie zur Befinnung wiederkehrte, und die Schaar der übrigen Schwestern sich entfernt hatte, zog Ignaz, so war der Name des Tragiöleners, einen Gürtel unter seiner Kutte hervor, und ließ mich meiner Tante ihn anzulegen.

Er bestand aus einem künstlichen Geflecht von feinem Silberdraht, das um den Unterleib gelegt und hinten verschlossen, jede wollüstige Berührung an einem gewissen Orte unmöglich machte, und so als ein sicherer Keuschheitswächter diente.

Das Schlüsselchen dazu händigte er meiner Tante ein und nachdem dieß geschehen, entfernte er sich, mit dem traurigen Versprechen, bald wiederzukommen und wieder Untersuchung zu halten.

Sechstes Capitel.

~~~~~

Von diesem Tage an war Ildesonse wie verwandelt. Ihre Munterkeit war fort und ihr Blick schwamm fast stets in Thränen.

Ach! wie viel Mühe gab ich mir die Arme in manchen einsamen Stunden zu trösten. Aber immer vergebens! Der unglückliche Gürtel vereitelte jede Bemühung und die Entzückungen, die sie mir noch allein machen konnte, waren das einzige halbe Vergnügen, welches Ildesonse jetzt noch blühte.

Einige Monate mochte dies gedauert haben, da trat sie einmal in meine Zelle; ihre Augen funkelten und mit einer Heftigkeit, die von der lebhaftesten innern Bewegung zeigte, fragte sie mich: Hast du Muth Maria mir zu folgen?

Ich erwiderte so wie sie es nur wünschen konnte.

Wohlan, fuhr sie fort, so nimm und kleide dich an!

Damit reichte sie mir ein Päckchen mit Kleidungsstücken hin und sprach: den Druck und die Entsagung ertrage ich hier nicht länger. Ich will dich und mich retten und in die Welt zurückführen, die ich nur gezwungen, du nur ohne sie zu kennen, durch falsche Vorpiegelungen verleitet, verlassen.

Sie hatte, während sie dies sprach, ihre Ordensstracht abgeworfen und indem sie den fatalen Gürtel des Franziskaners mit einer Scheere durchschnitt, warf sie ihn hin und rief:

Da ruhe zum Andenken und zum Hohn der Reineren, die, selbst ohne Gefühl, süßlos gegen Andere sind.

Bald stand sie als Mann gekleidet vor mir und auch mir half sie zu einer ähnlichen Metamorphose. Es waren die Anzüge von ein Paar Landleuten, welche uns jetzt deckten und ich muß gestehen, Idelfonse wie ich, nahmen uns ganz allerliebste darin an.

Eine Strickleiter brachte uns über die Klostermauern hinweg und wie ein Paar verschüchterte Rehe eilten wir von der Landstraße ab einem seitwärtsliegenden Holze zu, dessen Dunkel uns Schutz vor etwaigen Verfolgungen versprach.

So liefen wir bis Tagesanbruch wo wir ein Dorf in der Nähe von \*\*\* erreichten und fürs erste Halt zu machen, beschloßen.

Hier erst entdeckte mir Idelfonse ihren Plan, sie wollte in die Hauptstadt gehen und dort fürs erste von dem mitgenommenen kleinen Schatz leben, bis sich ein weiteres Unterkommen zeigte

Sie wies mir dabei ihre Baarschaft, die in ungefähr zwanzig Louisd'oren bestand, mir aber so groß vorkam, daß ich glaubte es könne uns niemals fehlen.

Daß sie mich zur ihrer Begleiterin auf ihrer Flucht erwähnte, geschah aus wahrer Anhänglichkeit für mich und tausend Beweise von Bärtlichkeit, die sie mir fortwährend gab, bestätigten dies.

Nachdem wir uns ein wenig erquicht hatten, setzten wir unsern Marsch fort und noch ehe die Sonne wieder sank, waren wir vor den Thoren von \*\*\*.

Udeseuse, die sich jetzt Pierre nannte, so wie ich mich Louis, suchte hier ein Unterkommen in einem Privathause, weil sie meinte, es sei aller Nachfragen wegen besser für uns, als in einem Gasthose zu bleiben. Bald war ein solches ge-

funden und unsre Wirthin, die Wittwe eines ehrsamten Handwerkers, nahm uns mit viel Gefälligkeit auf.

---

## Siebentes Capitel.

---

Madame Jacquin, so hieß sie, war eine Frau noch in den besten Jahren, d. h. so an die vierzig, von muntern, lebhaftem Temperament und recht hübschen Ansehen.

Mit vieler Geschwähigkeit erzählte sie uns gleich in den ersten Stunden unserer Bekanntschaft, daß ihr lieber verstorbener Mann ein ar-

ger Schwächer gewesen wäre, und daß sie zwanzig langweilige Jahre an seiner Seite verlebt hätte.

Dabei zeigte sie durch Blick und Gebärde, daß sie gar keine Feindin von einer zärtlichen Unterhaltung sey, und pries in einem weg das Vergnügen, welches es ihr mache, zwei so hübsche junge Leutchen, wie wir, unter ihrem Dache zu sehen.

Diesem, die die Welt und ihr Geschlecht besser kannte, wie ich, merkte bald wohin das zielt und als die geschäftige Frau Jacquin heraus ging, noch der Küche zu sehen, theilte sie mir ihre Befürchtung mit, doch meinte sie auch, es würde sich wohl machen, eine so lebenslustige Frau wie unsere Wirtzin, würde schon Etwas versprechen, es käme nur darauf an, ihr das was wäre und seyn könnte, in einem annehmlichen Lichte darzustellen.

Idefonse hatte Macht und der Erfolg beschäftigte  
es.

Als wir räumlich alle drei zusammen gespeißt hatten, wobei es recht munter herging und Idefonse manchen Schwank erzählte, der der kleinen Wirthin gar wohl behagte, und sie immer begieriger machte, brachte sie endlich ein Spiel im Vorschlag wobei tapfer geküßt werden mußte.

Das war Frau Jacquin eben recht und sie wurde zuletzt so ausgelassen wie — eine Nonne.

Jetzt glaubte Idefonse es sei Zeit mit ihrer Entdeckung hervorzutreten. Schon vorher hatte sie durch allerlei Händchen, die das Bzgenügen schilberten, welches auch Frauenzimmer untereinander haben können, die Wittve vorbereitet und ihre Gesinnung erforscht, die ganz so war wie wir sie nur wünschen konnten. Jetzt that sie dem Vorschlag, ob wir uns nicht alle drei für heute

Nacht zusammenbetten wollten, aber ganz so wie wir aus den Gärten der Natur gekommen wären.

Bum Tschin schloßte sich Frau Jaquin noch ein wenig, bald aber ergab sie sich unserm Liebesgehe und es ward beschlossen, daß kein Augenblick verlieren werden sollte.

Unter den lustigen Chören sang jetzt Ikeserise an die Kammerjungfer der Wittwe zu machen, und ehe drei Minuten vergingen, stand Katame, nur noch vom Hemde verhüllt, vor uns.

Die Frau war wahrhaftig gar nicht übel und die lyyige Hülle ihres Körpers recht zur Lust geeignet. Jetzt kam die Weib an mich. Welche Augen machte die Wittwe als sie an meinem hervergeuckenden Bufen mein Gesicht erkannte! Rast wäre sie unbekannt geworden, meine und Ikeserises Klattereien hinteren aber bald ihre Etten wieder auf und sie warnte zuletzt so eine



stimmig mit uns, daß als sich ihr später bei Besonnen dasselbe zeigte, sie recht munter darüber scherzte und meinte:

Nun so wollen wir doch sehen, was wir drei Weiberchen mit einander machen werden.

Das zeigte sich bald. Die anfängliche Scheu wich der innigsten Vertraulichkeit; das Vergnügen zog triumphirend bei uns ein.

## Neues Capitel.

\*\*\*\*\*

Es ist schon vier und zwanzig Tögen, Madame Jacquemé hatte erklärt, daß wir noch einen Tag hier zu verweilen beschließen und wie der Vertrag, verging auch dieser unter gegenseitigen Scherzen.

Als wir uns endlich von ihr trennten, geschah es nur unter dem Versprechen nicht bald wieder einmal bei ihr einzufahren und sie gab uns noch eine Adresse an ihre Schwester in Paris mit, die jetzt als Vermietherin von *chambres garnies* ein reichliches Aufkommen fand.

— 79 —

## Neuntes Capitel.

Madame Doren, so war ihr Name, nahm uns bei unserer Ankunft in der Hauptstadt mit eben so viel Artigkeit als Wohlwollen auf.

Sie war wenige Jahre älter als ihre Schwester in der Provinz, dabei eine strenge Devote, nichts defekteren aber, wie die Folge zeigte, eben so gut von Fleisch und Blut wie alle Andern.

Madame und ich hatten uns im Hause der Madame Jacquin mit weiblicher Kleidung, wie sie für ein Frauenzimmer von Welt passte, versehen, und da wir so unter einem unserm Aeußern vortheilhaften Hülle erschienen, so konnte es nicht fehlen, daß wir beide bald Aufträge erhielten, die eben so lucrativ als zur Freude einladend waren.

Misfense gab mir dabei manche sehr nützliche  
Anweisung wie ich mich in einem Leben, welches  
ich noch so wenig kannte, zu erhalten hätte.

In unserem Hause, das heißt in dem der Mar-  
tine Lacro, bei der wir wohnten, logirte ein  
französischer Herr vom Stande, der wie mir nicht  
auswies, seine Aufmerksamkeit auf mich richtete.

Monsieur de Sponteau war einer jener alten  
Schinken bei denen der Flug der Jahre mehr die  
Kraft als den Willen zu Amor's Spielen brach-  
ten, und kam es, nach dem Entschwert zu  
sagen, gleich wie den alten Spielern, die, wenn  
es nicht mehr gehen konnte, doch noch gera-  
then.

Durch Madame Lacro erfuhr ich seine Wün-  
sche und diese strebte wie Misfense neben mir  
den Versuchung nicht abzuweichen.

Doch meinte Misfense, es sey schade, daß

ein so alter Sünner eine Blume zum erstenmale  
küssen sollte, die wohl eines bessern Ritters  
werth wäre, indeß — — —

Die Sache kam also zu Stande und der Tag  
wurde bestimmt.

## Zehntes Capitel.

~~~~~

Gegen Abend führte mich Madame Laçon mei-
nem Verehrer zu.

Er lag im Schlafrock auf einem eleganten Di-
van und, nachdem meine Führerin wieder abge-

treten war und ich auf sein Geheiß die Thüre verschlossen hatte, bat er mich näher zutreten.

Nicht ohne Schüchternheit gehorchte ich. So sehr ich auch schon an eine vertrauliche Annäherung mit Personen meines Geschlechts gewöhnt war, so fremd war mir doch noch die Nähe eines Mannes.

Meine jungfräuliche Zaghaftigkeit schien dem alten Tüßling zu erfreuen und er wurde nur um so begieriger.

Mit Vergnügen blühenden Augen fing er an meine Toilette zu machen, und so sehr ich auch bat, ja selbst weinte, so stand ich doch bald ganz enthüllt vor ihm.

Anadromene! rief er entzückt bei diesem Anblick aus und seine geschäftigen Hände streichelten und beschützten mich auf allen Seiten. Bald knipp er mich hier, bald da, bald küßte er diesen

Thell, bald jenen; zuletzt drückte er seinen Mund auf meinem Busen und erregte mir mit der Hand ein Vergnügen, ähnlich dem, welches mir Ildesfonse so oft bereitet hatte.

Meine Lebhaftigkeit freute ihn ungemein und er beschloß nunmehr auch seiner Seite sich dem Tempel der Lust zu nähern. Das ging aber ein wenig langweilig mit dem alten Herrn. So viel Mühe er sich auch gab, immer wollte es nicht werden und außs äußerste erschauert hat er mich endlich um Hülfe.

Ich verstand ihn nicht, wurde aber bald belehrt.

In einem zierlichen Toiletten Tischen lag eine Ruthe. Er gab sie mir in die Hand mit der Anweisung Gebrauch davon zu machen. Durch meine Freundin Ildesfonse hatte ich schon gehört wie abgelebte Büßlinge dies Mittel anzuwenden lassen um ihre abgespannten Lebensgeißen

zu ermuntern, und ich zögerte nicht seine Wünsche zu erfüllen.

Wir lag jetzt doppelt daran, daß das Mittel den Zweck bei ihm nicht verfehlen mögte, denn zu sehr war durch seine Liebflosungen bei mir das Verlangen erwacht. Es trog auch nicht, so wenig sich vorher eine Spur von Kraft bei ihm zeigen wollte, so schnell wurde sie jetzt sichtbar.

Während er vor mir stand und von meiner Hand erhielt, was eigentlich nur für Unfolgsame bestimmt ist, erstaunte ich ordentlich über die Wirkung, die ich hervorbrachte. Anfänglich hatte ich nur ganz schüchtern und leise das Mittel angewendet, allein da ich sah, wie es nicht allein so vortreflich wirkte, sondern ihm auch mehr Vergnügen wie Schmerz zu bereiten schien, da wendete ich mehr Kraft an und als die ersten Tropfen Blut hervortrangen, hatte ich meinen schwäch-

lichen Knecht in einem tapfern Streiter umgewandelt.

Nicht zögerte er nicht länger sich seiner Kraft zu bedienen.

Mit einem Feuer, das dem Jüngsten Ehre würde gemacht haben, zog er mich zum Divan hin. Nicht lange, so empfand ich zum erstenmale den Schmerz und die Lust einer völligen Ergebung.

Meine Vermächte indeß sein bester Wille nicht und reichlich belohnet, aber mehr ermuntert als zufrieden gestellt, verließ ich ihn, um mich zu Madame Laren zu begeben, bei welcher ich Unterkunft zu finden hoffte.

Eilftes Capitel.



Vermuthlich war ich hier so bald nicht erwartet worden, denn als ich mich ihrem Cabinet näherte, vernahm ich darin ein Geräusch, welches meine ganze Aufmerksamkeit fesselte.

Behutiam näherte ich mich und sah — und sah — Madame Bacon hatte Gesellschaft. Ein junger ruhiger Dragoner demonfirte ihr eben ein Capitel aus der Lehre, der Mytilenischen Clitia und die gute Frau schien großen Gefallen an seiner Methode zu finden.

Was ich da erblickte hatte noch gefehlt, um mich vollends ganz außer mir zu setzen. Meine Seele hatte jetzt nur einen Wunsch und ohne zu bedenken, was ich that, sch.ich ich mich leise fort,

festen Vorsatzes, mir Befriedigung zu verschaffen auf jedem Wege.

In einer Art von Vergessenheit stieg ich die Treppen des Hauses hinan, bis unter's Dach, wo in einem kleinen Stübchen ein junger Mensch wohnte, den ich schon mehrmal gesehen, und der mir gar nicht übel gefallen hatte, der aber seiner beschränkten Lage wegen nicht glauben mochte, seine Augen bis zu mir erheben zu dürfen.

Er ersaunte nicht wenig mich bei sich eintreten zu sehen. Ich selbst, jetzt gleichsam erst bedenkend was ich that, wußte nicht was ich sagen sollte und meine Verwirrung machte den guten Jungen nur noch bestürzter.

Wer weiß wie lange wir noch in gegenseitiger Verlegenheit verharret hätten, hätte uns ein Zufall nicht aus der Noth geholfen.

In der Zerstreuung hatte ich vergessen die

Thüre hinter mir zu zumachen. Die dadurch entstandene Zugluft verlöschte das Licht im Zimmer und eine völlige Dunkelheit umgab uns.

Verzeihen Sie, rief jetzt Montanie, so war sein Name, ich will sogleich heruntergehen und Feuer holen. Wenn sie nur einen Augenblick sich hier allein gedulden wollen.

Ich erwiderte nichts, da ich aber unter der Thüre stand, so war es natürlich, daß er an mich anstreifen mußte. Unsere Hände berührten sich; die Schüchternheit verschwand und bald folgte Kuß auf Kuß.

Aus dem blöden Schäfer ward jetzt auf einmal ein unternehmerter Ritter und nicht lange, so hatte ich ihm nichts mehr zu verweigern.

O wie anders war doch dieser herrliche Jüngling als der alte Herr von Chodisau!

Als ich am andern Morgen zu Idesonsen zus

rückkehrte, erzählte ich dieser mein Abenteuer und wir beide ergöhten uns nicht wenig über Madame Laçons tête à tête, um so mehr, da diese Frau immer gern in ihren Gesprächen von der Bekämpfung des Fleisches sprach, und wie sie seit ihres Mannes Tode, aus Liebe zu ihm, auf alle Freuden verzichtet habe.

Zwölftes Capitel.

~~~~~

Ein Jahr mochte unter mancherlei Begebenheiten verstrichen seyn, da trennte mich das Geschick von Idesonsen.

Sie hatte den Vorschlägen eines englischen Schiffskapitains, dessen Bekanntschaft sie gemacht hatte, nachgegeben und begleitete diesen als Gesellschafterin auf seinen Reisen.

Mir that ihre Entfernung sehr weh, und der Aufenthalt in der Hauptstadt fing an auch mir unangenehm zu werden.

Ich war daher gern bereit eine mir vorgeschlagene Stelle als Kammerjunger bei einer adelichen Dame auf dem Lande anzunehmen, und ehe vier Wochen nach der Abreise Idesonsens

verstrichen waren, verließ auch ich Paris und trat meinen neuen Dienst an.

Madame de St. Antoine, so hieß meine jetzige Gebieterin, war eine Frau in den Vierzigen, dabei nichts weniger als schön im Gesicht, doch von hübschem, vollem Busch. Sie hatte, schon zweimal Wittwe, kurz vor meinem Eintritt in ihr Haus, sich zum Drittenmale mit einem noch sehr jungen Manne vermählt, dem wohl mehr an ihrem Geld und Gut, als an ihrem Besiz gelegen war. Diese Bemerkung hatte ich bald Gelegenheit zu machen. Herr von St. Antoine schlich mir auf Tritten und Schritten nach und — ehe acht Tage vergingen, hatte er was er wünschte.

Eines Nachmittags wartete ich wieder auf ihn im Gartenhäuschen, wo er mir gewöhnlich erzählte was er auf dem Herzen hatte, da trat statt seiner, Madame herein. Ihr Gesicht glühte

und ihre funkelten Augen sagten mir im Voraus nichts Gutes.

Sie ließ mich auch nicht lange in Ungewißheit. Nachdem Sie mir mein Einverständnis mit Herrn de St. Antoine vorgeworfen, daß ihr, weiß der Himmel welcher Dämon verrathen hatte, sagte sie, sie gerathe mir eine Lehre zu geben, die ich sobald nicht vergessen sollte.

Damit schloß Sie die Thür ab und mir wurde gar nicht wohl bei der Sache.

Ich hatte auch vollkommene Ursache und recht geachtet, daß Sie es nicht segeln ließ sich in meinem Kabinen so zu sehen.

Auf Ihren Befehl mußte ich auf einem Stuhl, der am Fenster stand, niederknien, und während ich so mit vorgebogenem Leib hinaus sah, hob Sie mir die Kleider auf und befestigte Sie mit einer Nadel in der Höhe. Dann zog Sie eines



jener Instrumente hervor, wie sie in den Klöstern zur Beförderung der Buht gebräuchlich sind, und nachdem sie auch das Hemde aufgenommen hatte, welches sie mit einer Hand hielt, schwang sie mit der andern ihr Werkzeug so unermüdet, daß ich, ehe eine Viertelstunde verging, keinen heilsen Fleck mehr hatte.

Alle meine Bitten, mein Stöhnen, mein Schreien half nichts; im Gegentheil schien die Barbarin dadurch nur noch mehr gereizt zu werden, und selbst die Bewegungen, die ich, getrieben vom Schmerz machte, schienen sie nur zu ergötzen.

Ach! wie oft dachte ich während dieser Expedition an Idesonsen und deren sanfte Buht! Die Stellung, in welcher ich war, setzte mich aufs äußerste den Streichen der heftigen Frau bloß und nichts — nichts blieb unverspönt.

Endlich mochte die eigene Ermüdung sie nöthigen einzuhalten; sie gebot mir nun ihr zu folgen.

Als wir auf ihrem Zimmer anlangten, fanden wir Herrn St. Antoine daselbst. Mit einem triumphirenden Blick erzählte die Harpye dem Pantoffelhelden wie sie mich geküßelt und der demüthige Ehemann mußte mit ansehen wie sie mir nebst noch einigen Badenstreichchen den Laufpaß schrieb, dem zufolge ich noch in derselben Stunde das Haus verlassen mußte.

### Dreizehntes Capitel.

Weinend schlug ich die Straße nach \*\*\* ein. Ein Reisewagen mit vier raschen Pferden gespannt holte mich ein, aus dem ein Gesicht wie ein Engel meinen ehrerbietigen Gruß freundlich erwiderte. Wenige Schritte vor mir lag der Wagen da. Ein Rad war gebrochen, und nichts blieb der Besizerin des Wagens übrig als den Weg bis zum nächsten Dorfe zu Fuße zu machen.

Sie winkte mich näher und indem sie einige Fragen an mich richtete, ging ich nun neben ihr her.

Agnes von Montcour war Capitularin eines Domstiftes, als solche unverheirathet, und jetzt eben in Begriff für einige Zeit auf eins ihrer Güter zu gehen.

Mein vermeintes Gesicht machte sie begierig meine Geschichte zu vernehmen. Ich war klug genug ihr nur so viel davon mitzutheilen als nötig war mir ihre Zuneigung zu gewinnen.

Als ihr Wagen wieder in Stand gesetzt war, fragte sie mich, ob ich Lust hätte sie zu begleiten? Man kann denken daß ich nicht nein sagte, und schon den andern Tag langten wir auf ihrem Schlosse an.

So bequem auch ihre Reise gewesen war, so dankte ich doch dem Himmel, daß sie beendet war; denn zu sehr erinnerte mich jedes Schwanken des Wagens an Madame de St. Antoine und der von ihr heimgesuchte Theil meines Körpers konnte sich mit dem Sitzen noch gar nicht vertrauen.

Einige Tage Ruhe, ein hübsches Stübchen, elegante Kleidung und die sanfteste Zuthunlich-

seit meiner jetzigen Gebieterin, machten mir bald die Vergangenheit vergeßend und mit den Spuren von Madame de St. Antoinens Hand schwand mir auch die Erinnerung an sie.

Meine Obliegenheit war Agnes beim An- und Auskleiden zu bedienen, ihr vorzulesen und überhaupt immer um sie zu seyn.

Und, o wie gerne that ich dies Alles! Sie war schön wie ein Engel und sanft und gut wie eine Taube. Ach, manchmal, wenn ich den Flor um ihren blendend weißen Busen steckte, überfiel mich ein Zittern und ich hatte Mühe mich zurück zu halten sie nicht zu küssen; aber immer wagte ich es nicht und so freundlich Agnes auch war, so hielt mich doch stets die Scheu von aller Vertraulichkeit zurück.

Endlich einmal, es war an einem schwülen Sommer Tage, rief mich Agnes sie ins Bad zu begleiten.

Ich werde dich schon bitten müssen, sagte sie erröthend, mir den Dienst zu erzeugen mitzukommen; ich bin so ängstlich allein im Wasser und wenn du dich nicht genierst —

O, wie gern erfüllt ich diesen Wunsch!

Am Ende des Parks war ein niedliches Badehaus über einem vorbeisießenden Strom gebaut. Mit allen Bequemlichkeiten versehen, glich dieser Ort einem Parthos, einem dem Genuß geheiligten Ort.

So schön war mir Agnes noch nie erschienen: Mit vor Lust zitternden Händen hatte ich ihr ein Gewand nach dem andern abgestreift und bald stand das herrliche Geschöpf wie einst die Mutter der Liebe vor mir.

Meine Blicke, mein Beachmen, mochten ihr verrathen, was in mir vorging. Sie sah mich

---

sanft lächelnd an, klopfte mir die brennenden  
Backen und sagte:

Wißt du mir denn so gut?

O, rief ich, wer wollte einen solchen Engel  
nicht lieben!

Schmeichlerin, entgegnete sie mir, aber warte,  
nun muß ich dir auch helfen.

Damit fing sie an meine Kammerjungfer zu  
machen und bald war auch ich wie sie.

Was du hübsch bist, sagte sie, wie voll und  
rund.

Dies Lob gab mir Muth: Agnese zürte nicht  
und wie Bliße entschwand uns die Zeit.

---

## Vierzehntes Capitel.

---

Drei Jahre verfloßen mir bei der Liebeshöhre  
dieser der Frauen schnell dahin; da raffte sie ein  
lebensartiges Fieber hinweg und ich würde von  
neuem Hute und Heimathlos gewesen seyn, hätte  
ihre Güte mich nicht aufs reichlichste bedacht.

Ich konnte jetzt unabhängig leben und beschloß  
mich in einem Städtchen an der Schweizergrenze  
anzukaufen, das mich durch seine schöne Lage  
anzog.

Nicht lange hatte ich meinen neuen Aufenthalt  
bezogen, als ich eines Tages einen jungen Mann  
vor meinem Hause vorbeigehen sah, dessen Blicke  
mir nicht fremd waren.

Auch er erkannte mich, es war Montaine.



Eine Reise hatte ihn in diese abgelegene Gegend gebracht, und dieß unverhoffte Wiederfinden schien ihm so angenehm zu seyn wie mir. Er blieb acht Tage bei mir, die schnell in der angenehmsten Unterhaltung verschwanden, und er trennte sich nach Verlauf derselben nur von mir, um seine kleinen Angelegenheiten in Paris zu ordnen und dann mich nie wieder zu verlassen.

Jetzt da ich dieß schreibe sind zehn Jahre entsflohen, seit mich Hymen mit meinem Karl verband; noch ist aber keine Stunde gekommen, wo wir den Zufall verwünscht hätten, der uns hier in \*\*\* wieder zusammen führte.

Von Idesonsen hörte ich nie etwas mehr; manchmal aber belebt mich noch die Erinnerung an sie, unter den — freilich gediegenern Diebstehlen meines Mannes.

---



### III.

Die Zwillinge.

5. 12. 06  
12. 0. 10



## Erstes Capitel.

---

### Vermuthungen:

Seit dem Tode unsrer Aeltern befanden wir uns, meine Schwester und ich, bei einer entfernten Verwandtin deren Erben wir einst seyn sollten.

Madame Vernon, war eine Frau in den ersten Dreißigen, die einst schön gewesen und noch recht annehmlich war.

Sie hatte früher in der Hauptstadt gelebt, da-

selbst der Wirthschaft eines vornehmen Geistlichen vorgestanden und die Berfireungen der eleganten Welt hinlänglich kennen lernen. Als ihr Gönner das zeitliche verließ, nahm sie das, was seine Dankbarkeit und ihre Klugheit verschafft hatte, zusammen, kaufte sich in dem Provinzialstädtchen wo wir wohnten, ein Haus, das sie sehr bequem einrichtete und lebte nun zwar eingezogen, doch nicht ohne freundschaftlichen Umgang.

In der Nähe herum gab es vielen Landadel. Mit mehreren dieser Familien stand Madame Vernon in Bekanntschaft und so oft die weiblichen Glieder derselben in die Stadt kamen, besuchten sie uns und blieben auch manchmal ein Paar Tage da.

Am häufigsten unter Allen kam eine junge Dame, Frau von Saintville, die in ihrem sechzehnten Jahre einem reichen Fünfziger Gatte die Hand

hatte geben müssen und selten geschah es, daß sie nicht die Nacht bei uns blieb.

Diese öftern Besuche und die große Innigkeit, welche zwischen Frau von Saintville und unsrer Verwandtin herrschte, gaben unsern lieben Nachbarinnen vielen Stoff zu Vermuthungen. Eine wollte dieß bemerkt haben, die Andere jenes. Vorzüglich schien es ihnen bedeutend, daß fast jedesmal, wenn Frau von Saintville da war, auch ein Offizier der nächsten Garnison in das Landnest kam.

Zwar besuchte Montveuil, so war sein Name, nur eine alte Tante, deren Haus an unsern Garten stieß, und Niemand sah ihn am Tage zu uns gehen; allein man weiß wie die Welt ist, und wie Nachbarinnen gern vermuthen.

## Zweites Capitel.

~~~~~

Verwechslung.

Wir waren damals im fünfzehnten Jahre und sahen einander so ähnlich wie ein Ey dem andern. Wenn ich Louisons Kleider anzog, und sie die meine, so verwechselte uns jedermann, und selbst unsere Erzieherin hatte Mühe uns zu erkennen.

Das gab denn zu manchem Spaß Gelegenheit und Madame Vernon, die vergleichen liebte, kugte uns öfters so aus und konnte recht herzlich lachen wenn dadurch ein Quid pro quo entstand.

Hören Sie, sprach Frau von Saintville einst, da sie wieder bei uns war, ich habe einen Eins

fall. Der Geburtstag meines Gemals ist morgen, wie wäre es wenn Sie mir Ihren Neffen und seine Schwester auf einige Tage mitgäben. Mein Mann liebt allegorische Aufzüge. Da sich die beiden so ähnlich sehen, so würde ich beide als ein Paar Nymphen costumiren und sie könnten ihm in dieser Gestalt die Geschenke überreichen, die ich ihm zugebacht. Madame Bernon gefiel der Plan. Sie gab ihre Einwilligung und Frau von Saintville nahm uns mit.

Ich hatte nun die Täuschung vom Anfange an zu begründen, die Kleider von meiner Schwester an und Frau von Saintville konnte sich gar nicht satt sehen an der hübschen Trannette, wie sie mich nannte.

Auf dem Schlosse, so groß es war, fehlte es dennoch an Platz, denn eine große Menge Gäste hatten sich eingefunden, und Frau von Saintville

wusste anfangs gar nicht, wo sie uns unterbringen sollte.

Endlich fand sich doch Rath. — Du Louise, sprach sie, laass bei mir schlafen, und für dich Trannette, werde ich ein Bett ins Nebenzimmer setzen lassen.

Wie sie sagte, geschah; das Kammermädchen aber machte einen Fehler und dafür konnte doch weiter ich noch Frau von Saintville.

Als sie uns hinaus leuchtete versah ich, Louise kam ins Nebenzimmer und ich an ihren Platz.

Drittes Capitel.

~~~~~

#### Unterricht:

Wenn man vierzehn Jahr alt ist und gerade so viel von dem Menschen weiß, wie ich, daß nämlich die eine Hälfte Hosen trägt, die Andere nicht, so schläft man überall schnell ein, und auch das Bett einer liebenswürdigen Frau von zwanzig Jahren, läßt einen ruhig.

Ich schlief wie ein Dachs als Frau von Saintville kam und erst als sie mir ganz nahe rückte, vermuthlich um sich Platz zu verschaffen, erwachte ich.

Weiß der Himmel, dachte sie, daß doch eine Verwechslung möglich gewesen, oder brachte sonst

etwas sie auf diesen Gedanken, genug sie suchte sich zu überzeugen.

Mir wurde ganz angst bei der Sache und ich wagte kaum zu athmen.

Wienicht, sprach sie auf einmal zu mir, aber ganz leise, wie hast du dich unterstehen können —

Ich zitterte am ganzen Leibe und entschuldigte mich so gut ich konnte.

Ja, wer dir glaubte, erwieberte sie, Vierzehn Jahr und du solltest noch nicht wissen —

Ich schwor hoch und theuer, sie hielt mir aber den Mund zu.

Vierzehn Jahr! wiederholte sie noch einmal, und nichts zu wissen! der arme Junge!

Ich erwieberte gar nichts mehr, empfand aber desto stärker. —

Wie empfänglich tu bist, sagte Frau von

Saintville nach einem Weilschen und zog ihre Hand zurück, und schon so stark. —

Ich wußte nicht, was sie damit meinte, wohl aber daß es mir noch nie so wohl gewesen war, als eben jetzt.

Ist denn das immer so bei dir? fragte sie nach einer kurzen Pause und die kleine Hand näherte sich wieder.

Die Epikdubin, als wenn sie das nicht gewußt hätte.

Ganz anders! ganz anders! fuhr sie fort, du solltest nur sehen.

Ich sah nicht, aber ich fühlte. Eine Wendung hatte mir etwas genähert, das ich nicht kannte, das mich aber aufs heftigste anregte.

Das mußt du nicht, Schelm, sagte Frau von Saintville und wollte meine Hand wegschieben.

Da sie aber ihren Berweiß mit einem Kuße

Begleitete, so vergaß ich zu folgen und meine Hand blieb.

Frau von Saintville seufzte einmal tief auf, vermuthlich über meinen Ungehorsam; ich aber konnte mich kaum mehr lassen.

Neuer Schelm, sagte sie endlich und nahm eine andere Stellung an, wie du mich quälst — so komm nur — —

Ich begriff schnell und leicht. Frau von Saintville war eine zu liebenswürdige Lehrerin, als daß ich ihr nicht hätte folgen sollen, und als der junge Tag kam, wußte ich viel, viel mehr als am Abend vorher.

## Viertes Capitel.

### Erörterungen.

Sei klug und verschwiegen, hatte mir meine schöne Lehrerin gesagt, dann — auf den Abend — — Ach! wenn es doch schon wieder Abend wäre, dachte ich und ging in den Park, mich in angenehme Erinnerungen zu vertiefen.

Mein Schwesterchen suchte mich auf.

Louis! rief sie leise, Louis! ich will dir was erzählen.

Was hast du denn? fragte ich.

Weißt du wohl Louis, fuhr sie fort, daß nicht alle Mädchen so sind wie ich.

Nicht? erwiderte ich und sah sie forschend an.

Ja, ich habe es erfahren.

Wie denn so, Louise.

Du, gestern Abend, als ich längst zu Bett war, da kam Margon noch zu mir; du kennst sie doch, der gnädigen Frau ihr Kammernmädchen, und sagte, sie fürchte sich immer wenn sie so allein war und wollte bei mir bleiben.

Blieb sie denn?

Freilich. Sie kroch zu mir ins Bett und da dem armen Dinge grauen mochte, so rückte sie dicht, dicht an mich an.

Nun?

Nun als wir so lagen, da meinte sie ich war doch recht hübsch und küßte und drückte mich in einem wog.

Und du Louise?

Du ich that es auch, denn Margon ist doch



ein gutes Mädchen, und wie sie mich so küßte und an sich drückte, da kam sie auf einmal —

Schriest du nicht Louise?

Ei bewahre, was hätte Frau von Saintville denken sollen. Ich machte es gerade wie sie. :

Aber da war es ganz anders — viel größer und — höre Louis, ob Frau Saintville wohl auch so —

Das — weiß ich nicht — entgegnete ich betroffen, aber wie wurde dir denn?

O ganz herrlich. Du glaubst gar nicht wie angenehm Margon seyn kann. Ich wollte es wäre schon wieder Abend.

Ja, seufzte ich, das wollte ich auch.

Hat Frau von Saintville dich denn auch so lieb gehabt?

Ich wußte nicht was ich sagen sollte. Geh,

fuhr Louison fort, ich bin immer so gut gegen dich und sage dir alles und du bist so stöckisch —

Sie wischte sich die Augen und wollte gehen.

Bleib liebe Louison, rief ich, bleib, ich will dir auch alles erzählen.

Schnell waandte sie sich um, wir setzten uns nebeneinander ins Gras und ich hielt Wort. Begierig verschlang mein Schwesterchen jedes Wort. Ach! seufzte sie, als ich geendet, wie angenehm das ist, aber schon möchte ich doch einmal —

Was? fragte ich.

Nun was sonst, als das werüber Frau von Saintville erst bei dir böse wurde.

Ich wollte antworten, ein Geräusch schreckte uns aber auf und wir kehrten ins Schloß zurück.

## Fünftes Capitel.

~~~~~  
Irrthum.

Margon winkte mir abseits. Ich soll dir sprach sie, den Anzug zu heute Abend anprobieren; komm auf mein Zimmer.

Ich gehorchte.

Du hast doch auch nicht geplaudert, sagte sie, als wir allein waren und fing an mich umzukleiden.

Jetzt erst merkte ich, daß sie mich für Louison hielt; schwieg aber weißlich.

Bist du mir denn noch gut? fragte sie und drückte mich an sich.

Herzlich, liebe Margon, erwiderte ich und meine Hand fing an sich zu verirren.

Sieh, die Schelmin, meinte Margon wie gelehrtig sie ist.

Ich ging rasch zu Werke. Als das gutmüthige Kammermädchen fühlte was sie nicht erwartet hatte, war sie nicht wenig überrascht, doch faßte sie sich bald und seufzte: wer hätte das gedacht! Erst vierzehn Jahr und schon so schlimm!

Wie man sich irren kann.

Sechstes Capitel.

Die Spinne.

Der Tag verging unter mancherlei Festlichkeiten. Wir meine Schwester und ich, machten unsere allegorischen Streiche als Nymphen recht gut. Die ganze Gesellschaft, Herren und Damen, konnten nicht müde werden, die beiden hübschen Schwestern zu liebkosen.

Frau von Saintville war ganz entzückt. Der Beifall, der uns wurde, war auch ihr angenehm, und als sie in der folgenden Nacht ihren Unterricht wiederholte, wunderte sie sich nicht wenig über mein gutes Gedächtniß und meine Erfindungsgabe.

Du kannst es weit bringen in der Welt, sagte sie mir beim Abschied, indem sie uns reichlich beschenkte, ich werde sorgen, daß ier bald wieder kommt.

Das geschah aber nicht. Veränderungen, die bald vorkamen, nöthigten Herrn von Saintville sich auf einige Zeit in die Hauptstadt zu begeben und seine Gattin mußte ihm folgen.

Uns war das sehr unangenehm und wir hatten gar kein Vergnügen. Zwar schien es mir, als wenn unsre Tante seit einiger Zeit, mehr wie sonst sich mit mir zu beschäftigen anfing, und überhaupt mich viel lieber zu haben schien als meine Schwester, aber — ich konnte doch nicht wissen und war noch viel zu blöde.

Ein Zufall verschaffte mir Licht.

Eines Abends, Louise war schon zu Bett, und Madame Vernon heut besonders gültig und

Unt. B. 21.
München

sanft gewesen, saß ich noch neben ihr und ließ,
als sie plötzlich mit einem Schrei zurück sank.

Erschrocken sprang ich auf, ihr beizustehen.

Eine Spinne! rief sie, ach Gott! eine Spinne!

Wo? wo? fragte ich und sah mich um, denn
ich kannte ihre Angst vor diesen Thieren.

Ach Louis! lieber Louis, seufzte sie, hier —
hier —

Ich suchte und suchte vergebens! das garstige
Thier mußte weiter gekrochen seyn; ich verfolgte
es eifrig, Louis ach! was machst du? böser Jun-
ge seufzte Madame Bernon, schäme dich!

Ich hörte nicht mehr. Alle meine Sinne hat-
ten sich in den Einen concentrirt und ich muß
gestehen eine angenehmere Fülle wie bei Madame
Bernon ist mir fast nicht wieder vorgekommen.

Ich konnte gar nicht satt werden, sie zu küssen
und während dieß der guten Tante einen Seufz-

ger nach dem andern entlochte, machte ich mich bereit meinen Sieg zu vervollständigen. Alles was die sanfteste Hingebung verbunden mit dem angenehmsten Feuer gewähren kann, ward mir und ich würde nur mit einer gänzlichen Erschöpfung geendet haben, hätte sie mich nicht zurückgehalten.

Siebentes Capitel.

~~~~~

### Die Buße.

Louis, sagte mir am andern Morgen meine Tante, wir haben ein großes Unrecht begangen. Deine Schwester hat uns belauscht, ich weiß es und bin dir und ihr Genugthuung schuldig. Rufe sie ich habe alles vorbereitet.

Als ich mit Louison in ihr Zimmer getreten war, schloß Madame Vernon die Thüre ab.

Ich werde Euch jetzt ein Beispiel geben, sprach sie, wie man schuldig ist, das zu büßen, was man begangen; du Louison, hast dich gestern durch mich zu einem heimlichen Genuß hinreißen lassen, du wirst nachher dasselbe bulden. Jetzt hilf mir,

Meine Schwester gehorchte und ich stand erwartungsvoll und gespannt.

Bald deckte nur noch das Hemde Madame Vernons Reize. Alle Gefühle, die mich gestern belebt hatten erwachten aufs neue, ich näherte mich ihr mit heißem Verlangen.

Lieber Junge, sagte sie und streichelte mir die brennenden Wangen, jetzt ist es nicht Zeit zum tändeln, nimm dieß und schone mich nicht.

Damit gab sie mir eine ziemlich starke Kutze, und Louison enthüllte auf einen Blick von ihr, eine Schönheit, die an Weiße und Rundung ihres Gleichen suchte.

Meine Augen waren mir festgezaubert und mein Athem stockte; ihre nochmalige Ermahnung trieb mich an. Anfänglich berührte ich nur ganz sanft die schönen Hüften; bald aber übermannte mich der Trieb. Meine Streiche wurden stärker

und nicht lange, so waren die weißen, zarten Halbkugeln wie mit Scharlach überzogen.

Ein leises Ach! war alles, was ihren Lippen entfloß.

Mit einer Resignation ohne gleichen hielt sie still und die sanften Bewegungen, die sie mochte, dienten mehr dazu meinem Strafwerkzeuge als Punkte zu nähern, als sich ihm zu entziehen.

Jetzt kam die Reue an Louison. Bitternd entkleidete sie sich und ich bemerkte nicht ohne Vergnügen, wie mein Schwesterchen die angenehmen Formen besaß. Bei ihr übernahm Madame Vernon mein Amt. Bald war auch sie in Feuer gesetzt und das Beben ihrer vollen, schön gerundeten Reize gewährten mir den angenehmsten Anblick. Ich konnte mich kaum mehr halten, ungeduldig erwartete ich den Augenblick, wo ich mich mit Madame Vernon allein befinden würde.

Sie mochte mir meine innere Bewegung an-  
sehen, und brachte Louisa auf ihr Zimmer.

Als sie zurückkehrte umschloß ich sie mit glüh-  
endem Verlangen. Ihre Kräfte reichten nicht  
hin, meinem Ungeheim Widerstand zu thun.

— — — — Nie, nie ward mir ein Lich-  
tiger Genuß.

---

## Achtes Capitel.

### Der Zeitvertreib.

Wie mag es nur mit Louison stehen, dachte ich, als ich an ihrem Zimmer vorbeiging. Ich wollte schon hineingehen und fragen, da war mir als vernähm ich ein Rascheln und ich blieb horchend stehen.

Eine Spalte bot sich meinen Blicken sehr gelegen dar.

Ich sah und sah — und konnte gar nicht wieder wegkommen.

Mein Schwesterchen stand vor einem großen Wandspiegel und betrachtete sich von allen Seiten mit großem Vergnügen. Sie war noch in

demselben Göttem, in welchem sie vorher Madame Bernons Hand empfand und nichts blieb mir verbergen.

Ein Weilschen setzte sie diese Selbstbetrachtung fort, dann nahm sie Platz auf einem Stuhle. Was wird denn das, dachte ich und mein Blut fing von neuem an zu wallen.

Ein Zeitvertreib, den sich mein Schwesterchen auf eigene Hand machte. Sie benahm sich dabei so hübsch, ihre natürliche Lebhaftigkeit steigerte sich zu einem solchen Grade, daß ich wahrhaftig bedauerte, daß wir eine Mutter hatten.

Nach sie ihr angenehmes Spiel geendet, trat ich zu ihr ein.

Liebe Louise, sprach ich, sage mir bloß, wer hat dich so gut unterrichtet.

Sie sah mich lächelnd an. Denkst du denn nicht mehr an Margon? und dann gestern Abend —

Wo du gelauscht hast, fiel ich ein:

O, lange vorher. Madame Vernon war ganz allein; da lückte ich durchs kleine Fenster, das nach dem dunklen Gange führt. Sie mochte wohl an dich denken, denn sie drückte einigemal das kleine Gemälde von dir an die Brust und lächelte es. Nachher —

Nun Schwester, nachher?

I, verstehst du denn nicht, dann machte sie's gerade so wie — wie — ich — dann rief sie dich und du mußttest lesen bis nachher die Spinne kam.

Woher wußte sie denn aber daß du alles gesehen hattest?

Ich mochte mich wohl verrathen haben. Mir wurde gar wunderbar. Als du fort warst da — —

Thatest du wohl, was du jetzt eben gethan?

Und sie kam dazu. Ich erschrak gewaltig, sie

war aber gar nicht so böse. Arme Louise, sagte sie, ich habe Schuld; wenn du schweigen kannst? Ich versicherte dieß; sie nahm mich mit in ihre Stube und —

Und? fragte ich.

Wie du nur immer fragst. Ich mußte versprechen mit ihr Buße zu thun, und als ich dieß gethan, da — da war sie recht gut. Ach Louis du glaubst nicht wie angenehm einem die Zeit vergeht.

Als wenn ich das nicht gewußt hätte! —



## Neuntes Capitel.

---

### Der Besuch.

Die Zeit der Weinlese kam. Alles was lebte überließ sich einer lustigen Fröhlichkeit. Besuche wurden gegeben und empfangen und auch in unserm Hause wurde es lebhafter wie gewöhnlich.

Eine Bekannte unserer Tante kam auch mit ihrem Manne und Vetter auf einige Wochen aus der Hauptstadt zu uns, letzterer war eben erst als Noviz in einem Franziskaner Kloster aufgenommen.

Mir war dieser lange Besuch gar nicht angenehm. Sey es daß Madame Vernon andere Belustigungen hatte; oder konnte es wirklich

nicht fern; genug, es waren mehrere Wochen vergangen und ich hatte nicht — vorlesen dürfen.

Wie wurde die Zeit entsetzlich lang und ich sang an Madame Marthon mit ihrem Gesetze in die Höhe zu wünschen.

Daran that ich aber sehr unrecht, denn Madame Marthon war eine hübsche Frau und gar nicht so streng wie sie sich anstellte.

Der Mann, der viel älter war wie sie, war auf einen Tag in die Nachbarschaft verreist und wollte erst den folgenden wiederkehren.

Diesen Tag über war Madame Marthon viel munterer und lustiger wie bisher. Sie scherzte in einem fort; neckte mich alle Augenblicke, lachte herzlich wenn ich roth wurde, und nannte mich einmal über das andere, ihre Unschuld.

Ich dachte, warte ich will dich beauschulden

und als es Abend war, schlich ich mich leise weg und auf ihr Zimmer.

Nicht lange so kam sie. Ich hatte mich so gut versteckt und meinen Posten so gut gewählt, daß sie kein arges hatte und sich ganz unbesorgt niederlegte.

Als sie eingeschlafen war, kam ich hervor. Das Nachtlicht brannte düster und ich schlich mich leise zu ihrem Bette.

Die hübsche Schläferin merkte nichts und ich eilte meinem Ziele näher.

Ach! seufzte sie wie im Traum, ach! ach! — mein lieber — lieber — Mortin.

Ich ließ mich dieß nicht abhalten. O! — o! — wie — gut — ach! — bist du! — stammelte sie gebrochen, sich dem Vergnügen hingebend und das sanfteste Entzücken ward mir.

Sie glaubte träumend, ihren Mann zu umarmen.

men und erst als das überströmende Gefühl sich ihrer bemächtigte, erkannte sie, zu spät den Irrthum.

Bürnend wollte sie mich wegstossen. Ich umschlang sie nur noch fester und indem ich ihre Seufzer, ihre Klagen mit meinen Lippen erstickte, wiederholte ich mein angenehmes Vergehen.

Madame Marthon fand sich in ihr Schicksal wie eine kluge Frau. Geschehenes ist nicht zu ändern, mochte sie denken und ich feierte in ihren Armen eine der glücklichsten Nächte.

---

## Zehntes Capitel.

---

### Der Abschied.

Kurze Zeit nach dieser Begebenheit mußten wir das Haus unserer Tante verlassen.

Mancherlei Unfälle hatten Madame Vernons Glücksumstände erschüttert: sie hielt daher für rathsam das Wenige, was ihr blieb, für die Tage aufzusparen, von welchen es heißt: sie gefallen mir nicht, und die Jahre noch zu benutzen, in welchen sie selbst noch Glück machen konnte.

Ein alter podagrischer Domherr, dem je zu weilen noch ein Jugendstreich einfiel, hatte unsrer Tantchen gesehen, und da sie noch alles besaß, was einem alten Lüßling Freude machen

Konnte, so nahm er sie unter sehr annehmliehen Bedingungen zu sich.

Freilich genoß die gute Vernon durch ihn wenig Erath, indeß — wer sich nur zu helfen weiß.

Das Feuer, welches der Potagricus anzündete, konnten ja Andere löschen, warum sollte sie denn schmachten! — Was uns betraf, so gab sie uns noch eine kleine Summe Geld, viele gute Lebensregeln und einen Brief an eine Freundin in der Hauptstadt, um wenigstens dort für's Erste Dach und Fach zu haben. So setzten wir uns von ihren Küßen, Thränen und Seegenswünschen begleitet auf die Diligence voller Erwartung der Dinge, die da kommen würden.

## Filftes Capitel.

### Reife • Abenteuer.

Wir waren beide in Mannskleider und Louise nahm sich wie ein Engel aus. So oft ich sie ansah, war es mir fatal, daß sie meine Schwester war und ich konnte die Augen gar nicht mehr von ihr weg bringen.

Eine Dame, die sich außer uns noch auf dem Wagen befand und deren Blicke viel Feuer verriethen, schien meinen Geschmack zu theilen; mit unausgesetzter Aufmerksamkeit betrachtete sie den vorgeblichen Jungen und wir sahen recht gut was ihr Herzens Wunsch war. Ich gab meiner Schwester einen Wink; sie verstand mich und

einige galante Zuvoorkommenheiten animirten die gute Dame noch mehr.

Als es dunkel geworden war, vertauschte Louison unmerklich ihren Platz mit dem meinen und ich übernahm jetzt die bisher von meiner Schwester gespielte Rolle.

Ach! seufzte die Fremde, ach! böser Mensch, was machen sie?

Ich ließ mich dieß nicht irren.

Wenn nur ihr Bruder, fuhr sie fort, nichts merkt.

Seyn sie ruhig, der ist discret, flüsterte ich.

Sie erwiderte nichts mehr und ich fand auch nicht gut, weiter etwas zu sagen.

---



## Zwölftes Capitel.

### Die Beobachtung.

Wir hatten uns alle verstanden und so gut wie möglich während der Reise vergnügt. Ohne weitere Abenteuer kamen wir in der Hauptstadt an. Wir eilten unser Empfehlungsschreiben von Madame Vernon abzugeben. Die Freundin, an welche es gerichtet war, hatte sich unter der Zeit daß unsere Tante weggezogen war, wieder verheirathet. Ihr Mann, ein wohlhabender etwas bejahrter Kaufmann, stand gerade im Begriff eine Geschäftsreise von einigen Tagen zu unternehmen, als wir ankamen. Er wie seine Gattin empfingen uns mit vieler Zuvoorkommenheit und

indem er das Versprechen gab, bei seiner Zurückkunft für unser weiteres Fortkommen zu sorgen, beauftragte er noch Madame Breton, seine Frau, es uns an nichts fehlen zu lassen. Madame Breton versprach und hielt Wort.

Sie war eine Frau in den Dreißigen, stark und wohlbeleibt, von frischen und muntern Ansehen, lebhaften Temperament und vieler Geschwätzigkeit.

Sollte, dachte ich, dir in diesem Hause kein Glück blühen und sing an mich ihr mit einigen Galanterien zu nähern; zu meiner Verwunderung fand ich aber, daß Madame Breton dies wenig zu achten schien, vielleicht meiner Jugend nicht recht trauend.

Dies war mir unangenehm. Ich sehnte mich nach einer galanten Besprechung und meinem Schwesterchen ging es eben so wie mir.

Endlich — es war der dritte Tag nach unserer Ankunft, war das Glück günstiger.

Madame Breton hatte im Hintergebäude ein Stübchen sich zum Badezimmer einrichten lassen. Ein kleines Fenster führte aus derselben auf einen dunkeln Gang, den ich zu passieren hatte, wenn ich in mein Zimmer wollte und mein guter Genius fügte es, daß ich gerade zu einer Zeit vorbeiging; wo sich mir ein höchst angenehmer Anblick darbot.

Madame Breton stand eben, dem Wasser entstieg, vor einem großen Spiegel und hielt Musterung ihrer Reize.

Dies mochte sie auf mancherlei Gedanken bringen. Sie war auch recht hübsch. Ein sehr voller Busen, schön, fast zu üppig gerundete Arme und Schenkel, dunkles weiches Haar, eine

zierliche Hand und ein eben so zierlicher Fuß, machten sie sehr anlockend.

Ich brannte über und über. Auch Madame Breton war nicht kalt. Nachdem sie sich in mancherlei höchst angenehmen Stellungen von allen Seiten bedüngelt hatte, ließ sie sich auf einem Ruhebette nieder. Ihre Füße ruhten sanft gebogen auf einem davorstehenden Tabouret.

Es war ein Anblick zum Entzücken! —

Bald verrirrte sich ihre Hand. Sie sank mit dem Oberleib zurück; ihre Augen schlossen sich; die halbgeöffneten Lippen stammelten ein leises Ach und die Freude durchzuckte sie durch und durch.

## Dreizehntes Capitel.



### Die Ueberraschung.

Ich ging jetzt auf Madame Bretons Zimmer.

Sie war noch nicht da, trat aber bald nach mir ein.

Ohne weitere Einleitung bemächtigte ich mich ihrer Hand und indem ich auf die unzweideutigste Art ihr mein Verlangen zu verstehen gab, ließ ich ihr nicht Zeit zum Widerstand.

Mehr erstaunt als böse, fügte sie sich bald in meine Wünsche. Zeit und Ort gestatteten keinen langen Aufenthalt. Louis! seufzte sie, böser Mensch! ach! — was machen sie! ach! —

Ich ließ mich dieß nicht irren.

Ein Geräusch störte uns auf. Kaum hatten wir Zeit die verschobene Toilette wieder in Ordnung zu bringen, so trat Herr Breton ins Zimmer.

Ich weiß nicht ob er's merkte, was vorgegangen war; zweifle jedoch nicht daran, denn zu sichtbar war unsre Bestürzung. Indes benahm er sich wie ein kluger Mann, sagte nichts und ich erfuhr später von Pouison, daß er sich auf eine angenehme Art zu rächen wußte.

## Vierzehntes Capitel.

---

### Beschluß.

Zwei Jahre waren wir in diesem Hause, als sich für meine Schwester eine gute Parthie fand. Ein weitläufiger Verwandter von Herr Breton reichte ihr die Hand und sie lebte seitdem sehr vergnügt und einig mit ihrem Manne, der vernünftig genug war ihr einige kleine Nebenfreuden nicht anders zu rügen, als es Herr Breton seiner Gattin that. Denn fortan erlaubte dieser mir und seiner Victorie jedes Vergnügen, so oft und viel wir wünschten.

Wald nach Louisons Verheirathung endete ein unglücklicher Zufall Herrn Bretons Leben.

Er wurde auf einer Reise von einem Pferde erschlagen, und seine Wittwe entschloß sich mit mir, der ihr mit jedem Tage werthbarer und theurer wurde, auf's Land zu ziehen.

Tantchen Vernon theilte bald darauf diesen angenehmen Aufenthalt mit uns. Ihr bisheriger Beschützer hatte gleichfalls das zeitliche verlassen und mir entsprang dadurch eine neue Quelle von Vergnügen.

Im Besitz dieser beiden liebenswürdigen, an Erfindungsgeist unerschöpflichen Freundinnen, die gegenseitig keine Eifersucht kannten, verfloßen meine Tage unter den raffinirtesten Genüssen und oft, wenn ich glaubte mein Latein sey am Ende, wußte die Geschicklichkeit der Einen, oder der Andern mich aufs neue zu ergötzen.



# IV.

Das Jägermädchen.

---

## Erstes Capitel.

Im ganzen Hause war außer mir und Madame Bonald kein Mensch. Der Jahrmakel im nächsten Städtchen hatte Alle dahin gezogen und die Mittagshitze eines schwülen July Tages mich auf mein kühles Kämmerchen getrieben, wo ich im leichtesten Negligée eben anfangen wollte in einem französischen Buche zu blättern, welches ich meiner Stiefmutter genommen, als mir einfiel doch vorher nachzusehen, was Madame Bonald wohl machen möchte, von der ich nicht

wünschte, in meiner Vertüre überrascht zu werden.

Ich stand bedrögen von dem Bette wieder auf, auf welches ich mich sehr nachlässig hingeworfen hatte um so recht von oben den erdewürdigen Schatz zu genießen, der in nichts andern als der Confession d'une jeune Provinciale bestand, und legte mein Ode herrschend an die dünne Bretterwand, welche mein Territorium von der Madame Donalds schied; da war es mir als vernähm ich im benachbarten Zimmer ein leises Seufzen und Flüstern, das sich nach kurzer Zeit zu einem schmeizenden Ach! gestaltete.

Weiß der Himmel, wie es zuzug, mein Flut war in erschauuliche Wallung gerathen, begierig suchte ich nach einer Spalte in der Scheidewand, durch die meine neugierigen Blicke erforschen möchten was drüben vorging; mein Be-

mühen war aber vergebens und ich war eben im Begriff von dem fruchtlosen Versuch abzustehen, als ich leise Tritte die Treppe hinab und gleich darauf das Knarren der Gartenthür vernahm.

Wie ein Blitz war ich am Fenster und lauschte durch die herabgelassenen Roulleaux. Der Kammerdiener des gnädigen Herrn, dem unser Dörchen gehörte, wo mein Vater Förster war, schlich durch den Buchengang dem herrschaftlichen Hofe zu und ich sah noch recht deutlich wie er beim Umbiegen um die Ecke, noch einmal recht freundlich nach Madame Bonalbs Fenster hinblickte und dann mit eilenden Schritten sich fortmachte.

Das Abenteuer fing an mich ungemein zu beschäftigen. Daß er auf Madame Bonalbs Zimmer gewesen, war mir außer Zweifel, aber das Klüßern — das Seufzen, das gebrochene Ach! —

Ich war eben ein sechzehn Jahr alt geworden und wenn ein Mädchen sechzehn Frühlinge gesehen hat, dann ist ein Seufzer, ein Ach, ein Ton der ungemeinen Interesse für sie hat besonders, wenn, wie bei mir sehr warmes und sehr leichtes Blut in ihren Adern rollt.

Ich hatte mich wieder aufs Bett hingestreckt und blätterte, immer das Vergangene in Gedanken, in meinen Confessions, da wollte es der Zufall, daß ich auf eine Stelle fiel, die nicht zu meiner Beruhigung diente. Die artige Provançalla erzählte darin, wie ihr einst in einer einsamen Stunde das Geheimniß der süßesten Entzückungen sich offenbart hatte und ich war eben auf dem besten Wege, mir zum Erstenmale dieselbe Entdeckung zu verschaffen, als plötzlich meine Kammerthür sich öffnete und Madame Donald vor meinen erschrockenen Blicken stand.

Zweites Capitel.

Der Schreck über diese unvermuthete Erscheinung hatte mich auf einige Augenblicke zur Salzsäule gemacht. Die Lage in welcher ich mich befand, die Röthe meiner Wangen, meine Verlegenheit, alles verrieth mich der Eintretenden und als ich endlich aufsprang, und Gott weiß, welche Entschuldigung stammelte, sagte mir Madame Donald bloß mit ironischen Lächeln: laissez cela mon enfant. Le soir Votre mère et moi nous parlerons de plus.

Das war ein Donnerschlag für mich: Meine Stiefmutter gehörte nicht zu den sanftmüthigen und in Fällen, die mich betroffen, wurde ihre ohnedem sehr regsame Galle desto mehr in Fluß gesetzt.

So hübsch wie sie noch war, so wenig mit der Sinn wohnte doch in ihrer Brust und besonders ich ärmste war die Zielscheibe, gegen welche sich nur zu oft ihre züchtigenden Ermahnungen richteten.

Man kann daher leicht denken, mit welcher Bellemmung ich heute ihrer Rückkunft entgegen sah, da ich mir in doppelter Hinsicht nichts Guten zu versprechen hatte.

Einmal wegen des heimlich weggenommenen Buchs, dessen sich Madame Bonald sogleich bemächtigt hatte, dann wegen des unterbrochenen Entbedungs - Versuchs. —

Während ich mich wieder völlig ankleidete, sann ich hin und her wie ich mich ausreden wollte, aber mir fiel nichts ein und mit so lästernen Blicken ich auch kurz vorher meine kleine Fleize betrachtet hatte, so gleichgültig ließen sie mich jetzt,



denn kein anderer Gedanke kam in meine Seele  
als der an diesen gesuchten Abend.

---

### Drittes Capitel.

---

Madame Donald war meinen Kellern entgegengegangen. Wie klopfte mein Herz als ich den Wagen vorfahren hörte. Bitternd ging ich die Treppe hinab die Heimkehrenden zu bewillkommen; da sah ich zur Vermehrung meiner Angst, daß mein Vater nicht mit zurückgekommen war. Geschäfte hielten ihn noch für einige

Tage in der Stadt und so war mir denn auch die letzte Zuflucht in Augenblicken, wo der mütterliche Jorn sich über mich ergoß, beraubt.

Der Befehl mich auf Madame Donalds Zimmer zu begeben, deutete mir schon im Voraus nichts gutes an. Es dauerte auch nicht lange, so trat meine Mutter mit Madame Donald herein. Nachdem Erstere eine ziemlich lange Strafpredigt gehalten, gebot sie mir mich zu entkleiden.

Bitternd und weinend gehorchte ich, da es etwas langsam von Statten ging, so half Madame Donald und bald stand ich nur noch verhüllt vom Hemde und bat und entschuldigte mich in einem Weg.

Meine Richterin nahm davon keine Notiz: Auch die letzte Hülle mußte schwinden, und als ich nun, wie die Mutter aller Menschen im Pa-

rabiese alles was ich hatte zeigte, reichte Madame Bonald auf einem Wink von meiner Mutter, dieser eine Ruthe und keine zehn Minuten vergingen, so war der vielleicht nicht unschönste Theil meines Körpers so hochroth colerirt, daß er das brennendste Iecarnat beschämte.

Als die Operation vollbracht war, entfernten sich die beiden Damen, nachdem sie noch vorher mir angedeutet hatten, mich in mein Bett zu legen, welches jetzt neben dem der Madame Bonald stand.

So schmerzhaft für den Augenblick mir auch die mütterliche Lehre gewesen war, so hatte ich jedoch bald Gelegenheit die Bemerkung zu machen, daß jedes Ding zwey Seiten hat.

Ich mochte kaum eine halbe Stunde gelegen haben da verlor sich der Schmerz aus den geschädigten Theilen und ein gar nicht unangenehm

mes Feuer, ein fast sanft thuetendes Lutzen trat an dessen Stelle. Mehr noch wie heut am Tage war mein Blut in Wallung und ein heftiges Wünschen nach einem Etwas, das ich noch nicht kannte füllte meine Brust.

In diesem Augenblick kam Madame Bonald wieder um sich gleichfalls zur Ruhe zu begeben. Ich that als wenn ich schlief denn ich hatte wenig Lust mich noch mit derjenigen zu unterhalten, der ich allein die Schuld meiner heutigen Begegnisse zuschreiben konnte, nichts desto weniger blinzelte ich aber immer verstohlen nach der frischen, sehr hübschen, üppig gebauten Gestalt hin, deren schwellende Formen sich mehr und mehr meinen Lauscherblicken entschleierten.

Sey es, daß die Ausziehende wirklich glaubte, mich halte schon der Schlaf umfassen, oder meinte sich meinerwegen keine gene anthun zu

dürfen; genug ich sah nach und nach fast alles, was Manchem gewiß sehr begehrenswerth erschien und mir in meiner damaligen Gemüthsstimmung das Blut nur noch rascher wallend machte.

Eine zufällige Bewegung von mir verrieth meiner Stubengenossin daß ich wachte und ohne dadurch sonderlich betreten zu werden, nahte sie sich mir und fing an mit vieler Herzlichkeit und einer Hinnegung, die ich bis jetzt noch gar nicht an ihr kannte, sich nach meinen Befinden zu erkundigen.

Mein Herz war zu wenig zum Nachtragen geeignet als daß ich im Stande gewesen wär zu maulen. Indem ich die Frage beantwortete und mich über die Härte der Stiefmutter beklagte, bat ich Madame Donald doch mich ferner nicht immer gleich bei dieser zu verklagen, sondern lieber, wenn sie es für nothwendig fand, mich

selbst zu bestrafen, was gewiß weit weniger schmerzhaft von ihrer schönen Hand seyn müßte, als von denen meiner Mutter.

Weiß der Himmel, wie mir diese Rede in dem Mund kam, sie machte auf Madame Bonald den tiefsten Eindruck. Mit sanfter Stimme versprach sie mir die Erfüllung meiner Bitte und indem sie sich zu mir hernieder bog und mir die Stirne küßte, kam es daß mein Mund ihrem entseelten, sehr vollen und elastischen Busen sich näherte.

Diese Berührung durchzuckte uns beide wie ein electriccher Funke.

Armes Kind, läppelt sie mir zu, du hast wohl recht gelitten?

Ich schwieg und mir gingen — die Sinne an zu schwinden. Mit gebrochenen Augen umschlang ich die über mich Weggebogene und als ich wieder zu mir selbst kam, kannte ich auf Einmal

die Bedeutung des gebrochenen Xchs von heut  
Morgen und der Provançalin' angenehme Ent-  
deckung.

Wie hoch Leid und Freude im Leben wechs-  
eln! —

---

### Viertes Capitel.

---

Diesen Ausgang, dachte ich, hatte deine Stief-  
mutter gewiß nicht vermuthet als sie dein Bett  
neben des der Madame Donald setzen ließ, ver-

muthlich um die gerade zu dem, was nun geschehen war, alle Gelegenheit zu nehmen.

Madame Donald mochte dasselbe denken. Sie empfahl mir strenges Schweigen und ich darf wohl nicht erst versichern wie gerne ich es versprach und auch hielt.

Von diesem Tage ging für mich ein neues Seyn auf und die strenge Behandlung, der ich immer noch manchmal hingegeben war, wurde mir durch der guten Donald Bemühungen hinreichend vergütet; ich hing aber auch dafür mit einer Zärtlichkeit an ihr, die sich nicht beschreiben läßt.

Nur Einmal machte ich sie ernstlich böse und es dauerte mehrere Tage ehe ich mich wieder einer Liebkosung von ihr erfreute. Die Sach ging so zu.

*Monsieur L' Aigrette, derselbe, der an jenem*



Morgen der Madame Bonald das bewusste Ach entlockt hatte, kam zuweilen, wenn meine Aeltern nicht zu Hause waren, oder sonst eine schickliche Gelegenheit sich machte, mit meiner Freundin zusammen, und mir fiel dann gewöhnlich das Loos, während sie sich mit einander besprachen die Bedette zu machen, deren Pflicht es ist, das Haupt - Corps vor Ueberfälle zu beschützen.

Eines Tages waren wir auch wieder allein und Monsieur sollte davon benachrichtigt werden. Mit einem Billet von Madame Bonald schlich ich dem Herren Hause zu um eine Gelegenheit zu erspähen, es an Mann zu bringen. Ein kleines sehr dichtes Gebölz lag zwischen unsrer Wohnung und den herrschaftlichen Gebäuden und diente uns mit seinen verschlungenen Wegen und heimlichen Ruheplätzen an schönen Tagen zu einem kühlen Spaziergang.

Ich mochte dießmal ungefähr in der Mitte desselben seyn, als ein junger Mann in eleganter Jagd Kleidung mir begegnete. Er stuzte als er mich sah und auch ich richtete meine Blicke auf ihn. So hübsch wie dieser war mir noch keiner vorgekommen.

Dem jungen Herrn, — es war, wie ich später erfuhr, der Sohn eines benachbarten Edelmanns — schien meine Erscheinung zu interessieren. Mit einigen eben so artigen als schmeichelnden Worten redete er mich an und da ich gern und freundlich antwortete, so entstand bald ein lebhaftes Gespräch zwischen uns.

Der Fremde hatte meine Hand gefaßt, sie mehrmals gedrückt und geküßt und das that mir ganz unbeschreiblich wohl. Plötzlich schlang er seinen Arm um meinen Leib, drückte mich fest an sich, und, da wir gerade neben einer ganz im

Gebüsch versteckten Rasenbank ständen, versuchte er mich auf seinem Schooß zu ziehen.

Anfangs sträubte ich mich; bald aber gab ich seinem immer heftiger werdenden Ungestüm nach und erwärmt durch sein Feuer fing ich eben an mich dem süßen Spiel hinzugeben, als das Zwischenkommen der Madame Bonald diese interessante Unterhaltung unterbrach.

Sie hatte mir entgegengehen wollen und ward so zur Störerin einer von mir noch nicht gekannten Freude.

Mit zürnender Mine befahl sie mir, mich nach Hause zu begeben, sie selbst aber blieb noch da, in der Absicht, wie ich glaubte, dem kühnen Jüngling einen Strassermom zu halten.

Als ich in spätern Zeiten den hübschen Jüngling wiederfand, erfuhr ich, daß Madame Bonald zwar anfänglich sehr entrüstet gegen ihn gewesen,

daß er aber bald Mittel gefunden habe sie zu besänftigen und daß er zuletzt damals keine Ursache gehabt hätte die Unterbrechung zu verwünschen.

Was mich betraf, so schlich ich halb mißvergnügt, halb beschämt und fürchtend die Dinge, die da kommen würden, unsrer Wohnung zu, und war froh daß Madame Donald nach mehreren Tagen meinen Bitten nachgab und unter der Bedingung mir verzieh, daß ich die Strafe von ihrer Hand erduldet, die sie gerecht fand für meine Lüsterheit; wozegen sie denn auch mir erlaubte ihr dasselbe zu thun, weil, wie sie meinte ihre Unvorsichtigkeit mich allein durch das Gehölz zu schicken, die erste Ursache gewesen war.

## Fünftes Capitel.

---

Schöner wie in diesem Augenblick, war mir meine Freundin noch nie vorgekommen. Aber ach! dieß war der letzte Moment eines glücklichen Zusammenseyns. Der kommende Tag zerriß auf immer unser inniges Freundschaftsband.

Ein bößartiges Fieber raubte mir in wenigen Tagen den Vater und mit seinen kalten Resten wurde der Wohlstand unseres Hauses zu Grabe getragen.

Den Tag nach seiner Beerdigung verließ Madame Bonald unser Haus. Das Wenige, was nach Abfindung der ziemlich starken Gläubigerschaar übrig blieb, reichte gerade hin meine Stiefmutter und mich auf kurze Zeit vor gänzlichen

Mangel zu schüken und an die Unterhaltung einer Art von Erzieherin, was Madame Bonald bisher bei uns vorgestellt hatte, war nicht zu denken.

Nachdem meine Stiefmutter alles was irgend möglich war zu Gelde gemacht hatte, wandte sie sich in ein kleines Landsäßchen, einige Tagereisen weit von dem Ort meiner Geburt und für mich Aermste ging nun ein wahres Fegfeuer von Arbeit und Mißhandlungen los.

Wie oft wenn ich Abends ermüdet von schwerer, gemeiner Arbeit, mich auf mein dürftig Lager streckte, gedachte ich da meiner Freundin und meine entzündete Phantasie suchte umsonst in meiner jetzigen erbärmlichen Umgebung nach einer lockenden Gestalt wie die der von mir Gewichenen.

Die harte Pezagnung meiner Mutter nahm dagegen von Tage zu Tage zu. Ihre Absicht

war auf nichts Geringeres gerichtet als in dem Sandneß worinn wir uns befanden, sich einen neuen Wettgenossen zu erkapern und, sie sparte keine Künste um zu diesem gewünschten Ziele zu gelangen. Meine aufblühende jugendliche Gestalt war ihr dabei kein kleines Hinderniß und indem sie nicht ohne Ursache, eine Verdunkelung befürchtete, betrachtete sie mich noch als eine unnütze Last, die ihr die täglich mehr schwindende Warschaft verringern half.

Kein Bißes Brod kam über meine Lippen, den nicht ihr Geiz mir mit Bitterkeiten sondern Sahl würzte und der ununterbrochenste Fleiß vom frühen Morgen bis späten Abend vermochte nicht mich vor den thätlichsten Mißhandlungen zu schützen.

Alle Grenzen überschritt aber ihr Zorn gegen mich, als eines Tages ihr versprochener Zukunfts-

tiger, ein alter Hagestolz, der die Härte des Städtchens in Ordnung hielt, sich einfallen ließ mir das Wort bei ihr zu reden. Ihrer Ansicht nach konnte er dieß nur, vermöge eines geheimen Einverständnisses mit mir und während sie seine übelangebrachte Verwendung ziemlich unsanft abwies, verflüdeten mit ihre funkelnden Augen im Voraus was meiner nach seinem Weggange warte.

Ich hatte mich auch nicht geirrt. Gegen Elfs Uhr, dies war die Zeit wo der zärtliche Amant seine Dulcinea zu verlassen pflegte, trat sie in meine Kammer. Ich lag bereits völlig entkleidet im Bette und hatte mich eben über die Mühen des Tages mit einer Erinnerung an meine gute Bonaldi getrübt. Ohne ein Wort zu sagen näherte sie sich mir, riß die Decke herab und während sie mich mit einer Hand mit dem Gesicht in die Küssen drückte, schwang die andere



mittheilslos das mitgebrachte Werkzeug der Strafe über meine entblößten Hintertheile so anhaltend, daß ich glaubte vor Schmerz und Entsetzen zu vergehen.

Hierauf entfernte sie sich wieder und versicherte mir noch indem sie meine Thür abschloß und den Schlüssel zu sich nahm, daß mir morgen eine ähnliche Begrüßung bevorstände.

---

## Sechstes Capitel.

~~~~~

Das war ein erfreulicher Trost! Mir war die Abendportion schon so hinreichend in die Glieder gefahren, daß ich gar nicht nach einer zweiten lüstern war und lieber beschloß das Aeußerste zu wagen als mich noch Einmal den Ausbrühen ihres Hasses hinzugeben.

Mein Plan war bald gemacht. Als alles im Hause still war, stand ich auf und packte meine besten Sachen zusammen. Einige Scheemünzen, Ohrgehänge und dergleichen wurden nicht vergessen und nachdem ich selbst die Kleidungsstücke eines gemeinen Landmädchens angelegt hatte, die sich zufällig in meiner Schlafkammer unter andern alten Sachen befanden, ließ ich mich an

meinem Bettuch aus dem nicht . sehr von der Erde entfernte Fenster herab und gewann bald das Freie, wo ich auf einer breiten Landstraße mit Anstrengung aller meiner Kräfte vorwärts schritt, ohne zu wissen wohin mein Weg mich führe?

Ermüdung und der anbrechende Morgen zwangen mich aber bald mich nach einen Ruheplatz umzu- sehen. Die Folgen der stiefmütterlichen Begege- rung inkomodirten mich erschäunlich im Gehen und ich war wirklich durch Schmerz und Angst so weit, daß ich nahe an einer Ohnmacht war, als ich einen Wald erreichte, wo ich von der Heer- straße ab, ins Gesträuch bog und mich am Rande eines klaren Baches in den Schatten alter Buchen und Eichen lagerte, deren Säuseln mich bald in einen erquickenden Schlaf einwiegte.

Meine Ruhe mußte ziemlich lange gedauert

haben, denn als ich erwachte, fand die Sonne schon sehr hoch am Himmel und erschröckten rasch ich mich auf.

Da bemerkte ich erst, daß ein Bruder Franziskaner nicht weit von mir saß und, wie es mir schien, mich mit Wohlgefallen betrachtete.

Es war ein Mann in mittleren Jahren, von wohlgebautes, starken Körper und angenehmen Gesichtszügen. Als ich aufsaßanten war, winkte er mich zu sich und fragte mich, indem er meine Hand ergriff und seßte, über das Wesen und Weib meines Vaters.

Sein freundliches Benehmen machte mich Muth: ich beantwortete seine Fragen mit der größten Offenherzigkeit und bald wußte er meine ganze kleine Lebensgeschichte mit allen Details, sogar die mütterliche Correction des vorigen Abends verschwieß ich nicht.

Mit reger Theilnahme hatte er zugehört und die brennenden Blicke, die er auf mich richtete, zeigten deutlich wie sehr ihn meine kleine Person interessirte.

Armes Kind, sprach er als ich geendet hatte, und streichelte mir die glühenden Wangen, armes Kind sey ruhig, deine böse Stiefmutter soll dir nichts mehr anhaben. Wenn du gehorsam seyn wirst und gut, setzte er mit Bedeutung hinzu und zog mich näher zu sich hin, so will ich für dich sorgen und dich in ein Haus bringen, wo du fernerhin keinen Mangel leiden wirst.

Diese Versicherung belebtem ich mit dem regsten Dankgefühl, ich drückte mit Innigkeit seine Hand an mein Herz und versprach alles zu thun was er verlangen würde.

Dies schien ihm sehr wohl zu gefallen und er gebot mir ihm zu folgen.

Unser Weg ging tiefer in den Wald. Nachdem wir wohl eine Stunde einen schmalen, wenig betretenen Fußsteig gegangen waren, kamen wir an eine kleine verlassene, aber wohl eingerichtete Einsiedelei.

Mein Führer, der den Schlüssel dazu bei sich hatte, sagte mir, daß der Besitzer dieser Waldwohnung vor geraumer Zeit gestorben, daß er und seine Ordensbrüder aus dem nicht mehr sehr entfernten Kloster, diese Hütte jetzt in Besitz hätten und Einer oder der Andere manchmal daselbst einige Tage zubrachten, um ungestört ihren Meditationen nachhängen zu können, und daß deswegen immer für einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln daselbst gesorgt war. Heute, fuhr er fort, wollen wir beide hier bleiben. Du wirst müde und hungrig seyn und das Haus, wo ich dich unterbringen will, ist noch zu entfernt,

als daß wir es erreichen könnten. Auch muß ich mit den Damen, unter deren Döbust du hinsüro leben wirst, erst Rücksprache nehmen, und so wirst du dir schon gefallen lassen, siehe er lächelnd hinzu, eine Nacht mit mir allein zuzubringen.

Ich erwiderte nichts: ergriff nur von neuem seine Hand, presste sie an meine Brust und dankte im Stillen dem Himmel, einen so gütigen Freund gefunden zu haben.

Bruder Klops, dieß war sein Name, bewies sich nun sehr geschäftig ein kleines Mahl aufzutragen, welches mir, die ich beinahe in vier und zwanzig Stunden nichts genossen hatte, sehr behagte. Eine Flasche Wein wurde ausgeliekt und meine ziemlich matt gewordenen Lebensgeister, befeuerten sich dadurch nicht wenig.

Während des ganzen Soupers hielt Klops meine Hand und seine immer stärker werdenden

Brüde, würden einer erfahrenern wie mir, keinen Zweifel über die Empfindungen gelassen haben, die ich in seiner Brust erregt hatte.

Dunkel schwebte mir freilich eine Idee davon vor, indeß war ich doch noch zu sehr Neulingin um Bestimmtheit zu haben.

Im Ganzen war mir jedoch dieß Zeichen seiner Gewogenheit nicht unangenehm, und ich würde mich recht wohl befunden haben, hätte mich nicht die Lektion meiner liebevollen Stiefmutter incomodirt.

So viel Mühe wie ich mir auch gab meine Unbehaglichkeit zu verbergen, so entging sie doch nicht der Beobachtung meines aufmerksamen Gefährten. Indem er mir näher rückte und die Beweise seiner Zuneigung verdoppelte, fragte er mich lächelnd um die Ursache meiner Unruhe, und als ich nach einigem Zögern ihm gestand,

wo es mir fehlte, meinte er: dafür gab es Rath.

Er ließ mich aufstehen, nahm ein feines Tuch, benetzte es mit Wein und eh' ich wußte wie mir geschah, rieb er mir sanft damit die Theile, die den Abend vorher so übel behandelt worden waren.

Ich zitterte dabei am ganzen Leibe; nicht so wohl aus Furcht als aus einer innern Bewegung, die in diesem Grade mir noch fremd war.

Als Kloys mit seiner schmerzstillenden Operation fertig war, nahm er mich und trug mich wie nervigen Armen auf das in einer Ecke befindliche Lager. Aufgeregt aufs höchste setzte ich ihm keinen Widerstand entgegen; und wenige Minuten vergingen, so bemächtigte sich meiner ein solch angenehmes Vergessen, daß ich nicht eher meine Besinnung wieder erhielt, als bis ein brennender Schmerz an demselben Ort der kurz

vorher unter der Berührung der Hand meines Freundes mir so wohl gethan hatte, mich weckte.

Beßürzt wollte ich mich aufrichten; ach, das war unmöglich! Alond hielt mich zurück, seine Lippen verriegelten meinen Mund.

Mein Freund schenke wenig Mitleiden mit meinen Seufzern zu empfinden. Mit rastloser Eile verfolgte er sein Ziel; ehe er es aber noch ganz zu erreichen vermochte, überraschte ihn die allmächtige Natur. Der kurze Moment von Ruhe, welchen mir Alonds mattes Hinfallen gewährte, wich bald erneuten stürmischen Angriffen, deren Kraft die Befähigung nicht länger zu widerstehen vermochte. Mit einem tiefen Seufzer sank ich zurück und im überströmenden Gefühl meiner Empfindungen, deren Stärke alles übertraf was ich kannte, glaubte ich der letzte meiner Augenblicke sey gekommen.

Der fromme Bruder machte sich das gänzliche Vergessen meiner selbst aufs beste zu Ruh. Dieselben Gefühle, welche mich außer mich selbst gesetzt hatten, belebten mich wieder und nicht eher ließ der Tapferer seine Beute fahren, bis sich auch seiner eine völlige Abspannung bemächtigte, die ihn in tiefen Schlaf neben mich niederfallen ließ.

Es war gerade mein siebzehnter Geburtstag als ich verlor was allen Mädchen angeboren wird.

Siebentes Capitel.



Einige Stunden Ruhe gaben mir meine vorigen Lebenskräfte wieder. Mein Freund schlief noch sanft und fest an meiner Seite. Eine sehr verzehliche Neugier trieb mich an das näher zu untersuchen, was bei mir eine solche Veränderung hervorgebracht hatte. Peise schob ich die verhüllende Decke weg. — Wie anders war es jetzt als wenige Stunden vorher! — Ein eigenes Gefühl bemächtigte sich meiner bei diesem Anblick und eine unwiderstehliche Gewalt führte meine Hand, die eine merkwürdige Metemorphose hervorbrachte.

Alexs schlug die Augen auf. Ein Kuß belehrte mein Zuorkommen. Auch er folgte mei:

dem Beispiel und während er mir zeigte was ich zu thun hatte, versetzte er mich in jene Ertesse, die mir zuerst meine gute Bonald hatte empfinden lassen.

Erst als die Sonne schon recht scharf in die niedern Fenster der Einsiedlerhütte blickte, fand es der Sohn des heiligen Franziskus für Zeit sich zu erheben. Während wir unsere Toilette machten, instruirte er mich, wie ich mich in dem Hause zu benehmen habe, wohin seine Fürsorge mich zu bringen gedachte und nachdem wir uns durch ein kleines Frühstück restaurirt hatten, ging es fort dem Landhause zu wo ich hinführo leben sollte.

Es lag in einer romantischen, durch Wald und Berge angenehm abwechselnden Gegend, ohnfern einem Dörschen, das zu ihm gehörte.

Mein Beschützer ließ mich in diesem zurück und ging voraus mein Erscheinen vorzubereiten.

Nicht lange so kam ein munteres Mädchen und holte mich ab. Im Schloße fand ich zwei Damen, deren Eine ungemein anziehend war. Die Andere war bedeutend älter und lange nicht weder so hübsch noch so freundlich. Sie empfingen mich gütig und während Aloys, der hier ein sehr frommes und würdevolles Ansehen genommen hatte, mich ihnen als eine entfernte Verwandte vorstellte, bemerkte ich wie die eine der Schwestern, dieß waren die Wirthinnen des Hauses, mich mit Wohlgefallen und Theilnahme betrachtete. Ihr Name war Agathe. Unterdeß die Ältere Kunigunde sich mit Aloys über verschiedene Dinge besprach, instruirte mich diese über das was ich hinführo im Hause zu thun hatte.

Röschen, so hieß das Mädchen, welches mich gerufen hatte, wies mir hierauf mein Zimmer an, wo ich blieb und mich umkleidete bis ich zu Tische gefordert ward.

Bei der Tafel, die sehr einfach aber elegant war und wo Röschen servierte, denn männliche Dienerschaft gab es außer einem alten Kutscher und einem ebenso verlebten Hausknecht hier gar nicht, erhielt ich meinen Platz neben Agathe, die fast ausschließlich mit mir sprach und mich einmal über das andere ihr kleines Lottchen nannte.

Als wir abgespeist hatten begleitete Aloys Fräulein Kunigunden auf ihr Zimmer, vermuthlich um eine Privat = Andacht mit ihr zu halten, mich winkte Agathe in den Garten, an dessen Ende ein niedlicher, tief in Schatten versteckter Pavillon lag.

Wir traten ein. Ein kleines, elegant eingerichtetes Zimmerchen, in dem neben einem elastischen Divan ein zierlicher Bücherschrank stand, nahm uns auf.

Fräulein Agathe legte sich in einer sehr reizenden Stellung auf die weichen Kissen und indem ich mich zu ihren Füßen auf ein Tabouret niederlassen mußte, gebot sie mir aus einem dargelegten Buche, ihr vorzulesen. Es war ein Band von des jüngern Crabillon Schriften, der die seltsamen Begebenheiten des Prinzen Tongoi und der Prinzessin Neadarnie enthielt.

Je weiter ich las, je unruhiger wurde meine Zuhörerin. Sey es, daß die lebhafteste Schilderung des Dichters sie so allarmirte, oder war es die warme Sommerluft; unvermerkt löste sich eine zusammenhaltende Nadel ihres Busentuchs nach der andern, und nicht lange so quollen aus der

ungetreuen Hülle meinen Blicken ein Paar so schneeweisse, volle Halbkugeln entgegen, daß ihr Silienschimmer die Rosenknospen beschämte, die auf ihrer höchsten Erhabenheit wie auf Schneegebirgen thronen.

Nir fiel Madame Bonald ein und die Buchstaben begannen vor meinen blühenden Blicken zu schwinden. Agathe entging meine Stimmung nicht. Sie ließ mich näher rücken und begann mit ihren zarten Fingerchen bald meine Wangen zu streicheln, bald in meinem vollen dunklen Haar, das in natürlichen Locken meine Stirn umfränzte, zu spielen.

Nir wurde dabei unbeschreiblich wohl. Mit zitternder Stimme las ich weiter. Als ich an die Stelle kam, wo der mächtige Beherrscher der Blumeninsel den seltsamen Zauber löste, der die arme Neabarne bisher quälte, stockte mein Athem.

ich vermochte nicht weiter zu erkennen; das Buch entsank meiner Hand und, indem ich mich bückte es wieder aufzunehmen berührte mein Mund ein Knie, das an Weiße pavischen Marmor übertraf.

Eine Bewegung, die Agathe machte, erschaffte mir dabei eine Aussicht, der ich nicht zu wiedersehen vermochte.

Laß mich, böses Kind, läspelte das Fräulein und streckte sich dabei so reizend, daß mir kein Hinderniß mehr im Wege stand. Ich vernahm in diesem Augenblicke nichts mehr; nur Agathens leise Seufzer bemerkte ich noch und schmelzend bog ich mich über die Halbenselte weg. Sie verstand mein Sehnen und half ihm mittheilig ab.

Gottloses Mädchen, sagte sie noch einem Weibchen, indem sie aufstand und ihre verschobene Toilette wieder in Ordnung brachte, wer hätte dir angesehen, daß du so schelmisch bist. Wenn

daß dein Vetter der fromme Bruder Aloys wüßte! —

O, fiel ich vorschnell ein, der ist auch ein Mensch, gnädiges Fräulein, und wenn Sie wüßten —

Wirklich? entgegnete lächelnd Agathe, es Lottchen das mußt du mir mal erzählen. Aber jetzt komm und laß uns Himmelswillen meiner Schwester nichts von dem merken, was wir mit einander besprochen haben, du verstehst mich doch? Ich lächelte kopfschüttelnd; denn die ist, fuhr Agathe fort, mitunter sehr streng und dankte mir und dir ein arges Capitel lesen. —

Ich ließ mir dieß gesagt seyn und begleitete meine Gebieterin ganz ehrbar ins Wohnhaus.

Achtes Capitel.



Moses war schon fort, als wir kamen. Agathe ging zu ihrer Schwester und mir blieb den Rest des Tages über noch Zeit genug, über die sonderbaren Begebenheiten der letzten Tage nachzudenken.

Meine geschäftige Phantasie ging alles Vorgefallene noch Einmal durch und bei dieser Gelegenheit drang sich mir eine Vergleichung zwischen Agathe und meiner ersten Freundin, der Madame Donald auf, die, so lieb mir das Gedächtniß von dieser auch war, doch zum Vortheil der Ersteren ausschlug; und wirklich muß ich gestehen einen feinern regelmäßigern und dabei doch üppigen Körper, wie den meiner jetzigen Gebie-

terin, hatte ich nie gesehen. Da war alles Ebenmaas und Fülle und Sammt, nichts gegen die Feinheit ihres Teints.

Ich wurde ordentlich verliebt in sie und selbst Aloysens kräftige Gestalt verschwand mir fast gegen diesen Zauber.

Vier Wochen mochte ich in diesem Hause seyn, in welchem ich mich so wohl fühlte und Aloys war schon verschiedenemale dagewesen und hatte sich nach uns umgesehen, wobei er jedesmal Gelegenheit fand, mit mir ein Viertelstündchen in Geheim zu verplaudern: als ich eines Abends früher wie gewöhnlich mich auf mein Zimmer begab, mich zur Ruhe zu legen. Da ich mich allein glaubte, so that ich mir keine Mühe an und eine Hülle nach der andern fallend, stand ich bald in dem einfachen Schmucke da, den Natur allein giebt und musterte vor

dem großen Wandspiegel mich selbst; als ich plötzlich hinter den Gardinen meines Bettes ein Nascheln vernahm.

Erschrocken sah ich mich um, Möschens Lockenkopf blickte aus den Vorhängen mich schelmisch an.

Spiegbübin, rief ich, was machst du hier, wart, daß sollst du mir entgelten.

Ach liebes, liebes Vortchen, sey nicht böse, entgegnete mir der Schalk; ich suchte etwas, da kamst du; ich wollte dich erschrecken und schlüpfte hinter den Vorhang, aber als du anfingst dich zu entkleiden und immer schöner wurdest, sich liebes Vortchen, da war es mir unmöglich und nur unfreiwillig machte ich die Bewegung, die mich verrieth. Aber sey nicht böse, ich habe dich so lieb, so sehr lieb. Dabei kam der Schwarzkopf vorgehüpft, umschlang mich fest

und drückte so brennende Küsse auf meinen Mund,
daß ich unmöglich zürnen konnte.

„Nun geh, sagte ich, Röschen ich will dir
verzeihen, aber nun geh auch.“

„Das ich nicht klug war, lachte das böse
Ding, bei mir ist's finster und hier ist's hübsch.
Dabei sprang sie wie ein Blüß hinzu, blick mir
das Licht aus und schlüpfte unter meine Decke.“

Was sollte ich thun? finster war's und mich
noch einmal anzukleiden hatte ich nicht Lust.
Ich that also was Röschen gethan hatte, nahm
mir aber vor das neckende Geschöpf recht abzu-
strafen.

Es kam aber anders, als ich mir dachte. —

Röschen war ein verkleideter Knabe, den sich,
wie ich nachher erfuhr, Fräulein Kunigunde zur
Bedienung hielt, und da Knaben härter sind
als wir armen Mädchen, so geschah es, daß er

der Sieger ward und ich seufzend um Pardon bitten mußte.

Da hatte ich mich einmal geirrt: es war mir aber ganz und gar nicht leid und der Knabe Franz gefiel mir von da an viel besser als das schwarzköpfige Bölschen.

Neuntes Capitel.



Weiß der Himmel wie's zuzing, so angenehm mir diese Entdeckung war, so wenig schien sie den Beifall von Fräulein Kunigunden zu haben, denn leider mochte Franzens leichtsinnige Unbesonnenheit ihr unser Abenteuer verrathen.

Sie bewachte mich von dieser Zeit an mit wahren Arges - Augen, Franz durfte sich mir auf zehn Schritte nicht nähern, und auch Agathe empfand die Einflüsse ihres aufgeregten, heftigen Characters; denn nur zu sehr mußte diese sich nach der ältern Schwester, von der sie völlig abhängig war, genieren.

Selbst Aloys konnte kaum noch dann und wann eine Gelegenheit erbischen, mich allein zu

sehen, und hätte ich nicht noch zuweilen eine Wiederholung der Unterhaltung mit Agathen im Pavillon gehabt, so wäre ich ganz auf mich selbst gewiesen gewesen und das ist doch immer nur ein halber Spaß.

Aber auch das sollte mir genommen werden.

Am einem heitern Nachmittage befand ich mich mit Agathen wieder allein. Ich hatte ihr müssen mein Abenteuer mit Aloys in der Glasfidelei, ich weiß nicht mehr zum wie vielen male, erzählen, und da ihr dabei noch Einiges in meiner Erzählung dunkel blieb, so war ich eben im Begriff ihr den eigentlichen Hergang sichtlich so deutlich wie möglich zu zeigen, als die Thür, die wir unvorsichtiger Weise zu verriegeln vergessen hatten, aufgerissen wurde und Kuno gerade mit durchbohrenden Blicken vor uns stand.

Mir, wie Agathe, wurde gar nicht wohl bei der Sache und die Erinnerung wie einß meine Stiefmutter mit Madame Bonald bei mir eintrat, kam mir recht lebhaft wieder vor die Augen.

Ich hatte mich auch nicht geirrt. Mit heftigen Worten ergoß sich Kunigunde in eine gewaltige Strafpredigt und als sie geendet und uns angekündigt hatte, daß eine wohlverdiente Züchtigung uns erwarte, rief sie ihren beständigen Begleiter dem schwarzköpfigen Mädchen, und sagte ihm etwas ins Ohr. Mit einem mitleidigen Blick sah der Knabe nach uns hin, ging und kam bald mit einem Päckchen zurück.

Du Agathe, sprach Kunigunde und hand das Päckchen auf, biß die Aeltere und die Bedienten. Du verdienst daher die Geseß und härteste Strafe und ich hoffe du wirst durch ruhige Ge-

tragung und Standhaftigkeit, der da ein gutes Beispiel geben, wie du ihr ein böses gegeben hast.

Agathe erwiderte nicht. Meinetd ergriff sie blieb die Hand der strengen Schwester und blinzte sie bittend an. Sie aber blieb unbeweglich und befahl mir die Bedenke zu entbillen.

Bitternd gehorchte ich. Ach, wie meine Hand das letzte Gewand von dem schönen, zarten Körper streifen mußte, da hätte ich vergehen mögen vor theilnehmenden Schmerz und gern die Strafe doppelt allein getragen, hätte ich sie dadurch vor Mißhandlungen sichern können.

Als ich fertig war, gebot Aunzunde der Schwester sich quater über den Divan zu legen und indem sie mit einer Schonungslosigkeit sonder gleichen die Geißel schwang, athmete sie mit wenigen Streichen die heißesten, zartesten Halb-

Kugeln, die je die Liebe schuf. Lange duldete Agathe stillweinend und nur dann und wann entquoll ihren Lippen ein leiser Seufzer; als aber der Borm der strengen Schwester gar nicht nach ließ und rosenfarbener Ichor bereits an vielen Stellen hervorzubringen begann, übermannte sie ihr Gefühl; sie bat und klagte laut und hielt schützend die zarten Hände vor die leidenden Theile.

Wie wollte das Herz fast zerspringen vor Mitleid und dennoch ward die Grausame nicht erweicht.

Ich selbst mußte ihr die Arme festhalten und erst als die geheimste Stelle der Brust von den scharfen Streichen verletzt war, hielt sie inne und erlaubte mir Agathen beizusehen.

Jetzt glaubte ich würde die Reihe mich treffen und ich hatte gleichsam schon im Vorgefühl die

bittere, mir nicht mehr unbekannte Empfindung
genossen; aber ich irrte. Mit dir, sprach Kunis-
gunde, will ich mich nicht befaßen: Nimm
deine Sachen aber Sorge dafür, daß du, ehe noch
der Abend einbricht nicht mehr hier biß, wenn
du nicht weißt, daß andere als meine Hände an
dir vollziehen was ich nicht mag.

Dieß war mir schrecklicher als die schärfste
Strafe. Ich bat, ich weinte, umsonst! Kunis-
gunde blieb unbeweglich und mir ward nicht
einmal mehr der Trost von meiner süßen Freundin
Abschied nehmen zu dürfen.

Zehntes Capitel.

~~~~~

Es fing schon an zu dämmern als ich in männlicher Tracht, die mir Franz gegeben, auf dem Weg nach E\*\*\* in das Wirthshaus eines Städtchens eintrat um daselbst die Nacht zu bleiben.

Ich habe keinen Platz für ihn fuhr mich der Wirth, ein alter Grobian, an; Er sieht mir auch wie ein Landläufer aus.

Das arme junge Blut, meinte seine Hälfte, eine noch ganz hübsche wohlbeleibte Frau, in den Dreißigen; ich dachte doch lieber Christoph wir ließen ihn diese Nacht —

Willst du ihn zu dir mit ins Bett nehmen, dumme Gans, erwiderte der alte Brummbär, ich wüßte sonst nicht —

Wie du nun wieder sprichst, Christoph, er könnte ja — Na, was könnte er?

I nun, er könnte oben in dem Kämmerchen, da ist noch Platz genug zu einem Bette —

Meinetwegen machs wie du willst, brummte Christoph und ging in die Stube, wo von den versammelten Spießbürgern nach ihm verlangt war, denn die Krüge waren leer und über des Landeswohlfahrt noch manches zu sprechen.

Kommen sie nur mit junger Herr, sagte Catharine, ich will Ihnen schon eine Gelegenheit zeigen. Die gute Frau, sie hielt redlich Wort. —

Mein Mann, sagte sie, indem sie die Treppe mit mir hinauf gieng und mir ein kleines Stübchen aufschloß; mein Mann ist immer so ein alter Grobian, der noch alle honette Gäste von uns wegscheuchen wird. Ich habe meine tausend Noth mit ihm: denn ganzen Tag nichts als



Kerzer und Arbeit und wenn der Abend kommt, so hab' ich auch noch nichts. Da sitzt er die halbe Nacht bei seinen Spiel- und Gaufbrüdern und mir bleibt's leere Rest. Und vollends jetzt. Du lieber Gott, morgen kommt Einquartierung, Husaren, die Jourierschützen sind schon da, lauter junges Volk; da wird's was sehen. Die ganze Stadt ist in Alarm. Jahrmarkt dazu, da ist denn freilich jedes Winkelchen voll, aber weiter gehen konnt' ich sie doch nicht lassen; ich hätte mich der Sünde gefürchtet; es ist schon dunkel und die Nacht keines Menschen Freund. —

So plauderte die Geschwähige in einem fort und ich kitzelte mich nicht wenig über ihren Jessthum hinsichtlich meiner.

Tennoch war ich schadensfroh genug sie darin zu bestärken. Das gute Weib begte nicht den geringsten Argwohn in der Wahrheit meines An-

zuges und als ihres Mannes Stimme sie gebieterisch abrief, versprach sie wieder zu kommen, sobald der alte Brummbär, wie sie ihn nannte, sich in Deutsch Solo vertieft haben würde.

Da war ich nun in einer hübschen Verlegenheit. Doch was war zu thun; ich mußte es darauf ankommen lassen und es fügte sich ganz leichtlich. Der Brummbär spielte heut nicht Solo, sondern legte sich ins Bett, und mit dem Wiederkommen war's nichts.

Sie klagte mir dieß auf dem finstern Gange mit vielen Bedauern, und ich, mitleidig, wie ich immer war, suchte wenigstens in der Thore durch einige Freundlichkeiten, die ihren ganzen Beifall hatten, sie zu trösten.

Mit einem brünstigen Kuße schied sie von mir, und ich mußte versprechen noch den folgenden Tag hier zu bleiben. Wer aber nicht Wort

zu halten gedachte, war ich, denn wer war froher als ich so aus der Klemme zu kommen. Zufrieden hüllte ich mich in meine Decke und mochte wohl ein Paar Stunden geschlafen haben, als ich die Thür meiner Kammer leise öffnen hörte. Ach Gott, die Wirthin dachte ich und sann schon auf eine List. Aber ich irrte. Ein junger Mann war's der sich behutsam näherte und leise fragte: Pieschen schläfst du?

Ey, dachte ich, was will denn der von Pieschen und war Mäuschen still.

Er fragte nicht weiter, vermuthlich um Pieschen nicht zu stören, ich fühlte aber wie er die Decke behutsam aufhob und ehe ich's mir versah — war er bei mir.

Jetzt wars Sprechen zu spät: wenn ich auch gewollt hätte, ich konnte nicht, so fest versiegelte er mir den Mund und der Eifer, mit welchem

er sein Ziel verfolgte, ließ mir keine Zeit zu weitere Ueberlegungen.

Engel, sprach er, nach einem Weilschen, ich muß dich ganz haben, ganz, verstehst du, nichts darf zwischen uns bleiben.

Was mag er nur wollen, dachte ich und schmiegte mich näher. Was anders als kein Hinderniß mehr. Er konnte die Hemden nicht leiden.

Gest als der Morgen dämmerte verließ er mich und ich wußte nun, daß es noch tapferere Männer gab als Bruder Aloys.

---

## Fünftes Capitel.



Wie ich meine kleine Rechnung bezahlte, schmolte die Wirthin ordentlich, daß ich schon reisen wollte, ihre jüngere Schwester Lieschen dagegen, schien es recht gern zu sehen, vermuthlich weil es am Morgen zwischen ihr und dem schlanken Husaren-Wachtmeister, der Quartier machen sollte, zu Erdörterungen gekommen war.

Ich kümmerte mich jetzt wenig darum. Hatte ich doch die Nacht hinter mir und S\*\*\* nur noch ein Paar Stunden entfernt. —

Dort lebte eine Tante von mir, bei der ich fürs Erste zu bleiben gedachte.

Es war eine alte Jungfer, schon in die Vierzig, doch noch hübsch genug für ihr Alter.

Sie nahm mich mit soßnen Armen auf und ich würde ganz zufrieden da gelebt haben, wär' es nicht gar zu einsam bei ihr zugegangen. Außer einem alten Klostergeistlichen, kam fast kein Mensch zu uns und ausgehen durfte ich auch nicht. Da wurde mir die Zeit entsetzlich lang und ich seufzte vergebens nach Unterhaltung, und konnte gar nicht begreifen, wie meine Tante so zu leben vermochte.

Sie hielt mir täglich eine lange Vorlesung über die Bekämpfung der Begierden, die ich gährend anhörte und alle Abende, wenn ich mich niederlegte, dachte ich: Mit Tante Therese muß es doch gar nicht so seyn wie mit dir und Andern — mir trafen dabei Madame Bonald, Agathe und die runde Wirthin ins Gedächtniß — aber

ich lernte. Mein Tantchen hatte so gut Fleisch und Blut wie diese.

Eines Nachmittags — sie hatte mir erlaubt auszugehen und mochte glauben ich wäre schon fort — höre ich, daß sie in ihr Kabinet, von dem meinigen nur durch eine spanische Wand geschieden, tritt und anfängt, sich's bequem zu machen.

Was muß denn das zu bedeuten haben, sprach ich zu mir selbst und legte mein Ohr an eine Oeffnung, die mir eine volle Aussicht gewährte.

Mir ging ein Licht auf. In einem leichten Negligée legte sich mein Tantchen auf ihr Bett und fing an, in einem Buche zu blättern.

Das mußte ein interessantes Werk seyn, denn je weiter sie las, je begieriger schien sie zu werden, ihre Augen brannten, ihr noch recht hübscher Busen stieg und fiel, und eine angenehme

Unruhe schien sich ihrer ganzen Person zu bemächtigen.

Ich hätte was darum gegeben, wenn ich gewußt hätte, was das für ein Buch war.

Therese wußte es wohl und ich konnte es auch merken.

Eine Stelle mußte ihr besonders Nachdenken erregen; sie sank in die Kissen zurück und ihre Hand griff nach etwas anderm, als nach dem Buche.

Ich hatte gar nicht geglaubt, daß sie so hübsch war. Manches junge Mädchen würde durch diese Fülle und Weiße beschämt worden sein und an Feuer fehlte es, wie ich jetzt sah, wirklich nicht.

Es war ein Anblick, der mir das Blut zum Sieden brachte.

Als sie ihre Meditation mit einigen tiefen



Seufzern endete, dachte ich, jetzt, oder nie! und wie ein Blitz trat ich in die Thür. Therese erschraf ungeheuer. Die Ueberraschung ließ ihr die Lage vergessen, in welcher sie war und einen Augenblick genoß ich noch die Aussicht von Schätzen, die mir bis daher verschleiert waren.

Liebe, liebe Tante, rief ich, was sind sie lebenswürdig!

Halb zornig, halb beschämt, barg Therese ihr Gesicht in die Küssen und winkte mir zu gehen. Ich gehorchte und dachte, wie doch der Schein trügt, nahm aber das Buch mit.

---

## Zwölftes Capitel.

---

Meine Tante ließ sich einige Tage nicht vor mir sehen. Pater Hilarius war einigemal bei ihr und ich hatte Grund zu vermuthen, daß sie durch ihm sich hatte eine Buße auflegen lassen.

Eines Morgens ging sie aus: nicht lange, so kam Hilarius mir zu melden: ich würde sie nie wieder erblicken. Die änsliche Seele hatte sich in ein Kloster begeben, um unter strenger Obedieng den Rest ihrer Tage zuzubringen. Mir ließ sie schriftlich ihr ganzes Habe versichern und ich ward so auf Einmal zum wohlhabenden Mädchen.

Jetzt dachte ich auf eine feste Bestimmung.

Eine Schaar von Freiern hatte sich um mich versammelt; mein Herz sprach aber für keinen.

Da sah ich einst bei einem Spaziergange einen jungen Mann, der mir bekannt schien. Auch er bemerkte mich und bald erkannten wir uns.

Es war der hübsche Jäger, der mir einst im Gehölz begegnete, als mich Madame Bonald mit einem Briefchen aus sandte.

Eduard, so war sein Name, bat um Erlaubniß, mich begleiten zu dürfen. Ich sagte nicht Nein.

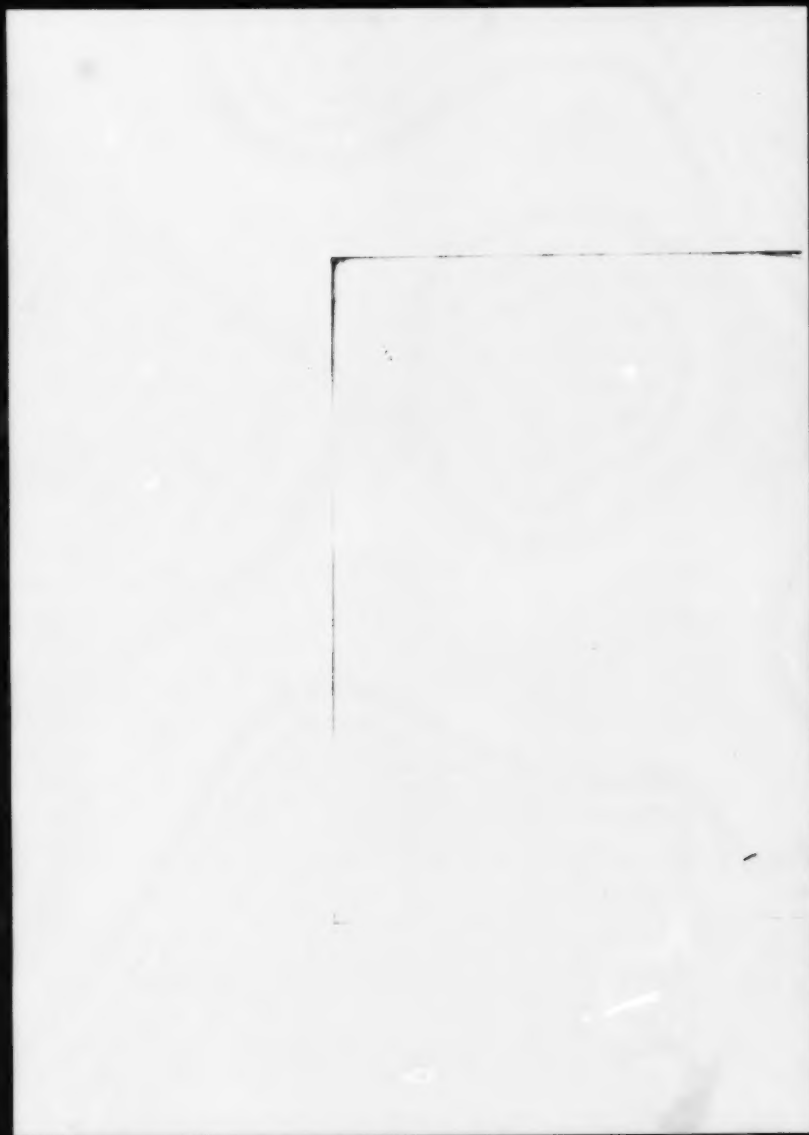
Zum Erstenmal in meinem Leben fing ich an, ein Gefühl kennen zu lernen, welches mir bisher fremd gewesen war und als der kühne junge Mann sich mir mit Wärme nahte und nach kurzer Einleitung die Unterhaltung da fortzusetzen begann, wo damals Madame Bonald uns un-

terbrach, da empfand ich, daß alles, was ich bisher genossen, nur leer und schaal war gegen jetzt, wo auch das Herz mit empfand.

Gleiche Empfindung theilte Eduard mit mir; bald verstanden wir uns ganz und wie ich zum Erstenmal als seine junge Gattin mit ihm in die stille Kammer trat und seine geschäftige Hand eine Schleife und eine Nadel nach der andern löste, und er endlich mich nur, ganz mich nur, ohne allen äußern Zusatz, in die Arme nahm und gar nicht müde wurde auf die verschiedenartigste Weise mir seine Zuneigung zu beweisen: da nahm ich mir vor, nur diesem Manne und keinem mehr zu lieben, und ich habe Wort gehalten bis diesen Tag.

V.

Geschichte eines Kam-  
mermädchens.



Junker Adolph zog mich eben auf den Schoos, da schallte es im Hause „Bisette!“ und wie ein Blitz war ich auf und zur Thür hinaus.

Wie siehst du denn aus? fragte die gnädige Frau, als ich in ihr Zimmer trat und sah mich scharf an.

Erschrocken warf ich einen Blick in den Spiegel und das brennende Roth meiner Wangen verdoppelte sich.

Nun, fuhr die Gnädige fort, wirst du antworten?

Ach! entgegnete ich, ich war — ich wollte —

Was? herrschte sie mich an.

Ich wollte mir eben das neue Kleid anprobieren, welches mir Ew. Gnaden geschenkt haben, als sie riefen.

Und darüber erschrakst du so?

Ja Ew. Gnaden.

Höre, sprach Frau von Lindenblatt, ich will nicht hoffen, daß du dir das Lügen angewöhnt —

O nein! nein! rief ich und küßte ihr die schöne Hand.

Nun laß nur, fuhr sie fort, und geh und rufe mir den Hofmeister.

Ich ging, froh im Herzen mit einer Lüge so durch gekommen zu seyn und that, wie mir geheißen.



Als ich auf Herrn Rahmanns Stube kam und ihm sagte, die Gnädige verlange nach ihm, kriegte mich der böse Mensch beim Kopf und eh' ich mir's versah, hatte ich ein Paar Küsse weg.

9.

Das ist auch ein Theolog aus der siebenten Wille, dachte ich und theilte meine Gedanken der Gouvernante mit, die ein recht artiges Fräulein anzuwies war.

Da hast du Recht, Lisette, sagte diese, vor dem ist keine Schürze sicher.

Was muß nur die gnädige Frau von ihm wollen, fuhr ich fort.

Um, wer weiß, meinte die Gouvernante, vielleicht giebt er ihr auch Unterricht.

Sie begleitete diese Worte mit einem so sark

faßlichen Lächeln, daß meine Neugier noch mehr —  
erregt wurde.

Ich sagte nichts weiter, beschloß aber zu  
thun, was ich sonst niemals gethan hatte — zu  
horchen.

Das wurde mir gar nicht schwer.

Neben dem *Deudoir* der gnädigen Frau war  
ein Zimmer, worinnen allerlei alt Gerüthe lag  
und zu welchem ich den Schlüssel hatte.

Dahin schlich ich mich lezt.

5

Ein Klüßern im Nebengemach spornte meine  
Neugierde noch mehr. Behutsam legte ich mein  
Auge ans Schlüßelloch. O! was sah ich nicht  
alles!

Frau von Lindenblatt lag auf dem Sopha.  
Der Hofmeister stand davor. Mit der einen

Hand war er eben im Begriff, den vollen Busen der schönen Liegenden zu enthallen; die andere war noch wo anders.

Wir sang an der Athem zu fassen.

Jetzt machte der Hofmeister eine Bewegung; mir schien es als wollte er auch auf dem Sopha Platz nehmen; ich war ganz Auge — da raschelte etwas hinter mir. Erschrocken sah, ich mich um. Es war Fräulein Auguste.

Lisette sagte sie, was machst du denn da?

O, nichts, stammelte ich, nichts, liebes Guckhen; aber wie kommen sie denn hieher?

Ich sah die Thüre hier auf, versetzte sie; und da ich dich suchte, ging ich herein. Komm mit Lisette, du sollst mir helfen den neuen Germanus-Anzug anprobieren, den mir Mama zu Papa's Namenstag hatte machen lassen.

Ich hätte mögen aus der Haut fahren. Aber

was half! ein Kammermädchen hat keinen eignen Willen und so gern ich auch gesehen hätte, was Herr Krahmann noch weiter mit der guten Frau vornahm, so mußte ich doch mit.

4.

In einer seltsamen Stimmung kam ich mit Fräulein Auguste auf ihr Zimmer.

Erfahrungen von einer ganz eigenen Art haben meine Brust und meine Hände zitterten, als ich Augusten auszog.

Hundertmal hatte ich dies schon gethan, aber so wie heute war mir noch nie gewesen.

Auguste bemerkte meine Bewegungen und fragte mich um die Ursache.

Ich war aber kein Narr, es ihr zu sagen. Sie war erst dreizehn Jahr und in diesem Alter ist man doch noch immer ein Kind. Freilich war

Augustchen schon so voll und groß wie ein Mädchen von funfzehn, allein wer konnte auf ihre Verschwiegenheit rechnen! —

Jetzt stand sie völlig entkleidet vor mir.

Schöner war sie mir noch nie vorgekommen, so weiß, so zart, so voll schon — nur etwas fehlte ihr noch, um ein vollkommenes Frauenzimmer zu seyn:

Ich konnte mich nicht enthalten, ihr dieß lächelnd zu sagen.

Oy, sprach Gussichen, sieh nur her, sie sangen schon an zu kommen.

Ich schloß hin; wahrhaftig sie hatte recht.

Weißt du wohl, sing Gussichen nach einem Weilschen an, daß das recht angenehm ist.

Was? fragte ich erschrocken und zog meine Hand weg.

O, bitte, bitte, Lisette, rief sie und schlang ihren Arm um meinen Hals, nur noch ein bißchen. —

Dabei nahm sie meine Hand und legte sie wieder dahin, von wo ich sie erst weggezogen hatte — und ich — lieber Himmel! ich war heute viel zu sehr zerstreut, um lange nachzudenken.

Je länger ich ihren Wunsch erfüllte, je entzückter wurde Gusschen.

Liebe, liebe Lisette, rief sie, daß werde ich dir nie vergessen.

5.

Das Genius Gewand war anprobiert worden, Gusschen stand wieder angekleidet da und ich ging auf mein Zimmer.

Nicht lange, so trat Adolph herein.

Er war sechzehn Jahr, ein allerliebster Junge, feurig und unternehmend und schlich mir schon lange nach.

Keinen passenden Augenblick, wie diesen hätte er treffen können.

Seine frühern Liebeslungen, meine Beobachtung an der Thüre der gnädigen Frau, die Spieslerei mit Gusschen, alles hatte mein Blut bis zum Siedepunkt gebracht und als er jetzt mit Ungestüm mich umschlang, sein Mund mich mit Küßen überdeckte, sein Blick so stehend bat, da vermochte ich nicht länger zu widerstehen — ich sank übers Bett weg, unsere Arme hielten sich umschlungen und unter manchem Ach! und o wehl wurde eine Blume gebrochen die ich sechzehn Jahr sowohl vor der eigenen, als vor fremden Händen bewahrt hatte.

6.

Frau von Lindenblatt hatte zu helle Augen um nicht bald zu sehen, wo die Glocken hingen.

Ehe ich's nie versah hatte ich meinen Abschied, meinen rückständigen Lohn, ein Paar Ohrfeigen im Kauf und die Erlaubniß zu gehen wohin ich wollte.

Daß war nun in so weit recht gut, indeß, wenn man keinen Menschen auf der ganzen weiten Welt hat, so wie zum Beispiel ich, und in seinem Leben nicht weiter gekommen ist, als bis zur nächsten Stadt, so ist es doch immer eine verdrüßliche Sache so plötzlich und auf einmal vor die Thüre gesetzt zu werden.

Weinend packte ich daher meinen Bündel, gab meine übrigen Sachen auf die Post und bestieg selbige selbst als Blinde, um nach der ohngefähr zwanzig Meilen entfernten Hauptstadt zu gehen.

Was ich da wollte? wußte ich selbst nicht, doch hatte ich gehört, daß dort schon manches



Plätzchen aus der Provinz sein Unterkommen gefunden hatte und somit wollte ich's denn auch versuchen.

Auf der Post war Niemand als ein ältlicher Herr, der ein Kaufmann war und ich.

Bald hatte er sich in ein Gespräch mit mir vertieft, und da ich nicht sehr verschlossenen Gemüths war, so wußte er auch bald genug von mir um einzusehen, daß ich eine Person sey wie er sie brauchen könnte.

Nicht lange, so that er mir den Vorschlag, ob ich zu ihm ziehen und ihm die Wirthschaft führen wollte.

Ich sah mir den Mann an. Sein Aeußeres verrieth Wohlstand, seine Miene Gutmüthigkeit — ich willigte ein.

Ja, fuhr er fort, Bisettchen, ich fordere von meiner Haushälterin mancherley.

Sie muß hübsch seyn wie du, jung wie du und —

Und? fiel ich ein.

Und, fuhr er fort, — doch komm her, das beschreibt sich besser als sich's erzählt.

Er zog mich bei diesen Worten näher an sich, streichelte mir die Wangen, knipp mich hier und da — und — ich wußte was er noch meinte.

7.

Es war mittlerweile Abend geworden, der Wagen fuhr langsam in dem tiefen Sande fort, der Position schloß, was konnte Herr Knopper abhalten?

Bald sah ich auf seinem Schooß, bald —

Ich sträubte mich, aber umsonst, Herr Knopper war nicht der Mann, der sich adsfreden

ließ und ehe wir noch die Station erreichten, sagte er zu mir:

Bisette, ich will dich behalten.

8.

Er hielt Wort. Nicht allein, daß er mich behielt, so hielt er mich auch gut in jeder Hinsicht. In jeder, denn trotz seinen Jahren, er war ein Mann in den Vierzigen, litt ich an nichts Mangel, was das Leben erfreut. Wie's indeß zu gehen pflegt; je besser es der Mensch hat, je besser will er's haben. Dieß erfuhr ich an mir selbst.

Herr Knopper hatte einen Vetter auf seinem Comptoir, einen jungen Menschen von etwa zwanzig Jahren, der gefiel mir außerordentlich.

Wilhelm war aber auch ein allerliebster

---

Zunge. So frisch, so derb, man konnte ihn ohne Appetit nicht ansehen.

Von dem Augenblicke an, wo sich diese Bemerkungen mir aufgedrungen hatten, sah ich nur ihn. Bei Tag und bei Nacht stand mir Wilhelm vor den Augen und in mancher einsamen Stunde mußte mir die Phantasie den Genuß vor- spiegeln, diesen lieben Zungen einmal recht fest an mich zu drücken.

Herrn Knoppers Bärtlichkeiten wurden mir jetzt schrecklich fatal; doch war ich klug genug meine Empfindungen gegen ihn zu unterdrücken.

Eines Morgens — es war ein Festtag und Herr Knopper ausgeritten — kam Wilhelm, um etwas zu besorgen, herauf, wo ich residirte.

So schön wie heut war er mir noch niemals vorgekommen. Ich konnte meine Gefühle nicht mehr zurückhalten.

Unter dem Vorwand ihm zu helfen; nahte ich mich ihm. Bald ruhte seine Hand in der meinen. Er zitterte wie ein Espenlaub, denn noch niemals hatte Wilhelm sich einem weiblichen Wesen vertraulich genähert.

Jetzt näherte ich mich ihm noch mehr. Mein Arm umschlang ihn, mein Mund suchte den seinen.

Ein glühender, langer Kuß warf ihn an meine Brust.

Der arme Junge wußte auch noch gar nichts. —

Wir sanken endlich aufs Sopha. Meine Stellung zeigte meine Wünsche.

Vom Niederstinken hatten sich meine Röcke verschoben. Wilhelm war jetzt ganz Nuge. Ich führte ihn zum Ziele näher und wenig Augenblicke, so überströmte mich das mannervollste Vergnügen.

Mitten in diesem Glück, knarrte die Thüre. Herr Knopper trat herein.

Schreck und Bestürzung hatten sich meiner so sehr bemächtigt, daß ich die Stellung vergaß, in welcher ich mich befand.

Herr Knopper riß mich aus meiner Erstarrung empor. Wilhelm war bei seinem Eintritt geflohen. Auf der Stelle verläßt du mein Haus, sprach mein erzürnter Geliebter und stieß mich zur Thüre.

Ich bat, ich weinte, ich versprach nimmermehr zu naschen; umsonst! härter wie ein Felsen war Herr Knopper und ich abermals verlassen.

9.

Nachdem ich meine Sachen fortgeschafft und mich bei einem alten Weibe einquartiert hatte,

bie in einer Vorstadt wohnte, stellte ich manche gute Betrachtung an, leider indeß zu spät.

Meine Verlegenheit war nicht geringe, mein kleiner Geldvorrath dem Ende nahe und nirgends eine Aussicht; denn ein Dienst, wie ich wünschte, wollte sich nicht finden und mich Preiß geben — dazu hatte ich zu viel Gefühl.

Ich entschloß mich B\*\*\* zu verlassen und anderwärts mein Glück zu suchen.

Durch den Verkauf meiner Garderobe verschaffte ich mir einiges Reisegeld und einen männlichen Anzug. So ausgerüstet verließ ich eines Morgens B\*\*\*.

Den dritten Tag kam ich nach C\*\*\*, hier war Jahrmarkt und das einzige Wirthshaus zum Erdrücken voll.

Traurig, nicht einmal unterzukommen, ging ich weiter. Raps bei der Stadt lag eine Föder

Herabkunft. Es war dunkel geworden, ich klopfte daher an und bat um Herberge.

Ein junges, hübsches Mädchen ließ mich ein: Es war die Tochter vom Hause. Die Kellern waren noch in der Stadt und Emilie allein.

Ich entdeckte ihr, daß ich auch ein Mädchen war, erzählte eine erdichtete Leidensgeschichte und gewann so ihr Herz völlig.

Als die Alten heimkehrten stellte sie mich ihnen vor; ich wurde auch von diesen freundlich bewillkommen und mir zuletzt ein Lager in Emilie's Schlafkammer gemacht.

10.

Ich hatte noch nicht lange gelegen, als mich das Geräusch, daß Emilie machte, aufweckte.

Syne mir merken zu lassen, daß ich auch

—



wachte, horchte ich hin was es wäre. Der Mond schien hell genug um alles erkennen zu können.

Emilie hatte die Decke weggeschoben. Sie mochte fest glauben, daß ich schlief und that sich keinen Zwang an. Ihr schöner Körper war fast ganz entblößt. Unter leisem Seufzen hatte sie ihre Hand mit dem Dertchen in Berührung gesetzt, wo die höchste Empfindung quillt und während ihre schönen Schenkel sich aufs angenehmste hoben und senkten, setzte sie ihr Spiel so eifrig fort, daß bald der Augenblick der höchsten Erlese eintrat.

Jetzt konnte ich meine eigene Gefühle nicht mehr zähmen. Ich stand auf und näherte mich ihr. Sie war wie vom Blitz gerührt. Mit den zärtlichsten Diebkosungen suchte ich sie zu beruhigen. Ich legte mich neben sie, küßte u. 10 streis

schelte sie so lange bis sie sich beruhigt hatte, dann nahm ich ihr Patschgen — —

Sie verstand meinen Wunsch. Ein gegenseitiges Entzücken bemächtigte sich unserer, Lippe ruhte auf Lippe, Brust an Brust und erst mit dem Morgenroth endete ein Zeitvertreib, der uns so viel Spaß machte.

II.

Den folgenden Tag kam ich nach G\*\*\*.

Der Erste Mensch, der mir hier unterm Thore begegnete, war Herr Kasmann. Wie waren alle beide nicht wenig überrascht uns hier zu finden.

Ich erfuhr von ihm, daß der Gemahl der Frau von Lindenblatt für gut befunden hatte, ihn zu verabschieden, vermuthlich weil er glaubte, er könne seine Frau allein unterrichten, und daß

der ehemalige Herr Hofmeister jetzt bei einer wandernden Schauspieler Truppe Helden spiele.

Als ich in seinem Logis angekommen war, wohin er mich sogleich führte, machte er mir den Vorschlag auch zum Theater zu gehen.

Nach einigem Bedenken sagte ich ja, und jetzt bin ich wohlbestallte Liebhaberin bei derselben Künstlergesellschaft, wo Herr Rahmann die Helden Rollen zerlegt.

Da trifft es sich denn oft, daß wir beide vor den Augen des lieben Publikum's gewaltig zärtlich miteinander thun müssen: doch geschieht dieß nicht bloß öffentlich. Auch unter vier Augen führen wir manche verliebte Situation aus und ich muß gestehen, daß Herr Rahmann nicht bloß ein Heid zum Schein ist.

---



**Wohlfeile Bibliothek**  
nützlicher und angenehmer  
**Unterhaltungs-Schriften,**  
erschieden in  
**Ernst Klein's**  
Comptoir in Leipzig.

Bei dem jetzigen Gesuchtwerden wohlfeiler Unterhaltungs-Schriften habe ich mich entschlossen, alle in dieses Fach einschlagenden, bis zur Jahrzahl 1825 bei mir herausgekommenen — eine belehrende und unterhaltende Lectüre gewährenden — Schriften im Durchschnitt einzeln auf die Hälfte des eigentlichen Ladenpreises herabzusetzen. Soweit der (von manchen geringe) Vorrath reicht, gilt die Herabsetzung des Ladenpreises bis zu Ende des Jahres.

Wer für 6 Thlr. wenigstens direct besieht kann noch 2 Rbthl. kürzen.

Wer die ganze Bibliothek zusammennimmt, erhält sie für 3 Friedrichsd'or Gold oder 17 Thlr. preuß. baar, also um ein Drittel theil des Ladenpreises.

---

Michaelis 1826.

NB. Die eingeschlossenen ( ) Preise zeigen die feileren Ladenpreise an, die offenen hinten stehenden aber die herabgesetzten Preise.

**A**hnungen, meine, und Träume. In drei und zwanzig Thatsachen dargestellt. Ein Beitrag zur Erfahrungseelenkunde. 8. geb. (10 Gr.) 5 Gr.  
**A**lmanach der Universität Leipzig auf das Jahr 1823. Mit 4 Portraits. geh. (1 Thlr. 8 Gr.) 16 Gr.

**A**erefant, der, oder die Aehnlichkeit, Operette in 1 Aufzuge. Nach dem Franz. des Alex. Dumas, und nach der Mus. des Dominico della Maria. 8. broch. (5 Gr.) 3 Gr.

**A**ugust, Friedrich, der Gerechte, König von Sachsen. Sein Leben und Wirken in allen Verhältnissen. Zur Feier und zum Andenken seines fünfzigjährigen Regierungsjubiläums; von r. Mit dem Portrait des Königs, von Wehne gestochen und in allegorischem Umschlag. geh. (1 Thlr.) 12 Gr.

Dasselbe auf Schreibpapier gebunden (1 Thlr. 12 Gr.) 18 Gr.; mit gemaltem Umschlag. (2 Thlr.) 1 Thlr.

**P**ortraits über die letzte Krise des osmanischen Reichs, ihre wirkenden Ur-

sachen und wahrscheinlichen Folgen; von J. J. Pas-  
tör. Aus dem Französischen von D. J. J. v. Pas-  
tem. 8. geh. (21 Gr.) 11 Gr.

Bilderbuch, naturhistorisches, des Thierreichs;  
mit illum. Kupfern und deren Beschreibung. Zum  
Nuzen und zur angenehmen Unterhaltung für Je-  
dermann, besonders aber für die wißbegierige Ju-  
gend. Herausgegeben von D. G. H. W. 4 Hefen  
(jede mit 8 illum. Kupfertafeln.) 4. geh. (2 Thlr.)  
1 Thlr.

Döring, H. satyrische Gedichte. Wieder-  
thümlich in Bezug auf neuere Zeitereignisse. 1820.  
(16 Gr.) 8 Gr.

Ernesti, D. Johann Heinrich Martin, der Au-  
gendsfreund, zur Bewahrung der Unschuld; zur Ver-  
besserung der sittlichen Güte und der Lebensfreude.  
Ein Hausbedarf, Aeltern, Lehrern und Erziehern  
gewidmet. Mit einem hierher gehörigen Anhange von  
dem vereinigten D. Kess und einer in der That ein-  
zigen und letzten Kanzelrede über den Geschichts-  
trieb, von einem katholischen Geistlichen in Spanien.  
gr. 8. (12 Gr.) 6 Gr.

Christliche Lieder von Wilhelm Heide-  
berg. gr. 12. geh. (16 Gr.) 8 Gr.

Erzählerin, die, an Emilens Geburtstage,  
eher ergötzliche Geschichten und Begebenheiten kleiner  
Mädchen. Ein Belehrungs- und Unterhaltungsbuch  
für kleine gute Töchter. Mit 8 aufgemalten Aus-  
sichten. quer 8. gebunden. (16 Gr.) 8 Gr.

Der Freiheitskampf der Griechen ge-  
gen die Türken, in seinem Entstehen und Fort-  
schreiten. Historisch und politisch dargestellt. Nebst  
Schilderung der Griechen und Griechenlands, der  
Türken und der Türkei, so wie der Geschichte beider  
Nationen. Brant. von Fr. Gleich, v. Halem.

Wälder u. a. Herausgegeben von Ernst Klein.  
1r u. 2r Band, jeder von 3 Heften. (3 Thlr.) 12 Gr.

Friedrich August des Geredeten fünfzigjährige Regierung. Kurze Darstellung des Lebens und Wirkens unſers Königs für Sachſens Wohlfahrt und Glück. Zur Feier und zum Andenken des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums für den Bürger und Landmann, ſo wie für ſächſiſche Veſtiſchulen, von \*r. Mit Portrait des Königs. 8. geb. (6 Gr.) 3 Gr.

Gegen Betrachtungen eines Evangeliiſchen, als Antwort auf die Betrachtungen eines Katholiſchen am 31. Decbr. 8. geb. (6 Gr.) 3 Gr.

Georg Scanderbeg, glücklicher Vergänger des Ali, Paſcha von Janina. Von \*r. 8. geb. (12 Gr.) 6 Gr.

Gefchichte des Iſlam und ſeiner Kennner, der Araber, Perſer und Türken ic. Nach den beſten Quellen bearb. von D. Amad. Nieſe nar. Nebſt Ueſetzung und Ausbeziehung der Secte der Wechabiten, einem erklärenden Wortverzeichniß arabifch-türkifcher Benennungen. gr. 8. (1 Thlr. 4 Gr.) 14 Gr.

Gefchichte, kurze, und Geographie des ruffifchen Reichs. Befchreibung feiner Bewohnner ic. Mit 11 Taſ. Kupfern und 1 Charte von Rußland (14 Gr.) 7 Gr., ohne Charte (6 Gr.) 3 Gr.

Gleich, Hr., Troſt, und Dankworte eines Bürgerlichen an die Hochadelichen. Ein Sendſchreiben an ihre wackeren Vertreter, den Freiherrn Carl v. Tinnwif, als Verf. der Schrift: „Ueber Adel und Turnachmannen.“ 8. geb. (6 Gr.) 3 Gr.  
Grävell, H. J. W., was muß derjenige, der von der Freimaurerei nichts anders weiß, als was davon allzuſehr bekannt iſt, nöthwendiger Weiſe davon halten? 8. (5 Gr.) 4 Gr.



Griechenland und die Griechen insge-  
graphischer, statistischer, historischer, moralischer und  
religiöser Hinsicht. Nebst einer Schilderung der Tür-  
ken, Albaner oder Arnauten und anderer Völke-  
schaften, so wie einer Darstellung der Lage der Grie-  
chen, unter der türkischen Zwangsherrschaft und der  
Pflicht der Europäer gegen die Griechen. Von dem  
Verfasser der Kriegsbibliothek. (1 Thlr.) 12 Gr.

Heinrich IV. König von Frankreich. Dargest.  
stellt von \*r. (16 Gr.) 8 Gr.

Die heldenmüthige Tochter. Griechische  
Novelle aus der gegenwärtigen Revolutionperiode,  
von P. G\*\*.\*. Frei nach dem Franz. von B. J. A.  
v. Salem. (1 Thlr.) 12 Gr.

Historische Portraits. Schilderungen  
merkwürdiger Personen und interessanter Begeben-  
heiten vergangener Zeiten. Für gebildete Leser aus  
allen Ständen dargestellt von \*r. 2 Bde. (2 Thlr.) 1 Thlr.  
Inhalt. 1r Bd. Georg Sanderboog, glücklicher  
Vorgänger des Ali, Pacha von Janina, Maria, die  
schöne und unglückliche Königin von Schweden. Die  
Verschwörung zu Viseby in 16. Jahrhundert. Zu-  
pime, der Unstüchtige. Die Amajenen, historische  
antiarische Phry. 2r Bd. Heinrich IV., König von  
Frankreich. Die Eroberung der Insel Cypren durch  
die Türken. Die Verheerung des Heils zu Genoa.  
Hundertkadenwölfe. Darmia von Blumen-  
kränze. 1r und 2r Kranz mit Titelzignette. 8 (1 Thlr.)  
1 Thlr.

— — über Herrn Regierungsrath Grävell's  
Werk: neue Behandlung eines preussischen Staats-  
beamten; über des Senia's preuss. arbiramen Staats-  
rath und Senfers Herrn Reinhold Petrosen gegen-  
mich; und über Seniar, Steinkeud und andern  
Druck. 8. geb. (10 Gr.) 5 Gr.

Sandt-Nabemsko, Barbara von, Mehr  
als zehn Jahre waren Ein Zwett des Hrn. v. v.  
nerausenmann v. Dirike, vde. des verstorbenen Adel,  
nach Bemerkungen über den Adel im Allgemeinen.  
H. geb. (12 Gr.) 6 Gr.

— — — Nabemsko, H. geb. (6 Gr.) 3 Gr.  
— — — Trachbuchen, Ein herrlich schm.  
Her Roman. Mit 1 Illustration und 1 sonder illum.  
Signetur. H. (1 Thl.) 12 Gr.

Immermann's letzter Werk über die Zirkel-  
theorien der Endurkunden zu Halle von dem A. v. v.  
1817. Eine Erwiderung auf J. A. S. Schulz's  
Notiz auf: „Ein Werk zur Verhütung von Im-  
mermann.“ Mit 3 Beilagen. gr. H. geb. (5 Gr.) 3 Gr.

Jünger, J. J. Weiblich, Lustspiel in 1  
Aufzuge. H. (6 Gr.) 4 Gr.

Der Kampf der Griechen um Freiheit.  
Nach den zuverlässigen Quellen historisch dargestellt  
von H. Gleich. 1r Bd. Die Ereignisse des Jahr  
es 1821. H. cartonnirt. (1 Thl.) 12 Gr.

Römische Abentheuer Franz Konstant.  
Beliebte Geschichte (aus der neuesten Zeit) eines  
kaiserlichen Soldaten, der Verwalter, Scherren-  
schleier, Karole, Italienischer, Negersüß und  
Epica war, auch zweimal gehängt wurde. H.  
(1 Thl.) 12 Gr.

Der Krennung nach Griechenland. Be-  
man von A. F. v. Reinbach. 2 Bände. 1r Bd.  
die Elfen. 2r Bd. die Tempelruinen. H. (2 Thl. 8 Gr.)  
1 Thl. 4 Gr.

Kreischmar, M. A., neue Darstellung der  
philosophischen Religionslehre. gr. H. (1 Thl. 4 Gr.) 14 Gr.

Dr. Arus von Nibda's Gesch. d.  
(1 Bdr. 12 Gr.) 16 Gr.

Lebensbilder, oder Jeannette und Sophia.  
Nemon in Wien, beiderlei für Frauen und Junge  
frauen; von Amalie Schreyer, geb. Wille. 2 Bdr.  
h. (2 Bdr. 18 Gr.) 1 Bdr. 9 Gr.

Leipziger Studentenzeit im Jahre 1848.  
Beschreibung der Händelzeiten, die Friedrich Am  
nau's hundertjährige Regierung. Zwei vertheilte.  
Von einem Augenzeugen. 8. geh. (6 Gr.) 3 Gr.

Dasselbe mit 1 Kupfertitel in 4., das Fische  
künde darstellend, mit 6 Tafeln in 8. mit 24 Abbil  
dungen von Decorationen, Trachten und Transpo  
renten, der Text auf weiß Druckpapier. (12 Gr.) 6 Gr.

Dasselbe, Text auf Schreibpapier, mit illumini  
ten Kupfern, eingekunden. (20 Gr.) 10 Gr.

D. Martin Luther's und Philipp Mel  
anchthon's Leben und Wirken. Zur Feier und zum  
Andenken des dritten Jubiläum der Reformation  
fest. Für den Bürger und Landmann. So wie für  
Hochschulen bearbeitet von D. G. H. 400  
Seiten, und durchgehend verb. Nachh. Mit dem Pro  
trait u. der Landschaft Luther's in Kpt. 8. (6 Gr.) 3 Gr.

Hülfe, arbeiten und gesandt. Kleine  
Unterhaltungen für hohe Geistliche, in Nibda's  
Kongressen u. mit demselben Andenken, in Bri  
men, von T. Meier, W. Graf und A. Schmitt.  
12. geh. (12 Gr.) 6 Gr.

Prakt's, Abbe's, (Erzählung in Nibda's,  
Umkehrung in Nibda's) Nibda's des Wiener  
Conzesses; der vertheilten und im Nibda's  
den politischen Vertheilung, nach seinen wahren  
schrieblichen Jahren. Auf dem Französischen überlegt  
von A. H. Nibda's. 2 Bdr. gr. 8. geh. 16 Gr.  
(1 Bdr. 8 Gr.)

Hofmann, Friedr., *christliche Ethik*,  
ten. Ausgabe letzter Hand; neubearb., vermehrt  
und vertheilt. 8. (1 Thlr.) 12 Gr.

Holtenmüller, H. J. M. *Supplicium*,  
Vertrag zur Einweisung der wichtigsten  
christlichen Thomastische, des 12. Jhr. 1748  
gr. 8. geb. (3 Gr.) 2 Gr.

Schellen zwei letzte Predigten, des 21. Jhr.  
und des 21. März 1745. Nach der Lebensbeschrei-  
bung des Verstorbenen, und einigen Nachdenken über  
das Leben und Tugendbegierde, aus anstehenden  
Carlen; herausgeg. von E. A. Ma der 1745  
Zern Verl. 8. gr. 8. geb. (6 Gr.) 3 Gr.

Schott, Fr., *Kriegsbeur.*, Deutschland  
und Russland. Nach einem Vermerk an den Für-  
stlichen Krieg in Leipzig. 8. geb. (16 Gr.) 6 Gr.

Schredenslager des unglücklichen Ca-  
mira Petrar, einer jungen Griechin aus Jeph.  
Eine Lebensgeschichte aus der gezeichneten Zeit  
Gild. stiftlichen Kriegs Epode. Aus den Papieren  
eines \* \* \* (den Schredenslager: Generalst. Bei auch  
dem Enghischen beschreibt von Dr. C. M. Nitzke,  
8. (1 Thlr.) 12 Gr.)

Schneid, M. C., *Wortpredigt* am  
Sonntage nach der Communion der Thomastische  
des 25. Jhr. 1745. Der Ausschreibung einer armen  
Familie. gr. 8. geb. (3 Gr.) 2 Gr.

Sier, D. C. C., *Handbuch* der populären  
Naturwissenschaften, über die wichtigsten Tugenden  
in den natürlichen und künstlichen Verträgen Russlands.  
gr. 8. (16 Gr.) 8 Gr.

Spion, der, *Reisen* des Hansmanns Ge-  
per, aus dem nachdem. Revolutionen; über-  
setzt von L. Petmann. 3 Bde. 8. (1 Thlr. 24 Gr.)  
1 Thlr. 12 Gr.

---

Althings  
hinterlassene Schriften.

---

Kleine  
Erzählungen.

---

II. Bändchen.

---

Leipzig, 1827;  
gedruckt bei J. H. Neitzschke.

---

Althings  
Kleine  
E r z ä h l u n g e n.

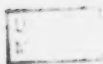


II. Bändchen.

---

Schleiz, 1827;  
gedruckt bei D. H. Keigenheim.

---



VI.

F r i s.



---

## Erstes Capitel.

~~~~~  
ps! ps!

Herr Rehsuß war zur Wehr. Das war mir und allen im Hause ganz außerordentlich lieb; denn Herr Rehsuß war eben so grämlich als alt, eben so knickerig als Freude haßend. So lange er im Hause war, und das war leider der größte Theil des Jahres, war an kein Vergnügen zu

denken; denn sein Wahlspruch war: „arbeite und hungere.“

Demzufolge lebten wir Alle, d. h. ich, sein wohlbesetzter Lehrling und Diener, Madame, seine dritte Frau, Rosette, seine Mündel, und Etapz sein Hausknecht, fast das ganze Jahr in einer Art von Situation, wie die seyn mag, in welcher sich die Sklaven zu Algier befinden mögen, wir arbeiteten nämlich vom frühen Morgen an bis in die sinkende Nacht wie Packpferde, bekamen ununterbrochen Scheltworte und Ermahnungen, und gerade so viel zu Essen um Leib und Seele zusammenzuhalten.

Zwar suchten wir uns Alle schadlos zu halten so gut es gehen wollte, preßten den alten Gorpagon auf jede mögliche Art um dafür unsere Reichthümer zu pflegen, thaten, sobald er einen den Nutzen wandte, so wenig wie möglich;

aber das war doch immer ein jämmerliches Daseyn, und wie die Juden auf den Messias, hofften wir immer Alle mit großen Verlangen auf die Zeit wenn Messe in Fst war, welche Herr Rehfuß jedesmal des Einkaufs wegen besuchte und lebten dann in dieser schönen Zwischenperiode, wie die Mäuse wenn die Kage nicht zu Hause ist.

Ich war jetzt sechzehn Jahr, ein wohlgebildeter, rothbäckiger Burische, und so gesund, daß mir ordentlich manchmal bange wurde, wenn ich meine strotzenden Backen im Spiegel besah; denn ich hatte einmal gehört, daß rothe Wangen oft ein Vorzeichen nahender Schwindsucht seyen, und es war mir daher recht lieb, als Madame Rehfuß eines Tages im Vorübergehen mir sagte, sie sähe wohl, sie müsse auf ein Mittel denken mir zu helfen.

Deshalb glaubte ich ganz gewiß, es sey mit mei-

ner Körperconstitution nicht recht richtig, um so mehr da mich seit einiger Zeit, besonders des Nachts, wunderliche Träume heimsuchten, deren Sinn mir aber noch nicht klar war.

Es verging jedoch noch hübsche Zeit, ehe Madame Anstalt zu meiner Hülfe traf, und ich befürchtete schon, sie möchte es ganz vergessen, als glücklicher Weise unser Peiniger sich zur Reise rüstete und dadurch seiner theuern Ehehälfte Raum gab, ihr Wort zu erfüllen.

Denn als Herr Neßfuß kaum im Wagen saß und ich das alte Contobuch, über welches ich Tag für Tag Rechnungen anziehend schwihte, bei Seite geworfen hatte, trat Madame in die Schenkstube und setzte sich mir gerade gegenüber auf den wacklichen Dreibein, den sonst ihr Ehemann einzunehmen pflegte.

Unter dem Vorwande, sich nach einigen Ge-

schäftsfachen zu erkundigen, ließ sie sich in ein Gespräch mit mir ein, dessen Ausgang darin bestand, daß sie mir sagte, ich sollte heut Nachmittag, wenn abgespeist wäre, zu ihr in den Garten kommen, weil sie noch mancherlei mit mir abzumachen habe.

Raum war sie fort, so knarrte die alte Comptoirthüre von neuen und Rosettchen steckte ihr Lockenköpfchen herein.

Pst! Pst! rief sie, da ich mich nicht sogleich umsaß, und wie ich nun aufsprang und fragte, was ihr Befehl sey, fing sie an mich zu examinieren, was Madame hier gewollt habe.

Das war nun eine eigne Frage, ich wußte es selbst nicht recht, und wenn man etwas selbst nicht weiß, ist es schwer Red' und Antwort zu geben.

Als ich ihr indeß erzählte, daß Madame mir befohlen habe, nachher in den Garten zu kommen,

lächelte sie recht alcklug und meinte: „Aha! nun weiß ich's schon. Sie werden ihr an dem Geschenkt helfen sollen, welches sie für Herrn Rehfuß zu seinem Geburtstage bestimmt hat.“

Zweites Capitel.

Ob sie Recht hatte.

Wir wurde die Zeit bis zu der von Madame bestimmten Stunde entseßlich lang; warum? das wußte ich freilich nicht, denn ich wußte über

haupte noch blutwenig, indeß war mir's doch immer so, als würde ich etwas Neues erfahren und neugierig war ich über die Maassen.

Bei Tische ließ sich Madame Nehfuf nicht das Geringste merken; als aber geessen war, warf sie ihr Umschlagetuch um, setzte einen Strohhut auf, der ihr ganz allerliebste stand und nahm den Schlüssel zum Gartenhause.

Ich folgte ihr fast auf dem Fuß.

Mit einer Freundlichkeit, die mir bis in die Fingerspitzen zuckte, hieß sie mich willkommen, und als ich nach ihrem Befehl Platz neben ihr genommen hatte, kam folgendes Gespräch zu Stande:

Madame. Nicht wahr lieber Fritz, Sie sind jetzt sechzehn Jahre?

Ich. Ja Madame.

Sie. Sind sie denn auch schon einmal verlobt gewesen?

Ich antworte nichts, schlug die Augen nieder und wurde roth wie ein gekochter Krebs.

Sie. Warum werden Sie denn so roth? Nicht wahr, es ist nicht mehr so recht richtig mit dem Herzen?

Ich antwortete abermals keine Sylbe, sah aber mit einem verstohlenen Blick nach dem Halstuche meiner Prinzipalin, das sich durch, der Himmel weiß welchen Zufall verschoben hatte.

Madame bemerkte dieß. Sie faipp mich in die Backen und sagte: Schelm, wer wird denn gleich Alles sehen. Sie suchte nun das verrätherische Tuch wieder in Ordnung zu bringen, aber es schien seinen ungehorsamen Tag zu haben, je mehr sie daran herumzog, je weniger wollte es paßen und Madame wurde am Ende so ärgerlich, daß sie es ganz abnahm und ich sah zum Erstenmale in meinem Leben ein Paar Hemis-

phären, weißer wie Marmor und lockender wie die welche der heilige Ignaz im Traume erblickte.

Du bist, fuhr Madame, sich jetzt wieder zu mir wendend, fort, auch ein recht böser Mensch, wer wird einen denn so anstarren.

Erschrocken senkte ich die Augen und glaubte in allem Ernst, die schöne Frau zürne.

Mein Zittern und meine Angst jammerten indes die Gutmüthige. Sie zog mich näher und indem sie mir einen Kuß gab, sprach Sie:

Armer Junge, sey nur ruhig, ich meine es nicht so böse.

Ach, wer jetzt hätte ruhig seyn können! Der Kuß brannte wie Feuer und mein Mund war dem Marmorbusen so nahe gekommen, daß er unwillkürlich sich in dem Schnee desselben verlor.

Kriß! Kriß! seufzte Madame Kehfuß, was machst du?

• Wusste ich es denn selbst? Ich war mehr todt als lebendig, und meine Arme hielten das holde Weib fast krampfhaft umspannt.

Vermuthlich würde ich noch ein feines Weibchen in diesem Zustande regungslosen Entzückens geblieben seyn, hätte meine Schöne nicht für gut befunden, meinem unbekannten Sehnen ein Ziel zu setzen.

Wie von selbst enthüllten sich nach und nach meinen entzückten Blicken Reize, die einen besessern Besizer verdienten als Herr Nechfuß war.

Dass es von meiner Seite nicht bei einer bloß staunenden Bewunderung blieb, wird man mir ungeschworen glauben, wenn ich sage, Madame that alles, was nöthig war, um meine Ungewandtheit zu leiten.

Als ich nach einer Unterhaltung von ein Paar Stunden unserm Hause zuschlich, fragte ich mich

selbst: hatte Rosettchen heut morgen Recht mit ihrer Vermuthung? und ich überlasse es meinen Lesern, sich diese Frage selbst zu beantworten

Drittes Capitel.

Das Examen.

Ich war kaum ins Haus getreten, Madame besuchte noch eine Freundin, da winkte mich Rosette bei Seite und fragte: Nun Monsieur Frig, wie war's?

Was sollte ich sagen!

Ich stotterte etwas her, in dem weiten Sinn noch Zusammenhang war, Rosettchen war aber zu klug, um nicht zu sehen daß ich hinter dem Berge hielt.

Schmollend drehte sie mir den Rücken zu und meinte: Nun es ist schon gut, ich werde mir's merken.

Damit wollte sie gehen, das konnte ich aber unmöglich zugeben. Schon längst war mir Herr Rehfuß's Mündel viel zu lieb gewesen, als daß ich sie hätte böse machen können; auch hatte die Erfahrung, welche ich eben erlangt hatte, einen viel zu guten Eindruck auf mich gemacht, um nicht zu hoffen, daß auch Rosettchen eben so entzückend seyn könnte, wie die Frau Prinzipalin: ich hielt sie demnach fest und sagte: Liebes, liebes Rosettchen, ich will Ihnen alles erzählen, aber —

Nun aber? fragte sie.

Das kann ich nur, wenn wir einmal ganz ungestört seyn können.

Nun kommen Sie mit auf Madame ihr Zimmer, da ist jetzt niemand.

Wo denken Sie hin, Rosettchen, wenn man uns überraschte! —

Ja, das wird ja nicht so lange dauern, daß Sie mir's erzählen.

Liebes Mädchen, das können Sie noch nicht, so etwas will gehörig auseinander gesetzt seyn.

Nun so sagen Sie, wenn und wo denn?

Wissen Sie was Rosettchen, heut Abend; wenn alles ruhig im Hause und Madame zu Bette ist. Dann —

Dann?

Ja, dann lassen Sie ihre Stubenthüre auf,

und ich komme einen Augenblick herüber und
dann —

Meinetwegen, meinte Rosette, aber daß sag' ich Ihnen, Monsieur Friz, Sie müssen ganz leise sprechen, sonst hört's Madame, denn die Wand ist sehr dünne.

Lassen Sie mich nur sorgen, erwiderte ich und Rosette ging an ihre Geschäfte.

—

Viertes Capitel.

~~~~~

Ei! Ei!

Ich weiß nicht wie's zugeht, ich hatte heut den ganzen Tag keine Ruhe und tausend Gedankenbilder verfolgten mich.

Das war aber auch natürlich. Wer, wie ich, auf Einmal in ein Paar Stunden aus einem unwissenden Jungen zu einem Wissenden gemacht wird, der muß ja wohl den Kopf voll haben.

Gegen fünf Uhr kam Madame zu Haus.

O, wie schön erschien sie mir jetzt! Ich hätte was trum gegeben, wenn ich sogleich hätte ihr wieder um den Hals fallen und den herrlichen Busen küssen können.



Sie sah meine Bewegung.

Lächelnd winkte sie mir und ich folgte ihr auf ihr Boudoir.

Lieber Friz, sagte sie hier, bist du mir denn wirklich so gut?

Statt aller Antwort fiel ich ihr um den Hals und mein Mund bedeckte den ihren mit Küssen.

Schmachtend blickten ihre Augen mich an.

Friz, Friz, sagte sie, du wirst ein herrlicher Mann werden, aber hüte dich.

Wofür, stammelte ich.

Schelm, weißt du das noch nicht. Sich ich will dir's zeigen.

Ihr Patschken, das weißer wie Schnee und weicher wie Flaum war, streichelte mich jetzt an einem Orte, dessen Berührung mich aufs lebhafteste erregte.

Mir, sagte sie, kannst du das schon thun

lassen, oder du selbst mußt das ja niemals. Das würde dich schnell zerstören.

Ich erwiderte nichts, süßte aber desto mehr. Als Madame sich auf solche Art einen kleinen Spas mit mir gemacht hatte, ließ sie mich gehen. Morgen, meynete sie, wollen wir wieder einen Spaziergang in meinen Garten machen; du gehst doch gerne mit?

Ob ich gerne mitging! Ich war am liebsten gar nicht mehr heraußgekommen.

Dicht neben Madames Boudoir war ein Kämmerchen, in welchem ich einen Theil meiner Sachen stehen hatte.

Ich ging jetzt dahinein um mir etwas zu langen. Ein Lichtstrahl, der durch die Bretterwand, welche dieß Gemach von dem meines freundlichen Lehrerin schied, zeigte mir eine Gelegenheit, sie noch Einmal zu sehen.

Ich legte meine Augen an die Kiste und sah —  
Matame hatte sich gleich nach meiner Ent-  
fernung auf das Torcha geworfen.

Er stand so glücklich, daß ich jede ihrer Be-  
wegungen bemerken konnte.

Mir wurde jetzt klar, daß sie eine Frau war,  
die das Vergnügen auf jede Art zu genießen  
strebte.

Erst hatte sie heute Nachmittag sich und mir  
einen ganzen Genuß genährt; dann hatte sie  
sich an meinem einzelnen Entzücken gewelket;  
jetzt schenkte sie es auf ein Divertissement à la  
main mir sich selbst abzugeben zu haben.

Sie lag in der Stellung, in welcher Leda  
abgebildet wird, als sie den göttlichen Schwarm  
erlebte. Ihr Busen war bloß, die Hüfte zurück-  
gefallen; der eine Arm unter ihrem Haupte,  
dessen schönes braunes Gesicht malerisch auf der ent-

Wüsten Schulter und Brust sich schaukelten. Die vollen rosenrothen Lippen waren halb geöffnet, als wenn ein leiser Seufzer im Begriff wäre, sich aus ihnen hervorzubringen, die rechte Hand verdeckte halb den Ort, wo die Lunte der Lust strömt.

Bald wurde ich gewahr, daß die kleinen Fingerringen nicht müßig waren.

Uebriglich schienen sie nur ganz leise die liebe Stelle zu berühren, bald wurden ihre Bewegungen schneller.

In demselben Maße verhärteten sich auch die Anstriche ihrer Empfindung; ihr Busen wogte ungestüm, ein angenehmer Zug des Lächelns umschwebte ihren Mund, ihre Augen schlossen sich an — —

Wie in einer süßen Ohnmacht sank sie hin:

Einige Minuten blieb sie noch in dieser rei-

genden Tage: dann stand sie auf, brachte ihre Toilette wieder in Ordnung, und ich verließ meinen Posten entflammter als je.

---

## Fünftes Capitel.

---

Der Schüler wird Lehrer.

Die Zeit kam, daß ich mich auf Rosettchens Zimmer begab.

Bald nach mir trat die Kleine herein, und weil Alles im Hause schon still war, so gehörte

ich nicht, ihre Neugierde aufs vollständigste zu befriedigen.

Ich erzählte alles was ich wußte, und Rosette hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

Ach, seufzte sie, als ich die Scene im Garten beschrieben hatte, das muß ja recht sonderbar seyn.

Sonderbar? erwiderte ich, sagen Sie lieber angenehm.

Mit diesen Worten umschlang ich die Kleine, die eben erst ihr vierzehntes Jahr zurückgelegt hatte und zog sie näher.

Friß, sagte sie, was wollen Sie?

Was ich will, Rosettchen? dir's einmal zeigen.

Ach Gott, seufzte sie, ich kann es gar nicht glauben.

Warum denn nicht, Rosettchen?

Ja, erwiderte sie nach einigem Zögern, Sie

sagen, Sie hätten der Madame dieß da —

Nun ja?

Aber, das ist doch so stark. Das muß ihr recht weh gethan haben.

Gewiß nicht, Rosettchen, im Gegentheil.

Nein, nein, Friß, das weiß ich auch. Es-  
hen Sie, ich habe nur einmal den Versuch mit  
meinem Finger gemacht.

Wirklich? nun?

Ja, und das that mir erschrecklich weh, und  
der ist doch viel dünner.

Hierauf wußte ich nun freilich nichts zu sagen.

Ich hatte ja selbst erst nur Madame Recht-  
kennen lernen, und da hatte es keine Schwierige-  
keiten.

Du irrst dich gewiß, Rosettchen, fuhr ich fort.

Was werde ich, meinte die Kleine; Sie könn-  
ten es glauben.

Ich hatte unterdeß Anstalt getroffen, mich selbst zu überzeugen. Mein Ersinnen war nicht gering, als ich fand, daß Rosette Recht hatte. Es ging nicht und ging nicht. So oft ich ansah, immer zog das Mädchen mit einem Auweh! zurück.

Ich gedachte jetzt der spätern Unterhaltung mit Madame und beschloß, auf diese Art Schadloshaltung zu suchen.

Das gelang denn auch recht gut. Rosettchen begriff die Rolle schnell die ihr oblag, und meine kleine Moitissia war ungemein zufrieden mit meiner Anweisung.

Dennoch konnte ich mich nicht begnügen, mit einem halben Siege abzulieben.

Ich schlug dem guten Kinde vor, noch einen Versuch zu machen, und sie, die jetzt erst recht warm geworden war, willigte ein.



Diesmal krönte ein besserer Erfolg mein Bemühen.

Swar entschlüpfte der Kleinen noch manches Ich! ich ließ mich kieß indeß nichts ansechten, und ehe noch der Wächter Zwölfe verkündete, waren wir am Ziele.

Leise schlich ich auf meine Kammer und es war fast Neun Uhr als ich erwachte.

Zum Glück war es ein Sonntag und ich hatte demnach Zeit auszuruhen.

---

## Sechstes Capitel.

~~~~~

Mein erster Ausflug:

Drei Jahre ging das so fort.

Herr Rehsuß war viel zu sehr in seine Geschäfte vertieft, als daß er etwas hätte merken sollen und wenn wir nur am Tage recht hüffelten, so kümmerte er sich wenig, ob des Nachts geschlafen wurde oder nicht.

Madame und Rosette waren Vertraute geworden, und zu ihrer Ehre muß ich bekennen, sie vertrugen sich als Nebenbuhlerinnen ganz Charmant.

Die Ueberzeugung, daß Vater und Bank zu nichts dienen konnte als unser gemeinschaftliches

Vergnügen zu führen, mochte ein Hauptgrund dieser seltenen Verträglichkeit seyn.

Um diese Zeit starb Herr Refuß.

Ein Brief der die Nachricht brachte, daß ein Transport ausländischer Waaren, die er ins Land hatte schmuggeln wollen, von den Accisebedienten war aufgefangen worden, gab ihm den Todesstoß. Sein empfindsames Herz vermochte den Verlust eines solch ansehnlichen Theils seines Mammons nicht zu ertragen; es brach noch dieselbe Nacht und befreite somit sein Weibchen von einem Bettgenossen, der, wie sie mir oft versichert hatte, nicht besser wie ein Strohmann war.

Für mich war jetzt kein längeres Bleiben hier. Da die Handlung einging, so war ich genöthigt, mich nach einer andern Stelle umzusehen, die ich auch in einer bedeutenden Stadt, 30 Meilen von dem Ort meines jetzigen Aufenthaltes, erhielt.

Madame zog zu ihren Aeltern aufs Land; Rosette kam als Kammerjungfer zu einer adlichen Herrschaft. So wurden wir getrennt, um uns vielleicht nie wiederzusehen.

Unser Abschied von einander war sehr rührend. Die kurze Zeit, die wir nach Herrn Rehsfuß Tode zusammen gewesen waren, war von uns aufs Beste genutzt worden. Dieß machte die Trennung noch schwerer. Indesß was half's! Das Schicksal forberte es so und wir nahmen uns jedes einzeln vor, uns soviel wie möglich zu trösten.

Ich war damals beinahe neunzehn Jahre, fast völlig ausgewachsen, und mit einem Aeußern begabt, welches mir Hoffnung zu manchem freundlichen Abenteuer machte.

Siebentes Capitel.



Reise = Abenteuer.

Ich machte die Reise in Gesellschaft eines Herrn und einer Dame, die nach demselben Orte hink wollten. Wir hatten einen Wagnkutschker angenommen und beschloßen, die erste Nacht in Y***, einem kleinen Landstädtchen, zu bleiben.

Herr Koberwasser, so hieß mein Reisegefährte, war ein Privatmann, der von den Zinsen seiner Kapitale lebte. Er hatte sich nicht längst erst zum Zweitemale verheirathet, und Madame war ein blühendes, junges Weibchen, von höchstens zwanzig Jahren.

Obſchon ſie ſo reizend und üppig gebaut war, daß der ausgemachteſte Lüſtling in ihren Armen ſich volle Befriedigung verſprechen durfte, ſo war ihr theurer Gemahl doch einer von denjenigen, die, trotz ihrer abnehmenden Kräfte, ſtets nach Veränderung haſchen.

Dieß hatte ich gleich den erſten Tag Gelegenheit zu bemerken. Nicht umſonſt hatte er vorgeschlagen, dieſe Nacht in Y*** zuzubringen. Er hatte dieſen Weg ſchon öfters gemacht, kannte die Wirth:n daſelbſt und ſpeculirte auf ein Rendezvous mit ihr. Dieß erfuhr ich durch einen Zuſall den Abend im Wirthshauſe ſelbſt.

Ein Bedürfniß hatte mich genöthigt, nach einem gewiſſen Orte hinzugehen. Während ich über den langen, finſtern Gang wegtappte, hörte ich etwas flüſtern.

Meine Neugierde wurde rege. Behutſam

näherte ich mich so sehr wie möglich und höre nun, wie Herr Koberwasser mit der jungen Wirthin unterhandelt.

Anfänglich schien die Dulcinea keine sonderliche Lust zu haben, bald aber gab sie kleiner zu, als Herr Koberwasser seine Gründe klingend unterstützte und ich vernahm nun den Plan, den das Pärchen entwarf.

Wenn Alles schlief wollte der Liebhaber unter einem scheinbaren Vorwande das Zimmer seiner Frau verlassen; die Wirthin sollte zur selben Zeit an der Stelle wo sie jetzt waren, sich einsinden und dann wollten sie die Früchte ihrer Erfindung andrücken.

Mich ärgerte dieß. Theils hatte ich selbst auf die hübsche, runde Hautfrau speculirt, theils jammerte mich das arme Weibchen, das so schmählich hintergangen werden sollte.

Ich beschloß, sie und mich zu rächen. Doch ließ ich mir nichts merken.

Mein Zimmer stieß dicht an das, welches die beiden Eheleute inne hatten. Ich hörte wie sie sich niederlegten.

Kaum waren sie unter einer Decke, so sang Madame, deren Lebenslust unverkennbar war, an, sich ihrem Eheherrn mit allerhand Zärtlichkeiten zu nähern.

Er schien keine Lust zu haben, diese zu erwiedern.

Vermuthlich wollte er sich den bestellten Spaß auf dem Gange nicht verderben.

Bergebens erschöpfte das Weibchen alle Künste, ihren kalten Bettgenossen zu erwärmen; er war und blieb ein Klotz.

Als sie sah, daß Alles nichts half, fing sie an, sich bitterlich über seine Lieblosigkeit zu beklagen,
II.

und ich hörte, wie sie ihm den Rücken zudrehte und sich den Armen des Schlafes überließ.

Kaum bemerkte dieß der Ungetreue, so stand er leise auf, warf den Schlafrock über und schlich zur Thüre hinaus.

Diesen Augenblick hatte ich mit Ungeduld erwartet. Wie ein Wind sprang ich auf und ehe zwei Minuten vergingen war ich durch die offen gelassene Thüre an seinem Platze.

Emilie, so hieß das verlassene Weibchen, schlief sanft und fest. Meine Zeit war zu sehr gemessen um mich lange aufzuhalten.

Sanft zog ich die schöne Schläferin näher, überdeckte ihren Mund mit Küßen und rüstete mich, mein Ziel zu verfolgen.

Sie glaubte, es sey ihr Mann der sie mit so ungewöhnlichem Feuer umging und flüßerte

schmachtend: lieber, lieber Emmanuel, wie angenehm weckst du mich!

Ich erwiederte nichts. Mir lag mehr daran zu handeln als zu erklären und ich verschaffte Emilien alles Vergnügen, was ich zu geben im Stande war. Das süße Täubchen war ganz außer sich. Stammelnd gestand sie, mich noch immer für ihren Emmanuel haltend, ihr Entzücken und überließ sich ganz dem Taumel ihrer Empfindungen.

Als ich vermuthete, daß der rechtmäßige Besitzer des Gärtchens, in welchem ich mich so herrlich divertirte, wiederkehren möchte, wand ich mich aus ihren umstrickenden Armen und entfernte mich von einem Orte, wo ich gerne noch länger verweilt hätte.

Emilie merkte nichts von der Täuschung; als gleich nach mir der Hörnerträger wieder

angesäulichen kam, empfing sie ihn, der ihr nun sagte, ein Bedürfniß habe ihn schnell weggetrieben — mit den süßesten Liebesworten: denn sie zweifelte keineswegs, daß er da erst gegangen sey, als ich mich drückte, und mir machte diese Täuschung kein geringes Vergnügen. —

Viertes Capitel.

Verfolg.

Indeß waren meine Lebensgeister zu sehr im Aufruhr, und der Moment bei Madame zu kurz, um mich zu befriedigen. Ich schlich demnach im Hause herum, in der Absicht, wo möglich ein Wild aufzutreiben.

Das Glück war mir günstig.

Während ich umherwanderte, hörte ich eine Thüre knarren.

Behend drückte ich mich in eine Ecke um nicht entdeckt zu werden. Der Mond warf eben einen Lichtstrahl durch die Hausfenster, hell ge-

nug um ein weibliches Wesen zu erkennen, die im leichtesten Anzug die Treppe hinabschlüpfen wollte.

Es war die Pirthia, die von dem Ort des Rendez - vous sich wieder in die Schlafkammer ihres alten Eheherrn schleichen wollte.

Jetzt trat ich aus meinem Schlupfwinkel hervor und hielt sie fest. Sie wollte schreien, ich hielt ihr den Mund zu. Seyn Sie ruhig, Engelchen, so - te ich, ich thue Ihnen nichts Böses.

Herr Gott, wisperte sie, mich erkennend, wo kommen Sie denn her?

Ein Zufall hat mich zu Ihrem Vertrauten gemacht, erwiderte ich, und ich hoffe, Sie werden mir nicht versagen, was sie dem Dürcheinigen gewährten.

Anfänglich machte sie Umstände; als ich mich indeß nicht abweisen ließ, küßte Sie mir zu:

Nun kommen Sie mit, aber ja ganz leise, daß es mein Mann nicht hört.

So zog sie mich der ehelichen Schlafstammer zu.

Mein Alter, fuhr sie fort, hat einen Schlaf wie ein Bär, denn er ist alle Abende betrunken. Sie können sich schon ohne Gefahr neben mich legen, das Bett ist breit genug, aber freilich wird's nur auf eine gewisse Art gehen.

Ich folgte der erhaltenen Anweisung. Das erfahrene Weibchen streckte sich neben ihren alten Sünder, so, daß sie ihm das Gesicht zuwandte und mir der Revers blieb.

Der war ganz allerliebst.

Mit möglichster Behutsamkeit steuerte ich dem Hasen zu, und bald theilten wir ein Vergnügen, von dem sich der alte Schächer wohl nichts träumen ließ.

Ein einziges mal war er nahe daran, unser heimlich Spiel zu merken. Frau Marthe's Bewegungen wurden durch mein Nimmhaken so feurig, daß der Hörnerträger, halb im Schlaf, verdächtig fragte, was sie denn so zuckte?

Ich seufzte sie, meine Lähne! o weh! o weh!

Na, brummte er, hab nur Geduld ich will dir morgen Tropfen geben. Damit legte er sich wieder zurecht und schlief fort wie ein Dachs.

Gegen Morgen, als mein Lärchen ziemlich zu Ende war, schlich ich mich fort, sehr zufrieden mit den Begebenheiten einer Nacht, wo zwei höchste Kinder von mir erquidelt worden waren.

Neuntes Capitel.

~~~~~

### Die Zhergesellschaft.

Ohne weitere Abenteuer langte ich glücklich an den Ort meiner Bestimmung an.

Das Haus, in welches ich trat, gehörte der jungen Wittwe eines alten Ritters, der, nachdem er ein bedeutendes Vermögen erhandelt hatte, seiner jungen Frau den Gefallen that zu sterben.

Gleich in den ersten Tagen sah ich wo die Glocken hingen und Madame Haller war viel zu hübsch, als daß ich nicht meine Angel nach ihr ausgeworfen hätte.

Anfänglich schien sie wenig auf mich zu achten.



Bei aller Lebenslust war sie doch klug und schau genau, das Decorum aufs strengste zu beobachten, ja sie war hierin so fein, daß selbst die ärgsten Zaisensugen der alten Jungfern und Matronen, die hier wie überall das Sittensichteramt verwalteten, nichts auf sie bringen konnten.

Schon zweifelte ich an einem glücklichen Ende, als mir auf einmal der Stern der Freude aufging.

Madame Haller hatte meine Wünsche längst gemerkt und, so kalt sie sich auch gegen mich stellte, mein Glück beschloßen.

An einem Festtage Nachmittags hatte sie Theegesellschaft. Ich war wie gewöhnlich mit dazu gedeckt und fand mich zur bestimmten Stunde auf ihrem Landhause ein.

Gegen die Gewohnheit war heut der Zirkel

nur klein. Ein Paar Damen, ein Paar Herren, sie und ich bildeten die Gesellschaft.

Trotz dem ging es recht munter und gar nicht so heif und förmlich wie sonst zu.

Ich merkte bald, daß dieß sämmtlich die genauern Bekannten von Madame waren und daß jede Dame ihre bestimmte Portion hatte.

Je näher der Abend kam, je freier wurde die Unterhaltung. Es wurde gelacht, gescherzt, gespielt, zuletzt auch geküßt.

Ich war wie in einem neuen Element und alle meine Pulse klopften in raschem Schlägen.

Das war auch kein Wunder, seitdem ich hier war, hatte ich in einem gewissen Punkte wie ein Kothäuser gelebt und das will viel sagen von einem Menschen meiner Art. Die Dämmerung war schon völlig eingebrochen, da machte

Madame den Vorschlag, noch einen Spaziergang durch den Garten zu machen.

Der Vorschlag wurde von allen Seiten mit lautem Beifall aufgenommen; die besten Herren nahmen jeder eine Dame am Arm, Madame Galtier bot mir den übrigen und wir gingen hinaus.

Bald verlor sich die einzelne Paare in dem schattigen Bosquet, und ich sah mich mit meiner Schönen allein.

Ein Weibchen gingen wir stumm neben einander her. Ihr geübter zurückhaltendes Betragen hatte mir den Mut zu einem Angriffe genommen.

Jetzt fanden wir am Eingange einer dichten Laube, in deren Mitte ein kleinerer Tisch stand.

Wir traten ein. Es war völlig dunkel darin. Mit einemmale fühlte ich mich von ihren Armen

umschlungen und ein feuriger Kuß brannte auf meinen Lippen.

Kuß angesehnt übertraf, drückte ich das schöne Weib an mich und vergalt ihr zehnfach.

Frei, sagte sie, die Liebe liebt die Stille und Verschwiegenheit. Ganze schon bemerkte ich deine Wünsche, aber die Welt darf nie wissen, daß man glücklich ist; jetzt wollen wir es seyn. Die mit uns sind, laß es auch.

Sie drückte mich bei diesen Worten fest an sich und legte meinen beginnigen Haden kein Hinderniß in den Weg, als diese sich jetzt hier und da hin verlorsten. Im Gegentheil half sie nach, als meine Ungeduld mit den Wätern, die ihr Besentuch hielten, nicht sogleich fertig werden konnten. Bald quollen die classischen Goldfugeln mir entgegen, und ein süßer Taumel demüthigte ich meiner Sinne.

Aber da war weder eine Rosenbank, noch sonst etwas ähnliches. Ich zog deswegen Paulinen zu dem Tische hin, setzte sie halb darauf, schob die Hindernisse hinweg, die mir im Wege standen und genoß ein Entzücken, wie noch niemals.

Alles, was ein schönes Weib Anmuthiges gewähren kann, wurde mir in diesem Augenblicke und auch Pauline gestand, noch niemals solches Vergnügen genossen zu haben.

Kast eine Stunde divertirten wir uns so, dann führte ich sie ins Gesellschaftszimmer zurück, wo wir die andern beiden Paare fanden, aus deren Augen ein gleiches Entzücken strahlte.

Jetzt war alle Zurückhaltung verbannt.

Ohne Hehl wurde über das gemeinschaftliche Töte u Töte geschwätzt und erst spät bezogen wir uns nach der Stadt zurück.

## Zehntes Capitel.

~~~~~

Schluß.

Daß von nun an unser Umgang fortgesetzt wurde, läßt sich denken.

Madame Haller fand je länger, je mehr Geschmack an mir.

Mit Vergnügen bemerkte sie, daß die Natur mich mit einer so trefflichen Constitution begabt hatte, daß trotz allen Anmuthungen von ihrer Seite keine Abnahme bei mir zu spüren war, und dieß bewog sie, nach einem halben Jahre, mir eine Verbindung für immer vorzuschlagen.

Sie war so reich als schön und liebevoll.

Eine solche Parthie fand sich für einen jun-

gen Mann wie ich, der nichts hatte als sein bißchen Figur, nicht alle Tage.

Mit beiden Händen ergriff ich einen Vorschlag, der meinen Wünschen so ungemein entsprach.

Den Morgen nach dem Tage, der sie zu meiner Frau gemacht hatte, weckte ich mein Weibchen mit einem süßen Kuße, und fest an mich geschmiegt, versicherte sie mir: diese Nacht würde sie nimmer vergessen, sie habe geglaubt zu wissen, was Freude sey, heut indeß habe sie es erst erfahren.

VII.

Die Abenteuer Eines Tages.



Erstes Capitel.

Ich reite aus.

Eben schlug es neun Uhr; vier Stunden waren noch bis zur Tischzeit, wo ich hoffen durfte Comtesse Emilie zu sehen, und in vier Stunden kann einem die Zeit entsehrlich lang werden.

Dies zu vermeiden setzte ich mich auf meinen Braunen und nicht lange so lag die Stadt

6.

weit hinter mir und ein schattiges Gehölz schützte mich und mein Kopf vor den Strahlen der brennenden Sonne.

Ich ritt jetzt langsam und dachte — dachte an mancherlei.

Comtesse Emilie hatte mir versprochen heut nach Tische, wenn die ma bonne, welche gleich einem Drachen diesen Schatz bewachte, ihr Mittagsschläschen machte, auf ein Paar Minuten hinter in den Park zu kommen und — ich — je nun — ich freute mich deß nicht wenig, denn Emilchen, obschon erst fünfzehn Jahr, war sehr lernbegierig, sehr anständig und sehr süßsam, kurz, ein allerliebstes Wesen, für das man gern alles that wenn man ihr nur Einmal in die großen blauen Augen geblickt hatte.

Woher, höre ich fragen, weißt du denn aber dieß alles von Comtesse Emilie?

Werthester Leser, oder noch lieber, schöne Leserin, das will ich eben im zweiten Capitel erzählen.

Zweites Capitel.

Ich vergreife mich.

Emilie hatte noch eine Schwester, die war fünf Jahr älter, schon verheirathet, sah Emilien ähnlich wie ein Ei dem andern und übrigens ein herrliches Weibchen.

Vor einigen Wochen hatte sie mir zugesüßert: der Hauptmann — das war ihr Mann — ist heut Abend in Gesellschaft, vor Witternacht kommt er nicht nach Hause, Nannette — so hieß das Kammermädchen — wird an der Hintertüre seyn.

Ob ich mir dieß gesagt seyn ließ?! Um Zehn Uhr, es war stockfinstern, war ich am bestimmten Ort; Nannette ließ mich ein und ich eilte eilends sitzen, süßen Augenblick entgegen.

Ich trat ins wohlbekannte Zimmer; es brannte kein Licht: ich haüte: das Zeichen wird erwidert. Ich eile hinzu, schließt ein liebliches Wesen in meine Arme, meine Küsse werden erwidert, kein Hinderniß mir entgegengelehrt; eben bin ich im Begriff, das schöne Knie welches meine Hand bis jetzt streichelte mit einer andern Stelle zu vertauschen, da öffnete sich leise die

Thür und Minna, so war der Name von Emilien Schwester, wisperte leise meinen Namen.

Erschrocken laße ich meine Beute fahren, Emilie, sie war es gewesen, wie ich nachher erfuhr, schlüpfst schnell davon und ich? — je nun, warum ich gekommen war, weiß man schon, was braucht's da noch Worte.

Glücklicherweise hatte Minna nichts gemerkt, denn so gern sie auch selbst — — so war sie doch nicht der Meinung, daß auch Andere — — und besonders in Betreff Emilien's, da meinte sie immer, daß sey noch ein unreifes Kind.

Ich wußte es aber besser und Emilie glaubte auch nicht mehr daran.

Drittes Capitel.

~~~~~

Ich überlege.

Die Geschichte kam mir nicht mehr aus dem Sinn.

Mehrere Tage wollte es mir nicht gelingen eine Gelegenheit zu erwischen, Emilien allein zu sehen. Endlich kamen doch ein Paar Augenblicke.

Wir sprachen wenig, doch genug um das liebe Kind vollends neugierig zu machen, das Weitere zu vernehmen, und da Minna heut nicht zu Hause, Emilie mit der ma bonne allein war, so wurde das Stehischein verabredet, von dem ich eben gesprochen.

Ich hatte aber heut noch mehr zu besorgen.

Wer gerne dient, so wie ich jederzeit, dem fehlt es selten an Gelegenheit, seine Bescheidenheit zeigen zu können, besonders wenn der Dienstbesessene noch jung ist und keinem Pavian gleicht.

Mir gerade gegen über wohnte ein Advokat. Das war ein alter lederner Kerl, trockener wie die Pandecten und abgeschmackter als seine Acten.

Trotz dem hatte er ein Weibchen zum Küssen, und was das Schlimmste war, der Actenreiter war eifersüchtiger wie ein Türke.

Lange Zeit wollte es weder mir noch meiner holden Nachbarin gelingen, uns anders als mit Blicken über die Straße zu erfreuen; endlich zeigte sich Einmal eine Gelegenheit ein Paar Worte zu wechseln.

Ich erfuhr, daß der Sohn der Themis einen Termin in einem benachbarten Orte abzuwarten habe, daß er erst den andern Morgen zurück-



fahren, und daß er sein Weibchen diesmal, weil sie sich krank stellte, nicht mitnehmen würde.

Das war mir sehr lieb und noch lieber der Schlüssel zur Gartenthüre, den mir die Botschafterin überbrachte.

Wie's aber im Leben ist, bald hat man viel, bald wenig, bald gar nichts, so ging's auch mir jetzt.

Manchen Tag hatte ich nichts und gerade heute traf sich daß Emilie und das junge Weibchen mich erwarteten.

Ich fing an bedrogen zu überlegen, ob es auch rathsam sey, zwei Damen an einem Tage zum Essenmale — aufzuwarten, und kein Mensch wird mir diese Ueberlegung verdenken, wenn er nur daran denkt, daß man doch bei den ersten Präsentationen sich gern im allgünstigsten Lichte zeigt; und Madame Pinker, so hieß meine

Nachbarin, schien mir ein Frauchen zu seyn, die Erfahrung hatte und wohl wußte was gut oder nicht gut ist.

Und nicht gut zu befehen, lieber hätte ich das Leben gegeben.

---

## Viertes Capitel.

~~~~~

Die Versuchung.

Das alles ging mir im Kopf herum, es kam aber noch ärger.

Der heutige Tag schien bestimmt zu seyn, mich von meinem Mißtrauen in mich selbst zu kuriren.

Mitten im Walde erblickte ich auf Einmal ein Mädchen, was sag' ich, einen Engel, freilich nur in schlechte Kleidung gehüllt, aber nichts destoweniger einen Engel, der um so hübscher seyn mußte, da sein Reiz durch die unvortheilhafte Umhüllung hervorstach.

Ich näherte mich; das Mädchen suchte Erdbeeren.

Sie hatte schon ein hübsches Theilchen beisammen und ich fing an darum zu handeln.

Je mehr ich sie mir betrachtete, je mehr gefiel sie mir und Emilie und Madame Pinter trakteten für den Augenblick in den Hintergrund.

Das kleine Ding verstand meine Blicke; die andern waren gar nicht abweisend: ich stieg ab, band meinen Braunen an einen Baum und — —

Bieren thun sich doch Alle, von der Gräfin bis zum Bauernmädchen, man muß sich aber nur nicht daran kehren.

Liebes Kind, sprach ich, wozu die Umstände, langes Verweilen kann stören, wir sind hier nicht unter Dach und Fach und angenehmer ist doch dieser Zeitvertreib immer als —

Ich wollte sagen, als Erdbeeren pflücken, sie verstand mich aber falsch und fiel ein:

Was denken sie? Wir Landmädchen thun

das nicht; das thun wohl nur die Jungfern in der Stadt:

Denn wir ins Bett kommen, sind wir so müde, daß wir gern schlafen.

Wie, erwiderte ich, schnell begreifend, was sie meinte, solltest Du in deinem Leben noch nie versucht haben?

Sie schlug die Augen nieder.

Wett, fuhr ich fort, die kleinen Patschchen müssen doch bisweilen außsetzen?

Ach! seufzte sie, wer wird denn so fragen.

Nun, liebes Kind, laß das nur; wenn dir's nur wohl thut.

Ja, sagte sie sehr naiv, gut thut's.

Ich lachte innerlich und zog das hübsche Wesen zu mir ins Gras. Sie war allerliebste! Ein Busen so weiß und so fest, ein Knie wie

Alabaster und — Doch ich hatte jetzt nicht weiter Zeit, mich mit dem Sehen abzugeben.

Maria senfte und schloß die Augen, ich freute mich des süßen Augenblicks und ihr Feuer überzeugte mich, daß auch sie voll Entzücken war.

Fünftes Capitel.

~~~~~

Noch einen Küsschen.

Heute regierte mein glücklicher Stern.

Als ich zu Hause kam fand ich die Schwester meiner Wirthin, ein liebes Weibchen von höchstens vier und zwanzig Jahren, in meinem Zimmer. Sie war eben beschäftigt, neue Vorhänge aufzuhängen und da sah ich denn einen allerliebsten Fuß und ein Paar Waden zum Küssen.

Lange hatte ich schon auf die muntere Wittwe speculirt; es hatte sich aber immer noch nicht machen wollen.

Heute hat es machte es sich.

Wir waren ganz allein im Hause. Charlotte

sagte mir dieß und ich war viel zu galant, um nicht meine Freude darüber zu bezeugen.

Ah, sprach sie lächelnd, so ein junger hübscher Herr wie Sie, wird wohl Andere genug haben, wo er hinzusehen hat.

Ich schwor hoch und theuer, ich hätte keine Andere und sie wollte es immer nicht glauben.

Mußte ich nicht darüber böse werden?

Zur Strafe Ihres Unglaubens, erwiderte ich, sollen Sie auch nicht fort.

Ich zog sie hin zum Sopha und Charlotte folgte gern.

Ich hatte, ehe ich austritt, Obst gegeben. Eine Schale davon lag auf der Erde. Indem ich Charlotten sanft auf die Kissen niederdrücken will, glitten ihre niedlichen Füßchen aus, sie sank fallend zurück und zog mich, der sie umschlungen hielt, nach.



Wetter konnte ich es ja nicht verlangen. Der Anfall führte mich auf die schnellste Art zum Ziele.

Charlotte war eine Brünette. Herrlich glänzte das dunkle Haar gegen den Schnee ihres Teints ab und die großen schwarzen Augen glänzten wie Sonnen.

Ach! ach! lieber! besser! leuchtete sie ein Paar mal auf und umschlang mich mit einer Stutze, die mich fast erstickte.

Ich dachte mit keiner Seele mehr an das, was ich außerdem heute noch Alles verhatte und that als wenn ich gar nichts mehr zu besorgen gehabt hätte.

Charlottchen war darüber nicht böse. Je öfter ich forderte, je öfter gab sie und ich glaube sie wäre nicht ungehalten gewesen, wenn das den ganzen Tag so fortgedauert hätte.

Glücklicherweise kam ihre Schwester zu Hause.  
Sie mußte fort, versprach aber nächstens mich  
wieder zu besuchen.

---

## Sechstes Capitel.

---

### Der Park.

Die Zeit zum Henden-vons mit Emilien war  
gekommen. Sie hatten abgespielt; die ma  
Bonne nickte ein und ich schlich den Laubgängen  
zu.

2

Nicht lange, so kam Emilie.

Das wissbegierige Kind hatte vor lauter Neugierde während dem ganzen Essen wie auf Radeln geseßen und war nun um so verzweifelter, je weniger wir wirklich Zeit hatten und aufzuhalten. Denn die von Emma (Schief Nöckchen) ein halbes Gläschen und wenn sie aufwachte und läste ihr Gläschen vermischt, da wäre Jener in allen Ecken gewesen.

Da gult es also kein Gläschen und eine Nachtend wurde mein Katheder.

Emilchen hatte von neulich Abends her schon so viel begriffen als nöthig war, um mich tiefermal mit der Vorrede nicht zu lange aufhalten zu dürfen.

Sie zeigte die Lebenswichtige Gefühlskraft und so kam es denn, daß sie vollkommen unterrichtete und alles abgemacht war, ehe der fran-

plötzliche Angst erweckte, der sich gewiß nicht träumen ließ, daß während seinem Schwanzen sein kleiner Bzling sich so heftig auf ein Studium legte, das nur Bäume einzig selbst sehr geliebte hatte. Emilien war ganz vortrefflich. Obwohl schon es das Erstmal war, daß ihre weiblichen Eigenschaften in Anspruch genommen wurden, so benahm sie sich doch so geschickt, daß manche alte Practikantin durch ihre Geschicklichkeit beschämt wurde und gab ihr kleines Pfund so annehmlich hin, daß es ein Entzücken war.

## Siebentes Capitel.

~~~~~

Reflexionen.

Zwei und Vier macht Sechs und wieder Zwei macht Achte. Achte ist aber schon eine recht hübsche Zahl, wie jeder wissen wird, der sich von Neun Uhr des Vormittags bis Zwei Uhr des Nachmittags zu dieser Summe empor gearbeitet hat.

Dieses und Ähnliches fiel mir ein, als ich mich am Nachmittage auf meinem Sopha streckte und dachte —; ich dachte nicht ohne eine kleine Ausrandlung vom Furcht an Madame Pinker.

Da fiel mir ein, daß mein Freund Salomoni, der ein Mann war recht wie ich für die

große Welt paßt, vielleicht einen Rath ertheilen könnte und ich ging zu ihm.

Salampieri lachte als er die Ursache meiner Kengstlichkeit vernahm. Wenn's weiter nichts ist, sagte er, so seyn Sie ruhig; ich habe nur jetzt nicht Zeit, aber meine Schwester soll Ihnen eine Chocolate kochen, eine Chocolate, verstehen Sie, die ist probat.

Ich ließ es mir gefallen und Padrone Salampieri ging seiner Wege.

Nicht lange darauf trat Signorella, seine Schwester, herein.

Sie war eine schlanke herrliche Figur, voll Feuer und Leben. Mit einem schalkhaften Lächeln reichte sie mir eine volle Tasse hin und sprach: sie müssen es recht warm trinken.

Liebster Himmel, mir war schon warm.

Ich ließ die Tasse stehen und ergriff dafür ihre Hand.

Blamette schlug die Augen nieder: ihr Händchen zitterte in der meinen und ich umschlang ihren Leib.

In diesem Augenblick brauchte ich wahrlich keine andere Erregung und die Augen der hübschen Italienerin schienen das auch zu bemerken.

Doch trankte es mir auch, als lächelte sie vor sich hin und mein Stolz wurde dadurch ein bißchen beleidigt. Koste es was es wolle, dachte ich, du mußt deine Ehre hier retten, und ward dringend.

Blamette wehrte sich nur schwach; sie war eine Südländerin, hatte warmes Blut und ihre Küsse hätten mich besser ermuntert als alle künstliche Chocolaten der Welt, wäre dieß jetzt noch nöthig gewesen.

Ein alter Großvaterstuhl wurde uns zum Altar der Liebe auf dem unser Opfer floß, und Diamette meinte nach einem Entzückenvoll ver-
seuzten Viertelsländchen, ich wäre ein Mann
wie ein Gott.

Achtes Capitel.

Finis coronat opus.

Das war recht schön, aber — aber —

Mehr, weil sie da stand, als in Erwartung eines Rußend hatte ich, bevor ich ging, die Tasse geleert, und schlenberte jetzt ein wenig auf den Straßen umher, den Augenblick zu erwarten, wo mein Schlüssel mich zu Madame Pincher führen sollte.

Endlich kam die Zeit.

Ich ging, oder sählich vielmehr ihrem Hause zu: mein Schlüssel verrichtete seinen Dienst und ich fand Madame bereits meiner harren.

Sie war in einem reizenden Neg:ge, so

lebend, so leicht, daß einem Heiligen etwas Menschliches hätte einfallen müssen.

Ah, ich war kein Heiliger und Madame rang auch nicht nach der Krone der Erleuchtung des Fleisches.

Unter ein Paar Menschen, die wissen, warum sie zusammen kommen, ist die Erörterung leicht und Umwege nicht nöthig.

Von dieser Wahrheit war Madame so gut überzeugt wie ich, und da wir unbesorgt vor Uebervällen uns ganz uns selbst überlassen konnten, so verging keine halbe Stunde und wir waren am Ziele.

Wie beneidenswerth erschien mir Herr Pinster, der ledetne Advocat, der immer und immer Bessrer solcher anmuthigen Schätze war, ohne je Eibrdung befürchten zu dürfen, der aber freilich auch nicht der Mann darnach war, sie zu

heben wie sie es verdienten. Marie, Charlotte, Emilie, Fiamette, waren vortreflich gewesen, aber Madame Pinter war doch noch besser; was jene nur einzeln hatten und gewährten, schien dieß köstliche Weibchen alles in sich zu vereinigen, Feuer und Anmuth, Hingebung und Erwieberung, sehsüchtiges Schmachten und glühendes Entgegenkommen, alles verband sich bei ihr, um die Minuten in ihren Armen zugebracht, zu den wollüstigsten zu machen, die man auf Erden genießen kann. Ich blieb und blieb und konnte mich gar nicht trennen. Da war keine Stellung, keine Lage, keine Situation, die von uns nicht probirt wurde und immer wußte die himmlische Friederike einen neuen Reiz zu verleihen.

Hätte mir einer den Tag vorher gesagt, was ich in den nächsten 24 Stunden alles leisten

würde, ich hätte gelacht wie über eine Fabel. Und doch geschah es und ging trefflich. Denn als ich am Morgen Riekchen verließ, gestand sie mir freudig: sie sey zufrieden und wünsche nie mehr.

Ob ich es auch war? Das will ich meinen; ich war es in doppelter Hinsicht; einmal so viel Gutes genossen zu haben, dann den Genuß mit so viel Ehre erlangt zu haben.

Dies muß ich aber doch gestehen, gedacht habe ich an diesen Einen Tag lange und gefühlt habe ich ihn auch. Eine ganze Woche verging, ehe ich wieder ordentlichen Appetit bekam.

VIII.

Geschichte eines Hofmeisters.



2.

Herr von X***.

Das war ein gewesener Hofmarschall.

Nachdem er seine Jugend dem Dienste eines Staates von netto $7 \frac{3}{4}$ Quadrat Meilen gewopfert, das heißt, an der fürstlichen Tafel Braten vorgeschnitten, mit der Durchlaucht gespielt und gesagt, und andere dergleichen dem Lande erspriessliche Dinge getrieben hatte, war ihm der Gedanke, einer der ersten seines Lebens, eingefallen, sich zur Ruhe zu setzen.

U.

Herr von K. hatte aber kein Geld und um ruhig zu leben, meinte er, brauche man Geld, und zwar recht viel.

Da hatte Herr von K. so ganz Unrecht nicht.

Um nun zu bekommen was er nicht hatte, entschloß er sich in einen sauren Apfel zu beißen, der indessen recht süßlich war.

Die Durchlaucht des Herrn von K. war nämlich von jeher ein Freund des Schönen gewesen, und hatte demzufolge stets einige Schönen um sich, die aber keine Lucretien seyn durften.

Uebrigens war die Durchlaucht gar nicht stolz und hatte die sehr richtige Ansicht, daß ein Bürger- oder Bauernmädchen eben so gut ist als eine Kellige.

Zur Zeit als Herr von K. die erste Ueberlegung seines Lebens anstellte, hatte die Durchlaucht drei schöne Kinder an seiner Seite, davon

waren zwei Hoch- und Wohlgeboren, die dritte aber nur schlechtweg geboren.

Das war aber gerade die schönste. Und da Herr von K. natürlich Geschmack hatte, denn er war ja Hofmarschall, so fing er an auf diese zu speculiren.

Die Durchlaucht merkte das bald, wurde aber deswegen nicht böse. Höchstwieselfen sahen es manchmal gern, wenn sich jemand fand, der sie von etwas befreite, was ihnen anfang nicht mehr neu zu seyn, und daieß jezt gerade der Fall war, so geruhten sie, in Betracht der vielen und großen Dienste die Herr von K. ihnen und dem Staate erzeigt hatten, zu genehmigen, daß Herr von K. die schöne Laura zur Frau von K. machen durste.

Der Herr Hofmarschall erhielt seinen Abschied mit Beibehaltung seines Gehaltes, die

schöne Laura ein eben so schönes Gut, und das neue Ehepaar zog sich, den Hof verlassend, in ländliche Einsamkeit zurück.

2.

Frau von K.

Wie jetzt Laura hieß, war wirklich ein Weib zum Entzücken. Jung, schön, blühend, feurig, war sie das lebendige Bild der Lust und des Lebens, ganz geschaffen um Freuden zu geben und zu genießen. Da war's nur schlimm, daß Herr von K. schon etwas stark verliebt war.

Der gute Mann mochte sich so viel Mühe geben wie er wollte, für Laura reichte das nicht hin, und wenn er Wunder dachte was er vollführt hatte, so dachte seine schöne Gattin doch immer noch „es ist doch alles eitel!“

Indeß wenn man sich nur zu helfen weiß, so geht alles und Frau von K. war eine Frau, die sich zu helfen wußte.

Auf dem Lande leben auch Menschen und unter diesen giebt es manchmal rechte hübsche. Das wußte Laura recht gut und — litt keine Noth.

Auch ließ sie's ihrem Gemahl an Cheseegen nicht fehlen, und, machten gleich einige scheelsüchtige alte Nachbarinnen mitunter die Bemerkung, es sei doch wunderbar, daß der alte Herr von K. und die junge Frau von K. so herrlich zusammen paßten, und soviel liebe Kinderchens erzielten, so ließ Frau von K. sich deß doch nicht ansechten und schenkte alle Jahre ihrem erseuten Gatten ein neues.

Der wurde dadurch ordentlich stolz und fing an, seine Hörner mit einer gewissen Gravität zu tragen, die um so ergößlicher war, da er gar

nichts davon ahnte, sondern ganz wohlgenuth sich über sich selbst und seine Kraft auf der fünften Lebensstufe freute.

Die Kinderchen wuchsen denn nach und nach heran, und da es Junfer und Fräuleins waren, so mußte für einen Hofmeister und eine Gouvernante gesorgt werden.

5.

Der Hofmeister:

Das wurde ich. Herr von K. reiste nach V., da sah er mich und weil ich das Glück hatte ihm zu gefallen, so schlug er mir vor, seine Plangen zu civilisiren.

Er bot einen guten Gehalt, versprach, es würde mir in seinem Hause gefallen und ich nahm den Vorschlag an.

Anfänglich gefiel es mir aber nicht: Frau von K. konnte mit unter die adelige Dame sehr stark spielen, blickte mit einiger Geringschätzung auf den, der ihren Kindern Mores lehren sollte, und schien nicht übel Lust zu haben, ihn unter die Zahl ihrer andern Bedienten dem Range nach einzurangieren.

Das war nun gerade nicht meine Sache und ich war der Frau, so hübsch sie auch war, ordentlich gram und dachte darauf, recht bald wieder fortzugehen.

Es kam aber anders.

Frau von K. war nicht allein eine schöne Frau, sondern auch eine kluge. Sie wollte erst ihr Terrain kennen lernen, ehe sie operirte, und das ist immer klug.

Die Folge lehrte mich, daß sie von Anfang an Wohlgefallen an mir fand und nur ein andes

tes Beachmen affectirte, um ihre Umgebung zu säufchen.

Und wenn man dieses ins Auge faßte, so mußte man doppelt gefiehn, daß sie klug handelte, den Schein soviel wie möglich zu bewahren. Denn Herr von A. war manchmal, trotz seiner Hofmännischen Natur, nichts weniger als Hofmann und konnte je zuweilen recht verb werden. Die Umgebung aber, welche Frau von A. hatte, war folgende:

4.

Eine Gouvernante, comme il faut.

Madame G., so hieß die im K^otschen Hause, war die geschickte Frau eines edelichen Landpächers. Ein üppiger Körperbau vereinte sich bei ihr mit einer ungemeinen Lebhaftigkeit in

gewissen Dingen; und da die gute Frau nichts mehr haßte als — Langeweile, so war es gekommen, daß sie manchmal, während ihr ci devant Eheherr studirte, sich auch den Studien ergab, und darin von einigen benachbarten Edelauten, einquartierten fremden Officieren und vergleichen, die öfters das Betrachten auch lieben, eifrig unterstützt wurde.

Dieß hatte denn aber dem Ehren Pastor, der sich ihren Gemahl nannte, doch nicht angestanden; mit Worten und Werken suchte er seine wißbegierige Sophie von ihrer Liebhaberei zu heilen, und da das alles zu nichts half, da Sophie den Worten andere Worte entgegensezte, und den Werken mit ziemlicher Resignation ihren schönen Φ — — unterwarf; so ließ er sich scheiden, und daran that er auch am besten.

Einige Zeit hatte Sophie noch manche Aben-

theuer, war bald Gesellschafterin, bald Souveränante, bald Schauspielerin, bis sie endlich ins K'sche Haus kam, wo sie die gnädigen Gräuleins der gnädigen Frau von K., ein Paar Mädchen von 5 bis 6 Jahren, in ihre Obhut nahm.

Dies war eine von der Hauptumgebung der Frau vom Hause, die Andere war ein Kammermädchen und noch etwas mehr.

5.

Und noch etwas mehr:

Das war sie nämlich beim Herrn von K.

Frau von K. wußte das, sah aber gern durch die Finger und that, als wüßte sie nicht, wo die Utensilien hingen, wenn Lieschen mit dem Herrn von K. zu ganzen Abenden allein war, oder

den die Fliegen jagte, während er sein Mittagsschlässchen machte.

Lieschen war ein ockerliebendes Dingelchen, so gefällig wie eine ächte Soubrette sein muß; listig, verschlagen, schelmisch, neugierig und klüßern im höchsten Grade; und wenn man so die drei Frauen engimmer dieses Hauses, die Frau von K., die Madame G. und Lieschen neben einander betrachtete, so wußte man nicht, welcher man den Vorzug geben sollte, so reizend waren sie alle drei und doch wieder so verschieden von einander.

6.

Ich fange an, meine Rolle zu spielen:

Vier Monate war ich hier, da fingen mir am freundliche Sterne aufzugehen.

In H. war Gematie.

Frau von H. bekam Fuß hinfahren und sich das Wesen anzusehen. Sie sagte es ihrem Gemahle, der hatte, wie natürlich, nichts dagegen, wenn er nur nicht mit sollte, und dagegen hatte Frau von H. wieder nichts.

Alein konnte sie doch nicht fahren, A" war zwei halbe Meilen und die Nacht allein den Weg zu machen, ohne männliche Begleitung, was konnte das einer Dame zumuthen!

Ich wurde also eingeladen, die Kutsche zu machen und konnte es nicht ablehnen, obgleich ich es gerne gethan hätte, denn wie vermöchte ich zu glauben, daß Frau von H. heute ganz anders seyn würde als geister.

Aber schon auf dem Hinwege sag ich an zu sehen, daß ich die schöne Frau erkannt hatte, und der Zuhauseweg überzeugte mich vollends.

Sie war liebestolltig wie ein Engel, ferando
ich, zuvertrauensvoll und laust.

Die Dunkelheit begünstigte die Annäherung;
beide begegneten sich wie zufällig unsere Plätze;
ein sanfter Druck machte mir Muth; ich küßte
das halbe Pflschchen; mild verfluchte es sich in
meine Lippen.

Mein Arm umschlang den schönen Leib; ein
Craquet entquoll Laura; ich lag ihn mit den
Lippen auf; zahllose Küsse folgten diesem ersten.
Wir waren ganz sicher dabei. Der kühnen Nacht-
luft wegen waren die Fenster des Wagens aufge-
gogen; der Kutscher hatte in der Dunkelheit mit
seinen vier raschen Schimmeln zu thun, der Bedi-
e diente schmeichelt auf dem Boden wie eine Sögenmähle.

Jetzt wagte ich, den herrlichen Busen zu be-
rühren. Laura zürnte nicht. Mein Muth ver-
tiefte sich in den elstischen Haldengelen, mein

gan; Wesen gerieth in den heftigsten Aufruhr und ich begann mich meinem Ziele zu nähern. Mit Gewandtheit mußte sich Frau von A. in die durch Ort und Zeit bedingte Situation zu schicken; ein Paar volle Schenkel umschloßen mich, ein wollüstiger Schooß öffnete sich meinen Wünschen; bald sank ich, mich und alles vergeßend, glühend, eng umschlossen von dem reizendsten Weibe welches ich je gesehen, in unaussprechlichem Vergnügen hin, und Laura's Seufzen und Schmachten überzeugte mich, daß sie sich in diesem Augenblick nicht weniger glücklich fühlte als ich.

7.

Zweites Abenteuer.

Jetzt war die Bahn gebrochen; N. für mich ein Paradies und der Gedanke an Fortgehen verbannt.

So oft und viel es mir möglich war — und wenn man von beiden Seiten ernstlich will so ist es oft möglich — sahen wir uns jetzt unter vier Augen, und immer liebenswürdiger, immer hingebender wurde Laura und — fast bei jeder Zusammenkunft wußte sie dem Dinge den Reiz der Neuheit zu verleihen.

Höre, sprach sie eines Tages zu mir, ich will dir einen Rath geben, aber uns beiden nützlich seyn wird.

Ich horchte auf, sie fuhr fort.

Du mußt Lieschen für dich zu gewinnen suchen.

Lieschen? wie so?

Du wirst gesehen haben, was Sie bei meinem Manne gilt; ich laße das gerne zu, aber dennoch könnte Sie hinter unsere Schliche kommen und plaudern und da geb es Verdruß.

Freilich, freilich, entgegnete ich.

Darum mache sie dir geneigt. Anknüpfe ein Verhältniß mit ihr an, daß sie an dich gebunden wird; dann wird sie keinen Mund halten um ihrer selbst willen, und wir brauchen uns nicht mehr so sehr vor ihren Hakenaugen zu hüten.

Jetzt begriff ich was Laura wollte und konnte nicht umhin, ihre Schlaubeit zu bewundern.

Dennoch machte ich den gärtlichen, Verliebten und Galanten und sprach von der Unmöglichkeit, mit Lieschen zu — tändeln, da Laura's Bild in meinem Herzen lebe.

Paperlapapp, entgegnete mir das umsichtige Weibchen, ich kenne die Männer; verstelle dich nicht und — wenn du mich wirklich liebst und ferner dich gerne mit mir unterhalten willst, so folgst du.

Was war hierbei zu thun. Laura befohl, und wer gehorchte nicht gern wenn so holde Lippen befehlen.

8.

Fortsetzung.

Ich fing jetzt an, meine Approchen bei Lippchen zu machen.

Das Mädchen flüchte vorüber, denn — sie hätte nicht Mädchen seyn müssen, um nicht längst so etwas von dem zu merken, was zwischen mir und ihrer gnädigen Frau vorgieng, indeß — war sie auch wieder Mädchen genug, um es gern zu sehen daß ihr ein junger Mann die Cour machte, und so arrangirte es sich's bald.

Laura gab uns abseitslich Raum und mas

weiß ja wohl, Gelegenheit ist die beste Gelegen-
heit/macherin.

Lieschen hatte einmal etwas von Magnetis-
mus gehört. Daß war genug gewesen um sie
neugierig zu machen, und nicht genug um ihre
Neugierde zu befriedigen.

Eines Tages waren wir fast ganz allein im
Hause. Herr und Frau von L. waren aufge-
fahren; Madame C. mit; die Bedienten trieben
sich umher; die liebe Juquiné dazu, und Lieschen
mochten die Bunter weiter einfallen, die sie
vom Streichen und Manipulieren vernommen
hatte.

„Sie kom auf mein Zimmer.“

„Ach, lieber Herr Müller, sagte sie, erklären
Sie mir doch, was es eigentlich mit der Geschichte
für eine Bewandniß hat.“

„Daß war Wasser auf meine Mühle! —“

Gern, mein schönes Pieschen, sagte ich, aber sie müssen auch recht aufmerken.

Gewiß! gewiß! erwiderte sie, und ich hieß sie neben mir aufs Sopha setzen.

Nun sing ich meine Erklärung an! das gute Kind sperrte Mund und Augen auf, und sagte einmal um's andere:

Ei! das ist ja kurios!

Freilich Pieschen, entgegnete ich, aber wollen sie es nicht einmal selbst versuchen?

Ja, sagte sie, wenn's nur geht.

Ei warum soll es denn nicht gehen, antwortete ich, und machte mich fertig zur Manipulation.

Anfänglich lachte Pieschen, bald aber fühlte sie die Wirkung. Ihre Augen wurden immer schwächer, der Athem kürzer; in schöne Wallun en hob sich der halbenthüllte Busen und — —

Oh! oh! seufzte Bieschen, da — das ist —
recht bö — böse — von Ihnen.

Ich ließ sie nicht weiter reden. Meine Lip-
pen versiegelten den niedlichen Mund; ein schönes
Feuer bemächtigte sich des lieben Kindes und
Amor verlieh mir einen seiner wonnereichsten
Augenblicke.

9.

Die war gewonnen.

Das war Bieschen von diesem Augenblick an.

Das Magnetisiren hatte ihr viel zu gut
gefallen, um nicht von der Zeit an meine eifrigste
Freundin zu seyn, und da ich die kleine Seele
hübsch genug fand, meinen Unterricht bei ihr mit
Vergnügen fortzusetzen, so war sie, dieß be-
merkt, auch uninteressirt genug, mir auf jede

mögliche Art behülflich zu seyn, mit Frau von E. so oft zusammen zu kommen wie ich nur wünschen konnte.

Ach! das waren schöne Tage und — noch schönere Nächte.

Abwechselnd umfassen von den schönen Armen Laura's und der nicht minder schönen Zofe, lebte ich wie ein Gott in Frankreich, und zählte meine Stunden nur nach den Genüssen, die sie mir brachten.

Während so alles im Hause genoß, schmachtete Madame C. in Einsamkeit und hatte nichts zur Unterhaltung als sich selbst.

Das fing an mich zu dauern. Mitleidig, wie ich immer war, ging es mir nahe, daß so viele Reize ungenutzt bleiben sollten und ich beschloß — ihr zu helfen.

Madame C. war keine Besessene. Ich hatte

nicht rathen, lange zu belagern um zu erhalten was ich wünschte, und mir säug die Stunde des Glücks bei ihr bald nach dem Zeitpunkt wo ich anfang mich ihr zu nähern.

Welche Lust gewährte dieß Weib! Während, wie das Leben, hoch und voll wie eine Juno, war sie geschaffen zum Genuß, und ihr Temperament unterstützte diese Eigenschaften außß Best.

Gegen meine andern beiden Freundinnen mußte ich indeß meine Zusammenkünfte mit Madame C. verheimlichen. Daß Laura mich mit Vießchen theilte, hatte ihre Klugheit und Verstand geheizen, mit Madame C., verzieht es sich aber anders.

Hier traten nicht die Beweggründe ein, welche sie dort bestimmten, und der Erfolg wird zeigen, daß ich mich nicht irrte, wenn ich voraus-

schte, Frau von K. würde nicht geduldig eine Theilung ansehen, die sie weder nothwendig fand noch geboten hatte.

Ein anderes Abenteuer fing aber an, mich noch mehr zu beschäftigen.

10.

Die Prüde.

Nähe bei M. lebte ein Mann, der hatte ein Weib, schön wie der Morgen, lockend wie eine Heurik, aber — prüde im höchsten Grade, so sagte wenigstens der Ruf.

Gerade dieß hatte mich neugierig und erpicht gemacht, und ich suchte Bekanntschaft in ihrem Hause.

Die war bald gefunden. Herr J. war ein Mann, der gern spielte, dazu nicht leicht hörte

und schon deswegen, weil er durch diesen Fehler in der Conversation nicht viel Unterhaltung haben konnte, die Karter leidenschaftlich liebte.

Ich widmete ihm manche Stunde und das gewann mir seine Freundschaft.

Er nahm mir mein Geld ab — denn er war ein feiner Spieler — und ich beschloß mich bezahlet zu machen durch Marie.

Lange ließ mich das listige Weibchen vergebens schwächten; so sehr sie auch, wie ich nachher sah, die Vergnügungen der Sinne liebte, so arg konnte sie sich doch verstellen, und fast hätte ich meinen Plan auf sie aufgegeben, wäre mir nicht ein Zufall zu Hilfe gekommen.

Herr B. war in seinen Sitten ein wilder und roher Mensch; das mußte Marie manchmal schon erfordern, und oft, wenn ihm der Kopf nicht recht stand und sie ihm im Geringsten

widersprach, behandelte er sie mit einer Grausamkeit, die jeden Begriff überstieg.

Eines Tages komme ich hin, ihn zu besuchen und finde Niemand im Zimmer. Ein Geräusch im Nebenzimmer verrieth mir aber, daß da jemand ist und ich näherte mich der Thüre.

Jetzt höre ich, wie Madame B. mit bittender und weinender Stimme ihren Gatten beschwört, sie zu schonen. Er erwiedert nichts, ich vernehme aber deutlich die Streiche, die er austheilt und Mariens Seufzen und Flehen.

Mir wurde unbeschreiblich sonderbar dabei zu Muthe und ich legte das Auge ans Schlüsselloch, um mich näher zu unterrichten.

Ah! da sah ich, wie die schöne, reizende Marie, das Opfer der grausamsten Behandlung war.

Herr B. hatte sie über einen Sopha weggelegt. Mit der einen Hand hatte er ihre Kleider

in die Höhe gestreift, und mit der andern schwang er eine Beißel und züchtigte damit den schönsten H — der an Weiße parischen Marmor übertraf.

Vergebens waren die Bitten und Seufzer der schönen Franz; der Barbar fuhr fort in seinem grausamen Beginnen, und erst als Marie vor übergroßen Schmerz fast bewußtlos hinsank, hörte er auf, ein Wesen zu martern das nur zur Lust und Banne geschaffen schien.

Ich hatte mich zurückgezogen und in den Garten begeben.

Bald hernach sah ich Herrn B. sich auf seinen Klepper setzen und ausreiten.

Jetzt oder nie, dachte ich und ging wieder ins Haus; denn mir war ganz wohl bewußt, welche Wirkungen solche Züchtigungen auf die Sinne zu machen pflegen.

Mit niedergeschlagenem Wesen kam mir Marie entgegen; ihre Augen waren noch roth vom Weinen und sie gab sich alle Mühe, mir dieß zu verbergen.

Natürlich that ich ganz unbefangen und als wenn ich von nichts wüßte; war aber galanter und bringender als jemals.

Marie wurde nach und nach weich. Meine Aufmerksamkeiten, verbunden mit ihrer heut durch die Begegnung ihres Mannes erhöhten Sinnlichkeit, ließen mir in ihren schönen blauen Augen einen süßen Triumph lesen, und sich zögerte nicht länger mehr, mein gutes Glück zu nützen.

Wir saßen mit einander auf dem Sopha. Von Sehnsucht und Gefühl überwältigt faß das liebe Weibchen an meine Brust; ich überströmte sie mit Küß.n und indem ich mich her-

überbog, lehnte ich sie sanft in die Ecke und hing an die süßesten Worte zu entschließen.

Marie sprach kein Wort. Leise Seufzer nur entquollen ihren Lippen und mit Annuth nahm sie die Stellung ein, welche ich wünschte.

Mir wurde eine jener schönen Viertelstunden, welche Liebe und Jugend geben und das war bei Marien nicht die letzte, welche ich genoß.

Ist wenn ihr Barbar verzeift war, und das geschah nicht selten, brachte ich die Nächte in ihren Armen zu und fand je länger je mehr, daß Marie eine der liebendwürdigsten ihres Geschlechts war. —

II.

Ende gut, alles gut.

So hieß es indeß bei mir nicht.

Meine Verhältnisse waren zu angenehm um lange Bestand haben zu können, und gerade das, was mich am meisten entzückte, der Wechsel, war Ursache, daß ich alles auf Einmal verlor.

Frau von K. und Madame C. fielen an sich mit Argus Augen zu bewachen, auch Bieschen fühlte sich gekränkt, noch mit einer andern als mit ihrer Domina theilen zu müssen, und als diese dreie vollends dahinter kamen, daß auch Marie — Hilf Himmel! da ging der Teufel los! alle dreie konnten Marien nicht leiden: das war natürlich, denn Marie war hübsch und gelant; Marie konnte sie hinwiederum auch nicht gut sehen, und das war wieder natürlich: man denke also, welchen Rumor das abaab.

Ich Armer, der erst sich wie im Paradiese fühlte, war plötzlich in eine Art Höhle versetzt und wußte meines Leibes keinen Rath.

Da gab zu meinem Glück der böse Feind dem Herrn von K. den Gedanken ein, der Madame C. die Cour zu machen. Madame C. war, wie ich schon gesagt habe, keine Frau, die sich lange nöthigen ließ. Bald war sie auf dem traulichsten Fuße mit ihrem alten Amadis, und da Frau von K. fortfuhr, trotz meiner Warnung, Madame C. schände zu behandeln, so kam, was kommen mußte. Madame C. stach Herrn von K. den Staar bläulich meiner und seiner Hälfte und der gewesene Hofmarschall erzgrimmete wie ein Bär.

Sein hohes Weibchen bekam eine tüchtige Lection à la Marie, Bläschen m. st. fort und der Hofmeister dazu, und somit hatte alle Freude ein Ende.

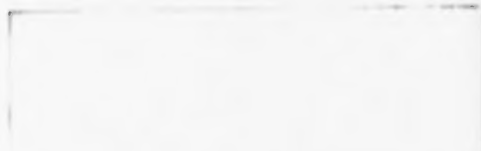
Marie sah mich noch einigemal: auch Frau von K. Bald aber fanden wir jedes mehr in

der Nähe eine bequemere Unterhaltung und —
trösteten uns durch neue Gemothsan- en für den
Verlust der alten.



IX.

Geständnisse einer Wittve.



Erstes Capitel.

Der Vater.

Mama war ausgegangen, die alte Christianse dazu, da wurde geklingelt, und als ich aufmachte, trat Göttekin in's Haus.

Bruder Göttekin kam sehr eil zu uns, und jedesmal wenn das geschah, verschloß sich Mama mit ihm in ihr Kabinet und weder ich noch die alte Christianse durften sie dann hören.

Was muß Elsie nur immer der Maria zu sagen haben, fragte ich eines Tages Christiane, da ließ wieder der Fall war, und Christiane lächelte, sah mich an und meinte — ich wäre noch zu jung um das zu wissen.

Das legte mich erstens. Ich war noch sehr jungster Jahre, wußte schon so manchen, und ließ sollte ich nicht wissen?

Denn blies ich einmal gebreht, aber das ging nicht. Maria war verstorben, Christiane hatte Maria und ich — schenkte vergebens.

Als der fremde Bruder, der immer sehr ernst und eifrig that, von mir sehr blies, daß ich ausgegangen sei, wollte er schon wieder gehen, doch plötzlich schien er sich anders zu befehlen, er ließ mich in die Wachen, fragte, ob Maria und Christiane wohl bald wiederkämen, und als ich sagte, gewiß unter ein Paar Wochen

ten noch nicht, meinte er, er wolle doch erst ein bißchen ausruhen.

Ich führte ihn in's Zimmer, holt' eine Eiseisführung und Gläser ließ sich nieder.

Bald hatte er ein Gespräch mit mir angeknüpft. Ich wurde von Minute zu Minute vertraulicher und Gläsern immer besitzter. Er plöte gar nicht auf, mich zu necken, zu frecheln und zu kaspeln, und ich mußte herzlich über die Schmeicheleien lachen, die mir der fromme Heuter vorwandte.

Endlich fragte er mich, ob ich auch schon wißte, was ein Mann sey? und da ich nicht recht wußte, was er mit dieser Frage meinte und dieß gesagt, sagte er: nun Josephchen, so komm her, ich will dir's sagen.

Er zog mich bei diesen Worten näher, nahm meine Hand und — —

Ich erschrak gewaltig, und wußte nicht was ich thun sollte.

Armes Kind, fuhr er fort, warum so ängstlich, wenn du mir versprichst zu schweigen. —

Wie ein Fisch, erwiderte ich schuell, und er lächelte über meine Bereitwilligkeit.

Nun wohl, Josephe, so will ich dich lehren glücklich seyn.

Er hielt Wort. Er schob das leichte Hauskleid, welches ich anhatte, zurück: ich zuckte schamhaft.

Sey kein Kind, sagte er und verschlang mit begierigen Augen den Anblick meiner jugendlichen Reize.

Ich zitterte dabei wie ein Alpenlaub, er wußte aber bald mich zu beruhigen.

Das ich zu thun hatte, sagte er mir; was

er that, empfand ich, und zwischen seinen Knieen vor ihm stehend, überkam mich das lebhafteste Entzücken.

Zweites Capitel.

Meine Kenntnisse wachsen.

Was ein Mann war, wußte ich nun zwar, auch was Götterin mit Mama immer allein abzumachen hatte, konnte ich mir denken, aber das Eigentliche kannte ich doch noch nicht.

Und das zu erfahren war jetzt meine eifrigste Sorge.

Nur wußte ich nicht, wie es anzufangen, da außer Cölestia kein Mann in unser Haus kam, und die Gelegenheit mit ihm allein zu seyn sich nicht wieder machen wollte.

Ein Zufall half mir endlich.

Hinter unserm Hause war ein großer Garten, an dessen äußersten Ende eine Menge Obstbäume standen.

Da sich zu ihren Früchten oft Viehdaber sandten, die Mama nicht wünschte, so wurde ein Bursche angenommen sie zu bewachen.

Leopold war nur ein Bauernknabe, siebzehn Jahr alt, aber rüßig, derb und rothbackig, munter und offen.

Eines Tages kam ich unter die Blume und fand ihn nicht.

Ich glaubte er sey weggegangen, wollte mich überzeugen, gucke in die Strohütte und sehe — Leopold erschrak entsetzlich. Er konnte kein Wort hervorbringen, schlug die Augen nieder und zitterte wie ein Verbrecher.

Das jammerte mich. Der hübsche Junge, wie nett und zierlich er aussah — ich sing an ihn zu beruhigen.

Leopold, sagte ich, das mußt du nicht wider thun.

Nein! Nein! rief er und sah zur Erde.

Du bist so hübsch, du könntest ja lieber —

Ich wußte nicht recht, wie ich mich ausdrücken sollte: Leopold aber verstand mich.

Ach, meinte er, man hat nur nicht immer —

Armer Leopold, sagte ich und streichelte seine Waden, du dauerst mich.

Er sah mich mit einem fragenden Blick an.

Seine Augen antworteten und —

Der junge Mensch wußte schon recht gut Bescheid.

Wir saßen miteinander an einem Tische. Seine Arme umschloßen mich, sein Mund küßte auf meinen Lippen. —

Ah! ah! Verpeiß! rief ich außer mir, o weh! es schmerzt! o weh!

Er dachte sich nicht daran. Um nicht als geistlos zu gelten, hielt ich aus, und meine Gleichgültigkeit wurde belohnt. Ein sanftes Gähnen bemächtigte sich meiner: ich hing wie leblos in den Armen des rüßigen Jünglings und dachte: wena Mama das wüßte!

Univ. & L.
München

Drittes Capitel.

~~~~~

Sie erzählt es.

Ein Zufall hatte mir zur Freude geholfen, meine Unvorsichtigkeit verrieth mich.

Mama war am Abend dabei als ich mich aufzog.

Was ist denn das Joseph? fragte sie und deutete auf ein Paar sichtbare Spuren in meinem Hemde.

Ich erschrak fürchterlich und wußte nichts zu erwidern.

Komm doch einmal her, fuhr sie fort und fing an, mich genauer zu betrachten.

Ich ging ein Stümmchen weg, in dem ich schlief

bestand, mich alle Augenblicke versprach, und endlich von Mama's Drohungen in Furcht gejagt, alles bekannte, was ich wußte.

Mama war nicht sonderlich erfreut über meine Beichte. Sie ging einzigemale im Zimmer auf und ab, als überlege sie was hierbei zu thun sey, rief dann Christianen und sagte ihr heimlich etwas ins Ohr.

Christiane ging und kam bald mit einer großen Ruthe wieder, die ihr Mama aus der Hand nahm, die Thüre verriegelte, und mir gebot, ihr meine Kehrseite zu präsentieren.

Ich bat himmelhoch, umsonst! Mama hatte kein Erbarmen, es half nichts, ich mußte gehorchen.

Sie zog mich über ihre Kniee weg, streifte mir das Hemd in die Höhe und — —

Ach, das that weh! die jungen Birkenreiser

berührten so unsanft meine weiche Haut, daß ich laut schrie, mit Händen und Füßen zappelte und vor Angst und Schmerz mich hin und her wand.

Als sie mir genug gethan und ihr Werkzeug fast verbraucht hatte, gebot sie mir, mich niederzulegen, und versicherte noch dabei, daß nächstemal, daß ich mir würde einfallen lassen, noch Einmal zu naschen, sollte es noch besser kommen.

## Viertes Capitel.



Ich werde verheirathet.

Daß ich von jetzt an noch strenger im Auge gehalten wurde als bisher, kann man denken. Leopold bekam seinen Abschied, Edlestin sah mich gar nicht mehr an und ich lebte wie eine Königin.

Da meldete sich endlich ein Heirath.

Herr Spatz war ein alter, schwindelhafter Hagestolz, häßlich wie die Nacht, aber reich und verliebt.

Mama sagte unbedenklich ja; sie war froh eine so gute Parthie für mich gefunden zu haben, und ich — wurde nicht gefragt.

Jetzt, sagte sie am Hochzeitstage zu mir, jetzt

Jesephe, kannst du dir eine Freude erlauben, aber — bedenke immer, daß, wenn es den Weibern vergönnt wird zu kosten, was Mädchen nicht kennen sollen, dieß ihnen nur dann vergiehet wird, wenn sie sich klug zu benehmen wissen.

Ich schrieb mir den Rath hinter's Ohr und beschloß, der Rama zu folgen.

Mein neuer Gemal gab mir in der ersten Nacht keine sonderlichen Proben seiner Kraft, und dieß bestimmte mich noch mehr, ihn so bald als möglich zu krönen.

Der Ort, wo er wohnte und wohin ich ihm am andern Tage folgte, war ein Paar Tagereisen von dem meiner Geburt und wir traten unsere Reise in Gesellschaft von Rama an, die uns unsere Einrichtung wollte machen helfen.

In M. wo wir Nachtquartier machten, trafen wir einen Freund meines Mannes, der mit

aufferordentlich ge'el. Luna, wohlgewachsen, galant, unterließ er nicht, mir die Cour zu machen und ich spielte keineswegs die Spröde.

Wir verständigten uns bald, aber wie einen Augenblick zu einem Tête à Tête unter vier Augen zu erhalten?

Mein Wirthrer wußte Rath. Geschickt verflocht er Herrn Spoh mit einem anwesenden Fremden in ein weittläftig's Gespräch über Krieg und Frieden, Woma in eine Unterhaltung mit der Wirthin über die theuern Marktpreise, winkte mir, in ein Nebenzimmer zu kommen, dessen Thüre offen und worin niemand war.

Die Gelegenheit war gewagt, indeß — wenn man keine bessere hat, muß man sich begnügen und es ging auch so.

Kaum waren wir in dem Zimmer, dessen Thüre offen bleiben mußte, um allen Verdacht

zu vermeiden, so zog mich der junge Mann zum Fenster.

Sehen Sie hinaus, flüsterte er mir zu und ich that es.

Er stellte sich hinter mich. Ich kam ihm durch Vorwärtsbeugen so viel wie möglich zu Hülfe, und kein Mensch im Nebengemach ahnete welche Freude mir ward.



## Fünftes Capitel.



Ich scheide mich.

Das glückliche Gelingen dieses ersten Absteckers vom geraden Chepfade machte mir Muth zu mehreren.

Wenn ein Weib jung ist, wohl aussieht und Lust hat, so wird es ihr nicht leicht an Gelegenheit fehlen, denn die Männer sind darin gern behülflich, besonders wenn es gilt einen Ehemann zu betrügen, und wenn es vollends einer ist wie meiner war, der sich alle Tage in jeder Hinsicht zum Spott machte, so sind sie es um desto bereitwilliger.

Ich litt demnach keine Noth, nur war es mir unangenehm, daß ich doch immer nur verstoßen genießen durfte und nie so ganz und zwanglos, wie ich es mir wünschte.

Dies hatte mich schon mehrmal auf den Gedanken gebracht, Herrn Spas zu verlassen und mein Glück allein in der Welt zu versuchen. Du bist jung, dachte ich, hübsch und gewandt, was brauchst du mehr?

Für dich findet sich überall ein Unterkommen, und lebst du auch nicht so im Ueberfluß, so hast du dafür doch desto mehr Vergnügen.

Bisher war das aber immer nur noch Gedanke gewesen, ein Ereigniß reifte ihn zum Entschluß.

Ich hatte eine Connoissance mit einem jungen Offizier im Orte. Lange ging das Ding recht gut, mein Mann merkte nichts und wir vertrie-

den uns manches Viertelstündchen höchst angenehm.

Endlich aber schien Herrn Spoh ein plötzliches Licht aufzugehen. Er kam eines Abends früher wie gewöhnlich zu Hause, tobte und schalt wie ein Bär, nannte mich eine — — die seine Ehre kränkte und als ich hierauf Einiges erwiderte, erhielten meine Backen eine solche Lektion von ihm, daß mir die Luft verging, ferner Worte mit ihm zu wechseln.

Von diesem Augenblick an faßte ich den festen Entschluß, mich der Gewalt eines Mannes zu entziehen, der diesen Namen nicht verdiente und von Tage zu Tage mehr mein Quälgeist wurde. Als daher der alte Isengrimm eines Tages über Land war, packte ich meine besten Sachen zusammen, nahm eine hübsche Summe Geld, die mir gehörte und die ich theils erspart,

theils nach und nach von Spaz erhalten hatte, zu mir, setzte mich in einen Mietwagen, der mich bis zur nächsten Station brachte, wo ich Post nahm, und verließ somit ein Haus, das mir je länger je mehr verhaßt wurde.

---

## Sechstes Capitel.

~~~~~  
Wohin?

Ja wenn ich das geruht hätte. Für's Erste dachte ich auch nicht sonderlich daran und suchte nur weit und schnell aus einer Gegend wegzukommen, in welcher ich allerdings nicht sicher war und wo mir ein angenehmes Bad würde bereitet worden seyn, hätte man mich daselbst aufgefunden.

Ich fuhr demnach Tag und Nacht und ruhte nicht eher aus, bis ich mich für sicher hielt.

Eine Grenzstadt des ***schen Gebiets war der erste Ort, wo ich ein paar Tage zu bleiben beschloß.

Man wies mir im goldenen Löwen, wo ich abgestiegen war, ein hübsches Zimmerchen an und ich machte es mir bequem.

Während ich noch damit beschäftigt war, meine Reisefelleider ab- und andere anzulegen, wird an meiner Thüre geklopf; ich hatte übersehen zurückzuehen; sie ging auf und ein Burschen von höchstens sechzehn Jahren trat herein.

Verzeihen Sie, stammelte der Bube, wie er mich sah, ich wollte —

Dabei blieb er aber immer in der Thüre stehen und verhielt sich gleichsam mit den Augen. Mir gefiel der hübsche Junge. Lächelnd erwiderte ich, so machen Sie doch die Thüre zu; was wollten Sie denn?

Ah, stotterte er, ich wollte — ich glaubte —

Nun, fragte ich.

Ich dachte Sie hätten hier zu treffen,

Pieckchen? Ja wer ist denn das?

Das Bettmädchen, erwiderte er schnell und wurde über und über roth.

Ei! mit der wollten Sie wohl gar ein bißchen scherzen?

Der arme Junge wußte gar nicht mehr was er sagen sollte, schlug die Augen nieder und spielte mit dem Hut.

Ich ging auf ihn zu; faßte freundlich seine Hand, hob sein glühendes Gesicht empor und zog ihn näher an mich.

Plötzlich setzte er mir.

Ich war wirklich im tiefsten N. glige. Mein A. usen war bies, meine Haare gelöst, ein einziger kurzer Rod umschloß meine Hüften und als ich Atolp neben mich zum Torba zog, sah wie von selbst die leichte Hülle so weit zur L, daß meine Late und Kane ihm sichtbar wurden.

Ein Blick belehrte mich, daß das, was er sah, ihn nicht kalt ließ und ich benutzte diese Stimmung.

Wie von ungefähr ließ ich seine Hand auf meine Knie fallen; sie brannte wie Feuer. Unwillkürlich rückte sie leise höher und höher, bald war er — — ich setzte mich bequemer und ich sah jetzt, daß mein kleiner Liebhaber kein völliger Neuling mehr war.

Ganz sanft sank ich in die Kissen zurück; mein umschlingender Arm zog ihn an mich, ich umschloß ihn fest und innig und gewährte dem Jüngling einen Genuß, wie ihn nur die feurigste Empfindung kannte.

Siebentes Capitel.

~~~~~

*Ein tête à tête.*

Sehr vergnügt schied der Jüngling endlich von mir, und ich ging die Wirthin aufzusuchen, um mir etwas zu bestellen. Es war schon dunkel als ich in die Unterstube kam, wo ich niemand fand, ich ging deswegen auf ein daranstoßendes Gemach zu, blieb aber plötzlich horchend stehen, als ich darin ein Geflüster hörte.

Die Wirthin unterhielt sich hier in aller Eil und Vertraulichkeit, mit einem andern als ihren Mann und beide waren so vertieft, daß sie meine Nähe nicht bemerkten.

So viel ich im Lämmerlicht bemerken konnte,

...alte der Liebhaber sein Täubchen in eine Ecke getrieben, wo sie Stand halten mußte.

Er schien ihr ordentlich nahe zu rücken, denn sie seufzte und stöhnte erschäunlich und auch er war nicht still.

Doch nahte sich der Moment der Ekstase; ein paar Minuten war alles ruhig, dann fing das Spiel von neuem an.

Mir wurde glühend heiß bei der Sache und ich konnte mich nicht enthalten mir — —

Endlich schloß das Pärchen seine Unterredung. Der Seladon trennte sich durch eine Hintertür und ich trat zu dem lässernen Weibchen.

Sie war noch ganz schauffirt, erschrak nicht wenig über mein schnelles Kommen und suchte vergebens ihre Belegenheit vor mir zu verbessern.

Ihr Schreck wurde aber noch größer als ich

ihre zu versprechen gab, daß ich mehr wußte, als sie zu wünschen schien.

Mit kitzelndem Tone näherte sie sich mir und sagte: ach wenn Sie wüßten wie garstig mein Mann ist.

Armes Weibchen, erwiderte ich, seien Sie ruhig; ich bin keine Verrätherin, damit fallen ich ihre Hand, die sehr hübsch war, und zog sie näher.

Sie sah mich mit einem fragenden Blick an; der meine sie antwortete ihr und unsere Lippen berührten sich.

Ich will nur noch etwas besorgen, küßte sie mich zu, dann komme ich hinauf zu Ihnen.

Sie brach Wort. Kaum war ich wieder auf meinem Zimmer, so war sie auch da und küßte mich von neuem in die Lippen.

Am Morgen, sitzend mit einer meiner Geschäfte

teß war mir noch fremd; Frau Anna machte mich damit bekannt und das Ding gefiel mir gar nicht übel.

Anna war recht hübsch, in allem wohlerfahren und versicherte mir mehrmals, daß sie mich eben so liebe wie *elle s'en a été* mit einem Freunde.

Als wir genug geschertzt und uns gegenseitig alles gezeigt hatten, was die Eine wie die Andere interessirte, wollte sie sich wieder ihrer Wege und ich war sehr vergnügt über die Abenteuer meines heutigen Tages.

---

## Achtes Capitel.



Ich werde aufgefunden.

Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen verließ ich diesen Ort und setzte meine Reise nach der Hauptstadt fort.

Hier mietete ich mir eine Wohnung und fing eben an, mich ein wenig in dieser neuen Welt umzusehen, als, o Schreck! mein Herr Gemal mit Mama in mein Zimmer trat. Ich begreife noch nicht, daß ich bei diesem Anblick nicht in Ohnmacht fiel. Von der Strafpredigt, die ich nun hören mußte, verstand ich wenig, so hatte mich die unverhoffte Erscheinung erschüttert und erst als ich hörte, daß ich schon den folgenden

den Tag mit ihnen wieder in die Heimath reisen sollte, fing ich an mich zu besinnen.

Ich protestirte aus vollen Kräften, aber was half's! Ich war einmal wieder in ihrer Gewalt, und im schlimmsten Fall mußte ich fürchten, daß Zwangsmittel angewendet wurden. — Ich ergab mich demnach in mein Geschick, beschloß aber, mich nun noch mehr, wie sonst schablos zu halten.

Aber, ach! auch dieses schlug fehl.

Noch denselben Abend nahm mich Mama mit auf ihr Zimmer. Mein Herr Gemal folgte. Hier mußte ich mich entkleiden und nachdem Herr Spah mir in Gegenwart meiner Mutter, eine süßbare Erinahnung vermittelst eines kleinen Röhrchens auf meinen H — — gegeben hatte, wobei Mama mir die Hände hielt und ich umsonst Bitten und Thränen um Schonung vere

schwenkete, legte mir letzterer einen Gürtel um, der mir Aermsten jede Möglichkeit zu einer Erbsung vereitelte, die mir mein Gemal nicht wollte zukommen lassen.

Zwei Jahre verschmachtete ich so in ungesättigtem Sehnen, da erbarmte sich das Geschick meiner und nahm meinen Peiniger aus dieser Weltlichkeit.

Wer war froher wie ich! Jetzt war ich endlich frei und unabhängig und reich genug um leben zu können wie ich wollte.

Zu sehr hatte mich das Joch der Ehe gedrückt, um der Versuchung zu unterliegen, meine Freiheit aufs neue auf's Spiel zu setzen. Ich wies alle Anträge um meine Hand ab, zog in eine andere Gegend und lebte da nach meinem Geschmack.

Was mir gefällt begünstige ich; wo sich nur

die Freude bietet, pflücke ich sie und noch hat  
mich der Entschluß nicht gereut, die Unabhängig-  
keit meines Willens treu bewahrt zu haben.

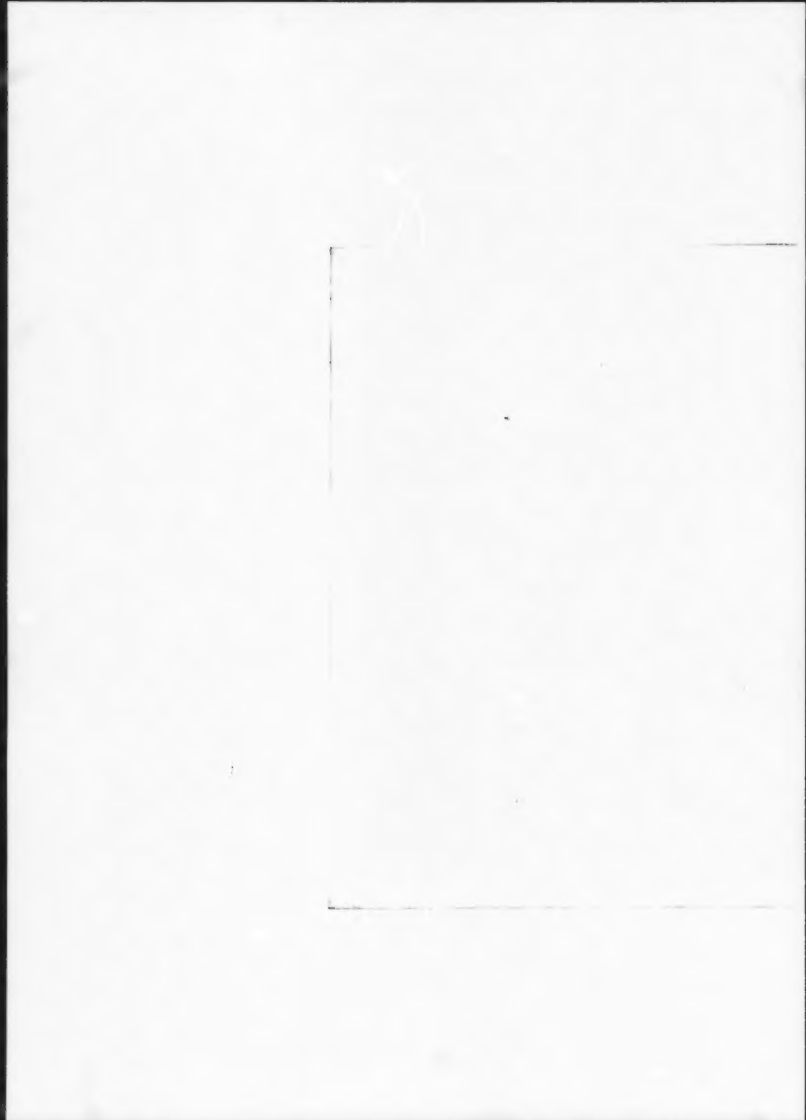
---



\_\_\_\_\_

X.

Julius Begegnisse.



### Kurora.

So war der Vorname der Madame Seefisch.

Herr Seefisch war ein Kaufmann, der mit Material- und nebenbei auch mit Italiener Waaren handelte und bei dem alles, was zur eleganten Männer Welt in Burstadt gehörte, zu frühesten pflegte.

Das that ich natürlich auch, denn ich war einer der elegantesten unter den Eleganten von Burstadt, und Kurora — eine wahre Morgensthe an Schönheit und Amuth.

EWIG Schade, sprach ich oft zu mir selbst, daß diese Aurora einem solchen Schneemann, wie Herrn Seefisch, glänzt. Für ihn kann sie nur ein Nordlicht seyn, das ihn leuchtet und nicht wärmt, denn zu weit ist Herr Seefisch bereits in den Winter herein, und doch könnte sie so herrlich wärmen! Das sah man ihr auf dem ersten Blick an.

Wenn sie nur wollte, wie ich, dachte ich weiter, das wäre eine herrliche Sache! ob du wehl einmal anfragst? Warum nicht, antwortete ich mir selbst. Im schlimmsten Fall, sagt sie Nein und dann — i nun, dann weiß ich wenigstens mehr wie jetzt.

Also, fragen wollte ich, der Entschluß stand fest, aber wie? und wo? Denn so gerade heraus fragt man nicht und zu Umschweifen gehört Zeit und Gelegenheit und die wollte sich lange

Zeit gar nicht finden, denn Herr Seefisch war immer wie ein Kobold im Wege.

Das verdross mich fast und ich wäre gewiß am Ende noch auf das böse Geschick böde geworden, hätte es nicht plötzlich einmal ganz unversehrt milde gelächelt.

Herr Seefisch hatte frische Auster bekommen. Das meldete er mir, seinem getreuen Kunden eines Abends im Klubb, wo er manchmal Piquet spielte und ich verfehlte nicht, mich den andern Tag etwas früher wie gewöhnlich einzustellen, um verabredetermaßen die Ankömmlinge zu allererst zu probiren.

Wie gewöhnlich, saß Morchen — so nannte Herr Seefisch stets seine bessere Hälfte — im Lazenzimmer.

Ach, seuzte sie mir entgegen, als ich nach ihrem leiblichen Genossen und nach den Ausern

fragte: mein Mann, der arme, ist plötzlich krank geworden.

I, wie denn so?

Ach, er konnte dem Appetit nicht widerstehen, noch gestern Abends als er zu Hause kam, die neue Hamburger Sendung zu untersuchen und da hat er sich den Magen verdorben. Wollen Sie ihn nicht ein wenig besuchen? Er ist oben im Bett.

Recht gern, erwiderte ich, aber ich weiß das Zimmer nicht.

Ich will Sie hinführen, sagte Aurora mit einem freundlichen Blick, der mir durch Muth und Wein drang und ich folgte ihr.

Auf der Treppe, sie war entsetzlich dunkel, reichte mir Norchen die Hand mich zu führen, und ich dachte: ruhen wir den günstigen Augenblick.

Sanft drückte ich die schöne Hand. Welch Entzücken! der Duss wurde erwidert. Göttliches Weibchen, rief ich, und küßte das Patschchen, und Norchen — drückte mir die Hand noch Einmal.

Jetzt umschlang ich den Engel. Sie schraubte sich nicht. Ein Kuß und wieder Einer und noch Einer, brachte vollends mein Blut zum Sieden. Ich zog sie näher, die sanften Berührungen der Lippen mehrten sich. Meine Hand verirrte sich zum Busen. Norchen sagte nichts. Ich wurde immer dreister. Bald suchte ich nach andern Stellen, und Norchen widersetzte mir zu: Kommen Sie, man könnte uns hier finden.

Sie zog mich fort. Eine Thür öffnete sich.

Das ist mein Zimmer, sagte sie leise, indem wir eintraten: neben an liegt mein Mann.

Das war mir gar nicht recht.

Aurora mochte merken, was ich dachte



und flüßerte: warten Sie, ich will sehen, vielleicht schläft er.

Ach, wenn er doch schlief! seufzte ich und Aurora lächelte über meine Ungeduld, legte den schönen Finger auf den Mund und schlich der halb offenen Thüre zu, wo ihr alter Actäon — schlief.

Er schlief? — Ja, meine schöne Leserrinnen, er schlief, und wer darüber froh wie ein König war, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Mit glühender Inbrunst schloß ich das süße Weib in meine Arme, sanft schmiegte sie sich an meine Brust. Das Busentuch wich meinem Ungestüm. Brennende Küsse wurden gegeben und erwidert und bei meiner Kühnheit und ihrem Nach- und Hingeben trat ein Augenblick der Lust ein, schöner als wie ich ihn noch jemals erlebt hatte.

Dreimal hatten wir schon die anmuthigste Neckerei wiederholt, da hustete Herr Seefisch und ich — schlich leise davon, während Rorchen ging, ihrem Eheherrn ein bißchen in den Rücken zu klopfen.

Die Kußern, die ich mir nun geben ließ, belamen mir auf diese Morgenmotion vortrefflich und Rorchens freundlicher Blick, als sie wieder ins Labenstübchen trat, sagte mir, daß ihr die Unterhaltung nicht minder angenehm gewesen war.

---

Kortsetzung.

Mein Geschmack mußte sehr verdorben gewesen seyn, wenn ich nicht nach einer Wiederholung hätte verlangen sollen, und gerade so wie mir, ging es Rorchen.

Über die Gelegenheit wollte sich mehrere Tage gar nicht wieder machen, endlich kam sie und wurde bezeugt.

Herr Seefisch hatte außerhalb der Stadt ein Gärtchen. Daneben wohnte in einem kleinen Hause eine junge Wittwe, die der Wohlthätigkeit Morchens manches zu verdanken hatte.

An diese wandte sich jetzt Madame Seefisch und auch ich, und da die Frau ein gutes Herz hatte und dankbar war, so versprach sie zu helfen.

Jetzt feierten wir, Morchen und ich, manchen süßen Augenblick; denn da Madame in die Wohnung der Wittve durch ihren Garten kommen konnte und ich von einer ganz entgegengesetzten Seite, wo mich niemand leicht bemerkte, so ging das Ding ganz charmant und wir waren um so sicherer, da Hanne, so hieß die Wittve,

derweile Schiltwache stand um jeden Ueberfall zu verhindern.

Wie süß veränderten wir da die Zeit! Freilich gab's in dem Häuschen keine schwellende Ottomane, deren elastische Rißen den Genuß erhöhen — indeß wer gern tanzt, dem ist leicht gepfeifen und eine Bank, ein Stuhl, ein Bett sind bei solchen Gelegenheiten recht brauchbar.

---

Hanna.

Einß Tages war ich wieder dem Rendez-vous zugeeilt, indem ich Korchon zu finden hoffte; da kam mir Hanna mit der unangenehmen Nachricht entgegen, daß meine Schöne heut unmöglich kommen könne, weil ein unerwarteter Besuch vom Bande eingetroffen sey, und daß ich sie dafür den andern Tag vorfinden solle.

Das Letztere war ganz gut, das Erstere aber nicht.

Gerade heute hatte ich gewaltige Lust zum — parkiren, und nun sollte es nicht seyn!

Verdrüsslich setzte ich mich einen Augenblick nieder und bat Hanna, mir ein Glas Milch zu holen.

Sie ging und ich stützte misanthropisch den Kopf.

Da fiel mein Blick durch die offen gebliebene Thüre auf die Wittwe, die in einem Nebenflüßchen beschäftigt war, von einem hohen Schranke ein Glas herunter zu langen und ich sah, wie sie sich ausreckte, unter den kurzen Röcken eine herrliche weiße Wade hervorschimmern.

Weiß der Himmel wie's zuging, daß sich mir jetzt zum Erstenmale die Bemerkung aufdrang, Hanna sey ein hübsches Weib.

Das war sie auch.

Nur vier und zwanzig Jahre, war sie frisch und rund, hatte eine sehr feine Haut, ein liebliches Gesichtchen, schwarzes Haar, kurz sie war ein wirklich leckerer Biß.

Wie, wenn — — dachte ich und beschloß zu versuchen.

Hanna stand noch auf dem Schemel und mühte sich, von dem ungebührlich hohen Schrank außer dem Glase einen alten Präsentir-Teller herunterzunehmen, als ich schon hinter ihr war und sie sanft auf die Röcke klopfte.

Ah! mein Gott! wie haben Sie mich erschreckt.

Erschreckt? wodurch? fragte ich und knipp sie in die herrlichen Waden.

Ich werde fallen, fuhr das Weibchen fort und sah mich schelmisch lächelnd an.

Dann sang ich dich in meinen Armen auf, grüßte ich und meine Hand rückte höher.

Sie wollte wehren; es war aber nur zum Schein und ich viel zu erpicht um mich zurück weifen zu lassen.

Ach, seufzte sie, wenn das Mahome Gottsch wüßte!

Nicht zu wissen ist nicht gut, entgegnete ich, aber lassen wir das jetzt, liebes Hännchen, kommen Her herunter.

Kann ich denn? sagte sie und blickte auf meine Hand die eben einen allerliebsten Ruhepunkt gefunden hatte.

Ich heb sie nun herunter und näherte mich mit ihr dem Bette.

Ach Gott, seufzte sie, Sie sind auch recht schüchtern.

Ich ließ sie nicht weiter reden. Mein Mund verflügelte den ihren, und ich fing an die Dienste eines Kammermädchens zu verrichten.

Mein Himmel was wollen Sie machen! flüsterte sie überrascht, Nein! ach nein! das geht nicht. —

Ich ließ mich nicht hören. Unter Küßen und Tändeln entzog ich ihr ein Gewand nach dem andern und bald stand das schmutze Weib nur noch vom Leisten verhüllt vor mir.

Ietzt bog ich sie sanft über das Bette weg: Beim Himmel! das Weib war zum Entzücken. Weiß wie Schnee und so schön beschattet.

Ich konnte gar nicht satt werden, sie zu betrachten. Ach! ach! ach! leuchtete sie nach einigen Minuten, in denen ich mir das Vergnügen gemacht hatte sie zu küssen, ach! ach! liebster — besser — — Herr — ich — bitte, so — kommen sie. — Weiter vermochte das ganz in Flammen gefachte Haandchen nicht zu sprechen. Der Moment des Vergnügens überraschte sie und ich hatte das



Entzünden, sie wie aufgelöst hingesenken zu sehen.

---

Brigitte.

Hanna war noch in dem leichten Costüm, in welchem sie sich so allerliebst ausnahm, als an der verriegelten Hausthür geklinkt wurde.

Ich erschrak.

Seyn Sie ruhig, sagte Hanna, es wird meine Schwester Brigitte seyn, die mich manchmal besucht.

Bei diesen Worten steckte sie den Kopf zum Fenster hinaus und da sie sah, daß es wirklich Brigitte war, so warf sie ihr den Schlüssel zu und das Mädchen kam herauf.

Hanna schien sich iprentwegen gar keinen Zwang

anzuthun und ich merkte bald, daß Brigitte keine Neulingin war.

Bald war ich mit ihr in ein Gespräch. Das Mädchen gefiel mir außerordentlich. Jünger wie Hanna war sie, nicht weniger reichend, und an Feuer schien es ihr auch nicht zu fehlen.

Gern hätte ich noch mit ihr einen Scherz gemacht, aber ich fürchtete, Hanna war zu feurig gewesen.

Dieser entgingen meine Bedenklichkeiten nicht; sie sah mich lächelnd an und wandte sich dann zu ihrer Schwester: Unser Besuch hat gewünscht mich im einfachsten Anzuge zu sehen. Wie wär's Brigitte, wenn du dir's eben so bequem machtest, da könnte Herr Julius sehen, ob wir einander durchaus ähnlich sind.

Brigitte wurde über und über roth, warf einen fragenden Blick auf mich, und ich — i nu,  
11°

daß ich den Einsall lobte und prächtig fand,  
laßt sich denken.

Komm nur, komm, suche Hanna fort, da  
die Schwester sich kränkte, du sollst mal sehen,  
wie laßig wir sein wollen. Damit hing sie an,  
die Kleine aufzuschälen und winkte mir lächelnd  
her zu helfen.

Da ich mich nützen ließ? Da müßte ich  
nicht ich gewesen sein, dem schon bei den Ge-  
danken an die Vergleichung dieser reizenden Ge-  
schöpfers wieder ganz anders zu Mute wurde.

Jetzt stand Brigitten wie ihre Schwester  
vor mir und verschämt wagte sie kein Auge aufzu-  
heben.

Laß du bloß, sagte Hanna, warte Aint, ich  
will dir Satisfaction geben, du sollst mich das  
für strafen.

Verzeihst du es wohl, entgegnete Beie

güte und vertheidigte sich nur schwach gegen meine feuriger werdenden Liebesungen.

Nun so nimm und thu es, fuhr Hanna fort und reichte der Schwester einen Wacholderbeerringsweig, der auf dem Tische lag.

Ja thu es, Brigitta, sagte ich, ich möchte es gerne sehen.

Wenn das ist, erwiderte diese, so will ich wohl.

Komm Hanna, mache dich bereit.

Elkelnd gehorchte Hanna. Indem sie sich vor ihre Schwester hinstellte, ließ sie das letzte Gewand fallen und reizend wie eine Venus, stand sie sanft gebeugt vor meinem entzückten Blicken.

Aber auch du mußt — fuhr sie zu Brigitten gewandt fort, es machen wie ich, und damit streifte sie auch dieser die letzte Hülle ab.

Einen schönern Anblick hatte ich nie.

Zwei weibliche Wesen, beide reizend, beide üppig, beide sich ähnlich und doch wieder so verschieden in mancherlei, wie sie aus den Händen der Natur gekommen waren — wahrlich wenn da nicht der Muth wächst — der hat keinen.

Jetzt fing Brigitte an, mit sanftem Streicheln die Hintertheile ihrer Schwester zu berühren.

Immer unbeschreiblicher ward mir. Ich vermochte mich nicht länger zu halten.

Mit starkem Arm umfaßte ich das Mädchen, zog sie näher und bahnte mir den Weg zum höchsten Vergnügen.

Lächelnd sah Hanna mein Beginnen und entfernte sich leise, uns nur selbst und unserm Entzücken überlassend.

Spät und erschöpft kehrte ich aber in meine Wohnung zurück, von jetzt an meine Zeit zwi-

schen Auroren, Hannen und Brigitten theilend, in deren Armen mir wechselseitig die süßesten Stunden entchwanden.

---

Fanny.

Bald darauf erforderten meine Verhältnisse eine Reise nach der Hauptstadt, und ich beschloß sie auf der Post zu machen.

Außer mir befand sich noch ein Ehepaar auf derselben, ein Herr Pastor Pfropfenschmidt, der mit seiner jungen Frau gleichfalls dahin wollte, um nach langweiligen Amtsgeschäften sich einmal auf ein Paar Wochen auf eine erlaubte Weise zu erqößen.

Ehren Pfropfenschmidt war zwar noch kein alter Mann, aber ein desto verliebterer. Sah man neben ihm Fanny, so glaubte man die Un-

lust neben der Lust zu erblicken, so langweilig, abgeschmackt und laßig erschien er neben den blühenden Weibchen, die, eine läudliche Schöne, von Leben und Lebenslust, gleichsam strahlte.

Es war Abend als die Post aus Wurstatt abging.

Wald umgab uns Finsterniß und da der Weg durch sandige Erde führte, so gieng nur langsam und Schirmmeister und Postillion überließen sich einer sanften Nahe. Auch ich lehnte mich zurück und überließ mich meinen Gedanken.

Wald wurde meine Aufmerksamkeit durch die beiden Chelentken angeregt.

Janny glaubte mich wie die andern eingeschlafen.

Leise schlüpfte sie ihrem Manne zu:

Seit ist schon der dritte Tag, Gottfried, ich kann es nicht mehr aushalten.

Dabei rühte sie ihm näher und ich bemerkte, daß sie nach etwas suchte.

Laß doch, erwiderte er, wenn man's merkte.

Es schläft ja alles, war ihre Antwort, nimm mich nur auf den Schooß.

Es geht nicht, es geht nicht, meinte er und sie entgegnete verdrüsslich, warum denn nicht, wenn du nur nicht so träge wärst.

Dieser Vorwurf mochte dem Herrn Gemal kränken. Meinetwegen, sagte er, so komm nur, aber das sage ich dir, still mußt du seyn.

Man denke, wie mir dabei zu Muthe wurde!

Ich blinzelte und blinzelte; jetzt sah ich, wie Fanny mit ihren Patschen sich das hervorlangte, wornach ihr Herz sich sehnte.

Es ist ja heut recht stark, flüsterte sie und gab dem Belobten einen Kuß. Zeise schob sie sich nun von meiner Seite weg — wir saßen



alle drei neben einander — und rüßte ihren  
Manne auf dem Schooß.

Langsam hob ihr dieser die Gewänder in die Höhe  
und Madame suchte sich ihm bestens zu nähern.

Das Ding wollte aber gar nicht gehen. Mehrere  
Versuche wurden gemacht, es glückte nicht.  
Ach! seufzte sie verdrüsslich, es ist auch gar zu  
unbedeutend und immer gleich wieder vorbei.

Krimes Weibchen, dachte ich, wer dir helfen  
könnte!

Endlich kam's doch in's Geschick. Mit bewunderungswürdiger Schnelle beachte sie sich während  
dem unterhaltenden Actus und ihr Gesüßler  
überzeugte mich, wie sehr dergleichen Empfindungen  
ihr willkommen waren.

Eine Frau, dachte ich, die so lebenslustig ist,  
kann über ein Intermezzo nicht zürnen, drum  
nur frisch gewagt.

Still und hastig suchte ich bei mir vor, was sie so zu lieben schien und fasste ihre Hand.

Erschrocken zuckte sie zurück. Ein sanfter Druck von mir beruhigte sie indeß zur Stelle. Jetzt führte ich ihr weiches Patschen und —

Ach! seufzte sie ergriffen von der Stattlichkeit und fing an, mir ein Vergnügen mitzutheilen, das sie eben selbst genoss.

Ihre volle Wade lag entblößt neben mir. Meine Hand streichelte und klopfte das allerliebste Fleisch und Fanny's Entzücken erstieg den höchsten Grad.

Jetzt war ihres Eheberrn Rache zu Ende — O Lieder, noch Einmal, noch Einmal, küßte das Täubchen, Herr Pfropfenschmidt entgegenete aber: Kind, das geht nicht, sey zufrieden.

Ich suchte ihr zu versichern zu gehen, daß ich gern bereit sey ihr zu dienen. Schnell begriff

sie mein Aerbieten. Ohne weiter in ihren Schachmatticus zu dringen, nahm sie ihren ersten Platz wieder ein und sagte: wir wollen schlafen.

Das war dem Herrn Pfropfschmitt ganz recht. Er mochte selbst Ruß dazu haben und lehnte sich in eine Ecke.

Jetzt rückte mir Hannp näher und überließ mir das Weitere und ich that was Det und Zeit nur gestatteten.

Freilich ging es nur — sehr schwierig und kostete Hannp einige helllaute O weh's! die der schlaftraufene Garre auf Rechnung des rüttelnden Postwagens setzte und gutmüthig sein Lämmchen ermahnte, Geduld zu haben, es würde schon besser werden: aber wir erreichten doch unsern Zweck.

Der blaue Ritter.

So hieß der Gasthof in der Grenzstadt, wo die Post einen halben Tag liegen blieb.

Ehren Pfropfenschmidt und Fanny waren ausgegangen, einen Bekannten zu besuchen und ich schlenderte im Hause herum.

Von ungefähr komme ich an eine Thüre, die ich für die meinige halte und erblicke beim Eintreten ein alle liebste Mädchen von höchstens sechzehn Jahren, die auf einem Sopha hingestreckt, sich sanft in den Armen des Schlafes wiegt. Das liebe Kind war vermuthlich über einem verbotenen Spiele eingeschlummert und gewährte mir jetzt einen reizenden Anblick.

Ausgestreckt, wie sie lag, ruhte ihre Hand noch unter den verschobenen Kleidern und ein

Busen wie Schnee, ein Knie wie Marmor, bligten mir in die Augen.

Einen Augenblick stand ich in Betrachtung verloren, dann näherte ich mich leise der holden Schläferin und drückte sanft einen Kuß auf ihre schwellenden Lippen.

Erschrocken schlug das Mädchen die Augen auf.

Ihre Bestürzung war groß, einen Fremden vor sich zu erblicken.

Järend wollte sie mich wegstoßen. Meine Bitten, meine Liebkosungen beruhigten sie endlich. Ach, seufzte sie, wenn nur Mama nicht kommt, sonst würde es mir gut gehen.

Ist denn Mama so schlimm, fragte ich, und machte mich bereit, meinen Sieg zu vervollständigen.

Ach! o weh! seufzte sie, Sie bringen mich

um, oh, oh, — freil — freilich ist sie schlimm  
— a — ach — wenn sie jetzt käm!

Sie kam indeß nicht und Ida lernte durch mich zum Erstenmale was Bönne ist. Jetzt erzählte mir die Kleine, daß sie sich schon oft ein solches Vergügen gewünscht hätte, daß Mama sie aber gar zu strenge bewachte und nicht selten, wenn Ida sich einen Spaß für sich selbst machte, ihr ihre Hand empfindlich fühlen ließe, denn Mama war eine — Stiefmutter.

Ist sie denn noch jung, fragte ich und Ida erwiderte: O ja, so an die Dreißig, aber hübsch ist sie, das weiß ich.

Wie denn, so fiel ich ein und nun erzählte mir das unbefangene Mädchen, wie sie Mama immer im Bade bedienen und abtrocknen müsse.

Da hast du wohl Gelegenheit manche Beobachtung zu machen, fragte ich weiter und lä-

desab erwiderte Ida, was wollt' ich nicht?  
Wenn ich so mit der feine Leinwand Mama's  
sammtne Haut reiben muß und komme dann —  
Sie wissen schon wohin, dann wird sie immer  
ganz sonderbar. Ach ich habe schon manchmal  
gedacht, ob sie wohl böse wurde, wenn du sie  
ein bißchen länger frottirtest, aber ich wage es  
nicht und Mama sagt auch nichts.

Du es nur einmal, Ida, sprach ich, du  
wirst sehen, sie wird nicht böse.

Ja wer trauen dürfte?

Verlaß dich auf mich, es müßte mich alles täu-  
schen, dein Stiefmütterchen liebt das Vergnügen.

Nun ich will's einmal versuchen, vielleicht  
wird sie dann weniger strenge gegen mich und  
zückt mich nicht gleich, wenn ich einmal mich  
überraschen laße. So wie sie zu Hause kommt,  
will ich's versuchen.

Wirst du aber da **Gelogenheit** haben?

O, ja, ich muß sie ja immer auskleiden und  
ihr helfen reine Wäsche anlegen.

Das möchte ich wohl sehen.

Ja das geht nicht.

Halt Ida, mir kommt ein Gedanke: Hier  
neben an logire ich, das Schlüsselloch ist groß,  
wenn du dich mit ihr so stellen wolltest, nicht  
wahr du thust mir's zu Gefallen? ich diene wie-  
der.

Mit diesen Worten fing ich mein Spiel bei  
ihr von neuem an und Ida seufzte: ah — Sie  
hö — ser hö — ser Mensch, ich — fa — kann  
Ihnen nichts abschla — ah — ah — o weh,  
oh — oh, das thut herrlich — oh — oh — oh  
— ich — ster — sterbe. — —



Mama.

**N**aum hatte ich Ida verlassen, so kam Mama von ihrem Ausgange zurück.

Es war ein schönes volles Weib, hochbusig wie eine Helena, zur Wollust geschaffen.

Schnell nahm ich meinen Posten ein.

Bringe mein Negligée, sprach Mama zu Ida, und ich tauschte begierig.

Ida hielt Wort. Geschickt wußte sie es so zu machen, daß mein Observatorium mir alles zeigte, und ich sah jetzt, wie unter der geschäftigen Ida Hand, ein Gewand nach dem andern von Charlottens schönen Körper schwand.

Jetzt stand sie ganz enthüllt da. Wenn ich die Göttin der Lust malen sollte, würde ich diese zum Modell wählen. Dieser volle Busen, diese runden Arme, diese üppigen Schenkel und Ba-

den, der weiße Bauch an dessen untersten Theile sich schwarzes lockiges Haar kräufelte, der volle Hintere, ein süßes Rösen der Lust, der schöne Nacken vom dunklen Lockenhaar umschattet — man konnte nichts Lüpigeres sehen.

Mir ist sehr warm geworden, sprach Charlotte, reibe mich ein wenig mit Rosenwasser ein.

Freudig gehorchte Ida. Auf ein feines Tuch goß sie die duftende Flüssigkeit, und fing nun an die herrliche Frau zu frottiren. Erst den Leib und endlich den Tummelplatz der süßesten Lust.

Sie standen so, daß ich alles schon konnte. Ich verging beinah im Anschauen. Sanft öffnete Charlotte die Schenkel als Ida sich dem holden Fleckchen näherte und je mehr die Kleine ihren Dienst verrichtete, je lebhafter wurden Mamas Blicke und das Colorit ihrer zarten Haut.

Wie von selbst ließ Ida das Tuch fallen und  
riß die sähne mit der bloßen Hand.

Mama holte jetzt tiefer und tiefer Athem.  
Gute Ida, kispelte sie und streichelte die Aelene,  
du bist ja recht geschickt.

Soll ich aufhören, frug diese naiv und hielt  
einen Augenblick inne.

O nein — ja — nein Ida, stammelte Char-  
lotte, noch ein bißchen — und schon sah ich an  
dem Zucken daß sich die Ertause nahte.

Wenige Momente und sie trat ein und un-  
ter den lieblichsten Wendungen kispelte Charlotte  
unverständliche Worte.

---

Ich mache mich bekannt.

Raum konnte ich den Augenblick erwarten wo sie wieder angekleidet war, um mich ihr vorzustellen.

Unter einem leidlichen Vorwande führte ich mich ein und da ich hörte, daß auch sie nach der Hauptstadt wolle, bot ich mich ihr zum Reisegefährten an.

Ich schien ihr zu gefallen. Der Antrag wurde angenommen und ich verließ nun die Post nebst Herrn Pfropfenschmidt und seiner Fanny, um mit Charlotten und ihrem holden Stiefkinde die Reise zu vollenden.

Bald war ich mit dem herrlichen Weibe einverstanden. Ehe wir noch die Thore der Residenz erreichten, hatte ich schon in ihren Armen das süße Glück der Liebe genossen und drei Wo-

nate entchwanden mir in der Hauptstadt im Um-  
gange Charlotten's und Ida's wie Stunden.

Später begleitete ich sie auf ihr Gut in der  
Provinz und als ein halb Jährchen verstrichen war,  
stand Charlotte neben mir als meine Frau und  
Ida! Ida blieb was sie war, Freundin, Ver-  
traute und Genosin unsrer Vergnügungen, bis  
sie ein Erbsel von Landjunker aus unsrer Nähe  
zur Frau von Kummelfeld machte und ihr Ges-  
legenheit gab zu zeigen, daß sie die Kunst Hör-  
ner aufzusetzen trefflich versteht.

In der Handlung wo dieses Werk in Commission ist, so wie in allen andern Buchhandlungen, sind folgende neue Unterhaltungsschriften zu haben.

Lebewohl! Roman nach dem Französischen der Damen Marie d'Hours und Rende Roger frei bearbeitet von L. Kruse. 8. 3 Theile. 3 Thlr.

Kruse, L. Die Suite in Paris. Nouvelle nach dem Franz. frei bearbeitet. 8. 12 Gr.

Der Damen. Erzähler von V. J. Charrin; Uebersetzt von L. Hermann. 16. 2 Theile. geh. 2 Thlr.

Jördens, Bella und Beate. Eine Geschichte. 8. 21 Gr.

Zeichnungen nach der Natur. Entworfen auf einer Reise durch die Schweiz nach dem Chamouny-Thal. Von dem Verf. von Wahl und Führung. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Bald erscheint und wird vorzüglich aufmerksam gemacht: Biren, über das Weib

in physisch., moral. und literarischer Beziehung. Nach der 2. Aufl. des Französischen von D. L. Hermann. gr. 8

Piquant Le Brun, der Eosmud. oder: er leitet uns Alle. Philosoph. launiger Roman. Aus dem Franz. 8.

C. E. Lichtenberg's Ideen, Einsälle und Maximen. Nach dessen Charakteristik. Ausgewählt und herausgegeben von H. Jördens.

Andere der Kaiser. Von M. v. Lüdemann; Verf. d. Sultankriegs.

Auswahl  
 des Schönen und Gebiendsten  
 aus den verschiedenen Schriften  
 Jean Paul Friedrich Richters.  
 Mit dessen Bildnis, Leben und Charakteristik.  
 6 Bände: 1806 in zwei 8vo Bänden.  
 In Leinwand und in Zehngebunden.

Deutscher Dichtersaal  
 von Luther bis auf unsere Zeiten.  
 Auswahl des Gediegenen, geistlichen Einsichtlichen,  
 Biographien und Charakteristiken.  
 Herausgegeben vom  
 Hofrath Dr. August Schauer.

Subscription-Preise für jedes Bändchen  
 beider Werke:

- I. Ausgabe in anständigem Leinwand und sehr  
 lesbar gedruckt (für Hemmende):  
 1) auf Velinpapier 1 Thlr., od. 1 Rl. 48 Gr.  
 2) auf Schreibpapier 15 Gr., od. 1 Rl. 24 Gr.
- II. Ausgabe in Leder, wie Schöners  
 Klosters Werke (nach Walter Buch):  
 3) auf feinem (französl.) Papier 10 Gr., od.  
 1 Rl. 12 Gr.  
 4) vortheilhafte Ausgabe auf gewöhnlichem  
 Druckpapier 12 Gr. od. 34 Gr.